ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

JAHRGANG 1903. — BAND XXXIV.

Nach einer Naturaufnahme von V. Sella.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Glacier des Etançons und die Meije von Süden.

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

HEINRICH HESS.

JAHRGANG 1903. — BAND XXXIV.

UB INNSBRUCK
+C36945107

INNSBRUCK 1903.
VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

DRUCK VON ALPHONS BRUCKMANN, MÜNCHEN.

Inhalts-Verzeichnis:

Seite

1. **Fritz Frech:** Über das Antlitz der Tiroler Zentralalpen 1
2. **Eugen Oberhummer:** Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert. II. Teil. Österreich 32
3. **Adolf Schiber:** Das Deutschtum im Süden der Alpen. II. Teil 42
4. **Hans von Zwiedineck-Südenhorst:** Erzherzog Johanns Reise durch das Ötztal 1846 . . 77
5. **E. Waltenberger:** Die Revision der Landesgrenze zwischen Bayern und Tirol im Karwendel- und Wettersteingebirge 95
6. **Professor Rudolf Hauthal:** Büßerschnee (Nieve penitente) 114

7. **Willy Rickmer Rickmers:** Kartsch-Chal und Suanetien im Jahre 1900 132
8. **Dr. Felix von Cube:** Hochtouren auf Korsika 148

9. **Aemilius Hacker und Ing. Eduard Pichl:** Führerlose Fahrten in der Maurienne und im Reiche der Meije 174
10. **Dr. Karl Blodig:** Zwischen der Saaser- und Mattervisp 212
11. **Dr. O. von Unterrichter, Dr. O. Ampferer und Dr. G. Beyrer:** Die Miemingerkette. (Schluß) 237
12. **Karl Berger:** Aus den Kalkkögeln bei Innsbruck 271
13. **Wilhelm von Frerichs:** Der Watzmann 298
14. **Chales de Beaulieu:** Der Fuscherkamm in der Glocknergruppe und seine Nachbarn . . . 331
15. **Alfred von Radio-Radiis:** Der Nordzug der Palagruppe 367

Vollbilder.

Zu Seite

1. **Glacier des Etançons und die Meije von Süden.** Aufnahme von V. Sella. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . . . Titelbild
2. **Tribulaungruppe vom Gipfel der Weißwandspitze.** Zeichnung von Dr. E. Loeschmann nach Skizzen von H. R. Schmitt und Aufnahmen von F. Frech. Autotypie von A. Bruckmann 24
3—6. **Vier Kartentafeln: Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert. II. Teil. Österreich.** Lithographie vom k. und k. militärgeographischen Institut in Wien.
   - Tafel I 32
   - „ II 34
   - „ III 36
   - „ IV 40
7. **Sprachenkarte der Alpen.** Strichätzung von A. Bruckmann nach Lithographie von G. Freytag & Berndt 48
8. **Kartenskizze: Revision der bayerisch-tirolischen Landesgrenze im Karwendel- und Wettersteingebirge.** Zeichnung von E. Waltenberger. Strichätzung von A. Bruckmann 96
9. **Uschba von Südosten.** Aufnahme von W. Rickmer Rickmers. Lichtdruck von F. Bruckmann 136
10. **Kuischgruppe vom Kleinen Tscharinda.** Aufnahme von W. Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl 144
11. **Panorama vom Gulbasattel.** Aufnahme von W. Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl 146
12. **Korsika: Paglia Orba aus dem Virotal.** Aufnahme von Dr. Felix von Cube. Lichtdruck von F. Bruckmann 152
13. **Korsika: Monte Cinto aus dem Ascotal.** Aufnahme von Franz Scheck. Autotypie von C. Angerer & Göschl 160
14. **Punta Piciaja aus dem Val Troncello.** Aufnahme von Franz Scheck. Autotypie von C. Angerer & Göschl 168
15. **Agneaux und Ecrins von der Meije.** Aufnahme von V. Sella. Autotypie von C. Angerer & Göschl 192
16. **Blick von den Ecrins nach Norden.** Aufnahme von V. Sella. Autotypie von C. Angerer & Göschl 200

Zu Seite

17. **Allalin-, Strahl- und Rimpfischhorn von der Ostflanke des Alphubel.** Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 216
18. **Die Mischabelhörner vom Südostgrat des Fletschhorns.** Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 224
19. **Mischabelgruppe vom Strahlhorn aus.** Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 232
20. **Miemingergruppe: Hinterer Drachenkopf und Grünstein vom Schwärzkar.** Aufnahme von O. Melzer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 256
21. **Miemingergruppe: Hochwand und Hochplattig von Norden.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 264
22. **Die Kalkkögel von Westen.** Aufnahme von O. Melzer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 272
23. **Kalkkögel: Marchreisenspitze.** Aufnahme von O. Melzer. Lichtdruck von F. Bruckmann 288
24. **Watzmann, Hocheck und Mittelspitze.** Aufnahme von Würthle & Sohn. Autotypie von C. Angerer & Göschl 304
25. **Watzmann von Osten.** Aufnahme von Aug. Leutner. Lichtdruck von F. Bruckmann . . 312
26. **Südspitze des Watzmanns von der Mittelspitze aus.** Aufnahme von A. Rothmayer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 320
27. **Großes Wiesbachhorn, Bratschenkopf und Glockerin vom Bauernbrachkopf.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 336
28. **Hochtenn vom Krapfbrachkopf.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 352
29. a) **Nordzug der Palagruppe (Ostseite) vom Altipiano delle Pale di S. Martino.** Nach einer Skizze von A. von Radio-Radiis gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl
    b) **Nordzug der Palagruppe (Westseite) von der Cima Castellazzo.** Aufnahme von A. von Radio-Radiis. Autotypie von C. Angerer & Göschl } 368
30. **Cima di Fiocobon und Cima di Campido vom Nordwestrande des Altipiano delle Pale di San Martino.** Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 384
31. **Croda Grande-Gruppe und Altipiano delle Pale di San Martino von der Cima Zopel.** Aufnahme von A. von Radio-Radiis. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 400

Bilder im Texte:

Seite

1. Geologische Kartenskizze der Zentralalpen südlich von Innsbruck. Zeichnung von Dr. E. Loeschmann nach Aufnahmen von H. R. Schmitt und F. Frech 2
2. Gschleyerwand und Telfer Weiße, die Kalkberge im Süden des Pflerschtales . . . . . Aufnahme von F. Frech 3
3. Die Tribulaungruppe von der Seberspitze . . . . „ „ „ 4/5
4. Die Dolomitkuppe der Elferspitze vom Habicht aus. Zeichnung von F. Frech nach Aufnahme 6
5. Die aufgesetzten Kalkberge zwischen Pflersch und Stubai im Westen der Brennerstraße vom Hühnerspiel aus . . . . . Aufnahme von F. Frech 7
6. Gürtelwand bei St. Martin am Schneeberg . . . Nach einer Aufnahme 9
7. Schwarzseespitze und Schwarzsee bei St. Martin am Schneeberg . . . . . Aufnahme von F. Frech 12
8. Innsbruck von der Weiherburg . . . . . „ „ Würthle & Sohn 13
9. Die »Karlweißen« bei St. Martin am Schneeberg . „ „ F. Frech 15
10. Inner-Ridnaun . . . . . „ „ Karl Müller . . 17
11. Steinach gegen Süden . . . . . „ „ F. Gratl 18
12. Tribulaun vom Pflerschtal . . . . . „ „ F. Frech 19
13. Die zentralen Stubaier Berge vom Habicht . . . „ „ „ 24
14. Der Kalkkamm der Karlweißen von der Schwarzseespitze aus . . . . . „ „ „ 25
15. Das Pflerschtal mit dem Tribulaun von Schloß Straßberg . . . . . Nach Zeichnung von H. R. Schmitt . . 27
16. Kamm des Wolfendorns vom unteren Teile des Griesbachtales . . . . . „ „ „ „ . . 28
17. Pflerscher und Obernberger Tribulaun vom Geierskragen . . . . . „ „ „ „ . . 29

		Seite
18/19. Zwei Abbildungen des Vernagtferners	Nach Zeichnungen von Kurat Franz Arnold	92/93
20—26. Figur 1—7 zu Artikel: Die Revision der bayer.-tirol. Landesgrenze im Karwendel- und Wettersteingebirge	„ „ „ E. Waltenberger	97—111
27.—35. Abbildung 1—9 zu Artikel: Büßerschnee.	Aufnahmen von R. Hauthal u. A. Stegmann	117—131
36. Burkhardts Datsche	Aufnahme von W. R. Rickmers	132
37. Steinerne Brücke bei Sunati	„ „ „	133
38. Ruine einer Kapelle im Urwald von Otingo	„ „ „	133
39. Otingo	„ „ „	135
40. Kartsch-Chal: Abstürze des Pic Central und der Hinteren Spitzen	„ „ „	137
41. Mestia, ein suanetisches Dorf	„ „ „	141
42. Suanetisches Gehöft	„ „ „	143
43. Uschba Lager mit dem Blick auf die Leilakette	„ „ „	146
44. Kartenskizze der Cintogruppe	Zeichnung von Dr. Fr. v. Cube	149
45. Die Bergerie von Finuselle	Aufnahme von F. Scheck	151
46. Kartenskizze des zentralen Teiles der Cintogruppe	Zeichnung von Dr. F. v. Cube	154
47. Paglia Orba vom Capo Uccello aus	Aufnahme von „	155
48. Calacuccia im Golotal	„ „ „	158
49. Laricciokiefer an der Baumgrenze	„ „ „	161
50. Punta di Missodio von der Bocca di Stranciacone	„ „ „	164
51. Kessel von Trinbolaccia mit Capo Larghia	„ „ F. Scheck	165
52. Paglia Orba von Nordosten	„ „ Dr. F. v. Cube	167
53. Punta Stranciacone von Südwesten	„ „ F. Scheck	168
54. Die Bergerie von Stagno	„ „ Dr. F. v. Cube	169
55. Felsentor im Capo Tafonato gegen Westen	„ „ „	171
56. Felsentor im Capo Tafonato gegen Osten	„ „ „	173
57. Die Meije von Norden	„ „ H. Ferrand	185
58. Die Nordwand der Meije	„ „ E. Charpenay	187
59. Brèche de la Meije von Süden	„ „ V. Sella	189
60. Die Südwand der Meije von Osten	„ „ H. Duhamel	191
61. Am »Grand Mur«	„ „ M. Rey-Jouvin	191
62. Kletterei am »Grand Mur«	„ „ M. Bouchayer	192
63. Pas du Chat	„ „ H. Ferrand	192
64. Übergang vom Grand Mur auf den Glacier Carré	„ „ M. Bouchayer	193
65. Pic Central et Pic Oriental de la Meije	„ „ V. Sella	194
66. Westabsturz des ersten Gratturmes zur Brèche Zsigmondy	„ „ Dr. W. Paulcke	195
67. Aufstieg aus der Brèche Zsigmondy auf den ersten Gratturm	„ „ M. Bouchayer	195
68. Ostabsturz des Pic Central de la Meije	Zeichnung von Kath. Richardson	198
69. Glacier du Tabuchet	Aufnahme von E. Charpenay	200
70. Grande Ruine von Westen	„ „ V. Sella	202
71. Refuge du Chatelleret	„ „ H. Ferrand	205
72. La Berarde mit der Tête de la Maye	„ „ Courvoisier	208
73. Friedhof von St. Christophe	„ „ P. Dupont	210
74. Die Gräber Emil Zsigmondys und Ernst Thorants	„ „ H. Ferrand	211
75. Hutteg im Saastale	Zeichnung von E. T. Compton	215
76. Alphubel mit Feegletscher	„ „ „	217
77. Allalin- und Rimpfischhorn von der Mischabelhütte aus	„ „ „	219
78. Strahlhorn und Fluchthorn von oberhalb Mattmark	„ „ „	228
79. Strahlhorn und Adlerhorn von z' Fluh	„ „ „	231
80. Gipfel des Rimpfischhorns	„ „ „	234
81. Strahlhorn vom Rimpfischplateau	„ „ „	235
82. Hohe Munde von Finsterfiecht	Nach einer Zeichnung von W. Hammer	239
83. Coburgerhütte gegen die Griesspitzen	Aufnahme der Sektion Coburg	241
84. Drachenköpfe gegen die Marienbergspitzen	Nach einer Zeichnung von W. Hammer	244
85. Marienbergspitzen	„ „ „ „ „	246
86. Drachensee und Sonnenspitze mit Coburgerhütte	Aufnahme der Sektion Coburg	251
87. Blick von der Coburgerhütte auf den Seebensee und Wetterstein	„ „ „ „	256
88. Hochplattig und Schwarzbachkar	Nach einer Zeichnung von W. Hammer	263

		Seite
89. Alpelhaus und Hochmunde	Nach einer Zeichnung von W. Hammer	266
90. Hochwand aus dem Gaistal	„ „ „ „ „	267
91. Igelskopf und Mitterspitzen	„ „ „ „ „	269
92. Skelettkarte der Kalkkögel	„ „ „ „ Karl Berger	273
93. Schlicker Mannln	Aufnahme von O. Melzer	283
94. Der Nordturm	„ „ „	287
95. Große Ochsenwand von Osten	„ „ „	289
96. Schlickernadeln	„ „ „	293
97. Karte des Watzmanns	Zeichnung von O. v. Haselberg	299
98. Hocheck vom Grat zur Mittelspitze	Aufnahme von J. Rottmayer	301
99. Mittelspitze	„ „ „	302
100. Anstiegsskizze zur Mittelspitze	Zeichnung von C. Angerer & Göschl	314
101. Südliche Hälfte der Ostwand aus dem Eisbachtale	Aufnahme von W. v. Frerichs	315
102. Südspitze des Watzmanns von der Hachelwand	„ „ „	317
103. Watzmannwestwand von der Hochalmscharte	„ „ „	320
104. Ein Turm der Schönfeldschneid	„ „ „	323
105. Kleiner Watzmann	„ „ O. Schlagintweit	325
106. Beginn der gr. Platte auf dem höchsten Watzmannkind	„ „ „	327
107. Hocheiser vom Krapfbrachkopf	„ „ F. Benesch	337
108. Schwarzenberghütte der Sektion Mainz	„ „ der Sektion Mainz	340
109. Heinrich Schwaiger-Haus	„ „ Heinrich Schwaiger	349
110. Großes Wiesbachhorn von Osten	„ „ F. Benesch	352
111. Großes Wiesbachhorn vom Kleinen Wiesbachhorn	„ „ N. Jenkner	354
112. Gleiwitzerhütte gegen den Hochtenn	„ „ F. Benesch	357
113. Blick vom Krapfbrachkopf auf den Zellersee und das Steinerne Meer	„ „ „	359
114. Hochtenn aus dem obersten Hirzbachtal	„ „ „	363
115. Hochtenn-Bergspitze vom Kleinen Wiesbachhorn	„ „ N. Jenkner	366
116. Nordzug der Palagruppe	Kartenskizze von A. v. Radio-Radiis	368
117. Cima delle Ziroccole von der Cima di Val Grande	Aufnahme „ „	372
118. Forno di Canale	„ „ „	379
119. Nordflanke der Vezzana von der Cima delle Ziroccole	„ „ „	385
120. Ausblick von der Vezzana nach Norden	„ „ „	387
121. Nordostflanke des Cimone della Pala von der Vezzana	„ „ „	390
122. Auf der Terrasse in der Nordflanke der Cima di Campido	„ „ „	393
123. Die Fiocobongruppe von den oberen Weideböden der Fiocobonalpe	„ „ „	398
124. Scharte zwischen dem mittleren und kleinsten Campanile di Lastei	„ „ „	400
125. Campanile di Campidei vom Passo delle Fede	„ „ „	403
126. Unser Lagerplatz am Passo di Mulaz	„ „ „	404
127. Umgebung des Passo di Mulaz von der Cima del Mulaz	„ „ „	406
128. Nördliche Begrenzung der Val Strutt vom Passo di Val Strutt	„ „ „	408
129. Blick vom Passo di Val Strutt durch die Val Strutt gegen Osten	„ „ „	409
130. Nordzug der Palagruppe aus der Gegend des Passo Venegia	„ „ „	411

Beilagen:

1. **Touristen-Wanderkarte der Dolomiten, Blatt 1.** Maßstab 1 : 100,000. Druck und Verlag von G. Freytag & Berndt in Wien.
2. **Adamello- und Presanella-Gruppe.** Maßstab 1 : 50,000. Kartogr. Institut von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Über das Antlitz der Tiroler Zentralalpen.

Von

Fritz Frech.

Einleitung.

Nach welchen Gesetzen formen sich die Gipfel und die Kämme des Hochgebirges, welche Kraft bestimmt den Lauf der Täler, das Profil der Gehänge und die Lage der Hochgebirgsseen? — das sind Fragen, die dem Geologen wie dem Geographen häufig vorgelegt werden und die nur in gemeinsamer Arbeit beider zu beantworten wären. Für die Lösung dieser Probleme ist die Kenntnis der geologischen Vorgeschichte ebenso wichtig, wie ein Einblick in die gegenwärtig wirkenden Kräfte chemischer und physikalischer Art. Beiden Aufgaben möchte der Verfasser auf den folgenden Seiten gerecht werden, und zwar auf Grund einer eingehenden Aufnahme (1 : 25000)[1]) der Brennerfurche zwischen Sterzing und Innsbruck, und der Hochgebirge zwischen Olperer und Zuckerhütl.

Die Untersuchungen über Aufbau und Zusammensetzung der Gebirge führen in die fernste Vergangenheit unseres Planeten zurück, die Betrachtung der Gebirgsformen rechnet vornehmlich mit der letzten Periode der Erdgeschichte und den noch heute wirkenden Kräften der Verwitterung, der Gletscher und des fließenden Wassers; erst die Modellierung des rohen, durch die tektonischen Kräfte des Erdinnern geschaffenen Blockes prägt die Charakterzüge des Antlitzes der Hochgebirge.

Beide Forschungsgebiete stehen in inniger Wechselbeziehung: Die Verwitterung des Gesteins und die Ausfurchung der Täler durch Bäche und Flüsse beginnt gleichzeitig mit der langsamen Emporwölbung des Gebirges in der Tertiärzeit; die gewaltigen Eisströme der unmittelbar folgenden Quartärzeit sind wiederum gezwungen, dem Laufe der schon vorhandenen Talzüge zu folgen.

Die eigentliche Geologie der Tiroler Zentralalpen, d. h. die Beschreibung der Gebirgsschichten und die Schilderung des Gebirgsbaues wird gleichzeitig in einer ausführlicheren Arbeit behandelt[2]) und sei daher hier nur in ihren Grundzügen angedeutet. Andererseits führen uns die Probleme der Tal- und Seenbildung sowie die vergleichende Untersuchung der Bergformen mehrfach über die Grenzen des genauer untersuchten Gebietes hinaus.

[1]) Bei den mit Unterstützung des Zentralausschusses des D. u. Ö. A.-V. in den Jahren 1891—94 ausgeführten Untersuchungen wurde der Verfasser unterstützt durch A. von Krafft † und Hans Robert Schmitt †, sowie durch die Herren Dr. Dr. R. Leonhard, R. Michael, Fr. E. Sueß und W. Volz. Die Vorbilder zu Fig. 15, 16, 17 sind von Hans Robert Schmitt entworfen.

[2]) Wissenschaftl. Ergänzungshefte d. D. u. Ö. A.-V., Heft 4.

Die ältesten Gesteine der Tiroler Zentralalpen, die Otztaler und Stubaier Glimmerschiefer (siehe die Kartenskizze), sind jedenfalls vorpalaeozoischen Alters und möglicherweise der ursprünglichen Erstarrungskruste der Erde zuzurechnen. Nur wenig jünger, vielleicht gleich alt mit dem Glimmerschiefer, ist der »plutonische«, ursprünglich feurig-flüssige Granit, ein »Tiefengestein«, das nicht bis zur Erdoberfläche empordrang, sondern in der Tiefe erstarrte. Durch spätere Druckschieferung

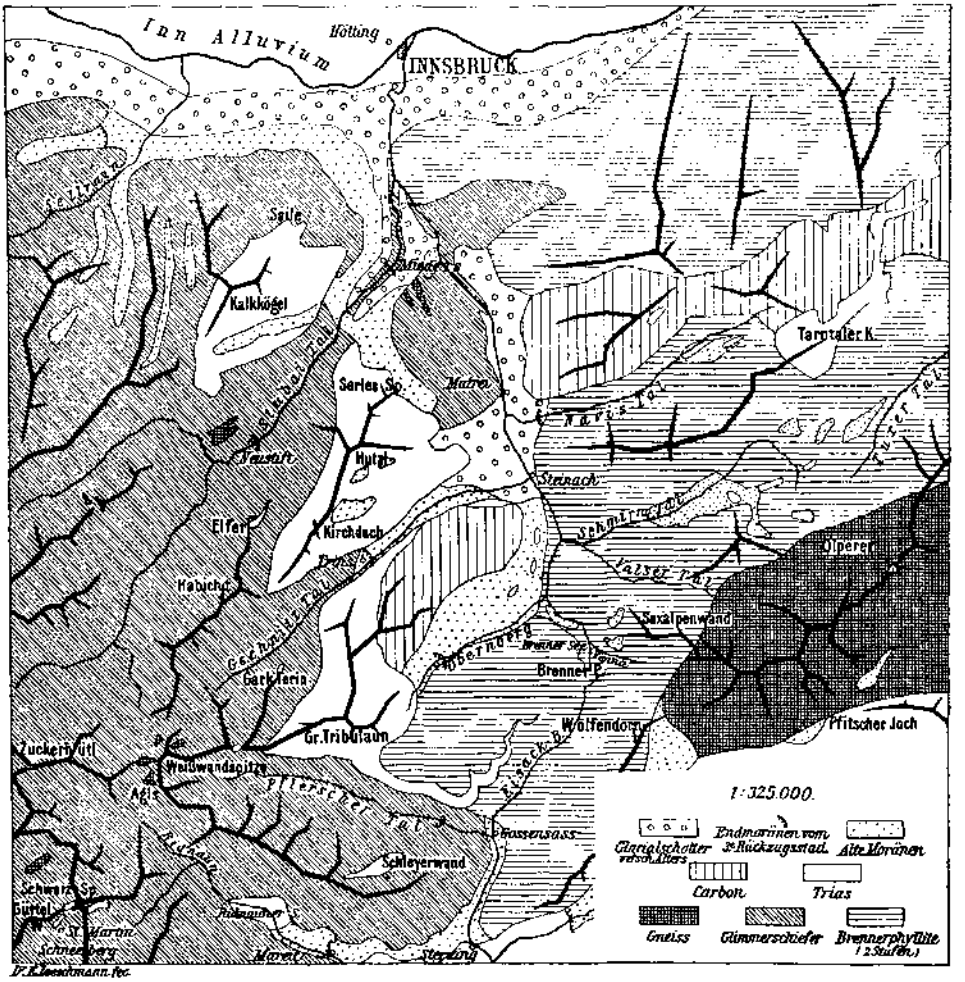


Abb. 1. Geologische Kartenskizze der Zentralalpen südlich von Innsbruck.

Ein schmales, den Tuxer Gneis umgebendes Band im Glimmerschiefer, Strahlsteinschiefer etc., konnte wegen des Maßstabes der Karte nicht wiedergegeben werden.

wurde der körnige Granit teilweise zu flasrigem Gneis umgewandelt, der im Ötztal und Stubai untergeordnet auftritt, im Zillertal hingegen mit dem Granit den Kern des Gebirges, also ein echtes »Zentralmassiv« darstellt. Die Granitgneise sind niemals im Innern der jüngeren Schieferhülle, der Gesteine der Kalkglimmerschiefer, Marmorlager und Thonglimmerschiefer, derart erstarrt, daß sie dieselben veränderten. Man beobachtet vielmehr eine einfache Auflagerung der Schieferhülle auf dem Gneisgranit, der somit aller Wahrscheinlichkeit nach älter ist als die Hülle.

Die unmittelbare Umgebung des Brenners wird von diesem, im allgemeinen

weichen Schiefergestein,[1]) sowie von kohlenarmen Steinkohlenbildungen aufgebaut, die ebenfalls vorwiegend aus Thonschiefer bestehen und in ihren Berg- und Talformen daher nicht wesentlich von den Urschiefern abweichen.

Von den weicheren Schichten des älteren Schiefersockels sind landschaftlich und geologisch die geschichteten Dolomite und Kalke der Trias auf das schärfste geschieden. Das Hemiorama vom Gipfel der Weißwand und die photographische Aufnahme des Tribulauns von der Seberspitze aus zeigen den Gegensatz der älteren, gerundeten Schieferberge und der aufgesetzten jüngeren Kalkgipfel; wer die Hochtäler der Tribulaungruppe oder der Kalkkögel durchwandert, glaubt sich inmitten der zentralen Gebirgszone in die nördlichen oder südlichen Kalkalpen versetzt, und die genaue geologische Aufnahme bestätigt den allgemeinen Eindruck, den die Form der Landschaft hervorruft.

Eine wenig ausgedehnte Kappe von roten Liaskalken mit Ammonshörnern lagert auf der Kesselspitze (oder Hutzl, zwischen Gschnitz und Stubai) den Triaskalken unmittelbar auf und schließt die geologische Überlieferung unseres Gebirgslandes, soweit sie durch Gesteinsschichten verkörpert wird.

Die Aufwölbung der Gebirgsmasse ist das Werk einer sehr viel späteren Zeit, im wesentlichen der mittleren Tertiärperiode; die Modellierung der Bergspitzen, Täler und Seen ist in erster Linie auf die Wirkungen des Eises mittelbar und unmittelbar zurückzuführen.

Nur die feineren Züge sind während der gegenwärtigen geologischen Periode in das landschaftliche Bild hineinretouchiert worden. Der Gegensatz von Kalkalpen und Schieferbergen ist unverwischbar. Eiszeit, Verwitterung, Wildbäche und regelmäßig rinnendes Wasser haben wenig Einfluß auf derartige tiefgreifende Verschiedenheiten. Nur bis 1600 oder 1700 *m* aufwärts, bis zu einer weit unterhalb der Waldgrenze gelegenen Zone, vermag dichter Waldwuchs die ursprünglichen, tiefgreifenden Formverschiedenheiten des Gesteins zu verwischen.

Andererseits ist jedoch der Gegensatz der sanften Mittelgebirgsform der Vorberge und niederen Kämme, der Wandbildung in den Hauptkämmen und Gipfeln auch im Bereiche derselben Gesteinsart deutlich ausgeprägt.

[1]) Versteinerungen sind bisher noch nicht einmal andeutungsweise in ihnen gefunden worden und ihre Vergleichung mit palaeozoischen Schichten ist somit rein hypothetisch. Viel näher steht die Schieferhülle — auch z. B. in ihrer Gesteinsentwicklung — der praecambrischen Urschieferformation des Königreichs Sachsen und den gleichartigen Schiefern und Marmorlagern der Grafschaft Glatz.

Abb. 2. Gschleyerwand und Telfer Weiße, die Kalkberge im Süden des Pflerschtales. Im Hintergrunde die Hochfeilergruppe (Gneisgranit des Zillertales). Südliche Fortsetzung der Abb. 3.

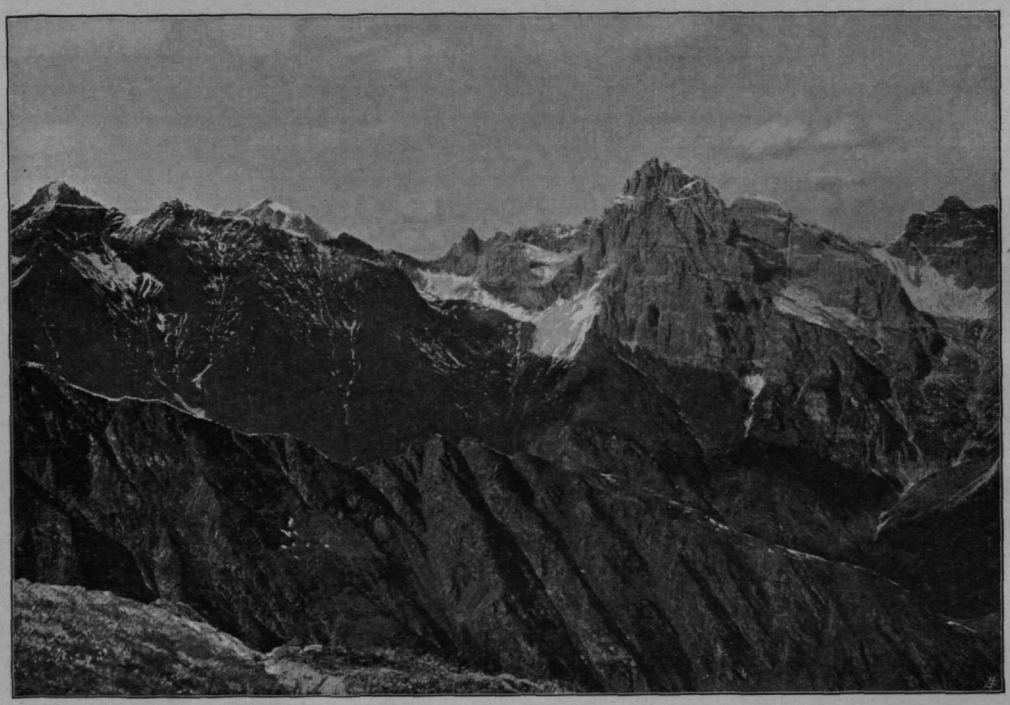


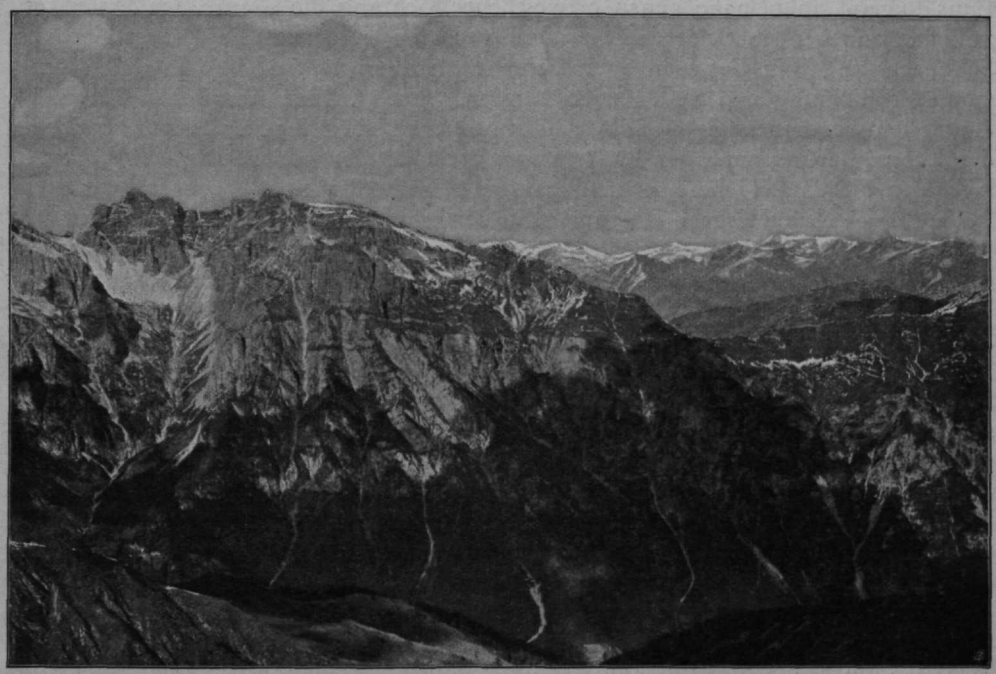
Abb. 3. Die Tribulaungruppe
Charakterlandschaft: Gegensatz der dunklen, gerundeten Schieferberge (Vordergrund: Hoher Zahn
NW.

I. Gebirgserhebung und Talbildung.

Der Geologe vergleicht gern die Enträtselung der Grundzüge des Gebirgsbaues mit der Aufgabe des Altertumsforschers, der aus den Grundmauern einer Stadt die Bauzeit, den Stil der Anlage und den Zweck der einzelnen Gebäude zu rekonstruieren vermag. Dieses Gleichnis entspricht auch insofern der Wirklichkeit, als die Gebirge — ähnlich wie die Trümmer einer längst vergangenen Kulturwelt — nur Ruinen früherer Gewölbe und Auffaltungen darstellen. So berechnet Baltzer für das Aarmassiv die Mächtigkeit der von den heutigen Bergen entfernten Gesteinsdecke auf mindestens 800 *m*, und für die Tiroler Zentralalpen wird man keinesfalls einen geringeren Betrag annehmen dürfen.

Zwischen Ötztal und Niederen Tauern fiel der Abtragung zuerst ein Mantel von jüngeren Kalken zum Opfer, die ehemals eine Verbindung der Gesteine der nördlichen und südlichen Kalkalpen dargestellt haben. Auf unserer Kartenskizze stellen die weißen Flecke, deren Verbreitung von St. Martin am Schneeberg bis nahe an den Olperer, von der Weißwandspitze bei Gossensaß bis an die Saile reicht, die Reste dieser einstens zusammenhängenden Decke dar.

Die Regelmäßigkeit des Talnetzes der östlichen Zentralalpen spricht, wie E. Richter in einem interessanten Aufsatz (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1899, S. 24) ausführt, gegen die Annahme, daß die einstige Kalkdecke eine allzu große Rolle in der Bildungsgeschichte des Gebirges gespielt habe. Andererseits haben die neueren Forschungen dargetan, daß zahlreiche Kalk- und Marmorzüge, welche nach früheren Angaben zum Urgebirge gehören, das gleiche Alter wie die nördlichen und süd-



von der Seberspitze. *SO.*
und Sockel der Tribulaungruppe) und der steilwandigen hellen Dolomite (Goldkappel — Portjoch).

lichen Kalkalpen besitzen (d. h. der Triasperiode zufallen). Seit langem werden die aufgesetzten Massen der Kalkkögel, des Gschnitz-, Stubaitales (siehe das Hemiorama in der Anlage) und der Tribulaungruppe, sowie weit im Osten die Radstädter Tauern als deckenartige Fortsetzung der nördlichen Kalkalpen gedeutet.

Durch die Aufnahmen des Verfassers wurden westlich vom Tribulaun in den Marmoren der Schwarzseespitze bei St. Martin am Schneeberg und der dem Urgebirge aufgesetzten, das Pflerschtal überragenden Weißwandspitze organische Reste gefunden.

Östlich von der Brennerfurche sind die Lagerungsverhältnisse der Schoberspitze im Schmirnertal und der Kalkwandstange am Schlüsseljoch derart, daß ihre marmorisierten Dolomite nicht als gleichalte Lager im Urgebirge, sondern als wesentlich jüngere Einfaltungen gedeutet werden müssen. Die Tarntaler Köpfe im Norden des Schmirnertales bestehen ebenfalls aus eingefalteten jüngeren Kalken (Fr. E. Sueß). Die große Lücke in dem Auftreten dieser aufgelagerten Massen, welche den Hohen Tauern zu entsprechen schien, ist jetzt ebenfalls durch den Nachweis von Triaskalken im Krimmler Achental (Ober-Pinzgau) teilweise ausgefüllt.

Eine Decke jüngerer Kalke lag also einstmals über dem Urgebirge der gesamten Tiroler Zentralalpen, hat jedoch die Form der Täler nicht in der Art beeinflußt, wie wir es im Kalkgebirge zu sehen gewohnt sind.

Ein Blick auf eine topographische Ubersichtskarte zeigt die Verschiedenheit der Talbildung in den Schieferalpen und den Kalkbergen. Überall wo eine gleichmäßig aus Schiefer bestehende Kette der ausfurchenden Tätigkeit des fließenden Wassers ausgesetzt ist, suchen die Bäche auf dem geradesten Wege von der Haupterhebung aus die nächste Längsfurche zu erreichen.

Am Nordabfall der Tauern bildet eine solche im Bau des Gebirges vorgezeichnete Längsfurche vom Zillertal an über die Gerlosplatte, dem Salzachtal und dann der Enns folgend, in beinahe genau ostwestlicher Richtung die Grenze der Zentralkette und der anliegenden Schieferalpen. Infolgedessen verlaufen die Tauerntäler vom Schönach- und Wild-Gerlostal an in beinahe gleichem Abstand und in vollkommen paralleler Richtung von Süden nach Norden. Auch in den Karnischen Alpen, wo die Gesteinsbeschaffenheit viel abwechslungsreicher, aber der Parallelismus zwischen der Längserhebung und der Längsfurche der Gail der gleiche ist, zeigt die Anlage der Nebentäler dieselbe modellartige Regelmäßigkeit. Dagegen weist das Flußnetz des Kalkgebirges — besonders in den nordöstlichen Kalkalpen und im östlichen Südtirol, wo blockartige Plateaus vorherrschen — eine scheinbar regellose Anordnung auf. In den Stubaier- und Ötztaler Alpen ähnelt die Anordnung der Nebentäler viel mehr der der Tauern als der der Kalkalpen. Trotzdem sind die Reste einer ehemaligen Kalkdecke fast überall nachweisbar.

Es liegt demnach nahe, anzunehmen, daß vor der Aufwölbung des heutigen Alpengebirges, die in der Mitte der Tertiärzeit stattfand, die Decke jüngerer Kalke schon wieder entfernt war. Der hierfür zur Verfügung stehende Zeitraum ist — geologisch gesprochen — hinreichend lang.[1])

Die erste Veranlassung zur **Entstehung** der **Brennersenke** ist auf die weite Verbreitung weicher, leicht zersetzbarer Schiefergesteine zurückzuführen. Sehr viel unerheblicher dürfte das Vorkommen kleiner Verwerfungen im Norden und Süden des Passes gewesen sein. Im Norden bei Matrei grenzen Gesteine von ähnlicher Härte aneinander und im Süden bietet nur die kleine Grabenspalte des klüftigen Quarzglimmerschiefers von Tennewies der Verwitterung einen direkten Angriffspunkt. Weiter südlich bei Sterzing sind Glimmerschiefer und Thonglimmerschiefer zwar petrographisch verschieden, aber hinsichtlich der Härte an der Bruchgrenze nicht wesentlich abweichend.

Während vor einer genaueren geologischen Aufnahme alle Theorien über die Entstehung des wichtigen Passes einer sicheren Basis entbehrten, lehrt jetzt ein Blick auf die Kartenskizze, daß die Brennersenke der weitesten Ausdehnung von Thonglimmerschiefer karbonischen und praecambrischen Alters innerhalb der zentralen Alpenkette entspricht. Im Osten stellen die teilweise zu Gneis umgewandelten Granite des Zillertales, im Westen die quarzreichen Ötztaler Glimmerschiefer mit ihren Gneis- und Amphibolit-Lagern und den aufgesetzten Denudationsresten der Triasdolomite wesentlich widerstandsfähigere Gesteine dar.

Abb. 4. Die Dolomitkuppe der Elferspitze vom Habicht aus. Ein kleiner Denudationsrest der Trias (hell) zwischen Stubai (W.) und Gschnitz.

[1]) Jurassische Ablagerungen, der unteren und mittleren Abteilung dieser Periode angehörend, sind in winzigen Resten an weit von einander entfernten Punkten (Hutzlspitze, Gschnitz; Zehnerkar, Radstädter Tauern) nachgewiesen; oberjurassische Meeresschichten sowie solche der Kreide und des älteren Tertiär fehlen aber im ganzen Gebiete der östlichen Zentralalpen vollkommen. Das merkwürdige Eocaen-Vorkommen von Radstadt liegt auf der Grenze von Zentral- und Kalkalpen.

Dort wo zwischen diesem harten Gesteine eine Thonglimmerschieferzone von Norden nach Süden hindurchsetzt, mußte sich die tiefste Einschartung des Hauptkammes der Ostalpen ausbilden. Die mannigfachen Vorgänge der Eiszeit haben hier infolge der verhältnismäßig geringen Breite dieser weichen Zone nur geringe Änderungen bedingt. Wenn auch nur während eines Teiles dieser langen Zeiträume die heutigen Zentralalpen ein Festland oder eine Insel bildeten, so waren die denudierenden Kräfte jedenfalls imstande, die Kalkdecke zu zerstückeln oder zu zerstören; die gleichzeitig mit der Aufwölbung der Tertiärzeit einsetzende Erosion und Talbildung wurde somit durch den Wechsel verschiedenartiger Gesteine nicht mehr wesentlich beeinflußt.

Abb. 5. Die aufgesetzten Kalkberge zwischen Pflersch und Stubai im Westen der Brennerstraße vom Hühnerspiel aus. September-Neuschnee.

Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß am Ende des Mittelalters der Erde eine erste Auffaltung auch die Zentralalpen betroffen hat. In den nordöstlichen Alpen und in den Karpathen ist eine Gebirgsfaltung sicher nachgewiesen, welche der Mitte der Kreidezeit entspricht. Für die südlichen Kalkalpen ist eine ähnliche Aufwölbung immerhin wahrscheinlich,[1]) es liegt somit nahe, anzunehmen, daß diese Zuckungen im Felsgerüst der Erde auch schon die von den beiden Gebirgszonen eingeschlossenen Zentralalpen betroffen haben und daß die Denudation der Kalkdecke hierdurch beschleunigt wurde.

Über einige Flußverlegungen der jüngsten geologischen Vergangenheit sei das Folgende bemerkt. Der Eisack ist in postglacialer Zeit westlich durch die flache Senke

[1]) Zusammenstellung der Beobachtungen bei F. Frech, Die Karnischen Alpen, S. 449—452.

Tennewies-Steckholz, 60 *m* über seinem heutigen Bette, geflossen. Die jähen Wände, welche oberhalb und unterhalb von Gossensaß das heutige Flußbett begrenzen, weisen auf die frische Wirkung der jüngsten Erosion hin. Das untere Ahrental zwischen der Sill und Igls ist ein postglacialer, früher von der Sill durchströmter Flußlauf.

Wir erhalten also für die Gebirgs- und Talbildung im Bereiche der östlichen Zentralalpen die folgende Übersicht:

Gebirgserhebung und Talbildung in den östlichen Zentralalpen.

Während der Eiszeit und der interglacialen Episoden erfolgt vornehmlich durch Wandverwitterung und Karbildung sowie durch Gletschererosion die Ausbildung der heutigen alpinen Gebirgsformen.

Jüngste Tertiärzeit (Pliocaen): Die Alpen — auch die zentralen Teile — tragen keine Gletscher und zeigen trotz ihrer Höhe Mittelgebirgsformen (sind also den südlichen Ketten der heutigen Rocky Mountains vergleichbar).

Mitte der Tertiärzeit: Die Hauptfaltung der Alpen, welche aus mannigfaltig zusammengesetzten Zonen (Ost-Westalpen) ein einheitliches Gebirge bildet, erfolgt überall im oberen Miocaen; gleichzeitig setzt die Talbildung ein. Eine erste Faltungsphase (Mitte des Oligocaen) besaß im Osten geringere Intensität als die miocaene.[1])

Älteres Tertiär: Keine Überlieferung im Bereich der Zentralalpen. Auf den Außenseiten Meer (Radstadt und periadriatische Südzone).

Die Kreidezeit entspricht einer Festlandsperiode und der Zerstörung der älteren mesozoischen Kalkdecke. Wahrscheinlich erfolgt gleichzeitig mit den Gebirgsbildungen im Norden und (?) Süden eine schwächere Aufwölbung der heutigen Zentralkette.

Während der älteren (Lias) und mittleren Jurazeit ist die Fortdauer der Meeresbedeckung sicher, während des oberen Jura möglich oder wahrscheinlich.

Die obere Triaszeit entspricht einer Meerestransgression im Osten und Westen des Brenners. Weiter im Osten (Radstädter Tauern) ist eine Meeresbedeckung der mittleren Trias sicher, der unteren Trias sehr wahrscheinlich.

Im jüngsten Palaeozoicum (Dyas) ist ein teilweises Hinüberreichen der im Süden verbreiteten Binnenseen (Grödener Sandstein) anzunehmen (Tarntaler Quarzit).

Die Wälder der Steinkohlenzeit bedecken den, den heutigen Zentralalpen entsprechenden, südlichen Teil des damaligen europäischen Kontinentes.

In den Karnischen Alpen ist eine Gebirgsfaltung zur Steinkohlenzeit sicher, in den südöstlichen Kalkalpen wahrscheinlich.

Daß die Einpressung der Granite der Zentralalpen in die Schieferhülle (Kalkglimmerschiefer, Thonglimmerschiefer) mit dieser südlichen Gebirgsbildung zusammenhängt, ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Meeresschichten der älteren palaeozoischen Periode sind nur an den Außengrenzen der Zentralalpen (Karn. Hauptkette, nördliche Schieferalpen, Erzberg, Steiermark) bekannt, die Schieferhülle (Kalk- und Thonglimmerschiefer, z. B. am Brenner und Glockner) ist vorpalaeozoischen Alters.

II. Die Eiszeit in ihrer Bedeutung für das Antlitz des Gebirges.

Das wichtigste Moment für die Ausbildung der Bergformen im Hochgebirge ist das Vorhandensein oder Fehlen einer Vergletscherung in der Gegenwart. Vergletscherte Hochgebirge wie Alpen, Kaukasus, Himalaya oder die

[1]) Die jüngeren Triasgesteine werden in der Zentralzone häufig durch tiefe Einfaltung (Gürtelwand) vor der Zerstörung geschützt (Abb. 6).

Alpen Neuseelands, zeigen dieselben Hochgebirgsformen der schneidig zugeschärften Grate, an deren Flanken die Kare reihenweise eingesenkt sind.

Ein Hochgebirge wie die Rocky Mountains der Union, dessen — an sich zweifellose — Vergletscherung weit zurückliegt, zeigt mit Ausnahme seines schneereichen Westens überall Mittelgebirgsformen. Ein Berg von Montblanc-Höhe wie der Pikes Peak (Colorado) setzt der Errichtung einer Drahtseilbahn keine anderen Schwierigkeiten als der Rigi entgegen; die »Erstlings-Besteigung« des eine umfassende Fernsicht gewährenden Gipfels wurde im An- und Abstieg hoch zu Roß ausgeführt! Das fast gänzliche Fehlen heutiger Gletscher und die große Seltenheit des Schnees erklärt das Verschwinden der Hochgebirgsformen sogar bei dem festen, zur Wandbildung neigenden Granit des Pikes Peak. Die Aussicht von diesem Gipfel, die der Verfasser im Jahre 1891 genoß, erinnert an den Kamm

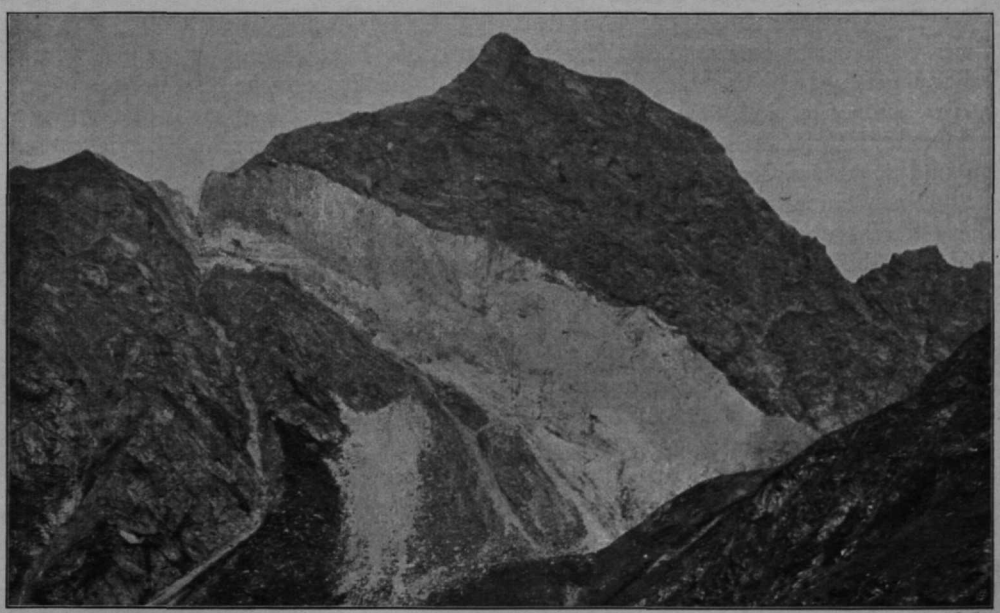


Abb. 6. Gürtelwand bei St. Martin am Schneeberg.
Der helle, eingefaltete Triasdolomit, der ursprünglich deckenartig aufgelagert war, bildet inmitten des dunklen Glimmerschiefers eine Steilwand.

des Riesengebirges in unendlicher Verlängerung und häufiger Wiederholung — unterbrochen von den Hochflächen der sogenannten »Parks«. Hie und da die Andeutung eines tiefeingerissenen Cañons, nirgends ein Gletscher oder ein Firnfeld! Hinter der Bedeutung der gegenwärtigen Gletscher tritt also — wie das Beispiel der Rocky Mountains beweist — die Wichtigkeit einer früheren Vergletscherung zurück. Immerhin prägt sich der Stempel einer alten Eiszeit und ihrer Rückzugsstadien deutlich und unmittelbar innerhalb der Alpen aus in:

1. Der Seenbildung (für welche andere Gründe, Bergstürze etc., viel weniger bedeutsam sind);
2. Der Abschleifung der Bergsockel und Talhänge;
3. Der Anhäufung von Moränen und fluvioglacialen Schotterterrassen.

Eine mittelbare Folge der Vergletscherung ist:

4. Die Übertiefung der Haupttäler im Inneren der Alpen durch Wirkung der Schmelzwässer der großen Gletscher.

Zunächst ist eine Frage von allgemeinerer Bedeutung zu erörtern, die auf die eigentliche große Eiszeit (siehe die unten folgende Tabelle) Bezug nimmt.

Die alte Glacialformation der Umgebung Innsbrucks hat für die Kenntnis der klimatischen Änderungen jener Zeit besondere Bedeutung erlangt.

Die nördlich von Innsbruck entstehende Höttinger Breccie[1]) ist eine zwischen zwei alten (d. h. eiszeitlichen) Moränen gelagerte, verhärtete Gehängebildung. Die innerhalb der Breccie gefundene Flora trägt einen etwas südlichen Charakter. Auf kälteres Gebirgsklima deutet hingegen eine zwischen der tieferen Moräne und der Breccie aufgeschlossene — also ebenfalls interglaciale — Mergellage mit Landschnecken, die entweder alpinen oder nördlichen Charakter tragen.

Der Gegensatz zwischen tier- und pflanzengeographischen Erwägungen löst sich vielleicht, wenn wir die Vegetationsverhältnisse am Rande der tief herabreichenden Alaskagletscher ins Auge fassen.

Die Gletscherzunge der eiszeitlichen Gletscher war gewiß häufig von der Zwergflora der arktischen und hochgebirgischen Entwicklung umgeben, deren erhaltungsfähigste Vertreter die Zwergweiden, die Zwergbirke (Betula nana) und Dryas octopetala sind. Aber es ist, wie neuere Untersuchungen in dem Alpengebiet des Eliasberges in Alaska ergaben, ebenso häufig eine typische Waldvegetation an und sogar auf dem Gletschereise zu beobachten.

Nach einem englischen Reisenden, Seton-Karr,[2]) tragen die Moränen, welche die Gletscheroberfläche an der Icy Bay (Mt. Elias) überdecken, ihrerseits Wälder und Unterholz von großer Dichtigkeit. Der kräftig entwickelte Wald besteht aus Balsamfichten, Kiefern, Erlen, Weiden, Birken und Ahornbäumen, das Unterholz aus Heidelbeergestrüpp; stellenweise ist das Dickicht so undurchdringlich, daß es den Reisenden viele Stunden Arbeit kostete, um eine englische Meile vorwärts zu kommen. Die äußerst langsame Bewegung des Gletschers der Icy Bay erklärt die Möglichkeit, daß der Wald auf dem Eise selbst über der als Isolierschicht wirkenden Moräne fortkommt. (In ganz ähnlicher Weise trägt auch der ständig gefrorene Untergrund Nordsibiriens eine nicht unbeträchtliche Pflanzendecke.)

Die Ausdehnung des auf dem Eise wachsenden Waldes beträgt nach der Karte nicht weniger als 15—20 englische Quadratmeilen, würde also im vertikalen und horizontalen Sinne durchaus zur Bildung eines interglacialen Lagers von Pflanzenabdrücken (Hötting) oder Torfkohlen hinreichen.

Auch die ungeheuren Stirnmoränen des an demselben Gebirge etwas höher liegenden Agassizgletschers sind von Birken, Weiden und Kiefern bedeckt; trotzdem hier der Baumwuchs von dem vorrückenden Gletscher unterpflügt wurde, war der Wald dicht, schwer zu durchschreiten und immerhin noch eine englische Meile breit. Selbst als die Reisenden nach dem Überschreiten der unteren Eisfelder und Geröllflächen sich der Basis des Berges näherten, zeigten die Hänge der letzten Höhenkette noch grüne, grasige Hänge, mit Waldflecken an ihrem Fuß: »Es erschien wie ein verbotenes Paradies, welches nie zu erreichen war.«

Der Botaniker Drude schließt aus diesen Beobachtungen mit Recht, daß in der Küstenstrecke Alaskas, dessen Jahresisotherme + 4 bis + 6° C. beträgt, dessen Januarmittel auf — 8°, dessen Juliwärme auf + 14° zu veranschlagen ist, die alpine Region zwischen Wald und Eis so gut wie vollständig verschwindet; d. h. Wälder

[1]) Das große Werk von A. Penck und E. Brückner über die »Alpen im Eiszeitalter« enthält auf S. 383—391 eine sehr eingehende Darstellung aller auf das Vorkommen der Höttinger Breccie bezüglichen Beobachtungen. Ein der Höttinger Breccie vergleichbarer, versteinerter Gehängeschutt lagert oberhalb Sterzing am Brunnhof, zeigt aber keine Beziehungen zu jüngeren Moränen.

[2]) Alpine Regions of Alaska, Proceedings of the Royal Geographical society IX., S. 269—271 und 275.

und Gebüsche treten mit dem Gletschereise in die unmittelbarste Berührung. Deutet doch das Wachstum der Gletscher weniger auf große Kälte als vielmehr auf nasse Winter hin. Ganz übereinstimmende Beobachtungen liegen aus dem antarktischen Süden vor, wo z. B. die subtropischen Baumfarne Neuseelands fröhlich am Gletschersaume gedeihen.

Es liegt somit nahe, das Interglacialprofil von Hötting nicht durch einen jähen Temperaturumschwung einer Interglacialzeit als vielmehr dadurch zu erklären, daß die alpine (d. h. die waldlose) Zone im Innern des Gebirges infolge bedeutender Niederschläge verschwand. Gletscher und Baumwuchs treten in unmittelbare Berührung und bei einer Oscillation des Gletscherstandes wurde die pflanzenführende Schicht von Hötting zwischen zwei Moränen eingeschlossen.

1. Die Hochseen.

Die kleinen alpinen Hochseen, zu denen die Wasseransammlungen des Brennergebietes ausnahmslos gehören, sind zum größten Teile das Werk einer früheren ausgedehnten Vergletscherung. Die Erosion des fließenden Wassers ist unausgesetzt bestrebt, die Seen abzuzapfen oder durch Schutt auszufüllen; ebenso arbeitet das Wachstum der Torfmoose auf die Ausfüllung der Seebecken mit Torf hin. Andererseits schafft die Ausschleifung oder Auskolkung (Corrasion) der schuttbeladenen Eisströme Vertiefungen im anstehenden Fels (die kleinen Seen am Steinacher Joch); hinter dem Walle der Endmoräne bildet sich ein Stausee (Pfurnsee, Ridnaun; Griesbachalpe, Brenner[1]) oder auf der unregelmäßigen, schuttbedeckten Moränenfläche bleiben kleine, seeähnliche Wasserbecken zurück.

Die Mehrzahl der kleinen Hochseen der Zentralalpen gehört einer dieser drei Typen an; seltener sind die Beispiele, wo ein Bergsturz eine dauernde Wasseransammlung im Tale schafft. Auch durch Murbrüche werden Seen aufgestaut, aber fast ausnahmslos rasch wieder entleert. Selten erscheinen im Innern der Alpentäler Seenbildungen, die auf unregelmäßige Arbeit der normalen Erosion und Aufstauung der Bäche und Flüsse zurückzuführen sind. Solche Seen (zu denen z. B. der Pressekersee bei Hermagor im Gailtal gehört) fehlen in den Zillertaler und Ötztaler Alpen ebenso wie die größeren Seenflächen, die dem Gebirgsrande eigentümlich sind. In verhältnismäßig wenigen Fällen läßt sich ein Riegel härteren Gesteins als Grund der Seebildung nachweisen; so hat im obersten Passeier unterhalb St. Martin der alte Gletscher hinter einem Riegel von hartem Granatglimmerschiefer ein Seebecken, $^1/_2$ *km* lang, $^1/_4$ *km* breit, ausgeschürft, das jetzt allerdings vollkommen zugetorft ist.

Der Sonnes- oder Sandessee am Westfusse des Tribulauns ist ein glacialer Corrasionssee; etwas oberhalb ist eine Mittelmoräne aus dem letzten Rückzugsstadium der postglacialen Gletscher besonders deutlich entwickelt. Ebenso ist der Schwarzsee oberhalb St. Martin (Passeier) ein flaches, im Glimmerschiefer ausgeschliffenes Becken (Abb. 7).

Der vordere der kleinen Obernbergerseen ist durch einen vom Obernberger Tribulaun ausgegangenen Bergsturz (nicht durch Moränen) aufgestaut worden. Der unregelmäßige Umriß des Gewässers, kleine Inseln und gewaltige Blöcke, deren Begrenzung der Beobachter in dem klaren grünlichen Wasser deutlich wahrnimmt, deuten auf diese Entstehung ebenso hin, wie die Narbe, welche noch jetzt hoch oben am Gehänge sichtbar ist. Historische Nachrichten über den Bergsturz liegen nicht vor.

[1]) Die große Zahl der kleinen Seen und Lachen macht ein Eingehen auf Einzelheiten unmöglich.

Auch im obersten Passeiertal deutet ein ebener Talboden und der Name des »Seewirtes« auf einen kleinen See hin, der durch einen Bergsturz aufgedämmt war und etwa um das Jahr 1810 abgelaufen sein soll.

Der Brennersee.

Der Zentralpunkt des ganzen Untersuchungsgebietes, der Brennersee, verdankt wesentlich einem Bergsturz seine Entstehung:

1. Zunächst haben die zusammenströmenden Gletscher des heutigen Sill- und Vennatales ein Becken ausgearbeitet.

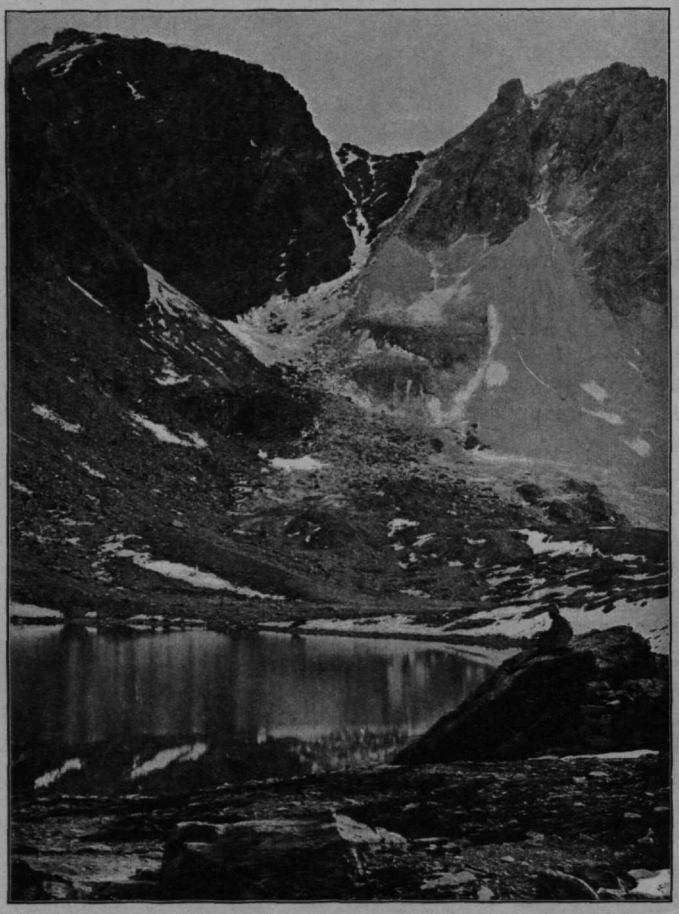


Abb. 7. Schwarzseespitze und Schwarzsee bei St. Martin am Schneeberg. Glacialer Corrasionssee. Im Hintergrunde Schwarzseespitze und Moarer Weiße, zwei Einfaltungen von Triasdolomit im Glimmerschiefer.

2. In postglacialer Zeit erfolgte an dem jetzigen Ausfluß des Sees ein verhältnismäßig wenig ausgedehnter Bergsturz von der westlichen steilen Wand. Die Sturzhalde ist zwar von der Bahn aus nicht als solche wahrnehmbar, macht sich aber in der unregelmäßigen Oberfläche und dem Hervortreten zahlreicher Blöcke neben der Landstraße geltend (vergl. die Karte). Eine von dem östlicher gelegenen Padaunkofel stammende Schutthalde ist bedeutungslos, die Aufdämmung wurde ausschließlich durch den Bergsturz veranlaßt.

3. Der Sillbach durchbricht den Bergsturz jetzt in einem anmutigen Wasserfall, war aber wegen der nicht sehr beträchtlichen Wassermenge und der mangelnden Geschiebeführung bisher nicht imstande, denselben zu durchnagen.

4. Viel bedeutsamer für das allmähliche Verschwinden des Sees sind die Deltabildungen des Venna- und Sillbaches, die schon einen wesentlichen Teil zugeschüttet haben.

Bedeutsamer als die kleinen Hochseen der Gegenwart sind für das Antlitz des Gebirges die großen Staubecken, welche aus dem vorletzten Stadium des Gletscherrückzuges (»Gschnitz-Stadium«)[1] stammen. Die großen ebenen Talflächen,

[1]) Die allmähliche Abzapfung des Sees wird durch die zwei Terrassen verdeutlicht, welche auf dem kleinen Textbild Seite 17 sichtbar sind. Im Hintergrunde des langgestreckten Talbodens verschwinden die Terrassen zwischen den mehr und mehr hervortretenden Rundhöckern.

die entweder versumpft (Außer-Pfitsch, 1380 *m*) oder bei gleichzeitiger Terrassenbildung entwässert sind (Inner-Ridnaun, 1350—1380 *m*, Obernberg und Gschnitz), waren ehemals Seebecken und sind durch die höchst ansehnlichen Moränen innneralpiner Talgletscher aufgestaut worden (Abb. 10, S. 17).

In den längeren, mit flachem Boden versehenen Tälern, in welchen der Eisrückzug langsam erfolgte, war Zeit zur Bildung einer Stirnmoräne und eines Staubeckens vorhanden; in dem kürzeren, steiler geneigten Pflerschtal ging der Rückzug zu schnell vor sich und in dem längsten, dem Stubaital, brachte vermutlich wieder die große Menge der Schmelzwässer eine gründliche Zerstörung der Stirnmoräne zuwege, von der bei Mieders nur noch geringe Reste sichtbar sind.

Die Schotterterrasse, auf der Telfes liegt, gehört vermutlich einem älteren Stausee (dem des Silltales) an. Wenn endlich das vorübergehend das untere Stubai erfüllende

Abb. 8. Innsbruck von der Weiherburg. Glaciale Innterrasse.
Im Hintergrunde die Kalkberge Serles und Saile, deren schroffe, verschneite Abstürze ein Emporragen über die alten Eisströme andeuten.

Wasserbecken Reste in Form von Sedimenten hinterlassen hat, so sind dieselben sicherlich unter den weit ausgedehnten Schuttkegeln von Medratz und Vulpmes begraben.

2. Die alten Eisströme und die Abschleifung der Bergsockel.

Die Höhe der alten Eisströme ist in den Talzügen der Alpen an der Abrundung der Felsen an vielen Stellen erkennbar.[1]) Die großen Haupttäler sind von ganzen Streifen abgerundeter Berge umgeben, über denen sich erst die durch jüngere Wandverwitterung geschaffenen Steilformen erheben Der Blaser, 2244 *m*, zeigt besonders auf der Stoßseite des alten Gschnitzgletschers die abgerundeten Formen der glacialen Abhobelung. Das Kalbenjoch, 2382 *m*, scheint in seinem obersten Teile über die Eisfläche emporgeragt zu haben, wie die steilere Neigung erkennen läßt. Erst die

[1]) Vergl. E. Richter: Geomorphologische Studien in den Hochalpen. Peterm. Mitt. Erg.-H. 132, 1900, und über das Gschnitztal auch die Studien F. von Kerners.

Gipfelpyramide der Serlesspitze ragte (wie das Bild Innsbruck von der Weiherburg, S. 13, erkennen läßt) deutlich als Nunataker über den alten Eisstrom empor, dessen größte Höhe hier also etwa 2300 *m* betrug. Auch der gegenüberliegende Höhenzug des Steinacher Joches zeigt bedeutende Abrundung, die hier sogar noch weiter hinauf (bis 2400—2500 *m*) geht. Doch besteht dieses Gebirge aus weichen, quarzarmen Schiefern der Steinkohlenformation, die schon lediglich durch leichtere Verwitterung gerundete Formen annehmen.

Zur Beobachtung der alten Eisstromhöhe ist demnach möglichste Gleichartigkeit des Gesteins erforderlich, wie sie die Trias-Dolomite der anderen Talseite und, mehr im Inneren der Zentralalpen, vor allem die Gneisgranite des Zillertaler Massivs besitzen. Auf den ins Auge fallenden Gegensatz der gerundeten Hänge und der steilen Wände wurde ich vor allem im oberen Teile des Zamsergrundes an der Nordecke des das Schrammacher Kar (= Grohwand Kees) begrenzenden Grates aufmerksam. Die Höhe des Felszahnes beträgt 2544 *m* (Alpenvereinskarte, oder 2551 *m* G.-St.-K.), der Sockel desselben liegt etwa 2500 *m* hoch. Unter dem Zacken liegt eine flach abfallende Terrasse, die bei 2231 *m* (G.-St.-K.) wieder in steileres Gehänge übergeht. Man gewinnt ohne weiteres den Eindruck, daß der Nordzacken des Grates als Nunataker über das Eis hervorragte. Die flachere Terrasse zwischen 2500 und 2231 *m* entsprach der stärkeren Verwitterung im Bereiche des wechselnden Eisstandes, das tiefer liegende steilere Gehänge der durch Schmelzwasser geschaffenen U-förmigen Austiefung des Taltroges.

Stellt man im Zamser-, Zemm- und Schlegeisgrund die Sockelhöhen der Wände zusammen, so ergibt sich [1]) als Durchschnittszahl 2500 *m* als die Basis der Nunataker. Diese Mittelzahl zeigt einen bezeichnenden Unterschied. Im Inneren des Gebirges, nahe der Höhenlinie der Kämme, treffen wir Zahlen über 2500 bis 2600 *m* (am Pfitscher Joch, Ochsnerkar, Talgenköpfe im Schlegeisgrund). Nach außen zu sinkt die Basis der Nunataker bis auf 2500 *m*, weiterhin bis zu 2400 *m* abwärts; am Ausgange des Gschnitztales beobachteten wir 2300 *m*. Die Oberfläche des quartären Eises lag also im Zentrum der Zillertalergruppe zwischen 2600 [2]) und

[1]) Die Höhe der Nunataker im Zillertaler Gneisgranit (d. h. Unterkante [Basis] der unabgeschliffenen Gesteinswände und Zacken) beträgt:

Zamsergrund	Westecke des Stampflkeeses	2535
	Ostecke desselben (Höhe der Zacken 2667 *m*)	2600
	Oberes Schrammacherkar (= Grohwand Kees):	
	Südecke	2538 (2543 G.-St.-K.)
	Nordzacken	2544 (2551 G.-St.-K.)
	Rotmooskar (Basis der Wand)	2500
	Unteres Schrammacherkar (Basis der Nordwände)	2500
	Basis der Wand im Süden des Riepenkars	2400—2500
Zemmgrund	Wand im Norden der Birglbergalpe (Südostgrat der Realspitze)	2400
	Basis der Wände im Norden der Patzeralpe	2500
	Basis der Wände des Nestkars	2500
	Basis der Wände des Schrambachkars	2400—2500
	Kleiner Ingent (Basis der Wände an den Nordzacken)	2500
	Basis der Wände am Westzacken	2500
	Ochsnerkar (Basis der Westwände)	2500—2600
	Schönbichlergrat (Basis der Wände)	2500
Schlegeisgrund	Hochsteller (Basis der Wände des Nordostgrates	2400
	Kleiner Greiner, Nordwestgrat	2400
	Kleiner Greiner, Südwestgrat	2400—2500
	Großer Greiner, Westgrat	2500
	Talgenköpfe, Westsüdwestgrat	2500—2600

(Vergl. auch A. Penck, Alpen im Eiszeitalter S. 277, und für das Ansteigen des Eises im Zillertal, S. 281.)

[2]) Das bekannte Gesetz der Zunahme der alpinen Vergletscherung von Ost nach West bewahrheitet sich nicht vollständig in der Sockelhöhe der ehemaligen Nunataker; dieselbe liegt z. B. im Oberengadin bei 2900 *m*.

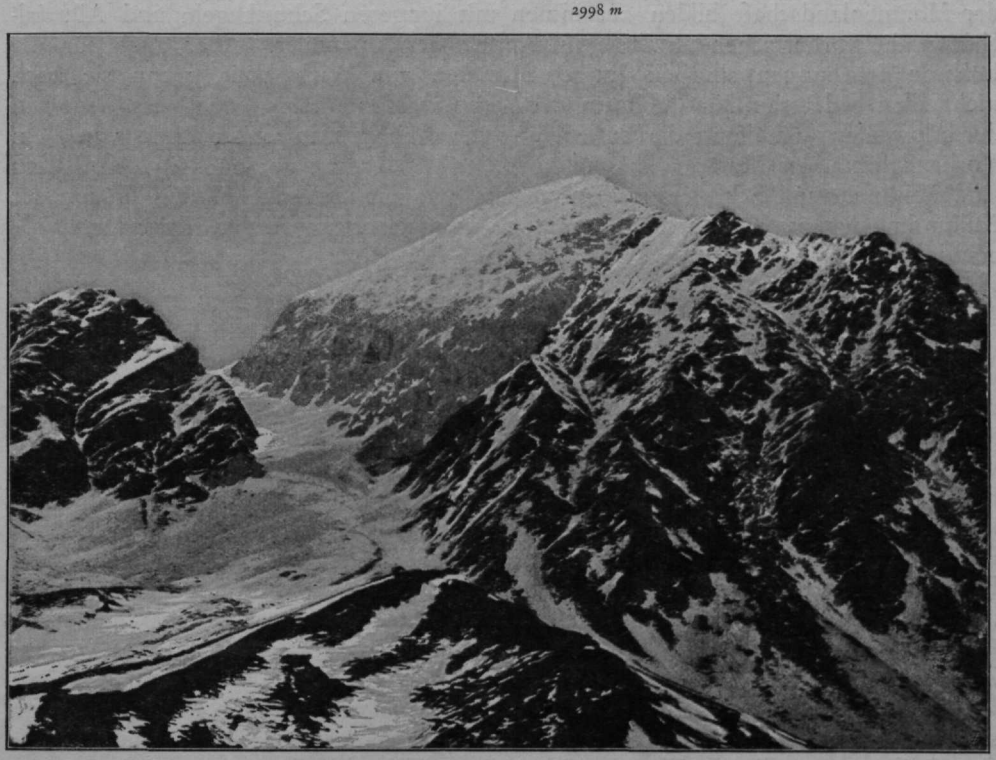


Abb. 9. Die »Karlweiße« bei St. Martin am Schneeberg. (Triasmarmor im Glimmerschiefer eingefaltet.)

2400 *m*, durchschnittlich 2500 *m*, und senkte sich ganz gleichmäßig wie ein flacher Schild von innen nach außen. Ein ganz analoges Ansteigen zeigt die Eisgrenze im Ötztal (A. Penck, Alpen im Eiszeitalter, S. 279), wo sie sich von 2300 *m* am Talausgang auf 2500 bis 2600 *m* im Söldener Talbecken und auf ca. 3000 *m* am Niederjoch hebt und bei St. Martin wieder auf 2600 sinkt (Abb. 9).

Im Zusammenhang mit dem hohen Stande der Eisströme in der Zentralzone des Gebirges steht die Frage der Richtung der Eisbewegung am Brenner. Das früher angenommene Südwärtsfließen des Inntaler Eisstromes über den Brenner[1]) scheint gar nicht oder nur in geringem Maße erfolgt zu sein. Hingegen floß aus den äußersten Verzweigungen des Zillertales das Eis über die in südlicher Richtung geschrammten Rundhöcker des Pfitscher Joches nach Süden, entsprechend der Eisstromhöhe von 2500 *m*.

3. Moränen und Schotterterrassen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Modellierung im Inneren des Gebirges sind die Rückzugsstadien, d. h. die von kleineren Vorstößen unterbrochenen Ruhepausen im Rückzug der Eiszeitgletscher. Die gewaltigen Schuttmassen, welche die Gletscher der eigentlichen Eiszeit am Fuß der Alpen niedergelegt haben, veranschaulichen den Massenverlust, den eine totale Vereisung bedingt. Aber in den Formen des Gebirgsinneren begegnen wir wesentlich den Spuren kleinerer »postglacialer« Vereisungen. Glaciale Schotterterrassen und die unregelmäßigen Hügel

[1]) F. v. Kerner, Verschiebungen der Wasserscheide im Wipptal, Sitz.-B. Akad. Wien, Math. nat. Kl. C. Abtl. I, 1891, S. 448.

der Moränenlandschaft bilden zusammen mit jüngeren Schuttkegeln und Alluvialebenen die vorherrschenden Züge im Antlitz der Alpentäler. Aber auch für die höheren Erhebungen sind die jungen Moränen von Wichtigkeit, wenn sie auch nicht allzu bedeutsam für die Form der Berge werden. Hängt doch das Gedeihen der Alpweiden und damit die Besiedelung des Gebirges in erster Linie von dem Vorhandensein der Moränen in und über der Waldgrenze ab; auch in den Tälern sind Moränen und Schotterterrassen ebenso wie die Schuttkegel die Träger der Kultur im Gegensatz zu dem versumpften oder vertorften ebenen Talboden.

Die Rückzugsstadien der großen Vergletscherung.

Dem Abschluß[1]) der letzten allgemeinen (Würm)-Vereisung folgte eine gletscherarme oder nahezu gletscherlose Zeit (Achen-Schwankung, Penck) während eines Klimas, welches etwas wärmer und viel trockener war als das jetzige (Steppenzeit Mitteleuropas — Achen-Schwankung, A. Penck. Vergl. A. v. Kerner, Sitz.-Ber. Wien, Ak. I. Abt., 1888). Erneute Gletscherbildung in der Hochgebirgsregion und mannigfache Gletscherschwankungen kennzeichnen die praehistorische Zeit der Alpen (Bühl-Vorstoß, Gschnitz- und Daun-Stadium, A. Penck). Diesen letzten Oscillationen gehören Moränenwälle von überaus frischer und guter Erhaltung an, welche in Höhen von 2000 *m* an aufwärts liegen und nicht mit den oft in gleicher Höhe befindlichen Blöcken des alten Landeises verwechselt werden dürfen.

Besonders auffällig ist die Form dieser jüngsten Moränenwälle dort, wo zur Zeit Gletscherbildungen fehlen (Pflerscher Pinkel, Pfurnsee im Ridnaun u. s. w.).

Die glacialen, hoch über den heutigen Flußtälern lagernden Schotter haben sich im Inneren eines Gebirges nur dort in größerer Mächtigkeit abgesetzt, wo der rascher vorrückende Gletscher des einen Tales die in einen anderen einmündenden, vom Nebental herabrinnenden Schmelzwasser zu einem Eissee vorübergehend aufstaute. Während des Gletscherrückzuges treten dieselben Seebildungen erneut in analoger Weise auf: Der aus einem größeren Firngebiet stammende Hauptgletscher wird die Einwirkung des trockenen und wärmer werdenden Klimas weniger rasch an seiner Zunge verspüren, als der kürzere Gletscher des Nebentales. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der in einem wenig ausgedehnten Firngebiet wurzelnde Sillgletscher sich früher und in rascherem Tempo zurückzog als der Eisstrom des Inntales und daß der letztere somit während der Rückzugs- und ebenso während jeder Vorstoßperiode das untere Silltal — wenn auch nur vorübergehend — zu einem See aufstaute.[2]) (Vergl. Abbild. 11.)

Etwas anderes ist das Verhältnis des kurzen, aber in einem hohen und firnreichen Gebiet wurzelnden Zillergletschers zu dem längeren Inngletscher. Während des der Achenseeschwankung[3]) folgenden Gletscherwachstums wird der Zillergletscher rasch vorstoßen und das Inntal bei Jenbach eher erreichen als die Zunge des langsamer fließenden Hauptferners. Die Stauungsvorgänge betreffen hier also — ausnahmsweise — das Haupttal, und die mächtigen Schotter wurden in dem alten Eisstausee abgelagert, dessen Sedimente die Fläche der lieblichen Mittelgebirgsterrasse überkleiden. Die Länge des Inntaler Sees betrug 70 *km* bei einer mittleren Breite von 3,5 *km*. Der lokale Charakter der Mittelgebirgsterrassen ergibt sich am deutlichsten aus dem Fehlen derselben in der Mehrzahl der Alpentäler: Nur im Gailtal, dessen Schmelzwasser durch den Zusammenfluß der ausdauernden und mächtigen

[1]) Vergl. F. v. Kerner, Verhandl. G. B. A. 1894, S. 268.

[2]) Das Verdienst, auf diese Verhältnisse hingewiesen zu haben, ist ganz besonders den Arbeiten von Blaas, sowie den Studien von Penck zuzuschreiben.

[3]) Vergl. die unten folgende tabellarische Übersicht.

Julischen- und Draugletscher aufgestaut wurden, beherrscht die Mittelgebirgsterrasse in ebensolcher Weise wie bei Innsbruck das Profil des Tales. Aber im Drautal, Rienz-, Save- und Fellatal, an der Etsch, am Tagliamento und überall in den nördlichen Tälern mit offener Abflußrichtung fehlt die bezeichnende Terrassenbildung.

Das Mittelgebirge des Inntales zwischen Station Kematen und Ober-Perfuß besteht ausschließlich aus geschichteten Bildungen, Sand oder Geröll; zwei Terrassen, die obere 840—880 *m*, sind ziemlich deutlich unterscheidbar. (Vergl. Abb. 8.)

Von Mutters aus ziehen sich die glacialen Schotterterrassen in das Silltal und weiterhin in das Stubai hinein; bei Lach, gegenüber der Haltestelle Untersberg, lagert lößartiger Lehm in einer Mächtigkeit von 2 *m* auf dem Schotter, der hier in schöne, von der Straße und der Bahn sichtbare Erdpyramiden zerschnitten ist. Während die Terrassen des Mittelgebirges nur bis ca. 900 *m* ansteigen, liegt ein isoliertes Vorkommen noch bis 1300 *m* am Adelhof bei Axams.

Die Glacialschotter werden von Moränen bedeckt, die bei Mutters und den oberhalb des Ortes liegenden Nockhöfen beginnen und ebenfalls ununterbrochen um das Gehänge der Saile herum in das Stubai, sodann in das Seitental der Schlickeralpe hineinziehen. Zwischen Rieß und Riedbach sind Kalke mit deutlicher Schrammung und Kritzung als Geschiebe vorwiegend. Zahlreiche große Glimmerschieferblöcke lagern oberhalb Rieß.

Die zahlreichen, dem eigentlichen Mittelgebirge aufgesetzten Moränenhügel zwischen Grinzens und Götzens heben sich durch ihre Form scharf von der ebenen Terrassenoberfläche ab, sind aber auf der kleinen Kartenskizze nicht darstellbar gewesen.

Glaciale Schotterterrassen sind ähnlich wie im Norden so auch im Süden des Brenners entwickelt, wenn auch das Phänomen hier nicht die gleiche Bedeutung beansprucht und daher kartographisch in dem Maßstabe der Skizze nicht wiederzugeben war. Bei Gossensaß (im Orte) und etwas unterhalb bei Straßberg (1062—1155 *m*), bei Ober- und Unterried sind Terrassen entwickelt, während Moränen weiter aufwärts am Gehänge bei Tennewies, Ried, Schmuders und dem Braunhof wahrnehmbar sind. Unterhalb der Terrassen liegen bei Straßberg und Ried Schuttkegel, in welchen die Eisenbahnlinie schöne, bezeichnende Aufschlüsse geschaffen hat.

Die Entwicklung der Glacialterrassen erklärt sich ohne Schwierigkeit durch die Aufstauung eines Sees oberhalb des Zusammentreffens der alten Eisströme des Ridnauner und Pfitscher Tales und gehört wahrscheinlich dem Stadium des Inntalgletschers (2) an. Wie schon die heutige Ausdehnung der Gletscher besonders in dem ersteren Gebiete klar erkennen läßt, waren dieselben viel bedeutender als die Eismassen der südlichen Bren-

Feuerstein

Abb. 10. Inner-Ridnaun.
Alter Seeboden mit zwei übereinanderliegenden Terrassen (SW.).

Abb. 11. Steinach gegen Süden. Fluvioglaciale Terrassen des Silltales.

nerfurche. Bei dem allgemeinen Rückgang des Eises mußte der Ridnaungletscher die Abflüsse des rascher eisfrei werdenden Pflersch- und Eisackgebietes aufdämmen.[1]) Während der allmählichen Entleerung des Sees setzten sich die in verschiedener Höhe liegenden Terrassen ab.

Eine jüngere glaciale Schotterterrasse zieht von Matrei in die Mündung des Navistales und ist besonders am südlichen Talausgang gut ausgeprägt, wo auch noch eine tiefere Terrasse undeutlich sichtbar ist; am nördlichen Ausgang des Navistales beobachtet man besonders deutlich die talwärts gerichtete Absenkung der Terrasse. Die Entstehungszeit fällt (nach A. Penck) ebenso wie die der Steinacher Terrassen in das Stadium der inneralpinen Talgletscher.

Die bei Steinach besonders schön und deutlich entwickelten Glacialterrassen, welche durch die Abb. 11 veranschaulicht werden, reichen in das Gschnitztal hinein und enden hier etwa 1/2 *km* vor der St. Antonskapelle bei 1250 *m* Höhe. Weiter oberhalb des Ortes Trins im Padastertal findet sich eine deutliche Terrassenbildung in 1400 *m* Höhe. Dieselbe ist als lokale Glacialterrasse zu deuten, deren Gletschersee durch den Eisstrom des Haupttales aufgestaut wurde. Terrassen, welche sich unterhalb der Trinser Endmoräne in einer Höhe von ca. 1200 *m* oberhalb des Gschnitzbaches finden, dürften als Flußterrassen zu deuten sein.

Das drittletzte (»Gschnitz«) Rückzugsstadium der alpinen Talgletscher hat im Gschnitztal einen 17 *km* langen, im Stubaital einen 28 *km* langen Gletscher entwickelt; die demselben Stadium entsprechenden Eisströme waren in den beiden Ästen des Ridnauntales 13 und 17 *km*, im Pfitschtal 20 *km* lang. Der entsprechende Eisstrom im Obernberg war entsprechend der geringeren Länge des Tales weniger ausgedehnt. Aber die Moränen, auf denen das Dorf (1388 *m*) erbaut ist, wetteifern an Deutlichkeit mit denen des Ridnaun- und Pfitschtales. Jedoch zeigen die beiden letzteren die großartigste Entwicklung sowohl hinsichtlich der Masse des aufgehäuften

[1]) Eine durchlaufende Barre festeren Gesteins, die von anderen Forschern als Erklärung aufgeführt wurde, ist in der Gegend von Sterzing nicht vorhanden.

Abb. 12. Tribulaun vom Pflerschtal. (Der Pfeil bezeichnet die Lage des Sandessees.)

Materials, als hinsichtlich der Größe des von den Stirnmoränen aufgestauten Sees. Die in diese Moränen eingeschnittene Abzugsrinne der Flüsse legt die Struktur einer alten Moräne klar. Die gewaltigen, beinahe hausgroßen Blöcke und kleinere Trümmer in regellosester Anordnung sind besonders »In der Wöhr« im Pfitschtal oberhalb Afenz prachtvoll sichtbar.

Alte Moränen. Die östliche Fortsetzung der Ridnauner Staumoräne ist auf dem Nordgehänge des unteren, übertieften Talbodens zu suchen. Der Südabhang des Roßkopfzuges zwischen Vall Ming, dem unteren Pflersch- und Ridnauntal ist bis weit hinauf mit Moränen bedeckt, die also dieselbe Lage haben wie die Moränen des Obernbergertales. Der vorherrschende Granatenglimmerschiefer, welcher das Gebirge zusammensetzt, tritt nur im höheren Teile der Alpen und in einigen Bachrissen zutage; die Mächtigkeit der Moränen ist so bedeutend, daß z. B. der 20 *m* tief eingeschnittene, gegenüber Ratschinges mündende Graben nicht bis auf das Grundgestein hinabreicht.

Für die Berechnung der früheren Schneelinien nimmt Penck einen Mittelwert zwischen der Höhe der Endmoränen und der Kammhöhe des zugehörigen Firnbeckens an. Da bei großen Gletschern die Endmoränen tiefer herabreichen als bei kleineren, ist bei ersteren eine Höhe anzunehmen, welche über dem absoluten Mittelwert liegt, während sie bei den letzteren hinter diesem zurückbleibt.

Bei einem Vergleich der gleichzeitigen Gletscher-Stillstände ist ferner davon auszugehen, daß bei nördlicher Lage in demselben Tal die Gletscher tiefer hinabreichen als bei südlicher; endlich bedarf es kaum einer Erwähnung, daß jetzt wie früher Hängegletscher, große und kleine Talgletscher vorhanden waren, deren Endmoränen bei gleichem Stande der Schneelinie in sehr verschiedener Höhe liegen konnten.

Die von einzelnen Vorstößen unterbrochene Rückzugsperiode der Alpengletscher wird auf Grund der Untersuchungen verschiedener Beobachter von A. Penck in vier, in der folgenden Tabelle aufgezählte Phasen[1]) gegliedert.

[1]) In der Bezeichnung ist der Name Gschnitzstadium Pencks durch die bereits vorhandene charakteristischere Bezeichnung »Stadium der inneralpinen Talgletscher oder kürzer der Talgletscher«

Abgesehen von den von Penck unterschiedenen vier Gletscherrückzugsstadien ist noch ein fünftes auszuscheiden, dessen Schneelinie nur 200 *m* unter der heutigen liegt. Daß in dieser Höhe der Gletscherrückgang noch einmal für einige Zeit pausiert hat, geht schon aus der Statistik hervor. In dem genau (1:25000) aufgenommenen Gebiet sind 44 Endmoränen von früheren Hängegletschern oder kleineren Talgletschern unterschieden worden, die in einer Höhe von mehr als 2000 *m* liegen. Unter diesen 44 End- und Ufermoränen liegen wieder 14, bezw. 18[1]) zwischen 2400 und 2500 *m* oder noch höher, d. h. in derjenigen Höhenstufe, die der Schneelinie des Daunstadiums fast genau entspricht. Es ergibt sich hieraus, daß mehr als einem Drittel dieser höchstgelegenen Hängegletscher ein Ruhestadium[2]) entspricht, das man nach der schönen Mittelmoräne des Sandessees am Fuße des Tribulauns als Tribulaunstadium bezeichnen könnte. (Siehe den Anhang »Moränen des Daun- und Tribulaunstadiums« und Abb. 12.)

Besonders bezeichnend ist der Endmoränen-Stausee der Griesbergalpe am Brenner; die Moränen liegen zwischen 2600 und 2400 *m*, während der angrenzende Kamm nur 2700 *m* Höhe besitzt; hier würde die Schneelinie des Daunstadiums noch unter der Moräne liegen.

4. Praeglaciale Täler und die Übertiefung der Haupttäler.

Die terrassenartigen Hochflächen der Steinalpe (1737 *m*), der Aigner Alpen (ca. 1600 *m*) und der Ortschaften Nößlach und Stafflach (1400—1350 *m*) bilden einen praeglacialen, nach Norden rasch absinkenden Talboden, der aus anstehendem Gestein besteht und in der Silltal- und Brennerfurche 300 *m* tief eingeschnitten (übertieft) ist. Die Talleisten der Stein- und Aigneralpe entbehren glacialer Ablagerungen, zeigen aber die glacialen Rundhöcker desto deutlicher.

Auf der Aigneralpe ist eine mediane Einsenkung vorhanden. Der obere Rand der zum Brennersee abstürzenden Wände liegt höher als die eigentliche Alpfläche. Auf der Terrasse von St. Jakob, Nößlach, Zagel und Stafflach ist hingegen eine graue Grundmoräne mit zum Teil riesigen Blöcken weit verbreitet. Besonders bezeichnend sind große, aus der Tribulaungruppe stammende Dolomite und Kalke sowie Zillertaler Gneisse. Unterhalb der Nößlacher Kapelle liegt ein kleines Hochmoor.

Die Unabhängigkeit der Übertiefung der Brennerfurche von der heutigen fluviatilen Erosion und ihr Zusammenhang mit glacialer Tätigkeit ist unverkennbar. Die weitere nördliche Fortsetzung dieses tertiären Tales bildet das Stubaital und die Innterrasse östlich von Innsbruck, die im Gegensatz zu den Schottern im Westen (Perfuß etc.) in anstehendes Gestein eingeschnitten ist. Das alte tertiäre Inntal liegt ca. 1000 *m* hoch, also 3—500 *m* über dem heutigen Tal.

Das Inntal der Gegenwart ist also stark vertieft, »übertieft«. Die »Übertiefung« der meisten alpinen Haupttäler — im Vergleich zu den Nebentälern — ist eine Tatsache, die schon wiederholt betont, aber in ihrer allgemeinen Bedeutung erst von A. Penck zutreffend gewürdigt worden ist: Das U des Troges ist ein-

ersetzt, die von Fritz v. Kerner bereits vorgeschlagen wurde. Ebenso glaube ich das Stadium des Bühlvorstoßes durch den verständlicheren Namen »Stadium des Inntalgletschers« ersetzen zu müssen; ist doch die Ausfüllung des alpinen Inntales mit Eis das bezeichnende Merkmal dieses Vorstoßes.

[1]) Hierbei sind die vier Moränen in 2350 *m* Höhe noch nicht mitgerechnet, obwohl die Höhe der angrenzenden Firnkämme zum Teil unter der heutigen Schneelinie liegt.

[2]) An und für sich muß ja das langsam zurückziehende Eis Schneelinien von 200 und 100 *m* unter der heutigen durchlaufen haben. A. Penck weist auch auf kleine Moränen hin, die einer Schneehöhe von 100 *m* entsprechen. Für die Annahme eines »Stadiums« spricht die Häufigkeit von selbständigen Moränen in der Höhe von 2400—2500 *m*.

Die „postglacialen" Rückzugsstadien der zentralalpinen Vergletscherung.

		Die heutige Schneegrenze der nördlichen Kalkalpen liegt zwischen 2300 und 2600 *m*, die der Zentralalpen zwischen 2700 und 3000 *m*. Navis 2700 *m*, Zillertal und Stubai 2800 *m*, oberes Ötztal und Gschnitz 2900—3000 *m*. Die frühere Schneegrenze liegt
»Post-Glacial«	5. Tribulaunstadium: Zahlreiche frische Endmoränen (und Mittelmoränen) liegen zwischen 2400 und 2600 *m*. Die Höhe der umgebenden Firnkämme liegt vielfach unter der Schneelinie des Daunstadiums	200 *m* tiefer als jetzt
„	4. Daunstadium: Firste, die der heutigen Schneegrenze nahe kommen, tragen Eis, solche die in die heutige Schneegrenze hineinragen, größere Gletscher	300—400 *m* tiefer als jetzt
„	3. Letzter größerer Vorstoß: Stadium der inneralpinen Talgletscher im Gschnitztal (Gschnitz-Stad. Penck) Obernberg, Ausgang des Stubai, Ridnaun und Pfitsch (»In der Wöhr«). Fluvioglaciale Schotter von Navis und Steinach	600 *m* tiefer als jetzt
	Zerfall des Inntalgletschers in einzelne Talgletscher.	
„	2. Stadium des alpinen Inntalgletschers. Ein kräftiger Vorstoß (»Bühl«-V. Penck) füllt das ganze Inntal mit Gletschereis; die Längserstreckung des Vorstoßes beträgt 120 *km* (im Vergleich mit 1a)	900—1000 *m* tiefer als jetzt
„	1b. Der Inntaler Stausee entsteht durch rascheres Wachstum des dammartigen (bei Jenbach) vorgeschobenen Zillergletschers. (Gleichartig und wahrscheinlich gleich alt ist der durch den Drau- und Julischen Gletscher aufgedämmte Gailtaler Stausee.)	
„	1a. Achenseeschwankung: Das Inntal wird eisfrei; der Gletscher-Rückzug geht bis zur Grenze der späteren Talgletscher (3) und beträgt im Inntal (im Vergleich zu IV) 180 *km*	700 *m* tiefer als jetzt
Glacial	IV. und letzte allgemeine (»Würm«-) Eiszeit der Alpen: Jung-Endmoränen im Voralpenland von der Iller bis zur Traun. Die Jung-Endmoränen sind im Inntal 60 *km*, im Isartal 32 *km* weiter vorgeschoben als die Endmoränen von 2	1300 *m* tiefer als jetzt

gesenkt in ein im Querschnitt halbkreisförmiges ◡ und bildet so ein »randlich unterschnittenes« Tal. Aus der Kombination von U und ◡ entsteht ein ⋎. Das Zillertal unterhalb von Mairhofen, das untere Stubai- und das Ridnauntal von Mareit an sind neben den erwähnten anschauliche Beispiele der Übertiefung. Wenn die Tatsache zweifellos ist, so begegnet die Zurückführung der U-förmigen Hohlform auf die aktive Erosion der Gletscher[1]) sehr begründeten Zweifeln.[2])

Bei Betrachtung der norwegischen Oberflächenformen hat E. Richter[3]) darauf hingewiesen, daß die Hochfläche, das Fjeld, mit seinen Rundhöckern, Vertiefungen und dem unregelmäßigen, wenig ausgetieften Abflußsystem die Stätte der hauptsächlichen Tätigkeit der alten Gletscher sei. Die übertieften Fjorde entsprechen zwar in ihrem Verlauf einem alten, d. h. praeglacialen Flußnetz, die starke Austiefung ihres Profils ist aber wesentlich auf die interglacialen und postglacialen Schmelzwässer des Eises zurückzuführen.

Das übertiefte U-förmige Alpental, der »Taltrog« E. Richters[4]) und der norwegische Fjord sind Parallelerscheinungen. Ebenso wie die vom Gletscher umgeformte Landoberfläche, die Rundhöckerlandschaft, für Kare und Karseen in Norwegen und den Alpen die gleiche Form zeigen, ebenso muß auch für den Fjord und den Taltrog die gleiche Entstehung angenommen werden. Die Rundhöcker der Aigneralpe (siehe oben), die zahlreichen glacialen Spuren auf der alten Terrasse entsprechen dem Fjeld, die Brennerfurche dem Fjord.

In einem inhaltlich dieser Idee nahekommenden Gedankengang betont W. Kilian, der hervorragende Kenner der Westalpen, daß die zweifellos vorhandene Übertiefung der Alpentäler entweder allein (oder in Kombination mit der erodierenden Eiswirkung) auf Schmelzwässer der Gletscher zurückzuführen sei. Es sei schwer zu verstehen und noch niemals tatsächlich beobachtet worden, daß das Gletschereis allein den Vorgang des Einschneidens (creusement), Vertiefens (excavation) und somit die Übertiefung (surcreusement) allein besorgt habe.

Am ehesten vermag man sich noch vorzustellen, daß im Innern schon vorhandener Alpentäler das Gletschereis — unterstützt durch vorangegangene und folgende Tätigkeit der Schmelzwasser — eine derartige Arbeit ausführt; denn hier befindet sich der von zahlreichen Zuflüssen der großen Firnbecken genährte Eisstrom unter allseitigem starkem Drucke. Ganz undenkbar erscheint hingegen die Bildung der großen Zungenbecken[5]) durch Gletschererosion am Austritt der Gletscher aus dem Gebirge; hier verliert der fächerförmig auseinander tretende Gletscher die Erosions- und Corrasionskraft, die er vorher besessen hat.[6])

Man könnte sich vorstellen, daß auch die Austiefung der Wannen in den Zungenbecken wesentlich durch erosive Tätigkeit der interglacialen Schmelzwasser erfolgt ist. Der naheliegende Einwand, daß die geschichteten Ausfüllungsmassen der Zungenbecken vielmehr durch die Schmelzwässer gebildet seien, erledigt sich durch den im Leben jeden Flusses beobachteten Wechsel von Erosion und Auffüllung.

Wenn während einer Interglacialepisode durch Eintritt trockenen und warmen Klimas das Abschmelzen rasch erfolgt, dann wirken die massenhaften Schmelz-

---

[1]) So beurteilt Penck die Sachlage (Eiszeitalter, S. 302). Meine Deutung der Verhältnisse weicht insofern von der seinigen ab, als ich die »glaciale Tätigkeit« als Erosion der fluvioglacialen Schmelzwasser auffasse.

[2]) Vergl. z. B. W. Kilian, in Bull. de la société de géographie. Paris, VI (1902), S. 20 Anm.

[3]) Sitz.-Ber. d. Ak. d. Wissenschaften, Wien 1896.

[4]) Geomorphol. Untersuchungen in den Hochalpen, Peterm. Erg.-Heft N. 132 (1900), S. 52.

[5]) Die wallförmige Endmoräne eines alten Gletschers umgibt tiefer gelegenes Land, in dem sich früher die Gletscherzunge befand. Penck spricht daher von »Zungenbecken«.

[6]) Auf diesen naheliegenden Einwand hat schon vor Jahren M. Neumayr hingewiesen; doch ist Penck (l. c., S. 249—255) auf diesen schwer wiegenden Gegengrund nicht eingegangen.

wässer erosiv und schaffen eine steilwandige Hohlform.[1]) Geht das Abschmelzen weniger rasch vor sich, so beladen sich die Schmelzwässer mit den Zerstörungsprodukten der Moränen und füllen das selbst geschaffene Becken wieder aus.

III. Die Bergformen.

Das Bild, das die Alpen nach dem Abschmelzen der letzten Eismassen boten, dürfte vielfach der Umgebung der Zunge eines im Rückzuge begriffenen heutigen Gletschers[2]) entsprochen haben. Moränenwälle und regellose Vertiefungen, darüber hervorragend rauhe, vom Eis unberührte Gipfel und Felszacken, blankgeschliffene und geschrammte Felsen, hie und da mit Lücken ausgebrochenen Gesteines, bilden die vorherrschenden Züge im Antlitz der Landschaft. Größere Ausdehnung als in der Gegenwart besitzen die Trümmer von Bergstürzen[3]) und in den großen Alpentälern die Flächen der von den Schmelzwässern angeschwemmten Glacialschotter und Sande. Die Erosion des fließenden Wassers arbeitete in dem Maße, wie der Gletscher zurückwich, an der Einebnung und Fortschaffung der aufgehäuften Moränen und Schotter, die chemische und mechanische Verwitterung an der Zerstörung der Felsen.

Die Bergformen[4]) sind das Endergebnis einer verwickelten Reihe von Vorgängen, unter denen die Einwirkung der chemischen und vor allem der mechanischen Verwitterung (des Spaltenfrostes) und die Erosion des fließenden Wassers am bedeutsamsten sind. Von nicht geringerer Bedeutung sind frühere oder gegenwärtige Gletscher und Firnfelder. Außerdem kommen in Betracht die Klüftung, Zusammensetzung und Lagerung des Gesteins, die Höhenlage, die Niederschlagsverteilung und die Einwirkung des Pflanzenreiches (bezw. das Fehlen der beiden letztgenannten Faktoren).

Dieselben Bergformen kehren innerhalb derselben Gesteinsmasse nur in gleicher Höhe und Wetterlage wieder; d. h. die Wetterseite einer gleichartig zusammengesetzten Bergkette zeigt einen anderen Neigungswinkel und andere Bergformen als die gegenüberliegende geschützte Seite. Unterhalb eines bestimmten Höhengürtels (in den Ostalpen 1600—1700 *m*) vermag die Vegetation und die energische, Hand in Hand mit ihr gehende Verwitterung die ursprünglichen Formverschiedenheiten der Gesteine auszugleichen; nur an den Wänden steiler Erosionstäler prägen sich die charakteristischen Formen des Dolomits, der Schiefer und des Granits aus, denen man sonst nur höher im Gebirge begegnet.

Die reichliche Anhäufung von Firnschnee in den Höhen über 3200 *m* erklärt weiterhin die Tatsachen, daß die ruinenähnlichen Turmformen des Tribulauns, des Cimone della Pala, der Fünffingerspitze oder der Drei Zinnen, welche sämtlich unterhalb dieser Höhenstufe liegen, höher hinauf nicht mehr zur Entwicklung gelangen. Allerdings wetteifern in den Westalpen die wilden Schrofen des Meije-Kammes oder der Aiguilles der Montblancgruppe an Steilheit und wilder Zerklüftung mit den genannten Dolomitgipfeln. Aber es treffen hier zwei Momente zusammen, um die Entstehung derartiger Formen auch in Höhen von 4000 *m* und darüber zu erklären. Vor allem ist der körnige Granit der Meije und des Montblanc wesentlich härter als Dolomit und Kalk und mindestens ebenso klüftereich. Ferner bedingt

[1]) Die rein postglaciale Entstehung der ausgedehnten Wanne des Plattensees durch bewegtes Wasser d. h. durch einen riesigen, verhältnismäßig rasch versiegenden Fluß möge als Beispiel der Entstehung von ausgedehnten Hohlformen durch fließendes Wasser dienen.

[2]) Man vergl. z. B. die schönen Lichtbilder, welche Baltzer von der Rückzugserscheinung des Grindelwaldgletschers gegeben hat.

[3]) Vergl. meinen Aufsatz über Muren, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1898.

[4]) Vergl. u. a. Baltzer, Aarmassiv, S. 4, und für die behandelten Bergformen besonders das Hemiorama (Beilage).

in der Gruppe des Mont Pelvoux die geringere Menge des niederfallenden Schnees eine auffallend geringfügige Firn- und Gletscherbedeckung.

Nur in der Höhenzone zwischen 1700 und 3100 *m* entwickeln sich die Formverschiedenheiten der einzelnen Gesteine derart, daß wahre geologische Charakterbilder entstehen.

Der massige, schichtungslose »Schlern-Dolomit«, das typische Gestein, welches die wundersamen Türme und Zacken des Rosengartens, der Langkofelgruppe (Fünffingerspitze), der Pala, der Bladener Berge und vieler anderen aufbaut, ist in den Tiroler Zentralalpen nicht vertreten.

Etwas abweichend sind die Formen des geschichteten Kalkes oder geschichteten Dolomits, der in den Nord- und Südalpen viel größere Verbreitung besitzt, als der

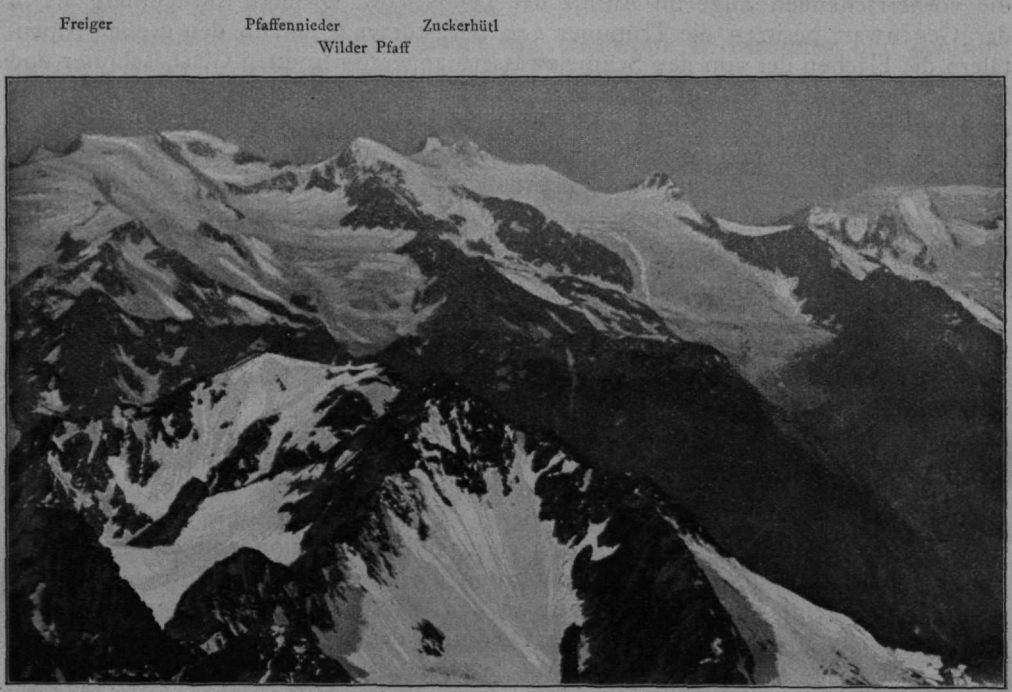
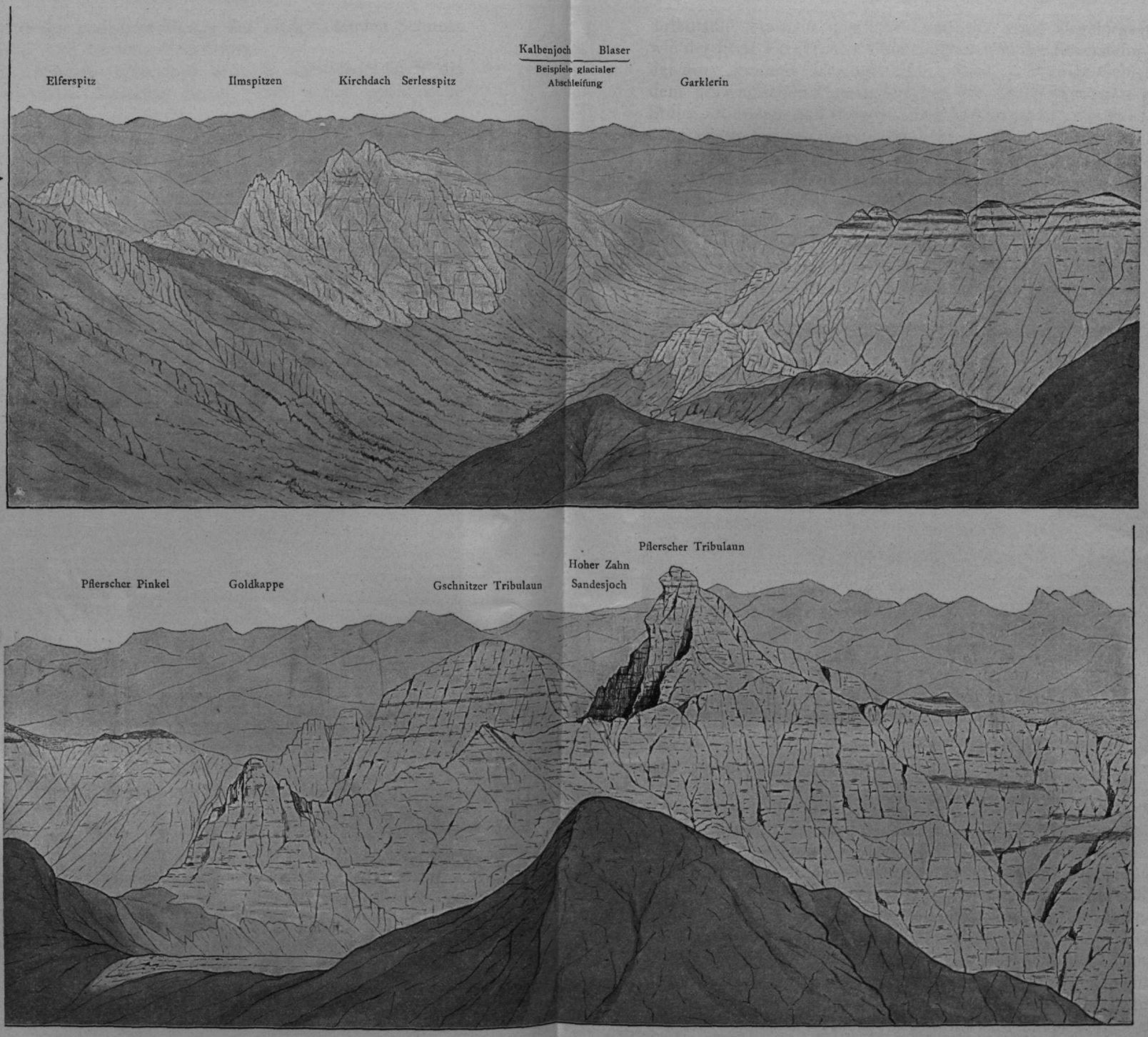


Abb. 13. Die zentralen Stubaier Berge vom Habicht.
Nordabfall der Massenerhebung der großen Firnhochfläche.

erstere. Die geologische Bezeichnung dieses Gesteins verweist auf den Dachstein, dem sich die ähnlich gearteten Kalkhochflächen des Tennen- und Hagengebirges, des Hochkönigs und Steinernen Meeres unmittelbar anschließen. Dieselbe flache Lagerung zeigt das gleiche Gestein in den Südalpen; nur hat hier infolge der durchschnittlich größeren Höhe die Verwitterung tiefer und energischer eingegriffen. Wir begegnen seltener massigen Formen, wie der Tofana, häufiger zerklüfteten phantastischen Zacken, wie dem Elfer (Sextener Dolomiten) oder den Drei Zinnen. Der Tribulaun sowie die Kalkkögel erinnern zweifellos mehr an diese südalpinen Formen — die weniger wild zerklüfteten, zum Teil von mehreren Seiten bequem zugänglichen Berge, wie Hutzl, Kirchdach und Serlesspitze, bilden physiognomisch und geologisch eine Fortsetzung der Kalkplateaus des Nordens.

Am Brenner ist der sonst vorhandene Gegensatz der massigen Kalkalpenstöcke (z. B. Steinernes Meer, Dachstein) und der linearen, gratförmigen Urgebirgszüge gewissermaßen umgekehrt. Die Kalkgebirge, der Serles, die Kalkkögel, auch der



Nach Skizzen von H. R. Schmitt und Aufnahmen von F. Frech gezeichnet von Dr. E. Loeschmann. *Bruckmann aut. et impr.*

Tribulaungruppe vom Gipfel der Weißwandspitze.

*(Bei * * stoßen beide Hälften aneinander.) Die aufgesetzten Triasmassen (Elferspitz, Ilmspitzen—Blaser, Garklerin und Tribulaungruppe) heben sich durch helle Farbe von der Glimmerschiefer-Basis ab.*

Tribulaun, besitzen deutliche Gratform, reine Urgebirgs-(Glimmerschiefer-)Massen, wie der Ebne Ferner, der Übeltalferner und der Feuersteingletscher, zeigen die Form der norwegischen Plateaugletscher (»Fond«). Wenige Gebiete in den Alpen ähneln so dem norwegischen Plateaugletscher wie das letztgenannte große Firngebiet zwischen Stubai, Ridnaun und Passaier. Die Abbildung 13, die Aussicht von dem Habicht auf die Stubaier Gruppe, veranschaulicht die Gleichmäßigkeit der Massenerhebung. Der Grund für diese Umkehrung der das Verhalten von Kalk- und Urgebirge sonst regelnden Norm ist wohl einerseits die größere Erhebung der Stubaier Firnflächen, andererseits die Nähe der Brennerfurche und der ehemaligen Kalkhochfläche. Eine ganz ähnliche Oberflächenform zeigt die Massenerhebung der Ötztaler Alpen. (Abb. 14.)

Das große, unzerteilte Massiv im Innern der hohen Urgebirgsgruppe war offenbar lange der einschneidenden Wirkung des fließenden Wassers entzogen; auch während in den niedrigen Tälern der Alpen sich der Einfluß einer wärmeren Klimaepisode

Abb. 14. Der Kalkkamm der Karlweißen von der Schwarzseespitze aus (gegen die Ötztaler Alpen). Die Ötztaler Berge (im Hintergrund) bilden das Gebiet größter Massenerhebung bei geringster Gipfelentwickelung der gesamten Zentralalpen.

geltend machte, blieben hier Firn und Gletschereis unverändert liegen. Umgekehrt wirkten in dem Winkel zwischen der Brennerfurche und dem noch tiefer eingesenkten Inntal die periodischen Gletscherrückzüge und die dadurch bedingte Wassererosion um so stärker. Unter diesen Umständen wurde auch das früher einheitliche, von den Kalkkögeln bis zum Tribulaun reichende Kalkplateau in einzelne Grate und Spitzen (Weißwandspitze) zernagt. Allerdings war im heutigen Gschnitz und Obernberg durch tektonische Unterschiede des Gesteins dem fließenden Wasser der Weg zum Einschneiden vorgezeichnet. Andererseits ist bei der genau entsprechenden Beschaffenheit der Stubaier Kalkberge das zwischenliegende Tal ein reines Erosionsgebilde.

Der Typus der Hochgebirgsform wird hauptsächlich durch das Auftreten des zugeschärften, dachähnlichen Grates gegeben, der an die Stelle des breiten, gerundeten Mittelgebirgsrückens[1]) tritt und auch dort, wo augenblicklich Firn und Gletscher

[1]) Penck, Morphologie, II, S. 147, und E. Richter, Geomorphologische Studien.

fehlen, auf eine ehemalige Eisbedeckung hinweist. Die gletscherfreien Vorberge der Ötztaler und Zillertaler Alpen stimmen in dieser Hinsicht vollkommen mit den Niederen Tauern überein.

Die häufig wiederholte Angabe, daß steile Schichtenstellung kühn zugeschnittene Bergformen erzeuge, gilt im allgemeinen nur für die Schiefergebirge, und auch hier nur mit Einschränkung. So besteht das Matterhorn aus flach geneigtem Gneis. Ebenso sind im Kalkgebirge eine Reihe der steilsten Gipfel und Türme aus flach gelagertem Dachsteinkalk zusammengesetzt, so die Spitzen der Brentagruppe, die Sextener wie die Ampezzaner Hochgipfel und in unserem Gebiete Tribulaun, Ilmtürme und die mannigfach geformten Zacken der Kalkkögel. (Man vergl. das Hemiorama und die übrigen Abbildungen.) Die Erklärung liegt nahe: Die Klüftung des reinen Kalkes verläuft senkrecht zur Schichtung, und an den Klüften setzt der Spaltenfrost und die chemisch lösende Tätigkeit des zirkulierenden Wassers ein, um aus den Kalkklötzen die malerischen Türme, Pfeiler und Zacken herauszupräparieren, die an Steilheit vielleicht nur von den Aiguilles, den phantastischen Granitnadeln der Montblancgruppe, übertroffen werden.

Neben der Gesteinsbeschaffenheit und der Höhenlage übt die Wetterseite einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der Bergformen aus. Die Menge der Niederschläge und die hiervon abhängige Energie der Verwitterung und Abtragung ist auf den beiden Seiten eines Gebirgszuges stets verschieden. Auf der Wetterseite wird der Abhang stärker angegriffen, die Austiefung der Täler und die Abtragung losen und festen Materials schreitet rascher fort; auf dem entgegengesetzten Gehänge bleibt die Neigung geringer. Wo nicht besondere Verhältnisse — wie ein plötzlicher Gesteinswechsel, die Lage der Spitze inmitten einer Kette oder die Nähe eines Haupttales — die Wirkung ändern, ist am Brenner[1]) die Nordwand steil (Serlesspitze, Saile, Schwarze Wand, Weißwandspitze, Zuckerhütl, Olperer-Fußstein), zuweilen sogar überhängend (Großer Tribulaun), die natürliche Anstiegsroute ist im Süden zu suchen (Serles, Weißwandspitze, Pflerscher, Gschnitzer, Obernberger Tribulaun und Schwarze Wand).

Die ganze Gruppe der inneralpinen Kalkberge bildet somit nicht nur für den Geologen, sondern auch für das Auge des Naturfreundes die Brücke zwischen nördlichen und südlichen Kalkalpen. Den Zentralalpen eigentümlich sind die dunkeln, glimmerreichen, halbkristallinen Kalke der Schwarzen Wand und des Obernberger Tribulauns; ähnlich zusammengesetzte Gesteine fehlen zwar weder in den bayerischen noch in den lombardischen Alpen (Comer See), bilden jedoch hier niemals Gipfel, welche sich der Höhe von 3000 *m* nähern. Starke Zerklüftung im einzelnen, ein wildes Blockgewirr auf den Spitzen, phantastische, schwarze Nadeln an den Wänden verbinden sich mit einer in den Grundzügen pultartigen oder massigen Plateauform.

Dort wo Kalk oder Dolomit in geringen mächtigen Lagen dem Urgebirge eingefaltet oder eingelagert ist, drückt das letztere der Gesamtform der Berge seinen Stempel auf; höchstens kennzeichnen steilere Wände die Kalkzone — so an der Gürtelwand oder am Nordgehänge des Pflerschtales. (Abb. 15.)

In rein geologischer Hinsicht zeigen die verschiedenen Schiefer des Brennergebietes große Mannigfaltigkeit; hingegen macht es für die Gestaltung der Bergformen wenig aus, ob der betreffende Tonschiefer oder Tonglimmerschiefer der Steinkohlenformation oder dem Praecambrium angehört; allerdings ist der eigentliche Glimmerschiefer des Ötztales durch bedeutenderen Quarzgehalt und größere Härte, der Kalkglimmerschiefer (Kalkphyllit) des Brenners und der nördlichen Vor-

[1]) Wie überhaupt in den Ostalpen.

berge des Zillertales durch leichtere Löslichkeit des Kalkes und somit durch Wandbildung auch in niederen Höhenlagen ausgezeichnet.

Ein bezeichnendes Charaktergestein, welches zu dem Verbande des Brennerphyllits (als dessen tiefstes Glied) gehört, bilden die weißen Marmorlager, die sehr regelmäßige Schichtung und eine unregelmäßige, bis zu einigen hundert Metern steigende Mächtigkeit besitzen. Am Wolfendorn (Abbildung 16) tritt dieses auch technisch verwertbare Gestein gipfelbildend auf; sonst unterbricht es als prall abfallende, schneeweiße Wand die einförmigeren Schieferhänge (Saxalpenwand). Während auf der Wetterseite der Kalkberge die Wandverwitterung von 1800—2000 *m* an aufwärts überall einsetzt, treffen wir in den Schieferbergen von derselben Höhenstufe an die bezeichnenden Karformen.

Auch der Tuxer Gneis zeigt zwar hellere Farbe, aber keine wesentlich anderen Formen als die umgebenden Schieferberge; nur im Ötztal und Stubai heben sich die Gneißlager zum Teil durch hellere Färbung — wie am Wilden Freiger —, zum Teil durch größere Härte und Steilheit des Gehänges von den Glimmerschiefern ab. Der Acherkogel oberhalb des Dorfes Ötz verdankt sein Emporragen über die niedere Umgebung einem mächtigen Gneislager, das oberhalb von Ötz das Tal verquert und sogar in dem tieferen Teil des Gehänges ungemein steile Abstürze zeigt. Die langsamere Verwitterung des Gneises ist in erster Linie durch das dickplattigere Gefüge bedingt, welches dem Wasser weniger Einlaß gewährt, als die feineren Absonderungsfugen der Schiefer.

Doch beruht im allgemeinen die Lage und Entstehung hoher, beherrschender Gipfel nur ausnahmsweise (Großglockner) auf der Einlagerung einer härteren Gesteinsmasse. Wichtiger ist die Anordnung des Talnetzes. Fast immer stehen die höchsten Gipfel an den Vereinigungspunkten mehrerer Kämme, d. h. dort, wo Erosion und Talbildung größere Massen unzerschnitten gelassen haben.[1])

Somit ist auch der gegenseitige Abstand der Täler wichtig. Nur wo der Zwischenraum groß genug ist, erhebt sich eine Kette zu größerer Höhe; denn der Neigungswinkel des Gehänges kann nicht ins Ungemessene steigen. Sowohl

[1]) E. Richter, Geomorphologische Untersuchungen. Petermann Erg.-Hefte, Nr. 132, S. 62 ff.

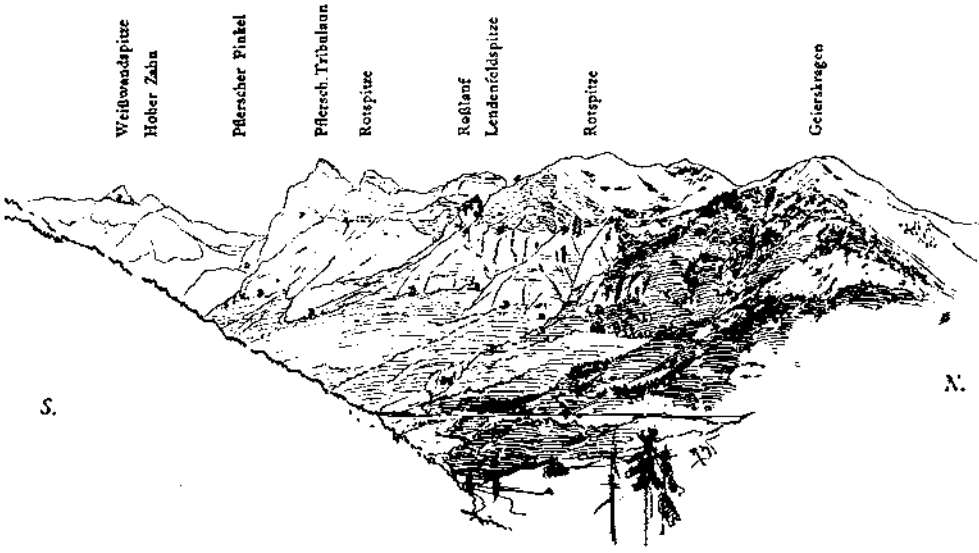


Abb. 15. Das Pflerschtal mit dem Tribulaun von Schloß Straßberg.
D: Triasdolomit (ausgefaltet) bildet steile Wände in dem sonst aus Schiefer bestehenden Gehänge.

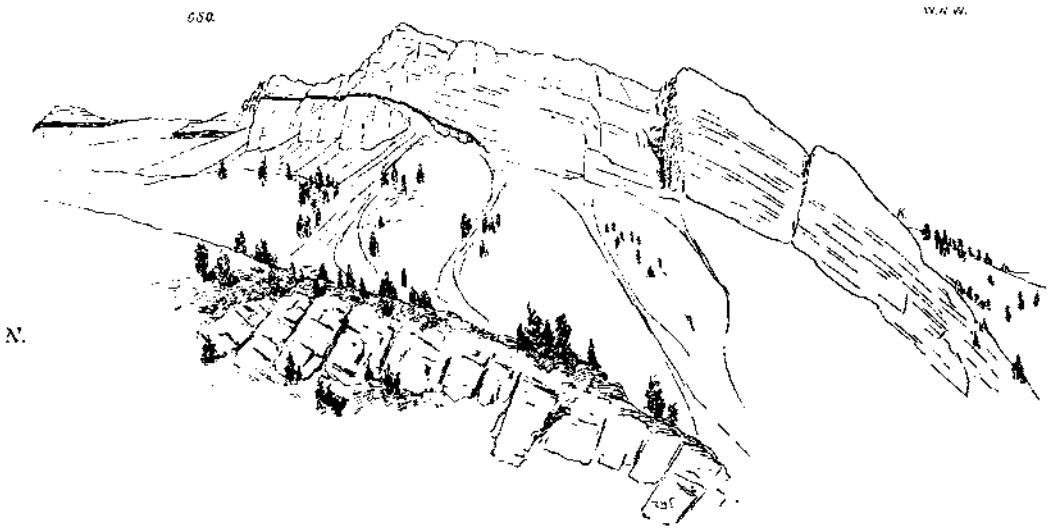


Abb. 16. Kamm des Wolfendorns vom unteren Teile des Griesbachtales.
Normalprofil der Urgebirgsschichten: Gneis (*Gn*), von Glimmerschiefer (*Gl*), Marmor und Kalkphyllit (*K*) überlagert, im Vordergrunde die Rundhöcker des oberen Talbodens (Gneis), von der Schlucht des Baches durchbrochen.

Zuckerhütl und Wilder Freiger, wie Olperer und Schrammacher sind weit von den Haupttälern entfernt. Für die beiden ersteren ist die zentrale Lage in dem Stubaier Firnplateau besonders bezeichnend. Allerdings prägt sich am Olperer in dem Gehängewinkel der beiderseitigen Täler die Gesteinsverschiedenheit aus. Auf der Zillertaler Seite, wo der harte Gneis von der Olpererspitze bis in das Tal reicht, wird die Höhenstufe von 1600 *m* (an der Ahornhütte im Zamsergrund) doppelt so schnell erreicht, wie auf dem Nordwestabhang. Hier hört der Gneis schon bei 3100 *m* Höhe auf, und der weiche Kalkglimmerschiefer unterliegt so rasch der Verwitterung und Abtragung, daß Kasern im Schmirnertal mit ca. 1600 *m* doppelt so weit von der Spitze entfernt liegt als die Ahornhütte. Auch im oberen Zillertale beruht — wie bei Ötz — die Steilheit der unteren Talhänge auf der Härte des Gneises. Die Gipfelbildung und -Form wird hierdurch viel weniger beeinflußt.

Zwischen der Höhenstufe von ca. 1600—1700 *m* einerseits und 3000—3200 *m* andererseits prägen sich die Charakterformen der verschiedenen Gesteine am deutlichsten aus. Weiter oben ist die gleichmäßige Firnbedeckung häufig imstande, die Umrisse zu verhüllen, und die dauernd bedeckten Felsflächen werden der mechanischen Verwitterung entzogen. Ein Vergleich zwischen den eigentlichen Zentralalpen und der Ortlergruppe möge diese Erscheinung erläutern. Bei rein geologischer Betrachtung zeigen die Berge zu seiten des Suldentales viel Analoges mit den höheren, die Brennerfurche begleitenden Gebirgsgruppen. Der dolomitische Ortlerkalk und die ein- oder aufgelagerten schwarzen Kalkschiefer[1]) entsprechen in Gesteinsbeschaffenheit und geologischem Alter durchaus dem Dolomit des Tribulauns und den Kalken der Schwarzen Wand. Auf der Ostseite des Suldentales ist der Gneisgranit der Vertainspitze und des Angelus mit seiner Glimmerschieferhülle das getreue Gegenstück des Gneisgranites am Olperer und Schrammacher mit den umhüllenden Hornblendeschiefern und Brennerphylliten.[2])

[1]) Z. B. am Südabsturz des Thurwiesers, am Suldengrat, Hochjochgrat und auf dem Gipfel der Königsspitze. Allerdings ist die Schichtungsstellung hier fast immer steil und im ganzen viel stärker gestört als am Tribulaun.

[2]) = Brennerschiefer (Rothpletz).

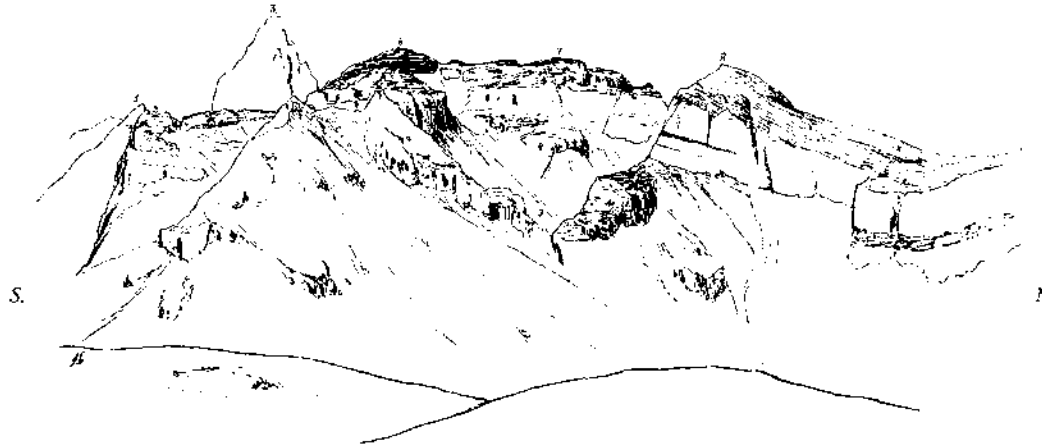


Abb. 17. Pflerscher und Obernberger Tribulaun vom Geierskragen.

1. Weißwand (Dolomit auf Glimmerschiefer), 2. westliche Rotspitze (Glimmerkalk auf Tribulaundolomit), 3. Pflerscher Tribulaun (Tribulaundolomit), 4. Pfeiffersspitze (Glimmerkalk), 5. Roßlauf (Keil von Quarzphyllit im Glimmerkalk), 6. Lendenfeldspitze (Glimmerkalk), 7. unbenannte Spitze (Glimmerkalk), 8. Obernberger Tribulaun (Glimmerkalk), 9. Schneebiges Kar.

Ein breites Dolomitband, das am Obernberger Tribulaun eine flache Mulde zeigt, zieht von diesem unter den Glimmerkalken bis zur Lendenfeldspitze und wird von Glimmerkalk unterlagert. Die Basis bildet wieder Dolomit. Der Vordergrund besteht aus Quarzphyllit.

Aber während die Silhouette des Großen Tribulauns (3100 *m*) einen scharfen Gegensatz zu dem Umriß des Olperers (3480 *m*) oder Hochfeilers (Abb. 3) bildet, ist der Formunterschied des Ortlers einerseits, der Vertain- und Angelusspitzen andererseits viel unerheblicher. Der Grund liegt darin, daß die 3900 bezw. 3550 *m* hohen Gipfel auf einer Seite vollkommen mit Firn bedeckt sind, und daß unter dieser Hülle die Gesteinsverschiedenheit verschwindet. Auch die dem Ortler an Höhe nahekommende Königsspitze (3857 *m*) ist trotz ihrer kühneren Form zur Hälfte mit Firnhängen bekleidet.

Daß in erster Linie die Lage zu den angrenzenden Haupttälern und erst in zweiter Linie das Gestein die Höhe eines Berges bestimmt, lehrt wieder ein Vergleich mit den Hochgipfeln des Suldentales: Das härteste und widerstandsfähigste Gestein ist hier zweifellos der Gneis der Vertainspitzen und der Tschengelser Hochwand; dann folgt der Ortlerkalk und schließlich der weiche Phyllit der Zufallspitzen. Aber das härteste Gestein liegt am weitesten talwärts vorgeschoben und seine Gipfel bleiben daher um 200—400 *m* hinter den Kalkphylliten, um 400—500 *m* hinter den Kalken zurück. Sehr viel größer ist der Unterschied der Härte zwischen Ortlerkalk und Phyllit; trotzdem bedingt die Gleichartigkeit der Lage bei dem Ortlerkalk und den Zufallspitzen, daß die beiden höchsten Gipfel des ersteren sich nur um 83 bezw. 128 *m* über die letzteren erheben.

Die wichtigeren Ergebnisse der vorliegenden Arbeit sind:

I. Die bezeichnenden Züge prägt in das Antlitz der Gebirge die Eiszeit und das Vorhandensein oder Fehlen gegenwärtiger Gletscher.

II. Die Übertiefung, d. i. die übermäßig starke Vertiefung der alpinen Haupttäler ist nicht durch die Arbeit des Gletschereises, sondern durch intensive Erosion der glacialen Schmelzwasser während der interglacialen Episoden und während des Gletscherrückzuges hervorgerufen. Die Übertiefung der nordischen Fjorde und der anschließenden Täler beruht auf der gleichen Ursache.

III. Ein letztes, fünftes Rückzugsstadium der alpinen Gletscher (Tribulaunstadium) wird durch zahlreiche frische Moränen vertreten und entspricht einer Lage der Schneelinie 200 *m* unterhalb der heutigen.

IV. Das zwischen zwei Moränen befindliche Pflanzenlager von Hötting bei

Innsbruck ist, wie das Beispiel der auf dem Gletscher wachsenden Wälder des Mount Elias zeigt, nicht ein Beweis für ein besonders warmes Interglacial-Klima, sondern zeugt nur für das Fehlen der waldlosen Hochgebirgsweiden zwischen Gletscherzunge und Waldregion.

V. Die Brennerfurche ist durch die Breitenentwicklung der von Norden nach Süden hinüberreichenden, leicht zerstörbaren Brennerphyllite vorgezeichnet. Die ehemals überall vorhandene Decke jüngerer (triadischer) Kalke war schon bei der Aufwölbung der Gebirge zerstückelt oder zerstört, da die Anordnung der Talnetze der im Urgebirge herrschenden entspricht.

VI. Die Höhe der Kämme und die Lage der beherrschenden Gipfel wird vornehmlich durch den Abstand von den nächsten Haupttälern bedingt.

VII. Die nördliche bis nordwestliche Lage der Wetterseite bedingt bei der Mehrzahl der Ostalpengipfel die entsprechende Lage des Steilabsturzes und damit die natürliche Anstiegsroute. Die ziemlich zahlreichen Ausnahmen werden durch die Lage des Gipfels in der Kette, Gesteinswechsel und tektonische Brüche erklärt.

VIII. Die Charakterformen der Gesteine gehören einem bestimmten Höhengürtel an: 1700—3000 *m*; nach oben verhüllt Firnbedeckung, nach unten der Pflanzenwuchs die bezeichnenden Umrisse des Gebirgsskelettes.

Anhang.

Moränen des Daun- und des Tribulaunstadiums.

Die Schneelinie des ersteren liegt 300—400 *m*, die des zweiten 200 *m* unter der heutigen.

Name	Die Moränen liegen zwischen oben	unten	Höhe des umgebenden Firnkammes	Der alte Gletscher floß von	nach
Platzenalpe südl. der Franz-Sennhütte	2400	2200	3100—3000	S.	N.
	auf der Talstufe unterhalb des jetzigen Gletschers				
Kelachalpe	2400	2100	3100—3000	W.	O.
	und weiter abwärts				
Klamberbergalpe nördl. des Habicht	2350	2100	2800	S.	N.
Östlich der Zwölferspitze	2350	2100	2600	W.	O.
Pinnes Joch	2300	2100	3200—2600	S.	N.
Trauler Bockgrube (am Trauljoch) nahe dem Habicht	2500	2300	3000	W.	O.
Simmingeralpe, südlich der Trauler Bockgrube	2500	2300	3000	W.	O.
Sandessee am Tribulaun (Pflerscher Pinkel), Mittelmoräne	2400	2320	2900—2800	NW.	SO.
Kleiner Burgstall (Südabhang) . . Talstufe zwischen der Franz-Senn-Hütte (Obernberger Tal, Stubai) und dem heutigen Lisenser Ferner	2300 (Kleine Moränenreste) Auf demselben Gehänge liegen drei getrennte Moränen, die oberste zwischen 2700 2400, die unterste 2600 2300		3600—3300	SW.	NO.
Vier Moränen kleiner Hängegletscher am Aglskamm, zwischen Pflersch und Ridnauntal:					
1. Wallartige Staumoräne des Pfurnsees	2450		2900	NO.	SW.
2. Wallmoräne der unteren Aglsalpe	2050		2800	NO.	SW.
3. Seebenalpe	2200		2600	N.	S.
4. Allrißalpe (Wallmoräne)	2020		2600	SW.	NO.

Name	Die Moränen liegen zwischen oben	unten	Höhe des umgebenden Firnkammes	Der alte Gletscher floß von	nach
Bei St. Martin am Schneeberg:					
1. Kastenalpe	2200		2600—2500	S.	N.
2. Zwischen Kastenalpe u. Schneeberg	2300		2800	W.	O.
3. Lazzachalpe	2500		3000—2900	W.	O.
Serlesspitze und Umgebung:					
1. Serlesjöchl [1]) und Hutzlalpe (sehr deutliche Stirnmoränen)	2300	2100	2600—2500	W(SW).	O(NO).
2. Padaster Mähder	2300	1800	2500—2400	W.	O.
Trunajoch bei Trins	2150	2050	2500—2300	S.	N.
Martaralpe bei Trins	2200	2100	2600—2400	S.	N.
Östlich vom Muttenjoch bei Trins	2200	2100	2600—2400	W.	O.
Saxalpenwand S., Vennatal, Brenner (Ochsenalpe)	2300	2100	3000—2700	O.	W.
Saxalpenwand N. (Ploderalp)	2200	2000	3000—2700	S.	N.
Lovitzalpe Ob. Zamsertal	2200	1940	Im N. ca. 2800, im S. ca. 3100	SSW.	NNO.
Grubenalpe bis Kematen u. Pfitsch. Großes zusammenhängendes Endmoränegebiet	2400—2300	1600	2700—2000	N.	S.
Sellrain:					
1. Gallwiesalpe bei Praxmar	2400	2100	ca. 2800	SO.	NW.
2. Schafalpe	2500	2000	ca. 2800	W.	O.
3. Oberstes Senderstal	2300	2000	2600		O.
4. Oberhalb der Kemateneralpe	2200	1900	2700—2300	S.	N.
5. Schlickeralpe (zu Telfes)	2300 In dieser Höhe liegen die obersten Moränenreste. Weitere Moränen folgen abwärts bis zum Talausgang bei 1400	2000	2800—2300	SW.	NO.
6. Seealpe (a. d. Schlickerseespitze)	2500	2300	2600—2800	N.	S.
Herzenfleckalpe, NW. vom Ampferstein	2300	2000 (u. weiter abwärts b. 1700)	2600—2500	Der alte Gletscher bildete zuletzt eine Firnmulde mit nördlichem Ausgang	
Hintertuxer Kuhalpe oberh. Lizum (oberste Talstufe)	2300	2150	2600—2400	S.	N.
Alpe oberhalb von Kasern	2400	2100	2600—2400	O.	W.
Nördlich der Schoberspitze (kleine Mittelmoräne auf dem Joch)	2300	2200	2600—2400	Vom Joch aus nach O. und nach W.	
Oberhalb der Alpe im Vall Ming	2300	2200	2500	W.	O.
Postalpe (Brenner)	2200 (Endmoränenwall)		2700—2400	OSO.	WNW.
Gricsbergalpe (Brenner)	2600 (Endmoränen See)	2400	2700—2400	O.	W.
Luegeralpe (Brenner)	2300 (Mittelmoräne) 2200 (oberer Endmoränenwall) 2100 (unterer Endmoränenwall)		2700—2500	OSO.	WNW.
Grubbergalpe	2350 (Grundmoränenfläche)	2100	2700—2500	W.	O.
Schlüsseljoch	2000	1900	2700—2500	W.	O.

[1]) Moränenhügel, die am Serlesjöchl bis 2300 *m* hinaufreichen, umgeben in mannigfach unterbrochenem Zuge die liebliche Talsenkung der Waldrastalmen und umschließen einen kleinen, ausgetrockneten Seeboden. Verdeckt und unterbrochen werden die Moränen durch Kalk-Schutthalden von gewaltiger Ausdehnung. An der Weißen Wand, 1849 *m*, ragen kaum die oberen 100 *m* hervor; die »Einpuppung« des Gebirges ist fast vollständig.

Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert.

Von

Eugen Oberhummer.

II. Teil. Österreich.

Mit acht Kartenproben.

Im Vorjahre habe ich versucht, die fortschreitende Technik der Gebirgszeichnung im 19. Jahrhundert, soweit sie die Alpen betrifft, an den amtlichen Kartenwerken Bayerns zu zeigen.[1]) Ich schließe hieran jetzt die Besprechung der Karten jenes Staates, in dessen Grenzen weitaus der größte Teil des Arbeitsgebietes unseres Vereins liegt, dessen kartographische Tätigkeit in den letzten Jahrzehnten deshalb auch mit der Entwicklung der deutschen Alpinistik auf das engste verknüpft ist. Wenn es mir im folgenden gelungen sein sollte, in kurzen Zügen die Hauptmomente der neueren Entwicklung der österreichischen Kartographie innerhalb des Alpengebietes vorzuführen, so verdanke ich das in erster Linie der bereitwilligen Unterstützung durch das k. u. k. militärgeographische Institut in Wien, das nicht nur für eine verständnisvolle Auswahl der von mir vorgeschlagenen Kartenproben Sorge getragen, sondern auch die Herstellung derselben unter völliger Wahrung des Charakters der Originale übernommen hat. Nicht minder ist es mir aber auch eine angenehme Pflicht, dem Zentralausschusse des D. u. Ö. A.-V. sowie der Redaktion der Zeitschrift für das Entgegenkommen bei der bildlichen Ausstattung auch dieses Aufsatzes meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

In meinem früheren Aufsatze[2]) über die »Entstehung der Alpenkarten« ist der älteren Versuche, die österreichischen Alpenländer kartographisch darzustellen, von Wolfgang Lazius (1561) bis Peter Anich und Blasius Hueber (1774) gedacht, darunter auch der einst viel verbreiteten Karte Tirols von Mathias Burgklehner (1620), welche inzwischen von Eduard Richter[3]) in einem prächtigen Neudruck mit erläuterndem Texte neu herausgegeben worden ist. Man findet dort auch (S. 42) eine Probe aus dem berühmten *Atlas Tyrolensis* von Anich und Hueber, welcher noch zur Zeit Napoleons I., der selbst den Wert dieser Karten sehr wohl zu schätzen wußte, als Grundlage der militärischen Operationen diente und von den Franzosen sogar nachgestochen wurde.

Alle vorgenannten Karten waren von Privatpersonen, wenn auch zum Teil, wie der *Atlas Tyrolensis*, in amtlichem Auftrage hergestellt. Erst seit dem siebenjährigen Kriege, der den Mangel guter Karten sehr fühlbar gemacht hatte, wurde auf Veranlassung des Feldmarschalls Daun (1764) der Generalstab mit topographischen

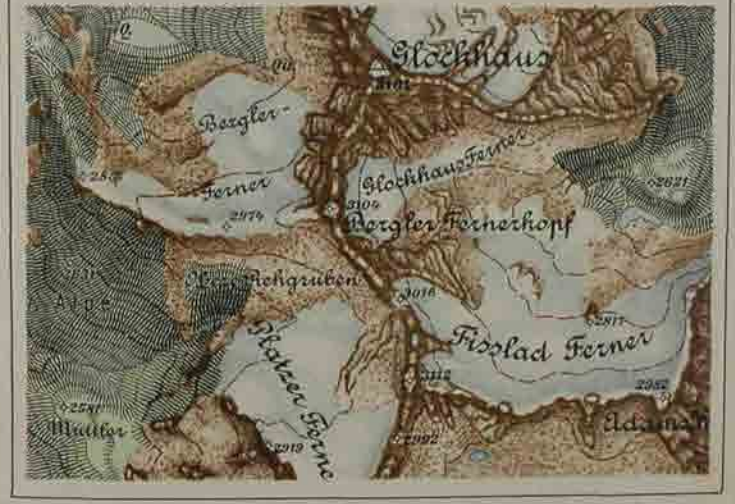
---

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 32—38 (mit vier Tafeln).

[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 36 ff.

[3]) Mathias Burgklehners tirolische Landtafeln 1608, 1611, 1620. Wien bei A. Holzhausen, 1902, Fol. mit Text in 4°.

1. Alte Original-Aufnahme 1:28,800 vom Jahre 1817.



2. Neue Original-Aufnahme 1:25,000, vom Jahre 1872 (reambuliert im Jahre 1888).

Aufnahmen betraut, denen besonders Kaiser Joseph II. erhöhte Aufmerksamkeit zuwandte. Schon damals war der bis 1872 üblich gebliebene Maßstab 1 : 28800 (nach der Teilung des alten Wiener Fußes in 144 Linien und der Katasteraufnahme in 1 : 2880) für die Feldaufnahmen in Gebrauch, die naturgemäß hauptsächlich die Kriegsschauplätze im Norden betrafen und, obwohl im einzelnen wertvoll, doch der planmäßigen Anlage und des einheitlichen Gesichtspunktes entbehrten.[1]) Aus diesen Aufnahmen der josephinischen Zeit, die 1787 zum Abschluß kamen, ging u. a. die sogenannte »landständische Karte« von Oberösterreich von C. Schütz und F. Müller in 1 : 86400 (1781—87 in 12 Blättern) mit perspektivischer, aber naturgetreuer Geländezeichnung hervor.[2]) Sonst war jedoch die josephinische Periode für die Alpenländer wenig ergiebig an neuen Kartenwerken, unter denen der *Atlas Tyrolensis* auf lange den ersten Rang behauptete.

Eine neue Aera begann für das österreichische Kartenwesen, als auf Antrag des Erzherzogs Karl 1806 durch Kaiser Franz I. die »Militär-Mappierung« der gesamten Monarchie nach einheitlichem Plane angeordnet wurde. Die Aufnahmen erfolgten in 1 : 28800 (1 Wiener Zoll der Zeichnung — 400 Wiener Klafter oder 1000 Schritt) und wurden für die Karte auf ein Fünftel oder 1 : 144000 (1 Zoll der Karte = 2000 Klafter oder eine halbe österreichische Postmeile) reduziert. Eine Probe dieser alten Originalaufnahmen aus dem Jahre 1817 gibt Nr. 1 unserer Tafeln; es ist die Umgebung des 3100 *m* hohen Gipfels Glockhaus im westlichsten Kamme der Ötztaler Alpen zwischen dem Kaunsertal und dem Inntal. Die Reproduktion ist unmittelbar nach der im Archiv des k. u. k. militärgeographischen Institutes befindlichen Originalzeichnung gefertigt. Aus jenen Aufnahmen ging die erwähnte alte Spezialkarte in 1 : 144000 hervor, deren einzelne Teile, weil nach Kronländern abgegrenzt, auch als Kronlandskarten bezeichnet werden. Die erste Kronlandskarte, welche fertiggestellt wurde, war jene des Herzogtums Salzburg mit Berchtesgaden in 15 Blättern (1810, erschienen 1811—13), eine trotz der kurzen Herstellungszeit nach Genauigkeit und Schönheit der Ausführung hervorragende Leistung.[3]) In den Jahren 1825—31 erschien dann in 24 Blättern die »Karte der gefürsteten Grafschaft Tirol nebst Vorarlberg und Liechtenstein«, welcher 1834—43 die »Spezialkarte der Herzogtümer Steiermark, Kärnten und Krain, der Grafschaft Görz und Gradisca, der Markgrafschaft Istrien, der Stadt Triest samt Gebiet und des ungarischen Küstenlandes« in 36 Blättern folgte.[4]) Damit war, da auch die Neuaufnahme des Erzherzogtums Österreich 1809—19 vollendet wurde und die Karte desselben seit 1813 in 29 Blättern erschien, zum erstenmal eine einheitliche topographische Karte der gesamten österreichischen Alpenländer hergestellt, auf der bis vor wenigen Jahrzehnten alle anderen Karten beruhten.

Die Kronlandskarten sind, wie alle wertvolleren Kartenwerke jener Zeit, in Kupferstich ausgeführt und sehr sorgfältig gearbeitet. Das Gelände ist in schwarzen Schraffen mit senkrechter Beleuchtung dargestellt, Höhenzahlen jedoch ursprünglich nur von den trigonometrisch bestimmten Punkten eingetragen. Den Typus veranschaulicht Nr. 3 unserer Proben nach dem Blatte, welchem auch die Originalaufnahme entnomnen ist. Man erkennt daraus, daß in den Talpartien eine dem

[1]) Vergl. G. Pelikan, Die Fortschritte in der Landesaufname der österr.-ung. Monarchie in den letzten 200 Jahren. Mitteil. d. mil.-geogr. Inst. IV (1884), S. 176 ff. (mit Kartenproben); W. Stavenhagen, die geschichtliche Entwicklung des österreichisch-ungarischen Militär-Kartenwesens. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1899, S. 425 ff. Weitere Literatur s. u. S. 35 u. 37.

[2]) Vergl. Karl von Haradauer in den Verhandlungen des IX. deutschen Geographentages in Wien, S. 348 (Katalog der Ausstellung), wo man überhaupt eine der vollständigsten Zusammenstellungen älterer österreichischer Kartenwerke findet.

[3]) Haradauer, a. a. O., S. 351.

[4]) Haradauer, a. a. O., S. 353.

Maßstabe entsprechende Detailausführung vorliegt, während die Darstellung des Hochgebirges sich auf die Hauptlinien der Bodenplastik beschränkt und dadurch einen mehr schematischen Charakter erhält. Dieser schablonenhafte, mit einer gewissen Härte der Formen gepaarte Zug tritt, je nach Geschick und Auffassung des Zeichners und Stechers wie auch nach der Beschaffenheit des Aufnahmematerials, nicht in allen Blättern in gleichem Maße hervor, ist aber im allgemeinen den älteren Kronlandskarten durchweg eigen, während z. B. die Karte von Ungarn, an welcher noch neben der neuen Spezialkarte gearbeitet wurde, einen wesentlich anderen Typus der Geländezeichnung mit weicheren Formen zeigt. Trotz dieser Mängel bezeichnete jedoch die »alte Spezialkarte« auch hinsichtlich der plastischen Wiedergabe des Geländes einen ganz außerordentlichen Fortschritt in der Darstellung der Ostalpen, und sie mußte natürlich während eines halben Jahrhunderts allen Karten kleineren Maßstabes zugrunde gelegt werden.[1]) Mit ihr ist auch die erste Entwicklung des Alpinismus auf das engste verknüpft, da alle Touren, welche vor der Gründung des Deutschen Alpenvereins (1869) und selbst noch in den ersten Jahren nach Vereinigung desselben mit dem Österreichischen Alpenverein (1873) unternommen worden sind, an der Hand dieser Karte ausgeführt wurden.

In die Periode der alten Kronlandskarten fällt die Begründung und Ausgestaltung des k. u. k. militärgeographischen Institutes in Wien.[2]) Die Wurzeln desselben führen zurück auf Österreichs italienische Besitzungen, für welche schon 1773 der französische Astronom Dominique Graf von Cassini,[3]) der die von seinem Vater, César François Cassini, begonnene große Karte von Frankreich zu Ende führte, die Fortsetzung der französischen Triangulierungen anregte. Dieselbe wurde bis 1788 für die Lombardei tatsächlich durchgeführt und mit der Herstellung einer Karte in 1 : 86400, dem Maßstabe der Cassinischen Karte, begonnen. Durch die Kriegsereignisse im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts unterbrochen, wurden die Arbeiten nach Einsetzung der cisalpinischen Republik (1797) durch ein in Mailand 1800 nach dem Muster des französischen *Dépôt de la guerre* eingerichtetes *Deposito della guerra* wieder aufgenommen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gleichzeitig mit der Einrichtung des *Bureau topographique* in München durch General Moreau, aus welchem das k. bayerische topographische Bureau hervorgegangen ist,[4]) von Frankreich auch der Anstoß zu einer planmäßigen Organisation der kartographischen Arbeiten in Österreich gegeben wurde. Denn nach der Besitznahme des »lombardisch-venetianischen Königreichs« durch diesen Staat im Jahre 1814 wurde das Mailänder Kriegsdepot als *I. R. Istituto geografico militare* beibehalten, 1818 neu organisiert und dem General-Quartiermeisterstab in Wien unterstellt. Die Hauptaufgabe des Institutes war die Herstellung der großen topographischen »Karte des lombardisch-venetianischen Königreichs« in 1 : 86400 (s. o.), welche 1833—38 in 42 Blättern erschien und bis 1856 über Parma, Modena, Lucca, Toscana und den ganzen Kirchenstaat ausgedehnt wurde. Diese in schönem Kupferstich (Mittel-Italien in Gravüre auf Stein) mit schwarzen Schraffen ausgeführte Karte war für die Darstellung der italienischen Alpen vom Lago Maggiore bis zum Isonzo auf lange hinaus von grundlegender Bedeutung und ist erst in

[1]) Es ist u. a. beachtenswert, wie auf den alten Tiroler Blättern der einst viel verbreiteten Reymannschen Karte von Mitteleuropa 1 : 200000 (fortgeführt vom k. preußischen Generalstab) der Charakter der alten Spezialkarte deutlich zum Ausdruck kommt, während die später nach der neuen Spezialkarte gezeichneten Blätter der Vorlage entsprechend auch einen ganz anderen Typus zeigen; man vergl. z. B. Blatt 632 Unterinntal, mit 633 Zell am See, oder 663 Lienz, mit 664 Spital, u. s. w.

[2]) Vergl. »Das k. u. k. militärgeographische Institut zu Beginn des 20. Jahrhunderts« Wien, 1901.

[3]) Geb. 1748, nicht 1784, wie in meinem Aufsatze, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 45, verdruckt ist.

[4]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 33 f.

3. Alte Special- (Kronlands-) Karte 1:144.000 vom Jahre 1828.

4. Neue Specialkarte 1:75.000, Blatt 18—III Nauders (1. Ausgabe 1875), Typus der Central-Alpen.

allerjüngster Zeit durch die neuen Aufnahmen des italienischen Generalstabes ersetzt worden.

Im Jahre 1839, als die Kartierung des österreichischen Anteils von Oberitalien vollendet war, wurde durch Entschließung des Kaisers Ferdinand I. das Mailänder Institut nach Wien verlegt und mit dem dort seit 1806 bestehenden »topographisch-lithographischen Bureau« des General-Quartiermeisterstabes zu dem k. u. k. militärgeographischen Institut vereinigt. Seither ist dieses Institut die Zentralstelle für die amtliche Kartographie Osterreich-Ungarns geblieben und hat eine sich weit über die Grenzen des Kaiserstaates hinaus erstreckende Tätigkeit entfaltet. Eingehende Nachrichten hierüber findet man in den seit 1881 erscheinenden reichhaltigen »Mitteilungen des k. u. k. militärgeographischen Instituts«, deren erster Band eine ausführliche Darlegung[1]) über die Vorgeschichte des Institutes und über dessen Leistungen bis 1880 enthält, eine gedrängte, bis 1900 reichende Übersicht auch in der o. S. 34 A. 2 angeführten Festschrift. Hier können nur die für die alpine Kartographie wichtigsten Arbeiten hervorgehoben werden.

Grundlegend für die neuere Entwicklung der österreichischen Kartographie und damit auch für unsere genauere Kenntnis des weitaus größten Teiles der Ostalpen war die 1869 auf Befehl des regierenden Kaisers Franz Joseph I. erfolgte Anordnung einer Neuaufnahme der gesamten Monarchie. Eine provisorische »Instruktion für die Militär-Landesaufnahme« vom 28. März 1869 enthielt die ersten Gesichtspunkte, auf Grund deren eine von 1870—72 tagende Spezialkommission, in welcher außer dem Generalstab und dem militärgeographischen Institute auch das Handels- und Ackerbau-Ministerium sowie das Eisenbahn- und Telegraphenwesen vertreten waren, die Methode und Form der zu schaffenden Spezialkarte feststellte. Dieselbe sollte den Maßstab 1 : 75000 erhalten, also fast das Doppelte der alten Kronlandskarte, und auf Grund der in Preußen schon 1821 angewandten Polyederprojektion, wie sie auch der deutschen Reichskarte in 1 : 100000 eigen ist, in trapezförmige Blätter von je dreißig Minuten geographischer Länge und fünfzehn Minuten geographischer Breite zerfallen. Es ergeben sich hieraus für die ganze Monarchie 715 Blätter, welche später nach Zuziehung von Bosnien und Herzegowina auf 750 vermehrt wurden und ein Kugelsegment von 133 *qm* bedecken. Dieses gewaltige Kartenwerk, der Fläche nach wohl das größte, welches bisher in einheitlicher Ausführung[2]) vollendet wurde, ist in einem bis dahin unerhört kurzen Zeitraum fertiggestellt worden. Nachdem schon 1869 gleichzeitig zehn Mappierungsabteilungen in Tätigkeit gesetzt worden waren, welche mit den Aufnahmen in Siebenbürgen und Tirol begannen, konnten bereits 1873 die ersten Blätter zur Ausgabe kommen, 1888 lagen sämtliche 715 Blätter (mit Ausschluß des 1890 vollendeten Okkupationsgebietes) vollendet vor.[3])

Die Originalaufnahmen im Felde wurden bis 1873 noch wie früher in 1 : 28800, seither in dem für metrische Verjüngung besser geeigneten Verhältnis 1 : 25000 ausgeführt, das jenem der Meßtischblätter in den meisten deutschen Staaten entspricht und auch in anderen Ländern (Schweiz, Italien u. s. w.) Anwendung findet. Eine Vervielfältigung dieser Originalaufnahmen für den allgemeinen Gebrauch war nicht vorgesehen, da dieselben nur als Grundmaterial für die Herstellung der Spezialkarte dienen sollten. Doch werden auf Verlangen von jeder

[1]) Einen Auszug hieraus gab A. Waltenberger in unserer »Zeitschrift« 1882, S. 230—42.

[2]) Die topographischen Kartenwerke von Rußland, Britisch-Indien und den Vereinigten Staaten umfassen allerdings weit größere Flächenräume, sind aber noch unvollendet und entbehren der einheitlichen Ausführung.

[3]) Vergl. Ed. Richter, Die Vollendung der Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 2 ff., 19 ff.

Aufnahmesektion, deren je vier auf ein Spezialkartenblatt entfallen und durch die Bezeichnung Nordwest, Nordost, Südwest, Südost unterschieden werden, photographische Kopien hergestellt; ausgenommen sind davon jedoch, nach einer neueren Verfügung des Reichs-Kriegsministeriums, jene Sektionen, welche Befestigungen enthalten. Eine solche photographische Kopie der Originalzeichnung zeigt Nr. 2, der Sektion Nordost des Blattes 18 III Nauders entnommen, aufgenommen 1872, reambuliert 1888. Es ist dieselbe Partie, welche in Nr. 1 nach der Aufnahme von 1817 wiedergegeben ist. Man erkennt dort leicht wieder die Firnmulde des Fißladferners, die von dem Platzer Ferner (dort »Ölgrube«) durch einen 3112 *m* hohen Felskamm, in der alten Karte »Hinter Glockhaus« genannt, getrennt wird. Der »Bergler Fernerkopf«, 3104 *m*, von Nr. 2 entspricht dem »Kreutzjoch oder vorder Glockaus« auf Nr. 1, der Punkt »Glockhaus«, 3101 *m*, ist auf Nr. 1 namenlos. Man erkennt aus diesem flüchtigen Vergleich den gewaltigen Fortschritt der 1869 begonnenen Neuaufnahme gegen die alte, welche gleichwohl zum erstenmal ein annähernd richtiges Bild des Verlaufs der Gebirgskämme geliefert hatte.

Die Originalaufnahme ist, ihrem Zwecke, als Grundlage für die Verjüngung zu dienen, gemäß, sehr deutlich und großzügig gehalten, was sowohl in der Schrift wie in den Schichtlinien und Kulturgrenzen hervortritt; Schraffierung ist neben der überall kräftigen Felszeichnung nur stellenweise zur Verdeutlichung einzelner Geländeformen angewendet. Die wirksamen Farben der Originalzeichnung (braun für Felsen, grau für Wald, grün für Wiesen und Weiden, blau für Gewässer, rot für Ortschaften und Straßen) können in der photographischen Wiedergabe leider nicht zur Geltung kommen. Nur einzelne Teile der Originalaufnahme sind farbig vervielfältigt worden, so die schöne »Detailkarte des Tátra-Gebietes in zwei Blättern 1 : 25000« nach der Neuaufnahme von 1896. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß man sich nach dem Vorgange der deutschen Staaten und der Schweiz entschließen möchte, in Zukunft auch die Aufnahmesektionen, welche ja jetzt einer völligen Neubearbeitung unterzogen werden, in lithographischem Farbendruck zu veröffentlichen! Für viele technische und wissenschaftliche Zwecke sind die Originalaufnahmen, welche bei der dreifachen linearen Größe der Spezialkarte die gleiche Fläche auf neunmal größerem Raum zur Darstellung bringen, schlechterdings nicht zu entbehren. Am häufigsten wird ja der Ingenieur und der Landwirt genötigt sein, auf dieselben zurückzugreifen; hier mag nur daran erinnert sein, daß die Herstellung der vom Alpenverein herausgegebenen Spezialkarten nur auf Grund der Aufnahmesektionen möglich war, daß ohne dieselben die Behandlung wichtiger wissenschaftlicher Fragen, so besonders der Gletscherbedeckung, der Moränen- und Seenkunde, der sicheren Grundlage entbehren würde. Daß wir für die Gletscher der Westalpen noch immer keine Einzelbeschreibung und Arealvermessung besitzen, wie sie Ed. Richter[1]) für die Ostalpen geliefert hat, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß es für die französischen Alpen an einer gleichwertigen Aufnahme noch durchaus fehlt und auch die schönen Blätter des Siegfried-Atlas der Schweiz im Hochgebirge nur den halben Maßstab (1 : 50000) der österreichischen Originalaufnahme aufweisen.

Für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Touristik und der wissenschaftlichen Erdbeschreibung wie für allgemeine militärische Zwecke, die natürlich in erster Linie maßgebend waren, genügt die aus den Aufnahmesektionen hervorgegangene Spezialkarte 1 : 75000, deren äußere Anordnung bereits oben besprochen wurde.[2]) Die Herstellung dieser Karte für die ganze Monarchie in dem kurzen

[1]) Die Gletscher der Ostalpen. Stuttgart, 1888.

[2]) Vergl. auch L. Umann, Die Spezialkarte der österr.-ungar. Monarchie. 2. Aufl. Wien 1895. A. Penck, Geogr. Zeitschr. 1900, S. 325 ff.

5. Neue Specialkarte 1:75.000, Blatt 19—V Klausen (2. Ausgabe 1892), Typus der südlichen Kalk-Alpen.

6. Neue Specialkarte 1:75.000, Blatt 18—III Nauders (2. Ausgabe 1902), Typus der Central-Alpen.

Zeitraum von 16 Jahren (1873–88) war eine Leistung, die in der Geschichte der Landesvermessungen der ganzen Erde bis dahin ihresgleichen nicht hatte. Wenn man berücksichtigt, daß an der alten Aufnahme von 1806–66 gearbeitet wurde, daß die Herstellung des Topographischen Atlas von Bayern in 1 : 50000 (112 Blätter) von 1812—67, jene des Atlasses von Württemberg im gleichen Maßstab (55 Blätter) von 1829—51, des Atlasses von Sachsen (etwa 1/40 der Fläche von Österreich-Ungarn) in 1 : 57600 (22 Blätter) von 1837—60, endlich der »Carte de France« in 1 : 80000 (273 Blätter) von 1818—78 dauerte, so begreift man die Bewunderung, welche das rasche Fortschreiten der neuen österreichischen Spezialkarte erregen mußte. Dieses Ziel war natürlich nur dadurch zu erreichen, daß nicht nur an der Aufnahme selbst von einem ungewöhnlich zahlreichen Personal gleichzeitig gearbeitet wurde, sondern daß man auch für die Vervielfältigung der Karte ein durchaus neues Verfahren anwandte.[1]) Fast alle großen Kartenwerke waren bis dahin in Kupferstich wiedergegeben worden, der allerdings in Bezug auf Schönheit und Schärfe den höchsten Anforderungen genügte, aber einen großen Aufwand an Zeit und Kosten erforderte. Im militärgeographischen Institute in Wien wurde dagegen zum erstenmal der seither auch von der amtlichen Kartographie Italiens mit Erfolg betretene Weg eingeschlagen, die Originalzeichnung der Karte auf photomechanischem Wege zu vervielfältigen, wozu man sich des im Wiener Institut zu außerordentlicher Vollkommenheit entwickelten Verfahrens der Heliogravüre bediente. So war die ganze mühsame und langwierige Arbeit des Kupferstiches, welche bei jedem Blatte für einen Stecher mehrere Jahre Arbeitszeit erfordert hätte, durch einen durchschnittlich vier Wochen währenden mechanischen Prozeß ersetzt und die Kosten der Vervielfältigung ganz bedeutend verringert; andererseits mußten jedoch an die Zeichnung erhöhte Anforderungen hinsichtlich der Schönheit und Gleichmäßigkeit der Ausführung gestellt werden. Auch in dieser Beziehung wurden große Erfolge und Fortschritte erzielt. Da die Federzeichnung eine kräftigere Linienführung bedingte als der Grabstichel des Kupferstechers, wurde in den ersten Jahren ein Zeichenschlüssel zugrunde gelegt, welcher zwar den Vorzug einer sehr deutlichen Lesbarkeit hatte, aber dem durch die Eleganz gestochener Karten verwöhnten Auge als zu derb erschien und der Schönheit des Kartenbildes Eintrag tat. Es wurden deshalb auch mehrfach Versuche gemacht, die Originalzeichnung, welche früher in 1 : 60000 hergestellt wurde, auf 1 : 100000 statt 1 : 75000 zu verjüngen, wodurch der Eindruck dem des Kupferstiches wesentlich näher kam. Dies zeigt in anschaulicher Weise eine von A. Petermann mit einem begeisterten Aufsatze[2]) über die Vorzüge des neuen Verfahrens begleitete Reproduktion des Blattes 15 VIII Hallein in 1 : 100000, welche ihm von der Direktion des militärgeographischen Institutes zur Verfügung gestellt war. Später (1877) ist man jedoch zu einem wesentlich feineren Zeichenschlüssel übergegangen, durch welchen das Kartenbild an Gefälligkeit gewonnen hat. Die hier gegebenen Proben 4 und 6 aus dem Blatt 18 III alter und neuer Ausgabe zeigen gut den Unterschied, der sich nicht nur auf die Schrift, sondern auch auf die Schraffierung und Felszeichnung erstreckt und die »reambulierten« Blätter an Feinheit der Ausführung den besten gestochenen Karten gleichstellt.

[1]) Ausführliche Mitteilungen über die verschiedenen Arten der Vervielfältigung geben O. Volkmer, Die Technik der Reproduktion von Militärkarten und Plänen des k. k. milit.-geogr. Instituts zu Wien, Wien 1880 (Beil. zu den »Mitteil. über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens«), und K. Hödlmoser, Über ältere und neuere Reproduktionsverfahren und deren Verwertung für die Kartographie. Mitteil. des milit.-geogr. Instituts II (1882), S. 41 ff. Eine gute Übersicht des jetzigen Standes der Reproduktionstechnik im Institute gibt die oben S. 34, Anm. 4, genannte Festschrift S. 37 ff., wo man auch (S. 64) die einschlägigen Aufsätze der »Mitteilungen« (von Frhrn. v. Hübl u. a.) verzeichnet findet.

[2]) Die Sonne im Dienste der Geographie und Kartographie. Petermanns Mitteilungen 1878, S. 205 ff. und T. XII.

Die größte Bedeutung der Spezialkarte für die Kenntnis der Alpenländer liegt natürlich in der Darstellung der Geländeformen. Während die älteren topographischen Karten im Hochgebirge sich meist auf die (nicht immer richtig erfaßten) Grundlinien der Gebirgskämme und Schätzungen der Hauptböschungen beschränkten, genaue Höhenzahlen aber nur für die wenigen trigonometrisch bestimmten Punkte enthielten, sollte die neue Aufnahme zum erstenmal eine getreue Wiedergabe der senkrechten Verhältnisse ermöglichen. Zu diesem Zwecke mußten im Rahmen jedes Spezialkartenblattes mehrere tausend Punkte nach ihrer Höhe teils trigonometrisch teils barometrisch bestimmt werden. Sie dienen als feste Stützpunkte für die Zeichnung der Schichtlinien (Isohypsen, Niveaukurven), die im Abstande von 100 zu 100 *m* (in der Originalaufnahme selbst bis zu 10 und 5 *m* herab) das Gerippe der Gebirgszeichnung bilden und die Böschungsverhältnisse weit sicherer erkennen lassen als die bis dahin allein übliche Schraffierung. Das k. u. k. militärgeographische Institut hat das Verdienst, dieses wichtigste Hilfsmittel für die Wiedergabe der Geländeformen zuerst in eine große topographische Karte eingeführt und damit der neueren Entwicklung der Gebirgszeichnung den Weg gewiesen zu haben. Heute betrachten wir die Schichtlinien, welche schon von J. G. Lehmann (1799) seinem System der Schraffenzeichnung zugrunde gelegt und in den Originalaufnahmen verschiedener Staaten (Preußen, Bayern, Frankreich) seit Anfang des 19. Jahrhunderts tatsächlich ausgezogen, in den fertigen Karten aber meist weggelassen wurden, als die erste und notwendigste Voraussetzung jeder auf wissenschaftliche Brauchbarkeit Anspruch erhebenden Terrainkarte. Alle anderen Mittel, die Bodenformen durch Schraffen, Schummerung oder Farbtöne dem Auge anschaulicher zu machen, haben daneben nur sekundäre Bedeutung, soweit nicht etwa diese anschauliche Wirkung Hauptzweck der Karte ist, wie bei Schulwandkarten und Übersichtskarten kleinen Maßstabes. Hier jedoch, wo es sich vor allem um die Brauchbarkeit der Karte für militärische Zwecke handelt, kam es hauptsächlich auf einen mathematisch möglichst genauen Ausdruck der Böschungsverhältnisse an, wie ihn die Schichtlinien zweifellos am besten bieten. Aus dem Bestreben, die praktische Verwendbarkeit der Karte allen Rücksichten voranzustellen, erklärt sich auch die Annahme senkrechter Beleuchtung für die Schraffierung, durch welche das Gerippe der Schichtlinien erst lebendige Formen erhält. Wenn diese Formengebung nicht mit der plastischen Wirkung verbunden ist, welche besonders die Schweizer Karten in so hohem Maße auszeichnet, so hat sie dafür den Vorzug größerer Objektivität und führt nicht so leicht zu Täuschungen über die Natur eines Abhanges wie die Annahme eines seitlichen Lichteinfalles, durch welche allein die bekannten, oft berückenden Reliefwirkungen der französischen und Schweizer Karten erzielt werden können. Der frühere Leiter des militärgeographischen Institutes, Feldmarschalleutnant Chr. von Steeb, hat sich hierüber in einem durch interessante Beispiele veranschaulichten Aufsatze[1]) ausgesprochen und die Gründe dargelegt, welche der zenitalen Beleuchtung für militärische Karten den Vorzug geben. Übrigens wird ein Vergleich von Nr. 4 und 6 unserer Kartenproben zeigen, daß auch innerhalb dieser Grenze ein großer Spielraum besteht und die neue Ausgabe der Spezialkarte in den Formen wesentlich ausdrucksvoller geworden ist. Das gleiche gilt für den schwierigsten Teil der Hochgebirgskartographie, die Felszeichnung, von welcher der den südlichen Kalkalpen entnommene Ausschnitt Nr. 5 des Blattes 19 V Klausen

[1]) Terraindarstellung mit schiefer Beleuchtung Mitteil. d. milit.-geogr. Instituts XVI (1897), dazu Petermanns Mitteilungen 1897, S. 174 f., 187, und meinen Aufsatz »über Hochgebirgskarten« in den Verhandl. des VII. Geographenkongresses in Berlin (1899), S. 85 ff., sowie A. Penck in der Geogr. Zeitschr. 1900, S. 352.

ein schönes Beispiel gibt. Es wäre unbillig, von einer so weite Gebiete umfassenden und in so kurzer Zeit hergestellten Aufnahme eine ähnliche Individualisierung der Felszeichnung zu erwarten, wie sie in den neueren Spezialkarten unseres Vereines auf Grund mühsamer lokaler Studien und zahlreicher photographischer Aufnahmen angestrebt wird, zumal die höchsten Gebirgskämme, der Gegenstand unserer alpinen Unternehmungen und unseres Ehrgeizes, für militärische Zwecke und für die große Allgemeinheit nur untergeordnete Bedeutung haben. Aber auch hierin ist (s. Nr. 4 und 6) ein wesentlicher Fortschritt in den auf Grund der »Reambulierung« neu bearbeiteten Blättern zu verzeichnen.

Die bedeutendsten Verbesserungen weist diese Neubearbeitung wohl bezüglich der Namengebung auf. In der ersten Ausgabe bildete dieselbe, wenigstens was das Hochgebirge betrifft, eine der schwächsten Seiten der Spezialkarte, wie damals u. a. E. Richter[1]) an einigen Beispielen gezeigt hat. So war z. B. auch in dem Blatt Kufstein die Benennung der Gipfel des Kaisergebirges anfangs eine ganz irrige, ist aber dann bald und zwar schon vor der Reambulierung des Blattes richtig gestellt worden. Diese Unsicherheit der Benennung bei der ersten Aufnahme erklärt sich hauptsächlich daraus, daß damals (1869—73) der Alpinismus noch in den Kinderschuhen steckte und sich großenteils erst seitdem durch Führer, Touristen und die alpine Literatur eine feste Namengebung in den Hochregionen des Gebirges herausgebildet hat. Hier hat der Alpinismus ebenso befruchtend auf die Kartographie des Hochgebirges gewirkt, wie derselbe seinerseits durch die neue Aufnahme der österreichischen Alpen die größte Förderung erfahren, aber auch in hohem Maße zur Popularisierung des Gebrauches topographischer Karten beigetragen hat, die sonst nur in den Händen von Offizieren, Technikern und Spezialforschern zu sein pflegten. Mit Recht sagt Penck[2]): »Es ist unverkennbar, daß die österreichische Alpenkarte es vor allem gewesen ist, die zum führerlosen Wandern im Hochgebirge angespornt hat.«

Die mehrfach erwähnte Reambulierung war, noch ehe die Aufnahme der ganzen Monarchie vollendet war, seit 1884 in Tirol und Siebenbürgen in Angriff genommen worden, wo die Aufnahmen 1869 begonnen hatten und am meisten der Berichtigung und Ergänzung bedurften. Die »reambulierten« Blätter der Spezialkarte erschienen durchaus in verbesserter Neuzeichnung, einige touristisch vielbesuchte Gebiete außerdem in farbigen Detailkarten[3]) größeren Maßstabes, welche teils auf der Originalaufnahme, teils auf einer Vergrößerung der Spezialkarte beruhen. Aber auch die Reambulierung, für welche durchschnittlich nur die halbe Zeit der ersten Aufnahme verwendet wurde, genügte nicht allen Anforderungen an unbedingte Genauigkeit, besonders hinsichtlich des Geländes. Die Eile, in der die Mappierung der Monarchie ausgeführt worden war, um möglichst rasch eine den Bedürfnissen des Krieges und der Staatsverwaltung genügende Karte herzustellen, ließ nicht jenen äußersten Grad von Sorgfalt und Detailarbeit zu, welcher für ein Werk von bleibendem wissenschaftlichen Wert erwünscht ist. Deshalb wurde nach Befriedigung des dringendsten Bedürfnisses 1896 zu einer neuen Aufnahme (der dritten seit 1869) mit erhöhter Präzision geschritten. Bei derselben wird ungleich langsamer vorgegangen als bei der ersten Aufnahme und der Reambulierung, wo ein Mappeur im Jahre etwa 400—500 *km²* zu bearbeiten hatte, wogegen jetzt die Leistung durchschnittlich 100 *km²* beträgt. Dadurch ist es möglich, die größte Genauigkeit zu erreichen, welche der Maßstab

[1]) Studien über die Spezialkarte der österr.-ungar. Monarchie. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1877, S. 45 ff., dazu T. III, IV.

[2]) Geogr. Zeitschr. 1900, S. 327.

[3]) Vergl. Penck a. a. O., S 367.

der Aufnahme (1 : 25 000) verträgt. Am meisten gewinnt dabei die Darstellung des Geländes. Während bei der ersten Aufnahme in einer Sektion (= ein Viertelblatt der Spezialkarte) je nach der Bodenbeschaffenheit 800—1500 Höhenpunkte gemessen wurden, steigt jetzt die Zahl derselben im Hoch- und Mittelgebirge auf 4800, was für die Fläche eines Spezialkartenblattes 19200 Höhenpunkte ergibt (im Hügelland noch mehr, im Flachland weniger). So sind z. B. in der Aufnahmesektion Tolmein 21. IX. NO 1877: 1250, dagegen 1897: 4599 Höhenpunkte gemessen worden. Der Fehler der einzelnen Höhen darf + 0,5 *m* nicht überschreiten.[1]) Ein wichtiges Hilfsmittel für die Terrainaufnahme im Hochgebirge ist jetzt die Photogrammetrie; so wurden 1897 und 1898 das Felsengebiet der Julischen Alpen, 1899 die Ampezzaner und Sextener Dolomiten photogrammetrisch aufgenommen.[2]) Den großen Fortschritt der neuen Aufnahme in der Geländezeichnung zeigt anschaulich ein Aufsatz von Chr. v. Steeb[3]) durch Gegenüberstellung von Stücken der Originalaufnahmen 1876/7 und 1896/7 in den Julischen Alpen (Razor) und in der Tatra, die zugleich ein gutes Bild der farbigen Ausführung der Originalzeichnung geben. Von der Tatra ist, wie schon oben S. 36 erwähnt, die neue Originalaufnahme vollständig in zwei großen Blättern veröffentlicht worden; möge die Herausgabe ähnlicher Blätter aus dem Alpengebiet bald nachfolgen!

Nur kurz können wir hier der mannigfachen General- und Übersichtskarten gedenken, welche das militärgeographische Institut auf Grund des ihm zur Verfügung stehenden Materials nicht nur von der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch von ganz Mitteleuropa und der Balkanhalbinsel herausgegeben hat. Von den beiden wichtigsten Karten dieser Art sind hier auf Tafel IV Proben mitgeteilt, die wiederum das in Nr. 1—6 enthaltene Gebiet einschließen. Nr. 7 ist der »Generalkarte von Zentraleuropa« in 1 : 300000 entnommen, welche 1873—76 herausgegeben wurde und zunächst nur in einer überzeichneten photographischen Vergrößerung der von dem Gruppenchef Joseph Ritter v. Scheda bearbeiteten »Generalkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie und der angrenzenden Länder« bestand. Letztere, ein mit Recht viel bewundertes Meisterwerk kartographischen Kupferstiches, im militärgeographischen Institut als Privatunternehmen ausgeführt, war 1870 vollendet und 1877 vom Militärärar übernommen, aber schon 1888 wieder aus dem Handel zurückgezogen worden. Die ungemein feine und klare Ausführung, verbunden mit einem prächtigen Terrainstich, ermöglichte einen Reichtum an Einzelheiten, der in dichter besiedelten Gegenden bis zur Grenze der Überfüllung ging und dadurch den Gebrauch der Karte erschwerte. Für Kriegszwecke, welche außer der topographischen Detailkarte noch eine Übersichtskarte für die großen Heeresbewegungen erforderten, wurde daher die erwähnte Vergrößerung hergestellt, durch welche die alten, auf den Kronlandskarten beruhenden Generalkarten in 1 : 288000 bis auf weiteres ersetzt werden sollten. Diese auf 1 : 300000 vergrösserte Generalkarte war nun allerdings ungleich deutlicher und leichter lesbar geworden, hatte aber an Schönheit eingebüßt und die Fehler des Originals, das ja noch vor der neuen Aufnahme der Monarchie hergestellt war, in vergrößertem Maße erscheinen lassen. So trug die ganze Karte von Anfang an einen provisorischen Charakter, hat aber trotzdem

---

[1]) Vergl. A. Rummer von Rummershof, Die Höhenmessungen bei der Militärmappierung. Mitteil. d. militärgeograph. Inst. XVII (1897).

[2]) Vergl. A. Rummer von Rummershof, Die Photogrammetrie im Dienste der Militärmappierung. Ebd. XVI (1896), und A. Frhr. v. Hübl, Die photogrammetrische Terrainaufnahme. Ebd. XIX (1899).

[3]) Die neueren Arbeiten der Mappierungsgruppe. Ebd. XVIII (1898), dazu Tafel 7 u. 8, und Penck, Geograph. Zeitschr. 1900, S. 336 f.

7. Alte Generalkarte 1:300.000. Bl. F. 8. Innsbruck (1876).

8. Neue Generalkarte 1:200.000. Bl. 28°—47°. Glurns (1898).

durch ihre große Ausdehnung bis Rom, Barcelona, Manchester, Kopenhagen und Smolensk, sowie besonders durch ihre spätere Erweiterung über die ganze Balkanhalbinsel eine mehr als vorübergehende Bedeutung und eine hervorragende Stellung unter den größere Teile von Europa umfassenden Kartenwerken erlangt. Insbesondere ist hervorzuheben, daß es auch jetzt noch meines Wissens keine Karte gleichen oder größeren Maßstabes gibt, welche das ganze Alpengebiet von Wien bis zum Mittelmeer und von der Donau bis zur Rhone umfaßt.[1]) Das Gelände ist, wie Nr. 7 zeigt, in braunen Schraffen gegeben, der Wald grün aufgedruckt, die Höhen sind noch in Wiener Klaftern eingetragen.

Die Generalkarte 1 : 300000 ist schon jetzt zum großen Teil ersetzt durch die neue Generalkarte von Mitteleuropa in 1 : 200000, dem neuerdings für allgemeine Kriegskarten vielfach angenommenen Maßstabe.[2]) Diese neue Generalkarte ist nach Gradfeldern abgeteilt, so daß sich je ein voller Meridian und Parallel in der Mitte des Kartenblattes schneiden, das die Fläche von 8 Blättern der Spezialkarte in 1 : 75000 umfaßt und höher als breit ist. Die Ausführung (s. Nr. 8) ist jener der alten Generalkarte ähnlich, nur reicher und schöner; das Gelände ist braun schraffiert, Gewässer und Gletscher sind blau, der Wald grün. Inhaltlich übertrifft die neue Karte natürlich ihre Vorgängerin weitaus an Genauigkeit und Reichhaltigkeit, da sie durchweg auf dem neuesten Material beruht. Die österreichisch-ungarische Monarchie und damit das ganze östliche Alpengebiet liegt bereits vollendet vor, ebenso der ganze Nordwesten der Balkanhalbinsel.[3])

Wir müssen es uns versagen, hier auch auf die 1882—86 erschienene »Übersichtskarte von Mitteleuropa« in 1 : 750000, welche jetzt durch eine neue gleichen Maßstabes ersetzt wird, sowie auf die zahlreichen Erzeugnisse der Privatindustrie näher einzugehen. Unter den letzteren finden sich manche eigenartige und technisch sehr tüchtige Leistungen, die aber inhaltlich ganz auf der amtlichen Aufnahme beruhen und in diesem Sinne keinen wesentlichen Fortschritt in der Kenntnis der Alpen bedeuten; nur die vom D. u. Ö. Alpenverein herausgegebenen Karten machen davon eine Ausnahme, indem sie im Hochgebirge vielfache Berichtigungen und Ergänzungen enthalten. Näheren Aufschluß über diese nichtamtlichen Karten geben der mehrfach angeführte Aufsatz von A. Penck[4]) und die ebenfalls schon früher erwähnten Zusammenstellungen von L. Obermair[5]), auf welche hiermit neuerdings verwiesen sei. Einen kritischen Rückblick über die kartographische Tätigkeit unseres Vereins möchte ich mir für später vorbehalten, wenn es mir vergönnt sein sollte, vorher noch die amtliche Kartographie der drei übrigen Alpenstaaten zu besprechen.

---

[1]) Die berühmte Karte von L. Ravenstein in 1 : 250000 reicht westlich nur bis zum Montblanc.

[2]) In dem gleichen Maßstabe von 1 : 200000 sind nicht nur die alte, 1874 vom preußischen Staate übernommene Reymannsche Karte (s. S. 34, A. 1), sondern auch die seit einigen Jahren von der preußischen Landesaufnahme herausgegebene »Topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches«, eine der vollendetsten Leistungen moderner Kartographie, ausgeführt, ebenso die seit 1883 vom »Service géographique de l'Armée« in wirksamem Farbendruck bearbeitete neue Übersichtskarte von Frankreich.

[3]) Eine Übersicht der neuen Generalkarte enthält außer den Preisverzeichnissen der Kartenwerke des Institutes jetzt auch das Geogr. Jahrbuch 1900, T. 8/9. Über die technische Herstellung gibt die auf S. 34, A. 2, erwähnte Festschrift des Institutes interessante Aufschlüsse (S. 29 ff), wo auch auf die einschlägigen Aufsätze der »Mitteilungen« (1896/97) verwiesen ist.

[4]) Neue Alpenkarten. 6 : Wander- und Übersichtskarten, insbesondere in den Ostalpen. Geogr. Zeitschr. 1900, S. 366 ff.

[5]) Die wichtigsten Alpenkarten u. s. w. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1884, S. 56 ff., 1892, S. 393 ff., 1895, S. 327 ff.

Das Deutschtum im Süden der Alpen (II. Teil).[1]

Von

Adolf Schiber.

(Schluß zum Jahrgang 1902.)

V.

Betrachten wir nun die Verhältnisse in Friaul, in der italienischen Provinz Udine und im österreichischen Küstenland, so finden wir ein wesentlich anderes Bild.

Zunächst fallen uns die zahlreichen deutschen Burgnamen auf, von denen auf Seite 47 des vorigen Jahrgangs eine stattliche Anzahl aufgeführt ist, die noch um manchen Namen, besonders zerstörter Schlösser, zu vermehren wäre. (So Neuhaus, Grünberg, Kassimberch, Warinstein etc.).

In Cimbrien sind uns bekanntlich gar keine Burgnamen aufgestoßen. Aber auch die sonstigen Ortsnamen tragen vielfach ein anderes Gepräge. Dies trifft sowohl den ersten wie den zweiten Teil der zusammengesetzten Ortsnamen.

Was den ersten Teil anlangt, so finden wir eine dem Zustand in Deutschland sich nähernde häufigere Anwendung von Personennamen, so Katzelsdorf, Villa Cacilini, wobei wir an Graf Chaczelin denken mögen.[2] Peuschelsdorf, Fiedelsdorf, Reichenfeld (Richo) dürften in diese Kategorie gehören;[3] zugleich haben wir aber auch an diesen Ortsnamen zum Teil Proben von den im vorigen Jahrgang, S. 55, erwähnten Namensformen mit der Endung -dorf, -feld, -berg. Hierzu rechnen wir Namen wie Kirchheim, Häseldorf, Schönfeld, Oberfeld, während wir bei den Cimbern, abgesehen von einem Nuozdorf[4] im Etschtal bei Calliano, fast nur sogenannten Naturnamen begegnen, wie Avio (Aue), Brendola (Brünndel), Montegalda und Montegaldella (Wald, Waldel), Treto und ähnlichen, welche über ihre Entstehungszeit mehrfache Vermutungen zulassen.

Nimmt man hierzu die vielen deutschen Burgnamen, so ergibt sich, daß die Toponymie hier in Friaul einen wesentlich moderneren Charakter aufweist als in der Gegend von Vicenza oder überhaupt in Cimbrien. Es kann kein Zweifel aufkommen, daß wir es hier mit dem Resultat einer deutschen Besiedlung zu tun haben, die der Zugehörigkeit des Landes zum Herzogtum Kärnten zu verdanken ist.

Des Anschlusses an Bayern ist schon im vorigen Jahrgang, S. 51, Erwähnung getan.

Aber auch nach Lockerung des Verbandes der Mark Aquileja mit Bayern, später mit Kärnten, herrschten hier Deutsche als Patriarchen von Aquileja. Von Popo (1019—1045) bis zu Berthold (1218—1251) walteten hier deutsche Kirchenfürsten.

---

[1]) Wegen der Abkürzung I., II., III. vergl. Jahrg. 1902, S. 53.

[2]) Krones, die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, S. 419.

[3]) Nach german. Personen sind auch genannt Adeliacum, Adomar, Hagen, vgl. Krones a. a. O., S. 420, wo auch mehrfach Gualdum, Waldum.

[4]) Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol, S. 373.

Erst mit dem Erlöschen der Hohenstaufen, beziehentlich ihrer Macht in Italien wurde die Reihe deutscher Patriarchen unterbrochen. In der Grafschaft Görz aber herrschte das deutsche Geschlecht der Eppensteiner (1031—1090) und nach ihnen das der Grafen von Lurngau (1090—1500), worauf die Grafschaft an Österreich fiel.

Daß unter diesen Umständen viele deutsche Herren hier Besitz anstrebten und erlangten, kann nicht wundernehmen; andererseits zog hier der Handel mit Venedig notwendig deutsche Kaufleute an.

Ein Hauptsitz dieses Handels war das schon genannte Clemaun-Gemona.

Alles dieses zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der Entwicklung der Dinge im Etschland, wo die ungezählten deutschen Burgen in romanischer Umgebung emporstiegen, wo die Besitzungen bayerischer Bischöfe und Klöster deutsche Verwalter bedingten, wo, wie hier, der Handel Deutschlands nach Venedig durchging. Auch die Bischöfe von Brixen und zeitweise die von Trient waren Deutsche, und mußten, wie die deutschen Dynastengeschlechter der Eppaner und Andechser, einen Ministerialadel ihrer Nationalität anziehen.

Dynasten und Burgen werden in Tirol kaum viel älter gewesen sein als in Friaul, denn die Zeit des 10. Jahrhunderts war es, wo sie überhaupt in Deutschland emporkamen.

Daß der Vorgang in Südtirol, wenigstens bis gegen Trient, mit einer Germanisierung des Landes endigte, daß es aber hier zu einer solchen nur ganz vorübergehend kam, liegt wohl vor allem an dem jähen Erlöschen des Sterns der Hohenstaufen, an der politischen Trennung des westlichen Landesteiles vom Reich und an den ungünstigeren Grenzen, denn während in Tirol das Germanisierungsobjekt rings von Gebirgen begrenzt war, lagen hier die Grenzen überallhin, gegen Slaven und Romanen, offen.[1])

Und doch ermangelte hier in Friaul so wenig wie an der Etsch ein älterer Grundstock germanischen Wesens.[2]) Es erscheint nicht angängig, das Deutsche, das einst in Görz herrschend war, nur dem Einflusse der dort residierenden Grafen zuzuschreiben.

Ein einheimischer Forscher, Morelli, nennt das Deutsche in Görz: »questa antica nostra favella«; auch Krones[3]) sagt: Görz darf in seinem geschichtlichen Kerne als deutsches Gemeinwesen betrachtet werden.

Das ganze Wippachtal trägt deutsche Nomenklatur[4]) und die Grafen von Görz haben sich die »Villa Gorizia« wohl erbaut oder zum Sitze erkoren, weil sie dort auf deutsches Wesen bereits trafen. Weil es aber keine Civitas war und weil kein Bischof, keine Bevölkerung städtischen Charakters, römischer oder langobardischer Herkunft dorten saß, so konnte sich das deutsche Wesen dort bis in die Neuzeit erhalten.

Aber auch die Täler des Isonzo und seiner Nebenflüsse zeigen allenthalben deutsche Spuren, und wenn an vielen Orten spätere Kolonisation nachzuweisen ist, so sei hier nur bemerkt, daß man bei näherem Eingehen auf diese Fragen mehr und mehr die Ansicht gewinnt, daß solche Kolonisierung mit Vorliebe in Gegenden getrieben wurde, wo sich schon Reste einer älteren germanischen Bevölkerung vorfanden.

---

[1]) Ohne die Reformation im Engadin wäre gleichwohl das Vinschgau noch heute vielleicht nicht verdeutscht!

[2]) Zu den ältesten Ortsnamen germanischen Ursprungs im Etschland rechne ich Truden, Gummer, Moritzing, Nordheim (im Sarntal) und besonders Hafling, jene weite Siedlung auf der Hochfläche am Fuß des Ifinger. Alle anderen -ing sind romanisch oder mindestens zweifelhaft; Planitzing z. B. entstand aus Planitzig; Hafling wird zu dem germanischen Volkstum gehören, das ins Sarntal gedrungen ist, und das schon früher Dahn und Steub für die Goten in Anspruch nahmen.

[3]) A. a. O., S. 418.

[4]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 47.

Rechnen wir hierzu die »Meraner«, die an der Küste von Neumarkt-Monfalcone und Tybein-Duino bis zur istrischen Halbinsel in ziemlicher Anzahl, wenn nicht als geschlossenes Volkstum gesessen haben müssen, sowie die Volkstrümmer in den Alpen, besonders Sauris, so stehen wir wieder vor sehr erheblichen Überresten älterer germanischer Siedlung, und wer weiß, wie viel noch hinzukäme, wenn hier, auf österreichischem Gebiete, ein so glücklicher Entdecker erstünde wie weiland Postmeister Widder in Vicenza.

Auch hier können nur Langobarden oder Goten in Frage kommen, um dieses Phänomen zu erklären.

Daß es aber keine Langobarden sind, deren Nachkommen hier so lange sich bei ihrer alten Sprache hielten, etwa weil sie in der Grenzmark dichter saßen, das soll sofort an der Hand geschichtlicher Überlieferung erwiesen werden.[1])

Vorher sei aber nochmals darauf hingewiesen, daß es in unserem Gebiete völlig an den patronymischen Ortsnamen fehlt, die wir in der Lombardei kennen gelernt haben. Vgl. S. 57 des vorigen Jahrganges.[2])

Was lehrt uns nun die Historia Langobardorum?

Im Frühjahr 568 verließen die Langobarden ihre Sitze in Pannonien und gelangten zu Ostern nach Forum Julii (Cividale), ohne den geringsten Widerstand zu finden. Paulus bemerkt ausdrücklich, daß sie gleich mit Weib und Kind und aller Fahrhabe ausgezogen seien.

In Friaul wurde ein Herzog eingesetzt, dann ging es weiter, jenseits der Piave längs der Via Postumia, also nahe am Gebirge, dem Lande der Verheißung entgegen. Das war aber das damalige Ligurien, das ist das Land westlich der Adda, das Land der Ernten, dessen Fruchtbarkeit, die ja auch heute noch berühmt ist, sogar zu der Erklärung des unverstandenen Namens aus legere, gleich colligere, verführte.

Vicenza und Verona wurden berührt, ohne daß man sich um die Kastelle in der Flanke kümmerte: Oderzo, Padua, Monselice, Mantua, Cremona blieben in den Händen der Römer, trotz der Lage der vier letzteren auf dem linken Ufer des Po. Schon im September hatte der Völkerzug Mailand erreicht; aber Pavia leistete ernsten Widerstand. Dieses wurde nun eingeschlossen und drei Jahre lang belagert. Während der Belagerung drang Alboin auch in Tuscien ein, aber nicht Teile des Volkes begleiteten ihn, sondern nur Truppen (Gefolgschaften). Dies erhellt aus Paulus II, 26, »cum electis militibus«.

Das Volk wurde inzwischen im Lande seiner Sehnsucht angesiedelt, und so finden wir die noch erkenntlichen alten Sippensitze (-engo) im weiten Umkreis um Pavia, besonders zahlreich am linken Poufer, von Turin bis an den Mincio, und in der Gegend von Pavia auch aufs rechte Ufer übergreifend; über den Apennin gehen sie nicht hinaus. Die oben genannten Kastelle aber wurden erst lange nachher von den Langobarden besetzt.

[1]) Es verlohnt sich wohl der Mühe, auf diesen Punkt zurückzukommen, denn hierin liegt der Schwerpunkt meiner Ausführungen. Während Galanti nur beweisen wollte und bewies, daß die Cimbern keine Reichsdeutschen waren, hat er doch nur wahrscheinlich gemacht, daß sich unter den Stämmen, aus denen sich ihr Volkstum bildete, Ostgoten in größerer Zahl vorfanden. Es konnten aber vielleicht, nach seiner Beweisführung wenigstens, auch Langobarden den Grundstock bilden, die Goten am Ende doch ihrer Masse nach anderswohin gekommen sein. Indem aber hier die Langobarden als maßgebender Faktor ausgeschlossen werden, bleiben eben nur die Goten übrig, somit wird hier zum ersten Male, wie ich denke, nicht nur die Frage nach der Herkunft der Cimbern, sondern auch die so lange ungelöste Frage nach dem Verbleib des ostgotischen Volkes, wie ich hoffe, überzeugend beantwortet.

[2]) Krones nennt Artegna, das einst Artingen geheißen haben soll, a. a. O. S. 419; da es aber schon bei Paulus Diac. als Artenia vorkommt, so ist mir jene Form als ursprüngliche höchst zweifelhaft.

Padua ergab sich erst um die Wende des Jahrhunderts, Monselice etwa 602, bald darauf Cremona, Mantua noch später, beide unter sehr bedenklichem Beistand eines avarischen Hilfskorps. Alle diese Striche blieben frei von Sippensiedlungen der Langobarden, bis auf Cremona, das nach den noch vorhandenen Spuren damit ausgiebig, und Mantua, das schwächer besetzt wurde. Am rechten Poufer finden sich in der alten Emilia, von Piacenza abwärts, keine Ortsnamen auf -engo. Am dichtesten sind sie, wie schon früher gesagt wurde, um Cremona, Crema, Lodi, Brescia, Bergamo, dann folgen Vercelli, Novara, Biella, Casale, Asti und Alessandria, letztere drei Bezirke am rechten Poufer.[1])

Im ganzen entspricht also die Verbreitung dieser germanischen Patronymica dem Umfang der einstigen Lombardei. Gerade in dieser Landschaft sind aber auch heutzutage ungemein oft Personennamen zu finden, die auf verschwundene Namen dieses Typus deuten, Namen wie Ottolenghi u. dergl.

Sollen sich also im östlichen Oberitalien gar keine Langobarden sippenweise niedergelassen haben? Neigung hierzu hatten sie nicht, wie aus folgendem hervorgehen dürfte.

Zum Herzog in der Furlaner Grenzmark bestellte Alboin gleich bei der Besitznahme seinen Stallmeister und Neffen Gisulf. Natürlich dachte kein Mensch daran, daß dieser, mit dem weiterziehenden Volk nur durch Wege verbunden, die überall von Römerkastellen flankiert waren (Oderzo ergab sich erst unter König Rothari, um 640), ohne eine angemeßne bewaffnete Macht in seinem Kastell zurückbleiben solle. Aber Gisulf dachte weiter. Er weigerte sich, diesen Posten zu übernehmen, wenn ihm nicht gestattet würde, selbst eine Anzahl der tüchtigsten Sippen (generationes, sagt Paulus, II. Buch, 9. Kap.[2]) auszuwählen, die sich mit ihm ansiedeln sollten.

Gisulf sah also voraus, daß das Volk vorerst in Masse weiter nach Westen, nach dem gelobten Lande Ligurien ziehen werde, um sich dort niederzulassen. Man braucht weder anzunehmen, daß ihn die Besatzung von Oderzo schreckte, noch daß er den Avareneinfall von 610 ahnte, aber man wird annehmen dürfen, daß er gegen ein Nachdrängen des volkreichen Slavenstammes sich sichern wollte.

Gewiß wurden im Laufe der Langobardenherrschaft in allen unterworfenen Gegenden streitbare Männer angesiedelt, aber das waren Adelige und deren Gefolgschaften[3]), die namentlich die Kastelle besetzten, mit Vorliebe aber, anders als die Franken der ersten Periode, sich in den Städten aufhielten; besonders Brescia bewohnten viele von ihnen (Paulus V, 36). Eine landsässige Bevölkerung von ackerbauenden Farae gab aber, namentlich für einen Verteidigungskrieg, eine nicht zu unterschätzende Verstärkung dieser Kriegsleute; so muß wohl das Verlangen Gisulfs gedeutet werden.

Man mag bestreiten, daß alles, was Paulus von den Verhandlungen Gisulfs wegen dieser Volkssiedlung erzählt, als erwiesen zu betrachten sei. Allein Paulus, der selbst aus Friaul stammte, wo seine Vorfahren sich mit Gisulf niedergelassen hatten, verfügte jedenfalls über Traditionen, die glaubwürdig und mindestens so

[1]) Die Bezirke Pavia und Mailand weisen heutzutage keine -engo auf!

[2]) Generationes, clanartige Geschlechtsverbände, vergl. III, S. 5 ff., fara im Sinne von Sybel, Entstehung des deutschen Königtums, S. 31, nicht im Sinne der späteren Zeiten, wo das Wort zur Zeit der Gesetzgebung König Rothars zu der Bedeutung von parentela herabgesunken war. In letzterem Sinne wurde fara, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 57, im Anschluß an die Ausführungen Galantis gebraucht, doch sollte damit durchaus nicht die Entstehung der -engo auf lauter parentelae zurückgeführt werden. Die ersten Gründungen möchte ich eher den generationes zuschreiben, solche werden auch, wegen ihrer Kopfzahl, eher ihren Namen durchgesetzt haben, andererseits dürften Namen wie Romanengo und Martinengo doch auf eine etwas spätere Zeit weisen.

[3]) Gastaldi: Sculdahes, Nobiles, Gasindii. Leg. Langob., Ed. Rothari, 15. 17. 23., Leg. Luitp. 62.

beschaffen sind, daß sie einen wahren Kern, die Erinnerung an eine ungewöhnliche, außer der Reihe erfolgte Volkssiedlung in zuverlässiger Form bietet.

Somit darf wohl behauptet werden, daß die geschichtliche Überlieferung die Ergebnisse der toponymischen Untersuchung vollauf bestätigt. Dieser Umstand kommt aber auch dem zugute, was wir oben wegen des Vicentiner Gebietes gesagt haben.

Es liegt auf der Hand, daß der Volkszug sich vorerst ohne dringende Gründe nicht weiter schwächte, sondern geschlossen dem Ziele zustrebte, das überdies das Ideal eines jeden einzelnen darstellte. Das war ja offenbar der ursprüngliche Plan, der nur im Hinblick auf die besonderen Verhältnisse der Grenzmark modifiziert worden war. Der Marsch nach der weiten Provinz Ligurien war schließlich doch keine Promenade, die Volkszahl eine mäßige. Wohl darum hatte man sich auch Anschluß von allerlei Völkersplittern gefallen lassen[1]), insbesondere von 20000 Sachsen, die später infolge von Zerwürfnissen wegzogen.

Aus allem diesem muß man schließen, daß die Ansiedlung der Farae erst bei oder nach der Belagerung Pavias stattfand. Daß sich aber viele »generationes« nun bereit fanden, in die weniger günstigen Gegenden östlich der Etsch zurückzuwandern, ist um so weniger wahrscheinlich, als das von Franken und Römern bedrohte Volk Grund hatte, sich beisammen zu halten.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß die Etsch nicht weit unterhalb Verona (Albaredo) noch kein ausreichendes Flußbett sich eingeschnitten hat, und, wie der Po in seinem unteren Lauf, nur durch Dämme vom Austreten abgehalten wird, die nach der langen Kriegszeit sicher verfallen waren; so bedrohtes Land konnte germanische Eroberer ebensowenig locken, wie das Hügelland am Abhang der Alpen oder so von Wasserläufen durchschnittenes Gebiet, wie das Graticolato Romano und seine Nachbarschaft zwischen Treviso und Padua.

Auf Langobarden kann daher, entgegen der Annahme des so scharfblickenden Steub, deutsches Wesen in Venetien nicht zurückgeführt werden, auch Galanti hat demselben noch einen zu großen Platz eingeräumt, wenn es auch möglich ist, daß Langobarden da, wo sie unter anderen Germanen saßen, ihre Sprache beibehalten haben.

Hier scheint mir auch der Platz, einer merkwürdigen Uberlieferung des 12. Jahrhunderts zu gedenken. Ich meine die von Riezler[2]) beschriebene Aufzeichnung eines St. Emmeramer Kodex mit folgendem Inhalt: Huni - Wnger - Gothi - Meranere - Wandali - Nortlute - Amelunge - Baier - Sclaui - Wilz.

Es gilt, Sinn und Wert dieser Notiz zu prüfen. Wir sehen sofort, daß jeweils auf ein lateinisch dekliniertes Wort ein deutsches Wort folgt, nur Amelunge macht eine Ausnahme; da überdies unsicher, ob »Baier« sich darauf bezieht — es scheint etwas ausgefallen zu sein —, so können diese zwei Worte unbeachtet bleiben.

Dann haben wir vier Wortpaare, Völkernamen, je eine lateinische und eine deutsche Form; also eine Übersetzung des gelehrten Ausdrucks in die Volkssprache. Hunni-Ungarn ist unbedenklich, Sclavi-Wilzen insoferne zutreffend, als die Wilzen zur kritischen Zeit der bedeutendste slavische Stamm gewesen sein werden, mit dem die Deutschen Kämpfe bestanden, der am meisten von sich reden machte; Wandali-Nortlute gibt einen guten Sinn, wenn man unter dem zweiten Wort Bewohner der neu errichteten Nordmark versteht, und Wandali, wie es ja auch später noch geschah, als die freilich unrichtige Latinisierung des Wendennamens der obotritischen Bewohner dieser Mark betrachtet.

Die Notiz verdient also wohl Beachtung, die ihr ja auch Riezler nicht versagt. Was aber ergibt sich daraus für uns?

[1]) Paulus nennt Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, »Suavi« und Noriker.

[2]) Geschichte Baierns, I., 62. Note 2.

Meranien ist, wie schon bekannt, das Küstenland der von Otto I. dem Reiche angegliederten friulischen Mark, Meranere sind dessen Anwohner.

Der Verfasser der Aufzeichnung betrachtet sie aber offenbar als deutschen Stammes, was sich übrigens aus dem Worte Meranien schon zu ergeben scheint. Küstenbewohner gab es ja viele, aber Deutsche, die am Meere saßen, nur hier, die Niederdeutschen saßen ja an der See. Der Verfasser hält sie aber, das ist wichtig, für keine Reichsdeutschen, die sich seit 952 hier niedergelassen hatten, sondern für ältere Siedler, die er oder seine Zeitgenossen für Goten halten. Das mag für uns nicht zu bedeutend in die Wagschale fallen; aber nachdem wir uns überzeugt haben, daß Langobarden hier nicht in dichter Siedlung saßen, daß überhaupt nur an Goten gedacht werden kann, so erscheint uns solches Zeugnis aus früher Zeit nicht als eine wunderliche Mönchsidee, sondern als der Beweis, daß damals noch eine Tradition lebendig war, die wir für richtig, für zutreffend zu halten alle Ursache haben.

Nach dem, was wir oben über die deutsche Einwanderung ins Friaul gesagt haben, dürfen wir wohl annehmen, daß die deutsche Sprache in dieser Gegend in weit höherem Maße an der Entwicklung der oberdeutschen, namentlich der bayerischen Mundart teilgenommen hat, als dies bei den Cimbern der Fall gewesen ist.

Da aber das Deutsche hier sich nur in wenigen kleinen Sprachinseln erhalten hat, so könnte die Richtigkeit dieser Annahme nur aus Sprachdenkmälern einer älteren Zeit geprüft werden. Ob die Schriften Thomasins, der ja eine deutsche Bildung genossen haben muß, einen Anhalt zu gewähren geeignet sind, wollen wir nicht entscheiden.[1]) Das aber steht fest und ist wohl zu beachten, daß die Mundart von Sauris wesentliche Übereinstimmung mit der cimbrischen Mundart aufweist. In Bladen, Timau, die in enger Fühlung mit Tirol gestanden haben, scheint dies weniger der Fall zu sein, resp. gewesen zu sein, Deutschruth, das eine jüngere Kolonie war, ist schon oben erwähnt.

Dagegen finden wir, wenn wir nur etwa zwei Drittel des Weges von Görz nach der Brenta, die wir vorläufig als Ostgrenze Cimbriens betrachten wollen, nach Osten zurücklegen, an den Ufern der Kulpa eine deutsche Sprachinsel noch unaufgeklärter Herkunft[2]), deren Mundart ganz merkwürdige Ähnlichkeiten mit der cimbrischen aufweist, Ähnlichkeiten, die in keiner Weise dadurch bedingt und zu erklären sind, daß beide Mundarten eine gewisse Beeinflussung durch den bayerisch-österreichischen Dialekt nicht verleugnen können.

In der Tat rechnen die Sprachforscher beide Mundarten zu den oberdeutschen und speziell zur bayerischen Mundart. So Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Band I, S. 540.

Ist denn aber gegen einen solchen Ausspruch der Wissenschaft ein Widerspruch zulässig? Ob dieser Widerspruch einmal erhoben werden wird, muß den Fachleuten überlassen werden, hier ist ein solcher, wie gleich hervorgehoben wird, in keiner Weise beabsichtigt.

Im Gegenteil, was hier noch über diese sprachliche Seite des Problems ausgeführt werden soll, sind Schlüsse, die gerade die Ausführungen bewährter Linguisten, derselben, die bei Paul angezogen sind, zur Grundlage nehmen wollen. Überhaupt ist nicht beabsichtigt, Linguistik zu treiben, was Berufenen überlassen wird, sondern die Ergebnisse linguistischer Forschung zu verwerten. Da ergibt sich uns aber folgendes:

Die cimbrische und die Gottschewer Mundart in ihrem heutigen Lautbestand zählen zum bayerischen Dialekt; halten wir das fest. Ist deshalb die Tatsache, daß

[1]) Vergl. Schröer, Ein Ausflug nach Gottschee, Sitz.-Ber. d. K. Akad. d. Wissenschaften, Wien, 60. Bd., S. 170.

[2]) v. Czoernig, Die deutschen Sprachinseln im Süden etc., Klagenfurt, 1889, S. 17.

die Bewohner der beiden Landschaften der Abstammung nach in der Hauptsache Bayern sind, erwiesen? Diese siedlungsgeschichtliche Frage ist es, die wir in Kürze erörtern wollen.

Kein geringerer als Schmeller war es, der in den Jahren 1833 und 1844 die cimbrischen Berglande bereiste und den damals noch lebendigen Dialekt erforschte und in mehreren Schriften festlegte.

Im Jahre 1867 bereiste Schröer im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften das Ländchen Gottschee, um, nachdem er schon die übrigen deutschen Sporaden in Österreich untersucht hatte, dasselbe auch für die Mundart des Ländchens an der Kulpa zu tun.

Was war nun das Ergebnis der Untersuchungen in tatsächlicher Hinsicht?

Zunächst, wie schon oben erwähnt, daß es sich hier nicht wie im abgelegenen Siebenbürgen um isolierte Dialekte, sondern um Abarten der bayerischen Mundart handle; sodann aber die Feststellung sehr merkwürdiger Eigenheiten derselben.

Es ergab sich, daß in beiden Mundarten in der Regel, mit einer Ausnahmen zulassenden Gesetzmäßigkeit, der Anlaut W in B verwandelt werde, ebenso F im Anlaut zu W, und ferner, daß eine dem Deutschen fremde Unsicherheit in der Aspirierung des Anfangsvokales bestehe, so daß Worte, die im Deutschen mit einem H beginnen, dieses H bisweilen verlieren, bisweilen auch nicht, und daß hinwieder ein H am Wortanfang erscheint, das im Deutschen nicht vorkommt.

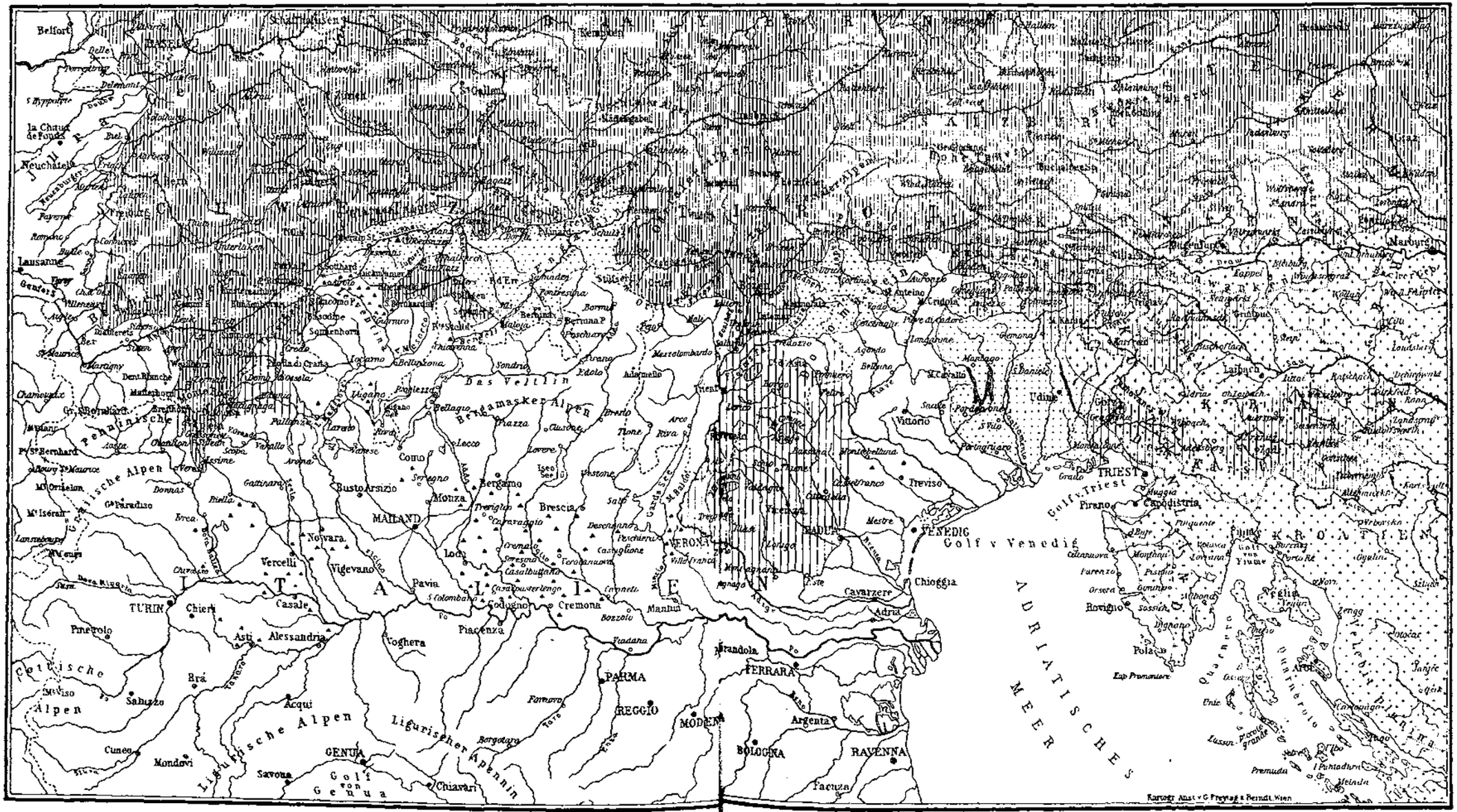
Wie erklärt man nun diese gewiß nicht bayerische Eigenart? Aus dem Einfluß der nichtdeutschen Nachbarn?

Aber da für W und F dasselbe im ungarischen Bergland, in der Zips, im Krickehaierland etc. stattfindet[1]), so müßte man annehmen, daß der Einfluß des Italienischen, Slavischen und Magyarischen sich ganz gleichmäßig äußere? Schmeller hatte sich mit dieser Tatsache, die ihm wohl nicht bekannt war, nicht abzufinden, ebensowenig kannte dieser Gelehrte die erst nach seinen Tagen ermittelte Tatsache, daß die sieben und die dreizehn Gemeinden nur ein winziges Überbleibsel eines die Tiefebene einst weithin und an verschiedenen Punkten bedeckenden germanischen Sprachgebietes seien; Schröer dagegen kann sich nicht verhehlen, daß hier keine zufälligen Äußerlichkeiten vorliegen, die ihren Ursprung rein lokalen Verhältnissen verdanken.

Er bekennt offen[2]): »Merkwürdig ist es nun, daß sich bestätigt, was ich geahnt: um all diese Sporaden der österreichischen Monarchie schlingt sich — außerdem daß sie ein gleiches Schicksal tragen — ein Band der Blutsverwandtschaft, was bei den großen räumlichen Entfernungen wirklich wunderbar erscheint.«

Und weiterhin, S. 170, heißt es, nach Erwähnung verschiedener Besonderheiten bei den Cimbern, sie »lassen durch alle bayerisch-österreichischen, überwältigenden Einflüsse hindurch, immer noch etwas durchschimmern, das von weiterher stammt«. Daraus geht schon hervor, daß er den heutigen Lautbestand zwar im großen und ganzen mit Schmeller für einen dem bayerischen sich am meisten nähernden hält, dies aber keineswegs für vollbeweisend für die Abstammung der betreffenden Volksgruppen erachtet. Das spricht er vielleicht noch nachdrücklicher aus bei Besprechung[3]) des wichtigen Umstandes, daß der cimbrische wie der Gottschewer Dialekt den bayerisch-österreichischen Plural des persönlichen Fürworts zweiter Person ös oder es (Es habts) nicht kennen, obwohl er für den bayerischen Dialekt nach Weinhold (bayerische Grammatik), jedenfalls für das 14. Jahr-

[1]) Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes.
[2]) Schröer, Ein Ausflug nach Gottschee, S. 168—170.
[3]) Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, S. 229.


Deutsches Sprachgebiet
Französ.-ital. Sprachgebiet
Romanisches Sprachgebiet
Slavisches Sprachgebiet
Einst ganz oder großenteils deutsch
Adriatisches Meer
Golf von Venedig
Golf v. Triest
Ligurischer Apennin
Penninische Alpen
Lepontische Alpen
Rätische Alpen
Cottische Alpen
Julische Alpen
Karnische Alpen
Karawanken
Kroatien
Dalmatien
Istrien
Kärnten
Krain
Steiermark
Tirol
Salzburg
Ober-Österreich
Schweiz
Lombardei
Piemont
Venetien
Emilia
Toscana
Das Veltlin
Bergamasker Alpen
Mailand
Turin
Venedig
Genua
Verona
Parma
Modena
Reggio
Bologna
Ravenna
Ferrara
Triest
Laibach
Udine
Belluno
Treviso
Padua
Vicenza
Brescia
Bergamo
Como
Lecco
Lugano
Novara
Vercelli
Alessandria
Asti
Cuneo
Mondovi
Savona
Chiavari
Piacenza
Cremona
Mantua
Rovigno
Pola
Pirano
Capodistria
Fiume
Zara
Spalato
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Scutari
Durazzo
Valona
Antivari
Dulcigno
Lissa
Lesina
Curzola
Meleda
Lagosta
Pelagosa
Cattaro
Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien

hundert schon nachgewiesen ist, wenn es nicht ein alter Dual sein sollte, was Schröer bezweifelt.[1])

Wie erklärt nun Schröer diese ins Auge fallende und so wunderbare Verwandtschaft, die schon lange in unserem teueren Vaterlande die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, wenn sie sich zwischen Irokesisch und Inkasprache ergeben hätte? (wie ähnlich bei Schröer zu lesen, Ausflug S. 166). Er erklärt sie dadurch, wenn ich ihn recht verstehe, daß er in all diesen Gegenden eine gemischte, aber gleichartig gemischte Einwanderung aus verschiedenen Gegenden Deutschlands annimmt, namentlich nennt er Flandrer, Sachsen, zu den ersteren rechnet er wohl auch die S. 170 erwähnten Niederrheiner, dann Ansiedlungen des deutschen Ritterordens, wie im Bautzenlande; daß er aber auch Schwaben und Mittelfranken nicht ausschließt, scheint aus anderen Stellen hervorzugehen: S. 172 etc. Zur Bekräftigung dieser Ansicht übernimmt er nun den verdienstvollen Nachweis einer auffälligen Übereinstimmung des cimbrischen und des Gottschewer Dialektes in Worten, die dem bayerischen nicht anzugehören scheinen (sie müßten denn für eine weit zurückliegende Zeit zu erweisen sein), und zwar eine Übereinstimmung, die vielfach bis zur Identität des Wortbildes geht. Dabei bekennt er aber offen, daß er für einzelne Worte in keinem Dialekte Deutschlands ein Analogon findet, auch nicht im Alt- oder Mittelhochdeutschen, sondern nur im Gotischen; aber auch dafür, woher die Veränderung W-B, F-W kommt, gibt seine Einwanderungsannahme keinerlei Erklärung, sie bleibt ihm wunderbar. Eigentlich hat aber der Verfasser die Erklärung schon gegeben, wenn er sagt, ein Band der Blutsverwandtschaft umschlinge alle diese Stämme. Wunderbar wäre nur, wenn eine Einwanderung aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, beginnend etwa mit Otto I., nach weit voneinander gelegenen Punkten des heutigen Österreich-Ungarn und Italiens im Laufe mehrerer Jahrhunderte mit dem Erfolg hätte geleitet werden können, daß ein eigentümliches Volkstum entstand, das, ungeachtet der »überwältigenden Einflüsse« des Nachbardialektes, eine ganz eigentümliche Lautverschiebung, verbunden mit einem immerhin sehr originellen Wortschatz, sich leistete. Hieran allein, scheint es, müßte dieser Erklärungsversuch scheitern.

Aber wenn es uns gelungen ist, oben für den cimbrischen Bezirk diese massenhafte Einwanderung aus später Zeit als unmöglich, ja als tatsächlich durch den Nachweis viel früheren Bestehens eines Deutschtums widerlegt hinzustellen, so wird dieser so wenig befriedigenden Annahme ohnehin der Boden entzogen.

Das gemeinsame Band, das Band der Verwandtschaft muß dann ein solches sein, welches die fraglichen »Sporaden« mit den Cimbern, also, nach dem früher Erörterten, mit deren Vorfahren, den Goten, verbinden könnte. Für die Gottschewer Gegend ließe sich nun schon wegen des Lautes des Namens, wie auch wegen der nahen Lage einiger Glauben erwarten. Aber das ungarische Bergland? Wird hier nicht zuviel bewiesen?

Ich denke nicht.

Wir brauchen die Zipser und ihre Nachbarn noch gar nicht ohne weiteres zu Goten zu stempeln, aber allenthalben im Bereiche der österreichischen Monarchie, wo wir unterhalb der Enns deutsches Sprach- und Volkstum finden, ist die Annahme wenigstens nicht von vornherein ausgeschlossen, daß hier vor dem Eindringen deutscher Siedler in der bayerischen und österreichischen Zeit schon deutsche Volkstrümmer vornehmlich ostgermanischer Abstammung gesessen haben und, von den nachfolgenden Einwanderern mehr oder minder stark in ihrer Eigenart beein-

[1]) Ausflug nach Gottschee, Wien 1870, S. 132.

flußt, dank dieser Verstärkung ihrer Nationalität (wenigstens zeitweise) erhalten blieben. Von Müllenhoffs Anschauung wegen der Umgegend von Wien war schon oben die Rede. Namen und Art der Zipser auf Gepiden zurückzuführen, war Schafarik nicht der erste, aber auch nicht der wenigst zu beachtende Forscher.[1]) Daß die Gepiden von den Langobarden nicht so völlig vernichtet wurden, wie manchmal angenommen wird, erhellt daraus, daß sie etwa 60 Jahre nach der Langobardenschlacht als Gefolgsleute der Avaren vor Byzanz erschienen,[2]) und daß ihrer noch im neunten Jahrhundert in Pannonien Erwähnung getan wird.

Andererseits wissen wir, daß ein Teil der auch von den Langobarden (493) in ihrer Kraft gebrochenen Heruler sich mit »den schlechtesten Sitzen in Rugiland« begnügen mußten; sie alle waren ostgermanischen Stammes, wie die Vandalen. Alle bis auf letztere hatten dem großen Reich mit gotischer Verkehrssprache des Attila angehört,[3]) bei allen können besondere Einflüsse, namentlich auch Blutmischung mit Völkern, denen die Westgermanen nicht oder weniger nahe traten, angenommen werden. Namentlich die Goten zogen weder in reine Ödländer ein, noch hinterließen sie solche bei ihrem Abzug, sie ließen Slaven und Sarmaten im Glück für sich den Boden bauen, wie sie es später für die Hunnen tun mußten.

Da kann wohl eine gewisse sprachliche Disposition den erwähnten Völkerresten gemeinsam geblieben sein, und es dürfte nicht beweisend sein gegen eine solche Annahme, daß die eine oder andere Tendenz durch die uns überlieferte gotische Schriftsprache nicht belegt wird, solche Tendenzen können eine jahrhundertelange Inkubationszeit durchmachen,[4]) ehe sie herrschend werden, resp. durchdringen.

Der Unterschied zwischen ostgermanisch und hochdeutsch, der Grimm noch gering dünkte, ist übrigens erst neueren Forschungen zufolge als erheblicher hingestellt worden, was Galanti noch nicht bekannt gewesen zu sein scheint, dabei wird aber auch jetzt auf Einzelheiten des Wortschatzes wenig Gewicht gelegt.[5])

Wenn daher nachstehend mit wenigen Worten des Wortschatzes gedacht wird, so geschieht dies nur in dem Sinne, daß eine besondere Gemeinschaft zwischen den Mundarten der Cimbern und der Gottschee dargetan werden soll, nicht aber etwa um zu beweisen, daß ihre Sprache sich dem Gotischen besonders nähere, wenn auch einige Einzelheiten selbst Schröer befremdeten.

Es ist eine nicht geringe Zahl von Worten, die den Leuten in Gottschee mit den Cimbern gemeinsam sind, ohne daß sie der benachbarten bayerisch-österreichischen Mundart anzugehören scheinen.

Hier sollen, des zugemessenen Raumes wegen, nur einige besonders merkwürdig scheinende Worte hervorgehoben werden, die übrigen kann, wer dies will, bei Schröer und Schmeller nachsehen.

Es folgen, wo nicht beide Formen übereinstimmen, nachstehend zuerst die Worte wie sie in der Gottschee, sodann wie sie bei den Cimbern vorkommen, daneben eine Übersetzung.

Dille, dilla, Heubühne; görz, gerz, Löffel; grimmen, sich erzürnen; hoiken, hocken, *rufen*; hienen, hünen, *heulen*; lai, lei, nur, *gleichsam*, eben; g. perichten,

[1]) Schafarik, Slavische Altertümer, ein Produkt jedenfalls vielen Scharfsinns und großer Belesenheit, wenn auch schon vor 60 Jahren verfaßt. Man beachte die Tradition der Probener, sie seien Reste eines großen Volkes, das einst weithin die Gegend beherrscht habe. Schröer, Mundarten des ungarischen Berglands, S. 216.

[2]) Vgl. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern.

[3]) Jung, a. a. O., S. 210.

[4]) Bruinier, Die Heimat der Indogermanen. Jahresber. d. Ver. f. Erdk. zu Metz, 1896/97, S. 36.

[5]) Paul, a. a. O. I., S. 362.

mit den Sakramenten versehen — c. borichten, das hl. Abendmahl spenden; tase, Tanne; tetten, säugen; tajen, saugen; töte, toto, Pate; triel, tril, Lippe; sache, sacha, Viehstand (bestiame); werten, wert, im vorigen Jahr; in oinder wert, in oandar werte, auf einmal; g. offe, Frosch — c. affa, Kröte; sechte, sechta, Lauge; wuder, weiter; waisten, lat. pedere; baude, baita, Hütte, u. a. m.

Viele anderen Übereinstimmungen ergeben sich von selbst aus der gemeinsamen Art der Lautänderung, wie bac, bec, Weg; auch habe ich vermieden, die Worte zu notieren, bei denen die zu grunde liegende altdeutsche oder mittelhochdeutsche Form bekannt war, wie bei wochitze, wocheza, Kuchen — fochanza, lat. focatia, u. s. w. Daß manche dieser Worte sich gerade auch im ungarischen Bergland finden, soll unerörtert bleiben, weil wir auf diese Mundart hier nicht näher einzugehen haben. Merkwürdig sind noch einige Worte des Dialektes der Gottschee, wie ades = jetzt, crisp = kraus, purc = Schwein, die zwar nicht als cimbrisch aufgeführt, die aber in cimbrischen Landen jedenfalls bekannt sind, da sie italienisch fast ebenso lauten: adess', crispo, porco.

Wieder andere Worte weisen auf ferne Länder, wie kone (got. qens) amma, ersteres Ehefrau, letzteres Hausfrau; kule, Grube, u. s. f., die uns bald zu den Niederrheinern oder Holländern, bald zu den Allgäuern führen würden.

Manche cimbrische Worte kommen auch in Tirol vor, wie knott — Fels, das erwähnte lei, stickel — steil, troje, Viehweg, so auch manche Gottschewer Worte im Kärntner Land; das wird niemanden wundern, der Dialektgrenzen beobachtet. Manches Wort hat einen gewissen Verbreitungskreis um sich gezogen, der gar nicht immer mit den eigentlichen Dialektgrenzen übereinstimmt, man denke nur an die Verbreitung der Namen der Wochentage, wie Ertag = Zischti = Aftermontag = Dienstag. Genug, eine ganz besondere Gemeinsamkeit wird man unseren beiden Mundarten nicht abstreiten, wie sie ja Schröer so sehr hervorhebt.

Nun waren aber die Cimbern spätestens im 9. und 10. Jahrhundert in ihren Sitzen zwischen Brenta und Etsch schon alteingesessen, wie wir im vorigen Jahrgang nachgewiesen. Schmeller-Bergmann geben uns dafür weitere Beweise an die Hand. So erhellt aus einer Urkunde von 917, also aus der Zeit vor Einverleibung der Mark Aquileja, als Italien unter Berengar, der sich auch Kaiser nannte, stand, daß ein von ihm dem Bischof von Padua geschenkter Landstrich im Brentatal, in der Gegend von Solagna, mit der Gerichtsbarkeit sowohl der Deutschen als der anderen Einwohner hingegeben wurde. »Tam Germanorum, quam aliorum hominum, qui nunc in prädicta valle Solana habitant.« Nichts berechtigt uns zu schließen, daß die an erster Stelle, als die zahlreicheren, erwähnten Germani erst angesiedelt worden seien. Das führt uns darauf, daß sie mindestens seit dem 9. Jahrhundert dort waren.

Die Einwanderung der Flandrer in Illyrien, resp. Krain etc., wie sie Schröer erwähnt, könnte aber erst weit später stattgefunden haben. Die mir ganz unnatürlich scheinende Annahme der Entstehung eines so eigentümlichen Dialektes, wie der cimbrisch-gottschewische es ist, aus solcher Zusammenwürfelung, erscheint daher um so unhaltbarer, als sie auch für die Gottschee sich gar nicht auf den geschichtlichen Nachweis solcher Einwanderung stützen kann, die für Kärnten und Krain ebensowenig feststeht, vielmehr scheinen hier die Ansiedler aus Bayern und seiner Ostmark hergekommen zu sein.

Bergmann selbst glaubt,[1]) die Einwanderung der Deutschen in die Gegend zwischen Verona und Bassano auf die Zeiten der Karolinger und früher zurück-

[1]) Einleitung zu Schmellers cimbr. Wörterbuch, Sitz.-Ber. d. Kais. Akad. 1855, Wien, Heft 2 u. 3, S. 87 ff. Damals war, wie nicht zu übersehen, noch nicht bekannt, in welchem Umfang der Fuß der lessinischen Berge einst von Deutschen besetzt gewesen sein muß!

führen zu sollen, er weist auf die Bischöfe von Padua hin, von denen im Zeitraum von 647—1050 22 Ultramontani gewesen seien. Aber nicht nur bemerkt Galanti mit Recht, daß auch jene, die aus Gallien kamen, so genannt werden konnten, sondern auch daß die Romanen sehr frühe schon germanische Personennamen führten. Man wird sich fragen müssen, ob denn Bischöfe der langobardischen und der Karolingerzeit in der Lage waren, große Mengen Volks anzusiedeln, da sie doch damals keine Landesherren waren. Und wie konnten die Bischöfe von Padua in den Gebieten jener von Verona, Vicenza, Belluno etc. Ansiedlungen hervorrufen?

Ob die Langobarden,[1]) die ihre 20000 sächsischen Verbündeten wegziehen ließen, weil sie ihnen nicht gestatten wollten, nach eignem Rechte zu leben, deutschen Einwanderern gegenüber nachgiebiger gewesen wären, und ob es damals in deutschen Landen in größerer Zahl Leute gab, die unter Verzicht auf eignes Recht sich am Südfuße der Alpen Ländereien, die noch frei, also natürlich minder gut waren, hätten anweisen lassen, mag sich jeder selbst sagen. Meines Erachtens war damals die Zeit der Auswanderung noch nicht gekommen, noch saßen die Landleute in deutschen Landen auf dem ungeteilten Eigen der Sippe, noch hätte ihnen ihren Wegzug niemand durch Ablösung ihres Anteils vergütet, und wenn wir auch etwas spätere Zeiten, etwa die früheste Karolingerzeit setzen, so war doch noch lange keine Übervölkerung da, und keinesfalls der Druck der seniores in austrasischen Landen so groß, um Wegzug in Masse zu rechtfertigen.

Wir müssen daher aus den schon im vorigen Jahrgang erörterten Gründen die Cimbern uns noch früher eingewandert denken.

Zwingt uns aber das enge Band, das Cimbern und Gottschewer verbindet, zur Annahme einer gemeinsamen Abstammung, so müssen wir sie auch eine geraume Zeit hindurch in einem gewissen Zusammenhange denken, der eine gemeinsame Sprachentwicklung ermöglicht, wie sie nicht durch die beiderseitigen Beziehungen zu den bajuwarischen Nachbarn erklärt werden kann. Wie soll man sich aber diesen Zusammenhang vorstellen?

Es wäre gewagt, in dieser Beziehung mit Behauptungen hervorzutreten, jedenfalls soll keineswegs aufgestellt werden, die Vorfahren der Gottschewer hätten sich in unmittelbarer Nachbarschaft der »Cimbern« nach der Katastrophe, die sie im 6. Jahrhundert betroffen, längere Zeit aufgehalten. Der Zusammenhang läßt sich auch anders konstruieren.

Sie werden durch geringere Abstände als jetzt getrennt zu denken sein, der Zusammenhang kann durch eine in jener Gegend Oberitaliens nicht unwahrscheinliche germanische Diaspora vermittelt worden sein. Diese ist inzwischen verschwunden, wie es für die »Meraner« sicher zu sein scheint. Ein Teil ist romanisiert worden, ein anderer aus seinen Sitzen weiter ins bergige Hinterland gedrängt, wie die Reste in den Tälern der Wippach und des Isonzo zeigen — selbst bis St. Veit am Flaum gehen ja die Spuren einstigen Deutschtums. Endlich blieb von der östlichen Gruppe nur das übrig, was sich in die unwegsamsten Waldgebiete an der Kulpa verzogen hatte, wie von den Cimbern ja auch die am längsten sich bei ihrem Volkstum erhielten, welche sich auf die Plateaus der sieben und der dreizehn Gemeinden oder in Seitentäler des Fersentales zurückgezogen hatten.

Ob sie durch Volkszunahme in den ebenen Gegenden, durch Grundherrn, die damals schon die romanischen Kolonen bevorzugten, vertrieben wurden, oder ob nicht ein gewisser Trieb nach Unabhängigkeit, Unlust enger Berührung mit der romanischen, respektive slovenischen Bevölkerung und die Sorge um Erhaltung

[1]) Vergl. das über die »waregangi« Gesagte, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 59.

der eigenen, hochgehaltenen Nationalität und Sitte, die man noch jetzt[1]) bei den Bewohnern der Gottschee bemerken will, mitwirkten, muß der Erwägung des Lesers überlassen bleiben.

So bestärkt uns die Wahrnehmung der Verwandtschaft zwischen Gottschee und Cimberland dadurch, daß es sich, je weiter wir zurückgehen, um immer größere Mengen altangesessener Germanen handelt, in der schon von Steub vertretenen Ansicht, daß wir es hier mit den Resten einer großen Volkssiedlung zu tun haben, von der gleichwohl keinerlei historische Kunde übrig geblieben, und in der Ansicht, daß dieselbe in die Zeit der großen Wanderungen zurückzuverlegen ist; andrerseits erhalten wir dadurch allein einen Anhaltspunkt, über die viel bestrittene Abstammung der Gottschewer eine Überzeugung zu äußern. Denn in dieser Ecke Illyriens wogten so lange die Völker ohne geschichtliche Kontrolle hin und her, daß sonst eine Hypothese kaum zu motivieren wäre.

So glaubte der berühmte Zeuß dieses Völkchen für Vandalen erklären zu müssen.

Seltsam, obschon er den Namen des Ländchens auf die Guduskaner der Annales Einhardi und auf das »Goutziska« des Porphyrogenitus zurückführt, lehnt er doch die Ableitung des Namens von Goten ab, weil die Sprache eine oberdeutsche sei; aber die Vandalen waren doch auch Ostgermanen, wie die Goten?

Die Ansicht Zeuß' wird nun bekämpft,[2]) weil die Guduskaner südlich der Kulpa saßen. Wir lassen es dahingestellt, ob nicht eine Verschiebung hätte eintreten können, wir halten es nicht einmal für nötig, auf die vielen anderen Anklänge an den Gotennamen uns zu stützen, wie da sind, Gotendorf-Gotna vas (Vgl. Slovenska vas in derselben Gegend!!) Götenitz, Gutenfeld etc. Schröer hebt das alles selbst hervor, schalkhaft einladend, daraus »abenteuerliche Schlüsse« im Sinne gotischer Herkunft zu ziehen; er weist solche, obwohl er nicht, wie andre, »Gottschee« für ein slovenisches Wort-Waldland[3]) hält, einfach ab mit dem Satze: »Keine Spur von Eigentümlichkeiten, die selbständig aus uralter vandalischer oder gotischer Wurzel entsprossen, unterschieden von den Mundarten markomannischen etc. Stammes sich entwickelt haben könnte.«

Bei den Krimgoten entstand aus dem Gotischen »veinagards« (Weinberg), nach Busbecq »Wingärt«, geradeso sagt man noch heute in Lothringen, aus »dags« Tag; Regen, Brot, Appel etc. fand er in ihrer Sprache. Wer kann nun wohl bestimmt sagen, wie sich gotische Wörter in einer Mundart im Lauf von 12—13 Jahrhunderten entwickeln mußten, wenn die Reste eines Gotenstammes, keineswegs ganz frei von Vermischung mit anderen Deutschredenden, einmal 200 Jahre unter langobardischredenden Herren, Richtern, Kriegsobersten, Geistlichen (jedenfalls so lange es bei den Langobarden noch arianische Bischöfe gab) fortlebten, dann allmählig Fühlung mit dem aus den nördlichen Alpentälern herüber dringenden Deutschtum oberdeutscher Art erhielten, und nun bis zur Zeit der Reformation regelmäßig deutsche Seelsorger, will sagen, Prediger, Lehrer sich von dort kommen ließen.

Will man da noch gotische Petrefakte entdecken?

Alles oben Gesagte trifft aber für die Cimbern vollkommen zu; die sprachliche Übereinstimmung der Gottschewer weist darauf hin, daß es teilweise auch für sie zugetroffen haben möchte.[4]) Dazu kommen die schon erwähnten, sonst kaum erklärlichen Andeutungen italienischen Einflusses, und dann noch einige immerhin

---

[1]) Titzenthaler, XII. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde in Dresden, S. 27.

[2]) Schröer, Ausflug nach Gottschee.

[3]) Goščevje — wieder nach anderen Koče-Blockhaus.

[4]) Sollte nicht ein kärntnerischer Dynast, ein Chazelin, ein Auersperger, in Venetien und Krain begütert, Kolonisten aus der Mark Aquileja nach dem schütter bevölkerten Land zwischen Gurk und Kulpa, dem berufenen »Dürren Krain« verpflanzt haben?

erwähnenswerte Ortsnamen. So finden wir auch im Wippachtal ein Gotsche, ebenda ein Farra, wie eines im Ländchen Gottschee blüht, es kommen beide Namen wohl vom Worte parröcchia, Pfarre. Ganz merkwürdig aber scheint mir, daß an der Kulpa auch der Ortsname Padua zweimal auftaucht!

Solche einzelne Namensübereinstimmungen sind ja nicht zu hoch anzuschlagen, aber wenn man einmal durch andere Gründe überzeugt ist, dienen sie wohl als willkommene Bestätigung; beweisend sind mir nur die zahlreich auftretenden Ortsnamentypen, wie sie oben besprochen wurden und die als für gewisse Kulturzustände und damit für gewisse Besiedlungsepochen ebenso kennzeichnend sind, wie ihr Fehlen.[1])

Die Legende von den kriegsgefangenen Franken von 1348 hält schon Czörnig für höchst anfechtbar,[2]) auch er nimmt uralte, allerdings vandalische Siedlung an.

Die Urkunde von 1363, bei Schröer, Ausflug, S. 177, abgedruckt, beweist doch nur, daß etwas vor dieser Zeit in den Walddistrikten Gottschee, Goteniz, Pölan, Costel und Ossiwniz sich die Bevölkerung vermehrt hatte und Kirchen entstanden waren, welche dem Rektorate Reiffnitz unterstellt wurden. Letzterer Ort wird schon damals eine ältere deutsche Siedlung gewesen sein.[3]) Woher das Volk der neuen Pfarreien kam, ist nicht gesagt. So können die Bewohner ebensogut irgendwo in der Nähe, oder auch in einiger Entfernung gehaust haben und nach dem Ödland, der alten Zuflucht aller Bedrängten, gekommen sein, wie es sich auch um allmähliches Anwachsen der deutschen Bevölkerung von Reiffnitz und anderen inzwischen slavisierten Gegenden handeln kann. Erhalten hat sich auch hier wieder der Teil, der die unwegsamsten und unbegehrtesten Bezirke innehatte, und so muß er in der Zeit des verallgemeinerten Verkehrs verschwinden, weil eben die Deutschen, besonders unserer Tage, ferne von dem Selbstgefühl der alten Probener und Gottscheewer, sich nur zu halten scheinen, wo dichte Berührung mit anderem Volkstum, namentlich die Einwanderung fremden Volkes in größerem Maßstabe fernegehalten bleibt, sonst schmilzt das Deutsche wie Schnee an der Sonne. Das ist traurig aber wahr!

Doch zum Schlusse!

Kehren wir zurück zum Ausgangspunkt unserer Untersuchungen, so finden wir, daß der Anblick der Entwicklung der Dinge im Norden und Süden der Ostalpen seit Anbruch des mittleren Zeitalters ein vielleicht einzig dastehendes Schauspiel, das gleichwohl fast unbeachtet sich abspielte, geboten haben muß.

Der Norden wird besetzt von Alemannen und Bajuwaren, die sich aber zuvörderst der flachen und dann der hügeligen Gegenden bemächtigen, während, erst am, dann nur mehr im Gebirge sich die Reste der romanisierten Provinzialbevölkerung, immer mehr zurückweichend, ihre alte Sprache bewahren, von der sich als letztes Überbleibsel (in den östlichen Alpen) nur noch die Bewohner der obersten Talstufen des Inns bei ihrer Nationalität erhalten haben, zu denen das Italienische nur in einem ärmlichen Hochtal, in Livigno, herübergreift. Auf der anderen Seite breitet sich die romanische Bevölkerung in der fruchtbaren Tiefebene, nach den Stürmen der Völkerwanderung rasch sich erholend, fast ungestört selbst durch die langobardische Eroberung, aus, die Eroberer so schnell sich assimilierend,

[1]) Daß die Toponymie der Gottschee viele Ortsnamen auf -dorf, so auch ein Katzendorf aufweist, auch -heim kommt vor, kann nach der Geschichte des Krainer Landes, welche ja nicht viel von der Kärntens und der Steiermark abweicht, nach dem früher Gesagten, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 55, nicht wundernehmen. Von freier Volkssiedlung ist keine Spur, die wenigen -ing sind aus -ig entstanden, also slavischen Ursprungs. Vergl. meinen Artikel im Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutschen Gesch. und Altert.-Vereine, 1900, S. 127.

[2]) A. a. O., S. 17.

[3]) Erwähnt 1220 als Dominium Engelberts.

daß, wie in der Waadt, nur die Toponymie davon Kunde gibt, eine wie zahlreiche germanische Volkssiedlung in erkennbarem Anschluß an die Königsstadt (hier Genf, dort Pavia) sich da einst niedergelassen hatte. Nur im östlichen Winkel Oberitaliens sind germanische Volkstrümmer erkennbar, erst noch im Flachland, analog den früh verschwundenen romanischen Landschaften an der Salzach und um den Bodensee, dann zurückgedrängt in die Täler, auf die Hochflächen, zu denen des Klimas halber im Norden keine ganz passenden Gegenstücke zu finden sind, zuletzt fast nur noch im Hintergrunde der tief in die Berge reichenden Täler.[1]) So haben wir auch im Süden den Eindruck, es mit einer Bevölkerung zu tun zu haben, die sich ihre Wohnsitze nicht, wie Eroberer, in den reichsten, fruchtbarsten Gefilden, ohne Rücksicht auf den Willen anderer frei bestimmen durften.

Das Hereindrängen slavischer Zuzügler von Osten vollendet den Parallelismus, der nur dadurch eine Verschiebung erleidet, daß im Laufe der Entwicklung von Norden her die Bayern sich im Etschland und in Friaul als Grundherren, als Kaufleute festsetzen und so ein neues Element hereinbringen, das zeit- und platzweise das ältere germanische Element stärkt und wenigstens südlich des Brenners bisher erhalten hat. Eine erfreuliche Tatsache, die freilich ausgeschaltet werden muß, wenn wir die Natur jener germanischen Siedlungen südlich der Alpen richtig verstehen wollen.

Zugleich werden wir aber gewahr, wie unerbittlich die Alpen auch hier ihre Funktion, eine Sprachenscheide zu bilden, ausgeübt haben, allerdings unterstützt von Gleichgültigkeit auf unserer Seite. Wir werden gewahr, wie eine ganze Provinz einst so dicht mit Germanen besetzt war, daß ein anders geartetes Volk sich diese Volksreste wohl hätte erhalten und angliedern können, wodurch dann dieses Volk eine Provence in bescheidenem Umfang und einen Zugang zum Mittelmeer sich geschaffen hätte!

In dem Volke aber, dessen Los sich dem der tributarii Romani auf der anderen Alpenseite so ähnlich gestaltet haben muß, dürfen wir die Nachkommen des edlen Gotenstammes erblicken, jener goti superati des Paulus. Ohne eignen König, ohne eignes Recht, und darum ohne eignen Namen lebten sie fort, kaum gekannt von dem deutschen Volke, das sich den trügerischen Schimmer der Kaiserkrone erkämpft hatte; nur seine schönsten Sagen von Dietrich und seinen Recken nahm Deutschland durch Vermittlung der Bajuwaren von den Tiefgefallenen entgegen und verflocht sie mit den Traditionen des stolzen Frankenstammes in einen Kranz (Nibelungenlied). Als man sich später des verwandten Stammes wieder erinnerte, da wollte niemand in der dienenden Magd die Königstochter erkennen, hatte sie doch in der Niedrigkeit den eignen Ursprung vergessen.

So träumte unser Dornröschen in der Einsamkeit seines Waldgeheges umsonst von dem Prinzen, der es erlösen soll. Nun ist er so gut wie ausgeträumt, dieser Traum, Dornröschen ist bald für ewig entschlafen.

Nur einmal streifte es freundlich ein Fürstenblick, da atmete es tiefer auf, aber der Sachsen König eilte, wie er wähnte, einer herrlicheren Braut entgegen. Hätte er den eroberten Bruderstamm allein erstrebt, sich an Dornröschen genügen lassen, wahrlich, es wäre wohl nicht sein Stamm mit dem dritten Sprossen elend verwelkt.

Auf Dornröschens Grab aber legen wir wehmütig, doch dankbar für die Treue, die es seinem Stamme so lange festgehalten, diese Zeilen nieder, die ihm seinen alten Rang und Ruhmestitel zurückfordern sollen.

---

[1]) Heißt doch sogar das hinterste Dörfchen im obersten Sarcatale, 1300 *m* hoch gelegen, Tedesca, und gleich dahinter findet sich ein Bedola, Diminutiv von Baita, Baude!

VI.

Es ist Zeit, daß wir uns noch den Silviern und somit den Westalpen zuwenden. Verschieden wie das Gelände ist hier auch der Umfang der Siedlungen, verglichen mit dem, was wir in den Ostalpen angetroffen haben.

Hier im Westen herrscht die strenge Gliederung des Kettengebirges, die Gebirge selbst sind die höchsten Europas, die mittlere Schartung ist von bedeutender Höhe, der Verkehr zwischen den einzelnen Flußtälern, auch desselben Flußgebietes, dadurch wesentlich erschwert; niedere Übergänge aus einem Stromsystem in das andere, wie Brenner, Scheideck, oder gar wie das Toblacher Feld und das »Gemärk« hinter Schluderbach kommen hier nicht vor. Auch von jenen klimatisch wie landschaftlich so wunderbaren, ja unvergleichlichen Hochflächen, wie die Porphyrplatten bei Bozen, die Plateaus von Lafraun, Breonio und so manche andere, ist hier nichts zu sehen; steil und jäh fällt das Hochgebirge in die lombardische Tiefebene ab, wie ein Blick von Mailands Dom auf die Monte Rosa-Gruppe lehrt.

Die wenigen in diese Täler versenkten deutschen Gemeinden Piemonts enthalten eine nicht gar zahlreiche Bevölkerung, und auch wenn wir berücksichtigen, daß deren Verbreitungsgebiet einstens beträchtlicher gewesen sein muß, so erhalten wir doch niemals auch nur entfernt solche Zahlen, wie sie für unser östliches Untersuchungsgebiet auch die bescheidenste Schätzung wird aufstellen müssen.

Dadurch wird es aber natürlich auch mißlicher, aus der Geschichte der germanischen Wanderungen zwingende Schlüsse auf die Abstammung dieser Siedler zu ziehen. Einzelne germanische Sippen können schließlich aus den verschiedensten Gegenden und bei gar mancherlei Anlässen in jene Hochtäler verschlagen worden sein.

Da nun aber die geschichtliche Überlieferung versagt, die örtliche Tradition gar nicht oder nur unsicher und unklar sich vernehmen läßt, die Untersuchung des Dialektes wegen der großen Neigung solcher Grenzbezirke, von den deutschen Nachbarn sich beeinflussen zu lassen, keine Entscheidung zu bringen verspricht, so darf nur dann ein zuverlässiges Ergebnis erhofft werden, wenn es gelingt, eine größere Gruppe von Siedlungen rätselhafter Herkunft, wie solche in jenen Gegenden nicht fehlen, unter einen Gesichtspunkt zusammenzufassen, so daß auch sie als ein Ganzes erscheinen und als solches eine so erhebliche Volksmenge darstellen, daß wir auch hier sagen dürfen: Eine solche zahlreiche Siedlung kann nicht unbeachtet sich in die Alpen verirrt haben, ihre Festsetzung muß mit einem der geschichtlich beglaubigten Wanderzüge germanischer Völker zusammenhängen; es frägt sich nur mit welchem. Versuchen wir, ob es nicht auch hier möglich ist, denselben auf dem Wege der Ausschließung zu ermitteln?

Welche dieser Siedlungen unsicherer Abstammung sind, werden wir erfahren, indem wir uns mit den bisherigen Erklärungen der deutschen Enklaven in Piemont, mit den Ansichten über die Abstammung der Silvier befassen.

Galanti erblickt auch in ihnen Goten, verstärkt durch Langobarden und andere Zuzüglinge deutscher Abkunft, wie er dasselbe ja auch von den Cimbern angenommen hat. Übereinstimmend mit Schott[1]) nimmt auch er an, daß die germanischen Siedlungen im Tocetal einstens erheblich weiter herabgereicht haben. Die Annahme einer bedeutenden Zuwanderung aus dem Wallis bestreitet er entschieden.

Wenn er meint, seine Annahme habe das für sich, daß sie die germanische Besiedlung der südlichen Alpentäler aus einer einheitlichen Ursache ableite, nicht für jede Gegend ein Herüberströmen aus den verschiedensten Stämmen und Land-

[1]) Albert Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont, 1842.

schaften in den verschiedensten Zeiträumen unterstelle, so wäre ihm hierin wohl beizupflichten, wenn er nur wirklich eine einzige wirkende Tatsache aufstellte und nicht selbst eine Mischung verschiedener Stämme, vorherrschend allerdings von Langobarden und Goten, annähme. Auch könnte man ihm erwidern: Ist die Umlagerung der Nordseite der Alpen von germanischen Stämmen, die herüberkommen konnten, nicht auch eine einheitliche Tatsache?

Darum möchte ich doch glauben, daß die einfache Übertragung des für Venetien gefundenen Resultates auch auf die Silvier nicht angängig ist.

Mehr Gewicht dürften, so scheint mir, folgende Betrachtungen haben:

Die Art und Weise, wie wir die deutschen Siedlungen im Süden der Alpen verteilt finden, nämlich vorherrschend im Hintergrunde tiefeinschneidender Täler, mit unwiderlegbaren Spuren, daß ihr Sprachgebiet einstens erheblich weiter herabgereicht habe, verbunden mit dem Vorkommen ansehnlicher ehemaliger Verbreitungsbezirke am Fuße der Alpen, alles das entspricht auffallend der früheren und der jetzigen Verbreitung der vorgermanischen Volksreste in den Nordalpen, in den inneren Tälern der Aar, Reuß und Limmat[1]), im Rheintal, bis an, ja über den Bodensee, wie wir sie oben dargestellt haben, und in den hinteren Flußtälern von Iller, Lech, Loisach, Isar und Inn.

Wie für die Ostalpen, so kommen wir schon darum auch für den Bezirk der Silvier zu dem Eindruck, daß wir es hier wie dort in diesen germanischen Siedlungen ebenfalls mit einer unterdrückten, aus besseren Sitzen verdrängten Bevölkerung zu tun haben, wie das zweifellos bei den sogenannten »Romanen« der Nordalpen zutrifft. Ein germanisches Volk, das seine Sitze so ganz entgegen seiner sonstigen Sitte in rauher Berggegend zu nehmen gezwungen war, kommt aber in der Geschichte sonst nicht vor, diese Voraussetzung paßt wohl nur auf die Goten nach ihrer Niederlage, sonst hat es hier ein solches nie gegeben. An Siedlungen aus späterer Zeit, wo der unterdrückte und oft hörige deutsche Bauer weniger wählerisch war, ist hier keinenfalls für alle diese Siedlungen zu denken. Ihr Alter erweisen der Mangel an klarer Überlieferung, das Hinabreichen gegen die Ebene im frühen Mittelalter, also in Gegenden, die nicht ohne Widerstand der Eingeborenen an Fremdlinge hätten abgetreten werden können, und teilweise auch die so altertümliche Sprache und die Ortsnamen.

Das Heranziehen der Langobarden zur Erklärung der silvischen Siedlungen halte ich nach dem Ausgeführten für unzulässig. Es wird genügen, hiewegen auf das oben im Abschnitt V. Gesagte zu verweisen. Daß langobardische Siedlungen, nach dem was sie in der eigentlichen Lombardei geleistet haben, eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen Verwelschung gar nicht erwarten lassen, ist ebenfalls schon früher erörtert worden.

Galanti spricht sich mit Recht gegen die Annahme einer starken Zuwanderung von Wallisern ins Gebiet des Mittelmeeres aus, ob aber mit ebensoviel Recht gegen eine Stammesgemeinschaft zwischen Wallisern und Silviern, scheint mir sehr zweifelhaft.[2])

Die Walliser bilden aber im Oberlauf des sonst ganz und gar romanischen Rhonebeckens eine auf den ersten Blick befremdende Erscheinung. Man hat sie

[1]) Wo allerdings im letzten Talhintergrunde wieder eine altgermanische Schicht auftritt, — davon weiter unten.

[2]) Ich kann Galantis Ansicht in diesem Punkte ebensowenig zustimmen, wie seiner Ableitung des Namens Wallis von Walen, wälsch. Wallis, Valais, Vallese kann doch wohl nur von vallis, das Tal, abgeleitet werden, wie ja auch das alte Volk der Nantuaten in diesem Tale so nach dem keltischen Worte »nant«, das Tal, geheißen haben wird. Freilich ist dabei nicht unmittelbar an das Wurzelwort zu denken, sondern an ein davon abgeleitetes »vallense«, wie Studer richtig bemerkt hat. Schweizer Ortsnamen, Zürich 1896.

lange für Burgunder gehalten[1]); aber was hätte wohl die Burgunder veranlassen können, sich diese alpine Gegend ganz im Gegensatze zu allen germanischen Völkern jener Epoche, in so großer Zahl zum Aufenthalt zu wählen, daß sie gerade hier ihre Sprache und Nationalität, die sie noch rascher eingebüßt zu haben scheinen als die Langobarden, doch durchzusetzen imstande waren? Hatten etwa die Römer, d. i. Aëtius, der ihre Verpflanzung nach Sabaudia unternahm, ein ersichtliches Interesse daran? Aber im Norden des Leman versperrten sie ja alle Alpenpässe, vom Mont Cenis bis zum Mons Poeninus, d. i. zum Großen St. Bernhard und zum Nufenenpasse! Oder war das Gebiet dort oben an der Rhone so entvölkert, daß auch ganz wenige Sippen ihre Sprache ungefährdet erhalten mußten? Im Gegenteil, selbst der oberste Bezirk Goms weist ziemlich viele romanische Ortsnamen auf.

Die Burgunder, die schon in ihren alten Sitzen am Main sich römischer Abkunft rühmten, die in ihrem sabaudischen Reiche die Jahre nach den römischen (später nach den oströmischen) Konsuln bezeichneten, waren gar wenig geeignet, diese Vorbevölkerung zu germanisieren. Sie waren schon im 5. Jahrhundert von einer so ehrenwerten, aber der Erhaltung der Eigenart gegen Völker von überlegener Kultur wenig dienlichen Milde gegen die Römer, daß sie im Wehrgeld eines Burgunden und eines Römers keinen Unterschied machten! Wie zudringlich sie sich gegen die Römer benahmen, hat Sidonius, mit wenig Verständnis für die Gutmütigkeit des Volkes, bekanntlich verspottet.

Nun sind aber überdies die Spuren von Anwesenheit burgundischer Siedler im Rhonetal von Martinach aufwärts so selten (wenn sie nicht ganz fehlen), daß Binding geradezu zweifelt, daß das burgundische Reich einst weiter hinauf reichte.[2]) Seine Grenze wäre also bei Pfynn, finis, gewesen?

Ein burgundisches Proletariat gab es nicht, sagt Binding mit Recht. Wer von den behäbigen »possessores« wäre aber wohl in die Gegend oberhalb Brieg gezogen?[3]) Denn was von da rhoneabwärts liegt, ist erst im späten Mittelalter deutsch geworden;[4]) das Deutsche drang von oben abwärts, nicht umgekehrt!

Nun ist aber nicht zu verkennen, daß die Sprache und das ganze Volkstum der Walliser sich nicht als rein alemannisch bezeichnen läßt, wie schon Schott aufstellte. Schott vereinigte daher diese und andere Schweizer Volksgruppen, die sich zwischen Freiburg und Bern, über Oberland und Wallis bis zum Splügen längs der Grenzen zweifellos alemannischen Wesens hinziehen, mit seinen »Silviern« unter die Rubrik: »lepontinische Deutsche«, zu denen also auch die deutschen Sprachinseln im Rheingebiet zählen würden.

Welches wäre nun aber der Ursprung dieser Lepontier, und namentlich der Walliser, wenn sie nicht Burgunder sind, wie Schott annimmt? Auf die Tulinger und Daliterner des Avienus oder die semigermani des Livius wird wohl niemand zurückgehen wollen; da wäre die cimbrische Legende doch glaubhafter?

Hidber nimmt an, die Walliser, die Bewohner des Tessintales, Livinertales, des Urserentales und des Haslitales seien mit den Silviern (er nennt nur die des Pommat) eines Stammes, und Hidber, als Berner Professor, urteilte nicht ohne eine nähere Kenntnis von Land und Leuten.[5])

---

[1]) A. Schott, Die Deutschen am Monte Rosa, 1840.

[2]) Binding, Die Geschichte des burgundischen Reiches, Leipzig 1861. Damals war keine burgundische Inschrift, kein burgundischer Schmuckgegenstand in dieser Gegend bekannt geworden, während im Waadtland eine Reihe von Fundstätten bekannt war.

[3]) Vergl. Gaupp, Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen, §. 47.

[4]) Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil, 1899.

[5]) Hidber, Kampf der Walliser gegen ihre Bischöfe, 1875.

Er meint, sie seien von Süden her in ihre Sitze gekommen und hält sie für Langobarden.

Für eine Zuwanderung der Walliser aus den Südalpen spricht in der Tat vieles. Auch Hunziker[1]) nimmt auf Grund der Bauweise langobardische Beeinflussung an. Rein geographisch angesehen ergibt sich auch eine sehr bemerkenswerte Tatsache: Das alte deutsche Oberwallis, wenn man seine Grenze auch bis zur Lonza hinabsetzt, wo die Sprachgrenze im 13. Jahrhundert verlief,[2]) stößt nach allen Seiten entweder an romanisches Sprachgebiet oder an Talschaften, deren alemannischer Ursprung mindestens zweifelhaft oder von der Tradition der Talbewohner geleugnet ist. Es liegen ihm vor: überm Sanetschpaß das Simmental, über der Grimsel das Oberhasli, eine uralte Talgenossenschaft, über deren nicht alemannische Herkunft die Überlieferung, die nach dem fernen Norden weist, und die gemeine Meinung der Gelehrten ziemlich einig gehen; über der Furka die Urkantone Uri und Unterwalden, gleichfalls alte Markgenossenschaften, und Schwyz, von dem im 15. Jahrhundert Felix Fabri berichtet, daß seine Bewohner noch immer von allen Nachbarn durch Sitte und Sprache sich unterscheiden, obschon sie durch die Länge der Zeit den Schwaben und Elsässern ziemlich ähnlich geworden seien; nach dem weißen Buche (15. Jahrhundert) sollen die Urner und Unterwaldner Römer, die Schwizer aber Schweden sein. Über den Nufenenpaß endlich gelangt man ins Tessintal, über alle andern südlichen Pässe zu Silviern.

Darf man nun auch hier, wie in Tirol, einen Stoß von Süden her annehmen, der anlangend die Richtung sowohl der Langobardentheorie wie der Tradition römischer, d. i. italienischer, Herkunft entspräche, und legt man das Zentrum, den Ausgangspunkt eines solchen Stoßes in die Gegend von Pavia, das ist in den Mittelpunkt der alten Provinz Ligurien, so würde es völlig natürlich erscheinen, daß ein Teil der Bewegung sich an den Bergen, die das Becken der Sesia und ihrer Zuflüsse Mascalone, Sermenta, Vogna bilden, stauen mußte, ebenso natürlich aber wäre ein Eindringen ins Tal des Toce, und es schiene nur schwer abzuweisen, daß auch das Tal des Tessin in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Freilich liegt hier der Lago maggiore inzwischen, und ausgedehnte lange Seebecken mit schmalen Defileen an ihren Ufern sind, auch deren Wegsamkeit vorausgesetzt, sehr ungünstig, wo nur einigermaßen mit Widerstand oder Feindseligkeit der Einwohner zu rechnen ist und ein Stamm mit seinen Herden durchziehen soll. Aber es ging ja in dieser Richtung eine sehr begangene Straße über eine schmale Stelle des Luganersees durch das Tal von Figino, dann weiter durch das Cassaratetal, über die unbedeutende Einsattlung des Monte Ceneri nach Bilitiona, und von da über den Vogelsberg (Bernardin), also durch das Misoccotal, während der Gotthard in alter Zeit noch nicht in Betracht kam,[3]) wohl aber, da ein ernstes Hindernis nicht vorgelegen haben wird, der Nufenenpaß.

Es lohnt sich nun aber für den, der der Sache nachzugehen wünscht, hervorzuheben, daß der helle, germanische Typus von den Tälern der Silvier bis nach der Umgegend von Arona herabreicht,[4]) und daß sich, wie ich beobachtet habe, ganz auffallend, und zwar ortschaftsweise eingestreut zwischen andere Typen, in der Umgegend von Lugano und weiterhin im Cassaratetal ein Menschenschlag findet, der weit heller ist, was Farbe der Haut, Augen und Haare anlangt, als es im deutschen Tirol jenseits Jenbach der Fall zu sein scheint.

Der erwähnte helle Typus aber scheint am Nordfuß des Ceneri, außer im Val

[1]) Hunziker und Oechsli, Zur Urgeschichte des Wallis.
[2]) Zimmerli a. a. O. auf Grund sehr eingehender Untersuchungen.
[3]) Das Hindernis lag wohl in der Schöllenenschlucht.
[4]) Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont, S. 105.

Verzasca, weniger aufzutreten, und ist am Eingange des Val Misocco eher ins Gegenteil verkehrt, tritt aber von der Graubündener Grenze an aufwärts mehr und mehr auffallend zutage, wobei man sich freilich hüten muß, sich nicht von dem Wechsel der Kleidungsart und der Barttracht der Männer in seinem Urteil beeinflussen zu lassen. Über den Bernardin gelangen wir in den deutschen Rheinwald, der sich bis zur Talenge der Rofnaschlucht erstreckt. Jenseits dieser sind wir im romanischen Lande Schams und, wohl zu beachten, in einem Klima, das nicht mehr nur für Weiden, sondern auch zur Anpflanzung von Cerealien geeignet ist. Wer aber sich nicht an die gebahnten Straßenzüge hält, der braucht nur von Hinterrhein aus über den unschwierigen Valser Berg zu gehen, so ist er im deutschen St. Peterstal, oder er geht von Splügen über den Löchliberg ins deutsche Safiertal (Rabiusatal), das wieder über den Glaspaß mit dem ebenfalls urdeutschen Tschappina zusammenhängt, alles Siedlungen auf Boden, der wenig für Getreidebau geeignet ist! Verfolgen wir aber das Tessintal von der Einmündung des Misoccotales aufwärts, so stoßen wir auf ein höchst merkwürdiges Phänomen.

Gleich oberhalb Biasca an dem Zusammenfluß von Breno und Tessin liegen an den Hängen des Monte Sobrio die Orte Canzaningo, Diganingo und Bidanengo, ferner im Gemeindebezirke Bodio Bodengo, im Bleniotale, also am Wege zum Lukmanierpasse, bei Olivone ist Busnengo, hinter der von der Biaschinaschlucht markierten Talstufe aber häufen sich die Ortsnamen dieser Art: Fusnengo, Mairengo, Polmengo, Chinchengo, Primadengo, Lurengo, Scruengo, Varengo, Tortengo liegen alle um Faido (Pfaid) und Airolo (Eriels) gruppiert; ferner ist da Mascengo, Gemeinde Prato. Im Bedrettotale aber liegt Ostengo und weist uns auf den Übergang ins Wallis (Nufenenpaß), und gleich am Fuße dieses Passes beginnen die Walliser -ingen: Gluringen, Ritzingen, Selkingen, Blitzingen, Rekingen u. a., alle im Bezirk Goms. Abgegangene Orte sind: Binningen, Sturlingen, Beringen.[1])

Das Vorkommen von Dörfern mit Namen auf -engo in hochalpiner Umgebung ist ein Unikum, das im ganzen italienischen und romanischen Teile der Alpen sonst nicht beobachtet wird.

Nur in dieser Gegend treffen wir solche tief im Gebirge liegend an, während sie sich sonst, wie früher ausgeführt wurde, nur in der Ebene der Lombardei, seltener östlich im Mantuanischen und in Venezien, nie in den Bergen, nur allenfalls, wie Pastrengo, Bussolengo, am Rande der Ebene finden. Hierher dürfte auch noch Val Bodengo zu rechnen sein, anscheinend eine alte Talmarkgenossenschaft, nach der man vom Moësatal über die Bocchetta di Val Cama gelangt, und ferner Misanengo, ein Örtchen bei Meyerhoff, in der deutschen Sprachinsel Obersaxen im Vorderrheintal. Diese Ortsnamen sind also nicht langobardisch, sonst müßten sie auch anderwärts in den lombardischen Bergen vorkommen.[2])

---

[1]) Alle diese Orte tragen das Gepräge hohen Altertums; sie sind wohl auf die Stämme Riud, Sal, Blid, Ric, Bun, Stiuri-Sturilio, Bero, zurückzuführen, vergl. III., S. 12, während ich das schon im 10. Jahrhundert urkundlich erwähnte Gluringen auf keinen bekannten Stamm zurückführen kann. Alle scheinen mir spätestens ihre Entstehung dem 7. oder 8. Jahrhundert zu verdanken. Ihre Gründer können unmöglich, wie die Alemannentheorie will, im 12. Jahrhundert gekommen sein; dagegen kann auch das, was Zimmerli a. a O. S. 88 erwähnt, nicht eingewendet werden.

[2]) An der germanischen Herkunft der weitaus meisten, wenn nicht aller der angeführten Orte auf -engo oder -ingo ist nicht zu zweifeln, vgl. III., S. 12 ff.; Val Bodengo hat eine germanische Nomenklatur, Gualdi kommt von Wald und Bodengo ist deutlich das Gegenstück zu Bodungen = Büdingen und von Bodo, Kurzform von Bodulf abzuleiten, Vesena dürfte wie Monte Vèsĕna bei Predazzo mit Wiesen, Bedolina mit baita zusammenhängen. Tortengo erinnert an Turtig, 1305 Turtinge im Wallis; es kommt wohl von Torthold; Ostengo würde sich aus Ostheri, Ostold ableiten lassen, bei anderen Namen scheint es, daß hier statt des sonst so ungemein häufigen Suffixes -ilo andere Anhängesilben an den Personennamen auftreten, seien es germanische wie -in und ähnliche, wie sie Förstemann, deutsches Namenbuch I., unter I und N behandelt, seien es »ino«, resp. »one«, also romanische Suffixe.

Wenn wir somit oben eine Einwanderung germanischer Elemente von Süden her angenommen haben, so haben unsere Untersuchungen sich einer solchen Annahme sehr günstig erwiesen.

Wir sehen in der Tat alle die Täler, auf denen ein wanderndes Volk sich von den Ebenen der Lombardei in die Alpen hinein- oder über die Alpen hinwegziehen konnte, nach Maßgabe ihrer Qualifikation hierfür in Mitleidenschaft gezogen, zumal wenn wir Pavia, die Gotenzentrale in Ligurien, als Ausgangspunkt annehmen.

Am Wege zu den Übergängen des Vogelsberges und des Nufenenpasses sehen wir schon im Cassaratetal, dann in den Tälern der Moësa, des Breno, und besonders des Tessin Spuren einstiger Anwesenheit von Germanen, ja selbst das Maggiatal, das durch den See ebenso gegen andringende Massen gedeckt erscheint, wie das Mairatal, hat an der Wurzel eines seiner Seitentäler das kleine Bosco. Am Wege zum Monte Moro und Simplon sind alle Täler, wie wir oben sahen, mehr oder minder mit Spuren von deutscher Besiedlung erfüllt. Wo nun die Pässe schwierig waren, wie besonders im Val Antigorio und noch mehr im Sesiatale, da scheinen die Ansiedler wie an die hintersten Talwände gedrückt; wo die Übergänge leichter waren, da haben die Siedler auch den letzten Schritt über die Alpen gemacht, und so liegen den Pässen Bernardin und Nufenen und, vielleicht ohne daß er selbst überschritten wurde, dem Gotthard auf der Nordseite deutsche Täler vor, deren Deutschtum nicht leichthin als selbstverständliche Folge der Germanisierung der Alpen durch die Alemanen betrachtet werden kann.

Da, so könnte es scheinen, wo die deutsche Bevölkerung nach Norden auszuweichen bequeme Wege hatte, erlagen auf der Südseite der Alpen die durch den Abzug der Stammesgenossen geschwächten Reste der Verwelschung, während in den stärker nach Norden abgeschlossenen Tälern, oft geschützt durch absperrende Talengen, sich die Sprache länger hielt. Ob dabei ein Druck politischer, konfessioneller oder wirtschaftlicher Art die Germanen immer weiter trieb, ist vorerst, wo nur die Richtung der Einwanderung erörtert wird, so wenig zu prüfen, als die Frage, warum wir hier nun doch auf die patronymischen Ortsnamen stoßen, aus deren Fehlen bei den Cimbern Schlüsse gezogen worden sind. Nun wird freilich oft gesagt, die Deutschen im inneren Rätien, wie die Silvier, seien aus dem oberen Wallis eingewandert.

Diese Tradition, soweit eine solche vorliegt, bestätigt jedenfalls, daß im Volksbewußtsein eine Ahnung von einer näheren Verwandtschaft dieser verschiedenen Siedlungen besteht. Bewiesen aber ist diese wallisische Einwanderung im allgemeinen nicht. Vieles spricht aber geradezu gegen eine solche Annahme.

Dies angenommen erklären sich: Busnengo aus Boso, Canzoningo aus Ganzo, Misanengo aus Miso, Diganingo aus Thiholf, Tieco, Diho; Bidanengo von Bito; Varengo dürfte zu Stamm Var (vgl. Währing bei Wien), Mascengo zu Maso gehören, Mairengo finden wir ja ganz nahe als wohlbeglaubigte deutsche Siedlung, Meiringen im Haslital, Chinchengo läßt sich von Kanko, auch Gingo, gleich Gangolf ableiten, Scruengo sieht wenigstens recht germanisch aus, am wenigsten dürften Primadengo und Lurengo germanisch sein. Das tessinische Bodengo bedarf keiner besonderen Erklärung; aber es könnte von ihm auf Bodio, wovon es Fraktion ist, ein germanischer Verdacht fallen; sonst habe ich im Talgrunde Ortsnamen germanischer Herkunft nicht bemerkt; unsere -engo liegen alle auf der Höhe, und da der natürliche Aufstieg auch zu den südlichsten über Lavorgo führen dürfte, so liegen alle unsere Orte im Schutz des Biaschinadefilé's. Im Diz. geogr. dell Italia steht im Val Canobbio bei Pallanza ein Rondonengo (und ein Monte Griesberg), die ich auf der Karte noch nicht gefunden habe. Nach der Lage wird man dieses Örtchen mit der deutschen Siedlung im Ossolatale in Verbindung bringen können. Offenbar gehört es mit den vorgenannten zur selben Gruppe.

Hofnamen auf -ing gibt es in Ladinien: Maring, Maling, Alting, alle bei Stern (Villa), Saning bei Colfuschg, sie scheinen auch in romanischer Form -engo vorzukommen und gehören zu den bajuwarischen Ortsnamen des Pustertales; dagegen darf Laurengo im Nonsberg nicht angeführt werden, denn es heißt besser Lauregno, deutsch Laurein!

Die erste größere deutsche Ansiedlung im Wallis muß, das ist nicht zu bezweifeln, im oberen Rhonetal im Bezirk Goms stattgefunden haben, das beweist schon das eben dort besonders häufige Vorkommen der Ortsnamen auf -ingen. Übrigens ist das allmähliche Herabrücken der deutschen Sprache von Zimmerli a. a. O. fast Schritt vor Schritt nachgewiesen worden.

Nur kann ich ihm darin nicht beipflichten, daß diese Namensform -ingen, deren Bedeutsamkeit für hohes Alter der Verfasser anerkennt,[1]) hier nicht beweisend sein soll, weil noch jetzt dort die Form -igen für eine Familienbezeichnung vorkommt. Aber dennoch findet sich diese Form der Ortsnamen unterhalb Goms, wie Zimmerli anerkennt, fast gar nicht mehr, obschon nicht nur Eindringen der deutschen Sprache, sondern auch Einwanderung Deutscher dorten vorliegt. Warum haben wohl die Walliser auf ihren unbestrittenen Wanderungen nach Vorarlberg und ins Davos, von dieser Form für Ortsnamen keinen Gebrauch gemacht? Weil eben die Bezeichnung einer Siedlung nach einer Personengruppe mancherlei voraussetzt, wenn sie häufig auftreten soll. Daß sie die natürliche Benennung von Markgenossenschaften auf fremdem Boden ist, habe ich dargetan,[2]) daran schließen sich dann die -ingheim, -inghofen, -inghausen, die bald ein altes -ingen mit Suffix -heim etc. sein werden, bald aber aus der adjektivischen, besitzanzeigenden Form -ing entstanden sein müssen.

Aber auch in dieser Bedeutung scheint -ing kaum die Karolingerzeit als namenbildendes Suffix überdauert zu haben, und wir müssen doch Bedenken tragen, für das Wallis etwas anderes ohne zwingenden Grund anzunehmen. Überdies wäre doch auch ganz unerwiesen, daß jene altertümlichen Personennamen respektive deren Kurzform, wie sie in den -ingen von Goms zutage treten, noch im 12. Jahrhundert üblich gewesen seien, in welche Zeit Zimmerli anscheinend die deutsche Einwanderung versetzen möchte.[3])

Was nun die angebliche Einwanderung aus dem Wallis ins Gebiet im Süden der Alpen betrifft, so sei zuvörderst gegenüber der Aufstellung, mit der Breßlau[4]) seine Untersuchung beginnt, die Silvier seien Oberdeutsche, auf das hingewiesen, was oben über den notwendigen Anfall von kleineren deutschen Volksgruppen im Süden von Bayern und Schwaben, welche dort die Zeit der letzten Lautverschiebung miterlebten, an das Oberdeutsche gesagt ist.

Was Breßlau sonst ermittelt hat, kann man zum Teil sehr gut für die hier noch näher zu entwickelnde Ansicht, es handle sich um Flüchtlinge aus Italien, verwerten. So die Tradition der Leute von Urnavasch, daß sie, wie der alte Tschudi zu berichten weiß: intra aliquot annorum centenarios veluti proscripti ibi sedem fixerunt. Daß dann nach Jahrhunderten die Meinung entstand, man sei aus Wallis, dessen Bevölkerung man sich verwandt fühlte, über die damals noch nicht so vergletscherten Joche herübergekommen, ist eine natürliche Folge des Schwindens jeder zuverlässigen Erinnerung. Daß das Alpental von Macugnaga erst im 13. Jahrhundert besiedelt wurde, ist ja möglich, aber da der alte Name Visp statt Anzasca, ein ungermanischer, wohl vorkeltischer ist, so kann aus dieser Namensgleichheit der Flüsse gar nichts dafür geschlossen werden, daß Macugnaga vom Visptale aus besiedelt wurde. Wie bekannt, sind es gerade die Flußnamen, mehr als die Namen der Berge, welche sich durch alle Wechsel der Sprache und Nationalität der Anwohner hindurch erhalten; daher die vielen, noch kaum erklärten

[1]) Vergl. übrigens hierzu I, S. 7, III, S. 11 ff.
[2]) I, S. 8 ff., III, S. 12 ff.
[3]) III, S. 12 und oben S. 60, Anm. 1).
[4]) Die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, XVI, S. 173.

prägermanischen Flußnamen in Deutschland, die Aar und Ahr, Iller, Elz etc. Wie unwahrscheinlich ist es ferner, daß die »homines Teutonici« von Ornavasco (diese »Teutonici«, ohne nähere Bezeichnung des Stammes, sind uns schon im Berichte des Grafen Caldogno und in der Gegenüberstellung gegen Langobarden im placitum von 845 aufgefallen, auch das Oberwallis hat die Bezeichnung: Decanatus Teutonicus), die ein paar Menschenalter vorher aus Natters eingewanderten Hirten, schon im 14. Jahrhundert so ausgezeichnete und willige Steinbrecher waren, daß man sie zu Zwecken des Mailänder Dombaues verwendete. Das ist ja selbst bei Abkömmlingen germanischer Flüchtlinge, die da seit sieben bis acht Jahrhunderten saßen, kaum anders als durch Kreuzung mit Alteingesessenen zu erklären!

Für das Pommattal und das Sesiabecken hat Breßlau auch nicht einmal etwas aufgefunden, was die Vermutung einer Walliser Einwanderung mit solchen Gründen, wie er sie für Ornavasca und Macugnaga fand, zu stützen gestattete. Hier eine Kleinigkeit, die aber nicht ohne Interesse sein dürfte.

In Ornavasco war ein Spiel üblich, zu deutsch genannt Tenghiglien.[1]) Es war, wie es scheint, eine Art Sittengericht über solche, die sich ein zweites Mal verheiratet hatten, also etwas wie das Haberfeldtreiben, doch milder, spielweise von der Jugend ausgeübt, was den Namen, den Breßlau niemand erklären konnte, leicht verständlich zu machen scheint. Es war ein Gericht, altdeutsch Ting, aber hier griff, wie so oft in deutschen Landen für Kinder oder Jugendspiele, die Diminutivform Platz, daher tingele oder tingelchen. Nach italienischer Orthographie wäre das: tinghelghen. Die Form tenghilghen, dann tenghiglie entspricht also vollkommen einer Anpassung des deutschen Wortes an italienische Lautgewohnheiten.

Alles was Galanti noch gegen die Ausführungen Breßlaus einwendet, kann hier nicht Platz finden, aber Erwähnung verdient, daß die Bischöfe von Sitten auch bis Ornavasco kirchliche Gerichtsbarkeit hatten. Wenn man also ihre Rechte in Val Lesa (Gressoney) auch mit der Zugehörigkeit des Bezirks von Aosta zum Frankenreich in Verbindung bringen darf, hier mag doch eher das in der Diözese von alters her zahlreiche »teutonische« Element, das deutsche Seelsorge erheischte, maßgebend gewesen sein. Des weitern ist es auffallend, ja fast durchschlagend, daß ein Graf von Biandrate im 13. Jahrhundert Auswanderer aus dem Anzascatal ins Saßtal führt.

Dies beweist folgendes: 1. Daß wirklich, sogar noch in dieser Zeit, das Hinüberströmen aus den südlichen in die nördlichen Alpentäler fordauerte;[2]) 2. daß Deutsche aus den südlichen Tälern hinüberzogen, denn wären Italiener hinübergezogen, so wäre davon bei der Zähigkeit dieser Rasse mindestens eine Spur geblieben; 3. beweist es, daß die Annahme, um diese Zeit sei die deutsche Einwanderung aus dem Saßtal ins Anzascatal erfolgt, sich nicht halten läßt, denn einen Tausch hinüber und herüber anzunehmen, heißt, wie Galanti mit Recht sagt, den Dingen doch zu sehr Gewalt antun.

Man wird daher der Arbeit Breßlaus nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, das Verdienst derselben beruhe vorzüglich darauf, daß er den oft geleugneten ethnologischen Zusammenhang zwischen Wallis und Silviern näher nachweist, während der Verfasser wohl nur insoferne irrt, als er, eine Einwanderung der Walliser aus dem Süden von vornherein ausschließend, ebendarum zu der Annahme kommt, es müßten die Silvier aus dem Wallis stammen,[3]) während das Umgekehrte, weil es alle Erscheinungen allein befriedigend erklärt, das Richtige sein wird.

[1]) Auch Tenghilgen nach Galanti a. a. O., S. 113.

[2]) Vergl. oben S. 61, Abs. 4.

[3]) Man beruft sich dafür, daß Walliser das Deutschtum im 13. Jahrhundert in die Täler südlich des Monte Rosa getragen hätten, auch auf Gingins la Sarraz und eine von ihm besprochene Charte von 1218. Gerade diese Charte beweist aber, daß das Deutsche dorten weit älter ist. Es heißt da,

Was die Bewohner des Val Lesa betrifft, so erscheint es vielleicht etwas weit ausgeholt, wenn man sie das Tal der Dora Baltea hinauf in ihre Sitze um Gressoney ziehen läßt, es wäre wohl möglich, daß sie, wie andere Silvier ins Rhonetal, so ihrerseits aus dem Sesiagebiet ins Lystal seitlich verdrängt wurden, etwa wie es bei den Leuten von Val Bodengo vom Moësatal aus geschehen sein wird;[1]) sehr schwierig scheint der Col d'Olen auch früher nicht gewesen zu sein.

Überblicken wir nun die anscheinend nicht alemannischen Siedlungen in den Westalpen, so ergibt sich uns folgendes: Die Mundart der Deutschen in Piemont, im Berner Oberland, in den Urkantonen wie im Haslital hat mit dem Walliser Deutsch und dem der Graubündner Deutschen zunächst das gemein, daß gerade die besten Kenner, die Schweizer selbst, diese Dialekte, an denen dem Fremden natürlich zumeist das Schweizerische mehr oder minder auffällt, für etwas Besonderes, nicht echt alemannisches von jeher (vergl. Fabri, oben S. 59) hielten und vielfach noch halten;[2]) ferner aber, wenigstens was die Mundarten von Wallis, in Graubünden und was die Silvier, ja selbst was die Urkantone anlangt, daß sie in unverkennbarer Weise an die Mundart der Südtiroler gemahnen. Dieses bekundet Schott, der deshalb die in Rede stehenden Dialekte der Schweiz, im Gegensatz zu den alemannischen, zu einer lepontischen Gruppe zusammenfaßt. Demselben Gefühle gibt aber auch ein Walliser Ausdruck. Furrer in seiner Geschichte des Wallis,[3]) sagt: Dieses Völklein (die Gomser sind gemeint), zeigt einen kräftigen Körperbau, in ihrem Gemüte liegt etwas Stolzes und Unbeugsames, wie in ihrer Sprache, welche an die der Urkantone und des Tirols erinnert.

Möglich, daß diese Ähnlichkeit mehr in Accent und Aussprache, in der kaum zu fixierenden Seele der Rede liegt, die auch aus dem besten Idiotikon sich nicht ermitteln läßt (immerhin scheinen auch einige merkwürdige Übereinstimmungen der Sprache vorzukommen), mir kam dies, wenn ich etwa mit einem Hinterrheiner sprach, immer bei längerer Unterhaltung zum Bewußtsein; während mir anfangs nur das Schweizerische in der Betonung auffiel, meinte ich später mehr und mehr, ich unterhielte mich mit einem Etschländer.

Dazu mag nicht wenig auch der Charakter des Volkes beitragen, der sich ja in der Redeweise kundgibt, und der ist nun bei Wallisern und rätischen Deutschen ein entschieden anderer, als der alemannisch-schweizerische. Es liegt weniger Zurückhaltung gegen Fremde, weniger von der alemannischen Schärfe und Sprödigkeit in diesen Leuten, nicht nur im Wallis, und im einst so verkehrsreichen Rheinwald, sondern auch in dem immer so weltentlegenen Avers (sprich Afers).

Abgesehen von der später zu erörternden Tradition, die bei diesen Lepontiern fast allenthalben auf eine Einwanderung aus fernen nicht alemannischen, ja geradezu aus transalpinen Gegenden hinweist, nirgends aber, soviel ich ermitteln konnte, auf

— man sehe den Text im Archiv für Schweizerische Geschichte, Bd. III, S. 159, es handelt sich um Erneuerung der Titel der Kirche von Sitten für gewisse Bezirke im Challanttal —, »adhuc confessus est, se tenere in feudum totum quod habet et alius per eum ultra aquam de Ussima et usque in summitatem montium, cultum et incultum, silvas, pascua, prata, alpes scilicet Gressonei et Verdobi«. Dies widerlegt nicht nur die Annahme Gingins, daß jene Striche noch unbewohnt waren, denn woher kämen da kultivierte Ländereien?, sondern, was weit wichtiger ist, die Form der Urkunde »Verdobi« beweist schlagend, daß damals germanische Leute in oder um Valdobbio wohnten, aus deren Munde die Form Verdobi entnommen wurde. Namentlich die Umwandlung des val in ver ist ein Vorgang, der in Tirol und Vorarlberg häufig auftritt. So Verbell, Versetsch, Vergröß, Vernagt für Val bella, Val secca, Val grossa, Val de nocte u. s. f. (Steub, zur rätischen Ethnologie«). Im Munde von Romanen ist diese Form sicher nicht entstanden, diese sagten wohl damals wie heute Valdobbio, keinenfalls aber Verdobi. Also lebten damals schon lange Deutsche in dieser Gegend.

[1]) Und nicht von unten durch die Boggiaschlucht.

[2]) Schott, Die Deutschen am Monte Rosa.

[3]) A. a. O., II, S. 52.

alemannische Abstammung, haben wir also immerhin einigen Grund, diese fremdartigen, nicht alemannischen Volksbestandteile zusammenzufassen, was dann schon eine ganz beträchtliche Volksmenge ergibt, so dünn auch manche Täler bevölkert sein mögen, und auf eine Volksbewegung hinweist, die weit hinaufreichen muß in die Zeit der Wanderungen, und die am natürlichsten auf denselben Ursprung hinführt, den wir für die Cimbern anzunehmen gezwungen waren.

Beachtenswert ist auch, daß wir diese hochalpinen Siedlungen meistens als alte Tal-Markgenossenschaften betrachten müssen.

Wo dabei das Tal so rauh ist, wie Hinterrhein, Avers, Tschappina, Safien, Hasli, eigentlich auch Goms, besonders aber Macugnaga, und das hintere Listal, da glaubt man annehmen zu sollen: diese Leute zogen nur hierher, weil ihnen die Niederlassung als freie Leute gestattet wurde.

Also ein unbegrenzter Freiheitstrieb, wie ihn auch das spätere Verhalten, ganz in Übereinstimmung mit der Schilderung Furrers, jederzeit an den Tag gelegt hat.

Die Urkantone haben den Anstoß zur Bildung freier Gemeinwesen in Helvetien gegeben, wie die freien deutschen Talschaften im Rheingebiet für die freien Bünde in Rätien vorbildlich gewesen zu sein scheinen, und die Walliser haben an Freiheitsdrang vielleicht alle anderen übertroffen.

Ein Argument, das jeder Annahme einer alemannischen Herkunft der Oberwalliser entgegengehalten werden könnte und das zugleich höchst beweiskräftig für ihre Einwanderung aus dem Süden, und damit zugleich für ihre Stammeseinheit mit den Silviern spräche, wäre es offenbar, wenn sich herausstellte, daß im Oberwallis früher der Arianismus überwogen habe.

Professor Hidber behauptet das nun ganz bestimmt. Er gibt sogar Einzelheiten und sagt: Benediktiner aus Ainay hätten in verschiedenen Gegenden des Wallis Bekehrungsstationen gegründet, ja der Bischofssitz sei von Martinach nach Sitten verlegt worden, um desto wirksamer gegen den Arianismus auftreten zu können.[1]) Leider hat er diese Behauptung nicht näher belegt; aber ich nehme an, daß sie nicht ohne Grund aufgestellt ist. Wenn aber der Verfasser behauptet, es habe sich dabei um Langobarden gehandelt, welche ja freilich ursprünglich Arianer waren, wie Burgunder und Goten, so ist jedenfalls seine Bezugnahme auf Paulus Diac. nicht geeignet, seine Vermutung zu stützen. Er schließt auf eine Ansiedlung des genannten Volkes in der oberen Rhonegegend aus einer Stelle bei Paulus Diac., wonach die Langobarden bei einem Einfall in den burgundischen Teil des Frankenreichs nahe bei Yverdon, bei einer Örtlichkeit, die Mustiaecalmes genannt wird, von Mumulus geschlagen wurden. (P. D. de Gest. Langob. III, 4.)

Der Verfasser übersieht aber, daß es sich hier, wie bei den übrigen Einfällen der Langobarden ins Frankenreich, um bloße Raub- und Beutezüge handelte, welche gar nicht geeignet waren, die Nationalität des betreffenden Stammes zu verbreiten, weil dazu doch auch Weiber desselben Volkes gehören.

Dieser Irrtum wird öfter angetroffen in Erörterungen über die Zeit der Wanderungen; die germanischen Völker waren auf der Wanderung freilich zugleich ein streitbares Heer, aber nicht jedes germanische Heer war ein wanderndes Volk. Solche Raubzüge waren vielmehr in der Regel Unternehmungen abenteuerlustiger Gefolgschaften, allerdings oft die Einleitung zu Volkszügen, die sie vorbereiteten, für die sie Wege, Gelegenheit, Art des Landes und so weiter auskundschaften sollten.

Aus ähnlichen Rücksichten habe ich oben die Polemik Galantis gegen verschiedene Hypothesen gar nicht wiederholt, weil es selbstverständlich ist, daß eine

[1]) Hidber a. a. O., S. 4. Nach Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, wäre die Verlegung des Bischofssitzes nach Sitten unter Heliodor aus anderen Rücksichten erfolgt, T. II, S. 80, vergl. Furrer, Geschichte des Wallis, I, S. 27.

herulische oder rugische Söldnertruppe, wenn nicht erwiesenermassen eine Art Grenzer, die mit Frau und Kind angesiedelt sind, in Frage steht, die germanische Nationalität nirgends hintragen konnte, wo sie notwendig sich mit romanischen Eingebornen vermischen mußten.

Daß nun Burgunder wie Langobarden sich in den rauhen Hochalpen anzusiedeln weder Lust noch Bedürfnis hatten, das habe ich schon erörtert, das beweisen uns ihre relativ dichten Sitze in der Maxima Sequanorum (Waadt), beziehungsweise um Pavia und das Fehlen solcher Siedlungen tiefer in den Bergen. Nun könnte freilich gerade der behauptete Arianismus des oberen Wallis die Frage anregen: sind es nicht Flüchtlinge, die wegen ihrer Religion verfolgt wurden, die diese Hochtäler besetzten? Darauf wird man sagen müssen:[1]) In der Zeit, wo unter den beiden in Rede stehenden Völkern die germanische Sprache noch lebendig, ja so lebenskräftig war, daß sie die Einwanderer im oberen Wallis in den Stand setzte, die romanische Bevölkerung, deren Existenz schon die Ortsnamen beweisen, zu germanisieren, in der Zeit ist eine Arianerverfolgung von solcher Härte, daß sie die in gedeihlicher Lebenslage als Besitzer trefflicher Ländereien und wohl meist zahlreicher Knechte lebenden burgundischen oder langobardischen Siedler zur Aufgabe ihrer Güter und Lebensweise und zum Herumziehen als ärmliche Hirten veranlassen konnte, nicht anzunehmen.

Was Schott von der besonderen Vorliebe der Germanen für ein Hirtenleben sagt, die ihm mit altgermanischer Freiheitsliebe zusammenzuhängen scheint, dürfte zum Teil eine Verwechslung von Ursache und Wirkung enthalten, indem die Beschäftigung des Hirten frischer und freiheitsliebender erhält, wie schon Jakob Grimm angemerkt hat, als die des Ackerbauers.

Was aber etwaige Arianerverfolgungen betrifft, so melden die geschichtlichen Überlieferungen davon, soviel mir bekannt geworden, nichts. In Burgund scheint das Verhältnis zwischen Arianern und Katholiken unter Gundobald befriedigend geordnet worden zu sein. Nach dem concilium Epaonense (517) haben sich die Beziehungen zwischen Arianern und Katholiken jedenfalls zugespitzt (Binding a. a. O., S. 235), aber von einer gewaltsamen Verdrängung scheint nichts zu verlauten. Im Langobardenreiche dürfte ein starker Druck auf die Arianer jedenfalls vor der fränkischen Herrschaft auch nicht erfolgt sein. Darum müßte man entschieden annehmen, daß die Arianer im Wallis Goten waren, also die germanischen Siedler auch hier, wie bei Verona, als Flüchtlinge, als Vertriebene auftraten.

Daß die fraglichen Niederlassungen in den Tälern an der oberen Rhone, im Tessin und Tocetal und wie alle die schon genannten Talungen heißen, daß namentlich die -engo und -ingen nördlich und südlich des Nufenenpasses ihre Existenz einem militärischen Bedürfnisse verdanken, wie jene im Pustertal, scheint nicht glaublich. Dorten war ein Jahrhunderte währender Kampf mit den Wenden und ein stetes Vorschreiten der Bajuwaren gegen diese; wo wären hier ähnliche Verhältnisse zu finden gewesen? Hatten die Langobarden überhaupt eine so überquellende Volkszahl wie die Bayern? Nein! Waren sie von den Franken nicht in der Gegend des Großen St. Bernhard ebenso, ja mehr bedroht, als an der oberen Rhone? Sicherlich, denn hier drang die fränkische Macht schon seit Anno 576 über die Alpen herüber und umfaßte die Täler von Aosta und Susa.

Sollen wir noch weiter zurückgehen, etwa auf Theodorich? Nun, daß seine Alemannen, die oft bei solchen Erörterungen zu spuken pflegten, nicht im Hochgebirge, sowenig wie südlich der Alpen sich niederließen, hat Schubert glänzend erwiesen.[2]) Außerdem waren sie als Grenzwächter hier, an der Grenze gegen die Burgunder weniger am Platz als an der Grenze gegen die Franken.

[1]) Abgesehen von dem oben erörterten Fehlen burgundischer Altertümer!

[2]) Schubert, die Unterwerfung der Alemannen unter die Franken.

Es ist überdies einleuchtend, daß Barbaren, deren Sitze vor den Alpenpässen lagen, die sie schützen sollen (soweit das Reich des Theodorich eines solchen Schutzes bedurfte), dies am sichersten taten, wenn sie dabei ihre eignen Fluren verteidigten, daher das Gefühl erhöhter Sicherheit, das allerdings aus dem Panegyricus des Ennodius zu sprechen scheint.

Alemannen werden ins Wallis wie in die Urkantone im Laufe des Mittelalters in erheblicher Zahl eingedrungen, namentlich wird der Adel solcher Abkunft gewesen sein; aber diese Alemannen trafen bereits eine germanische Bevölkerung anderen Stammes an, daher die Besonderheiten der Sprache, des Temperaments, der Tradition, die überall auf nichtalemannische Herkunft hindeutet.

Diese präalemannischen Germanen aber halten wir für Goten.

Also flüchtige Goten? Aber wenn sie in Masse bei Vicenza saßen, warum sie hier suchen?

Dies verdient eine Erörterung.

Die Ostgoten waren von vornherein um Verona stark angesiedelt, Verona und Ravenna spielen in der Geschichte ihres ersten Königs eine wichtige Rolle, dem ja auch der Name Dietrich von Bern geblieben ist. Aber alle saßen keineswegs in Venetien; es besteht kein Zweifel, daß sie allenthalben in Italien, namentlich auch in Ligurien und Etrurien ansässig waren.[1])

Freilich hatten sie sich in der Etschgegend während des Krieges besonders stark verschanzt.[2]) Hierher kamen dann auch die Franken durchs Vinschgau gezogen. Hier hatten die Goten nach Agathias[3]) castella oppidaque circa Venetiam, quibus se multo ante tenere erant soliti.

Nach der Schlacht am Vesuv nun erhielten die überlebenden Gotenhelden freien Abzug bewilligt, um außerhalb Italiens sich einem anderen Volke nach Gefallen anschließen zu können. Wohin zogen sie? Niemand weiß es. Aber fragen wir uns, in welcher Richtung ist der Abzug, wenn er statthatte, zu vermuten, so werden wir uns sagen müssen, daß es gegen alle Regeln der Kriegführung gewesen wäre, die Kapitulanten dahin abrücken zu lassen, wo noch der Feind, nämlich der Franke stand, und mit Goten und Alemannen die Etschfestungen hielt, also nach Venetien.

Es mußte daher ihr Abzug nach Westen oder Nordwesten stattfinden. Daß auf dem Wege über Ticinum ins Ausland sich die Familien nach Möglichkeit anschließen durften, ja daß sich auch andere Goten, die an der Schlacht nicht teilgenommen hatten, die aber sich nicht unterwerfen wollten, anschlossen, ist anzunehmen, beziehungsweise von Procop bekundet.[4]) Über Ticinum waren übrigens schon jene Goten abgezogen, die vor der Kapitulation durchbrachen.

---

[1]) Procop, bell. Got. I, 11.

[2]) Procop, bell. Got. IV, 26.

[3]) Bell. Got. L. 1.

[4]) Procop, IV, 35, Ed. Dindorf, S. 642. Die überlebenden Goten sollten mit ihrer gesamten Habe abziehen, — cum rebus suis, vorher heißt es pecunias, quas antea quisque in Italiae praesidiis reposuisset — man kann nicht zweifeln, daß mit pecuniae »χρήματα τὰ αυτῶν ἴδια« die ganze Fahrhabe gemeint war. Dazu gehörten die Herden, das war das wahre »Viaticum« die ἐφόδια des griechischen Textes. Daß also die Angehörigen mitgehen durften, vielleicht sogar die Knechte, ist klar. Wer hätte denn das Vieh geführt, oder glaubt man, daß die braven Streiter ihre Kinder zurücklassen wollten, wenn sie ihre ganze Habe mitnahmen? Alles weist wieder auf einen Sammelpunkt, der am ehesten im großen Depot — präsidium — Pavia zu suchen ist. Nun sagt allerdings Agathias in seiner Fortsetzung des Procop, die Goten hätten ihr Wort gebrochen. Das hätte, wenn es, wie behauptet, den Anlaß zur Invasion des Bucelin gegeben hätte, Procop bei Niederschrift seiner Geschichte, die zwischen 554 und 558 erfolgte, auch wissen müssen [und er] hätte dann nicht schließen können, wie er tat: daß alle die Kapitulation beschworen, [ohne allen Vorbehalt. Aber es verdient nicht nur der Soldat und Staatsmann Procop mehr Glauben, als der fast 30 Jahre später schreibende Advokat Agathias

Ein Wegzug zu den Westgoten konnte nun aber einer größeren Menge Flüchtiger gar nicht einfallen, denn in den Ländern dieser, wo das Klima nur solche Einwandrer locken konnte, die als Herren über Feld- und Weinbergarbeiter verfügten, wie die Westgoten zur Zeit ihrer Ankunft, war für die armen Flüchtlinge nur die Möglichkeit als hartarbeitende Zinsbauern sich fortzubringen; die Westgoten aber hatten, in Gallien wenigstens, auch nichts mehr zu vergeben, denn dort herrschte der Franke; der Weg nach Spanien aber war weit.

Waren doch schon im Jahre 534 die Westgoten aus einem Teil Septimaniens vertrieben worden; seit 542 aber hatten sie kein Land mehr jenseits der Pyrenäen.

Da lag es doch näher, wenn sich die Ostgoten im Anschluß an die stammverwandten Burgunder niederlassen wollten. In deren einstigem Gebiet (denn seit 536 waren auch sie den Franken unterworfen) mochte noch leichter Land für die Flüchtlinge zu schaffen sein, wenn auch wohl nicht mehr so leicht, wie das für die aus der Rheingegend nachziehenden burgundischen Stammesgenossen einst möglich war.[1])

Eine große Ödung scheint besonders in dem Gebiet an der Saane gewesen zu sein, das die Alemannen lange verwüstet, wohl auch den Burgundern streitig gemacht hatten, im sogenannten Uichtland, das auch den Namen »Eremus Helvetiorum« geführt hat. Hier, zwischen Bern und Freiburg, wäre eine Ansiedlung wohl weder auf feindselige Nachbarn noch sonst auf Schwierigkeiten gestoßen.

Dahin würde von Pavia aus, wo die Goten vor der Schlacht am Vesuv ihren Kriegsschatz hatten, wo auch wohl noch zur Bewachung der etwa übrigen Heeresbedürfnisse einiges Kriegsvolk zurückgeblieben war, und das in alle Wege ein passender Sammelplatz für eine über die Westalpen ziehende Schar genannt werden muß, vielleicht der bequemste Weg über den St. Bernhard geführt haben. Vielleicht ist dieser Weg auch benützt worden; schneller aus Italien führte der Weg durchs Tessintal, durchs Wallis und über die Pässe von Rawyl und Sanetsch, ins Simmen- und Saanetal, die beide deutsch sind. Wie dem nun sei (es können ja alle diese Straßen in Frage gekommen sein), es ist sehr begreiflich, daß gerade auf dem Weg über den Nufenen ein Teil der Wanderer zurückblieb, hatten sie doch hier ein Land, wo sie Freiheit fanden, da sich um die Hirten da oben die Herren im Tal und ihre Gefolge noch wenig kümmern mochten. Vielleicht wurden sie von den Grundherren als Ansiedler willkommen geheißen. So scheint es mir auch wohl möglich, daß einige ihren Weg über den Vogelsberg ins Gebiet der Rätier einschlugen, andere, weniger unternehmend, mochten wegemüde, auch jenseits der Wasserscheide, in den schwer zugänglichen Hochtälern und hinter Talengen sich von Byzanz und seiner Macht weit genug entfernt glauben, ja vielleicht schon, sobald sie die »nassen Gräben« des Luganer- und Langensees zwischen sich und den Feind gebracht hatten.

Allerdings werden die deutschen Enklaven in den Oberläufen der verschiedenen »Rheine« und deren Zuflüsse in der Regel als Walserkolonien angesprochen,

(um 580), der sehr wohl die Kämpfer vom Vesuv mit jenen verwechseln konnte, die im Lande blieben und dann sich den Franken anschlossen; es ist auch innerlich unwahrscheinlich, daß die Helden vom Vesuv ihren Eid schnöde gebrochen haben sollen, noch dazu alle, nicht etwa nur einige wenige. Diese Männer, die nach der Schlacht erklärten, sich dem Kaiser keinesfalls zu unterwerfen, scheinen mir einer solchen Tat nicht fähig. Sie zogen gewiß ab, und ihnen folgten vielleicht später noch andere, als sie ihre Todfeinde, die Langobarden einziehen sahen, zu dem befreundeten Burgundervolke. Procop, II, 21 und IV, 26. Ich weiß nicht, warum man oft von 1000 abziehenden Goten hört. Nach Procop brachen allerdings 1000 Mann aus, die die Kapitulation nicht abwarteten, offenbar ein kleiner Teil, es müssen also doch noch einige Tausende am Leben geblieben sein. Aber jene waren nach dem Gesagten nicht die einzigen, die lieber das Land verlassen, als sich unterwerfen wollten. Vergl. Dahn, Könige der Germanen II., S. 240.

[1]) Leg. Burg. Addit, § 11.

aber aus den Untersuchungen Bergmanns über die freyen Walser in Graubünden[1]) ergibt sich, daß ein Nachweis für wallisische Einwanderung eigentlich doch nur für einige Täler Vorarlbergs und für Davos mit Sicherheit geführt werden kann,[2]) für die übrigen deutschen Täler in Hochrätien neigt man nur auf Grund der auffallenden Ähnlichkeit der Sitten und Sprache dazu, dieselbe Abstammung anzunehmen.[3]) Ganz mit Recht nach der hier vertretenen Anschauung, nur daß eben eine parallele, wenn auch nicht eben überall gleichzeitig stattgehabte, Einwanderung angenommen werden muß. Die Ähnlichkeit der Sprache erscheint sehr natürlich, es handelt sich um ein und dieselbe, ursprünglich ostgermanische, aber seit der die oberdeutschen von den niederdeutschen Dialekten scheidenden Lautverschiebungsperiode unter dem Einfluß der alemannischen Nachbarn fortentwickelte Sprache.

Die vorzüglich bayerisch beeinflußte Schwestersprache der Cimbern hat doch manches Besondere mit dem Silvischen gemein, wie eine, diese bisher kaum als möglich angesehene Verwandtschaft ins Auge fassende, eingehende Untersuchung ergeben dürfte.

Einen Einwand wollen wir hier vorwegnehmen. Die Bewohner des Formazzatales bildeten ebenso eine Landsgemeinde wie jene des Hinterrheintales und die von Avers, Safien, Vals und Tschappina. Die Benennung universi homines vallis superioris bei den Unterwaldnern deutet auf genossenschaftliche Siedlung. Auch Oberhasli, Schwyz, Uri waren Markgenossenschaften;[4]) »universi homines in valle Urania« heißt es auch von den Urnern; die Gemeindefreiheiten des Oberwallis gelten Maurer wie Hidber u. a. als uralt. Da könnte man fragen, warum sind diese Talgemeinschaften, wenn sie so alt sind, nicht öfter patronymisch benannt, nur Bodengo ist in dieser Beziehung uns aufgestossen.[5])

Wenn aber unsere Siedler vertriebene Goten waren, so ist hierauf zu antworten: Nicht in unbewohntes Land kamen die Goten, sondern in ein von Romanen schon besiedeltes, wenn auch manche Ortsnamen nur Sommerwohnungen (Maiensässe) bedeuten mochten, romanische Namen aber waren den in Italien aufgewachsenen Goten nichts Ungewohntes. Überdies waren unter dem furchtbar dezimierten Volke wohl alle Geschlechtsverbände aufgelöst, kaum die Familien etwas mehr als Trümmer.

Auch kamen unsere Flüchtlinge nicht als Eroberer ins Land, sondern sie mußten froh sein, neben den alten Bewohnern zugelassen zu werden, mit denen sie sich, wie man annehmen muß, zu Gemeinschaften verbanden. Wo sie, wie es scheint, von Anfang an am unabhängigsten standen, in Rätien, kamen sie vielleicht ziemlich lange nach ihrem Abzug aus Italien an, jedenfalls hatten sie dorten nur Weiden, fast kein Ackerland, so daß die Form der Ansiedlung schon darum von der der eigentlichen Flur- und Markgenossenschaft erheblich abwich. Trotz alledem finden wir aber in den Bezirken in den Westalpen, die wir für diese Zuzüglinge ansprechen, gerade ziemlich häufig die in Cimbrien unerhörte patronymische Form tief im Gebirge.

Von »-ingen« im Wallis war schon die Rede, andere finden sich in den Urkantonen im Simmental, jenseits der Alpen finden sie sich nur im Tessin. Freilich sind das meistens Siedlungen, die einen großen Umfang nicht gehabt haben werden,

---

[1]) In den Jahrbüchern der Literatur, Wien 1844. Anzeigeblatt, Band 105—108.

[2]) Schon Ascoli hat im ersten Bande seiner »saggi« die wallisische Abkunft der Hinterrheiner bezweifelt, freilich ohne sich näher zu äußern.

[3]) Vergl. Furrer, Geschichte des Wallis I, S. 112.

[4]) Maurer, Einleitung zur Geschichte der Dorfverfassung, § 134 bis 141.

[5]) Das einstige Deutschtum des Heringertales, Val d'Hérens, ist doch zu unsicher und würde eher auf Burgunder deuten.

Weiler und Höfe in ihrem Ursprung, aber immerhin scheint die Benennung einerseits auf freien Besitz zu deuten, andererseits auf Entstehung in einer Zeit, wo noch das Individualeigentum am Boden nicht entwickelt, nicht eine Nachfolge des ältesten oder jüngsten Sohnes, sondern Gesamteigentum der Sippe statthatte, daher der Name der Siedlung gleich dem der Sippe. Vergl. I., S. 10. Das -ingen deutet auch hier auf gemeinschaftlichen Besitz.

Aus dieser Auffassung der germanischen Siedlungen in den Zentralalpen und besonders in Hochrätien erklärt sich dann auch das so rätselhaft erscheinende Vorkommen germanischer Worte in der lex Romana Curiensis,[1]) die keinem deutschen Nachbardialekte entnommen sein können, wie ornangus, altnordisch hornungr, friesisch horning. Auch atta, pater, kann nicht von Alemannen kommen, die zur Zeit der Entstehung dieses Gesetzes noch wenig über den Bodensee hinaus ihre Sprache durchgesetzt hatten. Aber noch mehr, es ergibt sich, daß so auch die auffallende Tatsache erklärt würde, daß, nach Ficker, das Gewohnheitsrecht in Rätien und Tirol durchweg, in der Nordschweiz aber in zunehmendem Maße, je mehr man sich den Alpen nähert, ostgermanischen Charakter hat, wobei freilich nicht verschwiegen bleiben darf, daß der Verfasser diese ostgermanischen Elemente nicht gerade auf Goten, sondern auf andere nicht gotische, aber auch nicht burgundische Völker zurückführen möchte. (Aber auf welche? Die Eigenschaft der Jutungen als Ostgermanen ist doch mindestens ebenso unsicher, wie ihr vorherrschender Einfluß in der ganzen Nordschweiz, in Rätien und Tirol befremdend.)

Erwähnt sei noch, daß Ficker[2]) nicht bloß die Bestimmungen des rätischen Rechts, sondern auch die sprachliche Fassung auffallend der friesischen sich nähern sieht. Er sagt aber ferner: Der Zusammenhang des rätischen Rechts mit der dänischen Gruppe ist etwas so Rätselhaftes, daß gewiß alles zu beachten ist, was für die Erklärung einen Halt bieten könnte; vielleicht erscheint dem gelehrten Verfasser das hier Vorgetragene einiger Berücksichtigung wert.

Ficker sagt dann: »Habe ich die Angaben, wonach manche Teile des rätischen Gebietes von Wallis her besiedelt sein sollen, nicht außer acht gelassen, so gibt die Rechtsvergleichung wenigstens dafür keine Bestätigung. Auch in angeblich von Walsern bevölkerten Tälern zeigt sich keinerlei Annäherung an das auf burgundischer Grundlage beruhende Recht des Wallis.«

Nun erscheint es wohl möglich, daß ins Wallis einwandernde Goten das burgundische Recht im Laufe der Jahrhunderte annahmen, wenn es talaufwärts zu ihnen gebracht wurde, aber dann hätten sie es doch im 12. und 13. Jahrhundert, wo sie in Rätien eingewandert sein sollen, schon mitbringen müssen; die germanischen Ausdrücke der lex Romana vom 9. Jahrhundert können aber keinenfalls von Wallisern herrühren.

Nach Prüfung der bisherigen Ausführungen mag sich ein aufmerksamer Leser zu der Frage veranlaßt sehen: wie ist es denn nun mit der im vorigen Kapitel behandelten Lautverschiebung, nämlich W zu B und F zu W?

Ich muß gestehen, es würde mich nicht entmutigen, wenn ich von einer solchen nichts zu vermelden hätte.

Ist doch auch die Umwandlung Ca zu Cha als ein Charakteristikum der einst keltischen Länder romanischer Zunge nördlich der Alpen bekannt, und doch fehlt sie nicht nur in der Grenzgegend der Picardie, sondern mitten in dem Verbreitungsgebiet des Cha, nämlich in Schams und in Surselvan, während das mehr rätische Engadin es aufweist.

[1]) Zeuner, Über Heimat und Alter der lex Romana Raetica Curiensis, Zeitschrift der Savignystiftung 1880, Band XXII, S. 1.

[2]) Julius Ficker, Untersuchungen zur Rechtsgeschichte.

Aber es steht besser um die Sache.

In seiner Schrift: »Die Deutschen am Monte Rosa«, S. 20, sagt Schott: »In Issime, Rima und Rimella klingt w wie u, während v auf italienische Weise zu w geworden ist. Beispiele: wirstei — Feuerstein, Weldspiegel — Feldspiegel«; hier haben wir also bezeugt, daß strichweise F zu W geworden ist, wie immer auch der Verfasser sich die Sache zurechtlegen mag.

In den deutschen Kolonien in Piemont, S. 159, sagt der Verfasser:

»V für jenen eigentümlichen Zwischenlaut zwischen F und W, der dem neugriechischen und spanischen B entspricht, und in den Issime, Rima und Rimella, wie auch das Cimbrische einen guten Teil ihrer F übersetzt haben«; folgen zahlreiche Beispiele. Weiter heißt es: »Im Zusammenhange mit dieser Erweichung des F zu V steht in Issim und Rima die Verwandlung des W zu U, ganz entsprechend der neuenglischen Aussprache des W«, also doch eine abnorme Aussprache des W, wenn es auch nicht dem B der Cimbern gleichen mag. Diese Übereinstimmung respektive Ähnlichkeit der Lautveränderung erscheint ohne Zweifel hochbedeutsam.

Daß diese Eigenheiten sich nur in den dem deutschen Sprachgebiet entlegensten Orten finden, schwächt das Gewicht dieses Umstandes nicht ab, zumal die Zusammengehörigkeit unserer »Lepontier« sich auch aus anderen als den bisher angeführten Tatsachen ergibt, so daß eben bei den übrigen Anpassung an die Nachbarn vorliegen muß.

Schott erwähnt außer der Tracht, auf die ich weniger Gewicht legen würde, da ja doch die alte Tracht nirgends mehr besteht, wie Hidber und andere die Bauart der Häuser im Oberland, Wallis und in Piemont, die in allen diesen Gegenden dieselbe, nicht alemannische sei,[1]) wozu er in seiner zweiten Schrift auch noch die Urkantone und die östliche Schweiz rechnet, also wohl die deutschen Gegenden im oberen Rätien, denn sonst spricht er von keiner Gegend der Ostschweiz, die nicht alemannisch sei.

Im Anschlusse hieran verdient auch noch eine Bemerkung Schotts Beachtung, daß nämlich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wo noch die Volksunterschiede weniger verwischt waren, Friedrich von Mülinen in einem Briefe von 1826 sich dahin aussprach: Vieles führt auf die Vermutung, daß die Bewohner von Oberhasli, Obwalden, Urseren und Obergestelen unter sich verwandt und von anderer Herkunft seien, als diejenigen, die die anderen Gegenden der Schweiz bevölkerten. Daß der Genannte nur Teile von Uri und Wallis nennt, macht die Sache nicht weniger bedeutsam.

Findet nun, kann man fragen, das Vorgetragene irgend eine Bestätigung in der Tradition? Das Gegenteil könnte nicht wundernehmen; war doch mit Verlust des eigenen Königs und des eigenen Rechtes das Volk als solches vernichtet, zudem lastete auf dem einst so hoch stehenden Volke Schmach und Haß, jedenfalls von seiten der Katholiken den Arianern gegenüber,[2]) es wäre daher nur natürlich, wenn die Überlieferung von der Herkunft ganz verschollen oder doch bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden wäre; beides ist denn auch hier und da der Fall.

Aber ganz fehlt uns das Zeugnis der Tradition doch nicht. Reutigen, Schwarzenburg und Guggisberg, alle drei südlich von Bern, rühmen sich gotischer Abkunft, so Jahn a. a. O., S. 417. Von den Urnern berichtet das weiße Buch, sie seien Römer, der Chronist Stumpf, daß sie nicht nur von Süden gekommen sein wollen,

[1]) Die Deutschen am Monte Rosa, S. 36, und: Die deutschen Kolonien in Piemont, S. 126.

[2]) Die verachteten Cagots der Pyrenäen sollen auch von arianischen Westgoten abstammen.

wie schon oben erwähnt,[1]) sondern von alters her die Sage bei ihnen gehe, sie stammten von flüchtigen Ostgoten ab.[2])

Die Schwyzer wollten auch, wie Stumpf berichtet, von je und je einer besonderen Abkunft sich rühmen, was ja die Nachricht Fabris, die oben erwähnt wurde, bekräftigt. Sie wollen nach den meisten Berichten nordischer, schwedischer Herkunft sein, und berufen sich auf den alten Namen Suites, Suitones. Nach Etterlin (1507) stammen sie aber von den Ostgoten ab.

Mit Recht nimmt Johannes von Müller[3]) an, daß die Namensähnlichkeit der alten Urkundensprache — Suecia, Suites — hier Einfluß geübt hat; wahrscheinlich ist der Name Schwyz von einem Personennamen Suito oder gar von gotisch svidh, im Sinne von brennen, roden herzuleiten.[4])

Einer besonderen, nämlich friesischen Abkunft rühmen sich die Leute von Oberhasli, auch die Obwaldner haben eine Tradition, die ihnen eine von den Nachbarn abweichende Abstammung zuweist, eine römische nach dem weißen Buch.

Vetter[5]) hat diese Überlieferungen für kein Hindernis erachtet, allen den genannten Talbewohnern alemannische Abstammung zuzuschreiben. Er zeigt, daß solche Wandersagen, wie bei »Goten, Langobarden, Sueven und Gotländern« auch bei den »Südalemannen« bestehen konnten, und erblickt in diesen Überlieferungen den Rest einer solchen Sage. Warum sie sich nicht auch bei den anderen »Südalemannen« erhalten hat, finde ich eigentlich nicht erklärt, aber das sonderbarste bleibt für mich, daß sich diese Wandersagen, welche auf eine andere Abstammung hinweisen, als die der übrigen Schweizer oder Südalemannen, gerade bei den Stämmen sich findet, welche Sprachforscher, wie Schott u. a., vom Standpunkte des Dialektes aus zusammenfassen, und denen auch Furrer, und namentlich von Müller eine nähere Verwandtschaft unter sich beilegen. Dabei ist besonders wichtig, was letzterer[6]) berichtet: »Es ist im Andenken der Greise, in allen Tälern des Oberlandes, wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, nach Fritigen, Obersibental, Sanen, Afflentsch und Jaun gezogen; jenseits Jaun wohnen andere Stämme«, so daß, wie der Historiker sagt, »von Schwyz durch das Gebirge bis in die Grafschaft Greyerz der echte Stamm der Schwyzer erkannt werden mag.« Nehmen wir nun zu all dem, was wir von dem besonderen Rechte in diesen Gebirgsgegenden durch Ficker erfahren, so will es uns scheinen, als reiche es nicht aus, wenn Vetter sich einfach auf Burckhardts[7]) Abhandlung über die alemannische Abstammung der »Lepontier«, wie ich der Kürze halber sage, bezieht. Seit Burckhardts Tagen sind doch viele Arbeiten erschienen, die für die vorliegende Frage Beachtung verdienen. Zum Teil sind dadurch jene Ausführungen überholt. Nur in Kürze kann ich folgendes hierzu bemerken:

Burckhardt beseitigt in treffender Weise eine Reihe nun fast vergessener falscher Vorstellungen, spricht sich mit guten Gründen gegen die Annahme einer burgundischen oder langobardischen Siedlung in den fraglichen Alpengegenden aus und bemerkt sehr richtig, daß die Alemannen bis zum 12. und 13. Jahrhundert im ganzen am Fuße des Gebirges stehen blieben, mit einem treffenden Hinweis auf

[1]) Dazu paßt der Name des obersten Ortes im Reußtale mit Ackerland, Erstfeld; kommt man von Norden, so ist es das letzte Feld, ich denke mir aber die Siedler nicht vom Gotthard, sondern vom Sustenpasse kommend.

[2]) Schott, Die Deutschen in Piemont, S. 35.

[3]) Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, I, S. 417.

[4]) Studer, Schweizer Ortsnamen.

[5]) Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland. Bern, 1877.

[6]) A. a. O., I, S. 421.

[7]) J. R. Burckhardt, Über die erste deutsche Bevölkerung des Alpengebirges, 1846.

Eifel, Jura und Vogesen, wo dasselbe eintrat. Am schwächsten scheinen mir aber seine Ausführungen gegen die »Ostgotentheorie«.

Er gibt zu, daß den »Lepontiern« gewisse Besonderheiten gemeinschaftlich sind (S. 97), aber wie erklärt er sie! Vom Waldstätter See sollen die alemannischen Einwanderer ins Hasli, nach Wallis und von da ins Simmental und nach dem Südabhang der Alpen, nach Vorarlberg und Rätien gelangt sein! Eine seltsame Wanderung! Und wie ist es möglich, daß die im 12. Jahrhundert in die Waldstätte Eingewanderten noch im selben oder nächsten Jahrhundert schon wieder ins Wallis und von da als freie Walser weiter wandern? Auch der Verfasser sieht dieses als etwas schwer Glaubliches an, und versucht es in einer Weise wahrscheinlich zu machen, die man selbst (S. 103) nachlesen mag. Mir will diese Erklärung nicht einleuchten. Aber noch mehr! Wenn die Alemannen erst im 12. Jahrhundert in größerer Menge aus der Ebene wegzuziehen sich entschließen, wie ist es möglich, daß die Urner doch schon Anno 732 erwähnt und 853 an die Reichsabtei Zürich gegeben werden, daß Schwyz 972 erwähnt wird und Maurer auf Grund seiner eingehenden Studien sagen kann: Hasli sei seit vorhistorischen Zeiten freie Gemeinde, die Freiheiten von Wallis seien uralt, lange vor der Befreiung hätten die Talgemeinden die freie Verwaltung ihrer markgenossenschaftlichen Angelegenheiten gehabt! Ja, ähnliche freie Markgenossenschaften findet er nur noch im Dithmarschen. Dieses Zeugnis hätte Vetter doch erst zu entkräften. Und wie ist es denkbar, daß bei einer Einwanderung in so später Zeit wie sie Burckhardt annimmt, noch Markgenossenschaften entstehen, da doch diese Zeit nur noch Siedlungen auf herrschaftlichem Boden kennt.[1]) Über die Bedeutung der beinahe in allen diesen Tälern vorkommenden Ortsnamen auf -ingen ist oben zu Wallis bereits gehandelt worden. Vollends unverständlich ist, wie bei einer Einwanderung vor wenig Generationen sich eine solch verworrene und bizarre Sage über eine aparte Abstammung sich bilden und fortblühen konnte.[2])

Daß keine urkundliche Erwähnung deutscher Orte in diesen Gebieten in älterer Zeit geschieht, was beweist das, wenn auch wirklich die Urkunde von 744, welche Altdorf nennt, anfechtbar ist? Diese armseligen Hirtenheime werden doch nur erwähnt, wenn sie gegründet oder vergeben werden. Aus dem Fehlen von Errichtungs- respektive Belehnungsakten ließe sich daher eher schließen, daß sie recht alt sind. Wo werden denn die sicher uralten -engo im Tessin genannt? Wie viele Urkunden reichen überhaupt ins 7. Jahrhundert zurück, und wie viele davon sind unverdächtig?

Übrigens war Burckhardt gerade in bezug auf die Ostgoten weniger gut unterrichtet, als sonst. Auch er spricht von nur 1000 abziehenden Goten, während es doch, wie oben gezeigt worden ist, weit mehr waren. Auch von den in Venetien kämpfenden Goten scheint der Verfasser nichts erfahren zu haben.

Endlich macht er es sich zu leicht, wenn er wegen der flüchtigen Goten so argumentiert, wie wegen der als Eroberer auftretenden Völker, daß sie das rauhe Bergland verschmäht haben würden. Ja, wenn ihnen eine große Wahl freistand, will ich mich dem anschließen. Aber sie mußten freie Ansiedlung erreichen, denn gerade jene Kapitulanten vom Vesuv scheinen eben auf einige Freiheiten Gewicht gelegt zu haben.

Merkwürdig ist auch noch, daß zwischen den patronymisch benannten Orten der Lepontier und den offenbar alemannischen Gegenden sich vielfach eine Zone mit stark romanisch gefärbter Toponymie hinzuziehen pflegt, so das Nordufer des Vierwaldstättersees, die Gegend von Thun bis Brienz, das untere Linttal etc.

[1]) III, S. 39, Kapitulare von 847.

[2]) Wie kommen die Urner zu dem Gedanken, Rom belagert zu haben!?

Erwähnt sei noch, daß gerade die mutmaßlich gotisch gemischten Gegenden das Patronymicum in -igen zu verwandeln geneigt sind.[1])

In der Schweiz hält man aber, wie es scheint, mit Vorliebe daran fest, im Interesse der Stammeseinheit überall alemannische Gründungen zu erblicken, was zu eindringlichen Forschungen nicht eben ermuntern konnte. Hier wäre ein Arbeitsfeld für Untersuchungen, wie sie Zimmerli über die deutsch-französische Sprachgrenze kürzlich veröffentlicht hat.

Was die Silvier und Walliser anlangt, deren gotische Abstammung sich vor allem aufdrängt, so habe ich bei ihnen von einer Wandersage nichts erfahren können. Bei den Silviern ist es am wenigsten auffallend, da es ganz natürlich scheint, daß die Erinnerung an die gotische Abstammung diesseits der Alpen freier auflebte; im Wallis aber finden sich einige recht seltsame Sagen, von denen es mir fraglich erscheint, ob sie anderwärts vorkommen, die wohl als eine dunkle Erinnerung an den Aufenthalt in Italien gedeutet werden können.

Von einem wärmeren Klima in alter Zeit, von Alpen und Pässen, die erst bei Menschengedenken vereist sind, geht wohl in allen Alpengegenden die Rede, oft nicht ganz ohne Grund. Aber Erzählungen, wie die vom übersilberten Wasser,[2]) die sonst bei einem nordischen Volke ganz sinnlos scheinen, gibt es wohl nicht so oft und sie hören sich hier im Wallis an, wie eine dunkle schwermütige Erinnerung an den Aufenthalt in Italien; in einer etwa aus Etrurien oder noch südlicher ansässig gewesenen Familie könnte sogar etwas derlei vorgekommen sein und müßte es wohl einen tiefen Eindruck gemacht haben, wenn das ahnungslose kindliche Gerede das Gedächtnis besserer Zeiten wachrief.

Solche Geschichten, und die von einem »Kampf um Rom« der Urner, verdienen doch die Prüfung, ob sie nicht einen tiefen Sinn enthalten, ehe man sie zu den Ammenmärchen zählt. — — —

Daß nun gotische Siedler sich besonders in den offenen Strichen zwischen Saane und Aare mit anderen Germanen, Burgundern oder Alemannen oder beiden gemischt haben müßten,[3]) ist wohl nicht zu bezweifeln, dort kann also eine Tradition über gotische Herkunft kaum erwartet werden.

Was nun die Graubündner anlangt, so hatte ich mir meine Meinung schon, wie vorgetragen, gebildet, als ich an Ort und Stelle erfuhr, wie gut die Überlieferung sich damit vertrage.

Im Hinterrheintal, aus dem sich die ganze Besiedlung der rätischen Alpen durch Germanen, wie oben erörtert, entwickelt hätte, ist feststehende Überlieferung, daß die älteste Kirche am Fuße des Bernardin, beim Flecken Hinterrhein, gestanden habe, wo sie von den Einwanderern, die über den Berg (Bernardin) herabkamen, gegründet worden sei.

Wo die Siedler herkamen, darüber scheint weniger Einmütigkeit zu bestehen: nach den einen aus Aosta, nach anderen aus Wallis. Beides scheint mir darauf

---

[1]) Zimmerli a. a. O., S. 89.

[2]) Tscheinen und Ruppen, Walliser Sagen aus der Landesgeschichte, II. Teil, No. 169. »Ehemals wußte man von keinem Eis. An einem kalten Wintermorgen fing der Brunnen an, sich zu überfrieren. Da sprach eine Tochter, die nie Eis gesehen, zu ihrem Vater: Jez hein mer Zit, danna z'gann, z'Wasser faht an z'übersilbern.«

[3]) Massenhafte Einwanderung von Alemannen ins Gebiet westlich der obern Aare hätte sich übrigens durch Einführung des Anbaus von Dinkel, Triticum spelta, statt des Weizens, triticum tenax, verraten müssen; vergl. Gradmann, in den Württemb. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, Heft 1902. Die Burgunder mögen aber in diesen Strichen doch ein namhafter Bruchteil der Bevölkerung gewesen sein; gemischt mit anderen Germanen konnten sie nicht so leicht verwelscht werden. Soweit würde ich Schott zustimmen und den Burgundern ihren Anteil an der Bildung des »lepontischen Deutschtums« der Südwestschweiz einräumen.

zurückzuführen, daß man sich einer gewissen Sprachverwandtschaft mit den Bewohnern des Dorabeckens und des Rhonetales in einer Zeit bewußt wurde, wo schon die Kenntnis der Abstammung verloren war.

Außerdem deutet diese Tradition auf ein hohes Alter der Siedlung, da die Kirche in Sufers schon 841 erwähnt wird.[1]) Schon das spricht gegen die vermutete Ansiedlung durch Kaiser Friedrich I.; überdies ist sie innerlich unwahrscheinlich, was darzulegen zu weit führen würde; hatte der Kaiser nicht von der Bärenburg bis Ortenstein Burgmannen genug, und war es denn Sitte der Feudalzeit, Militärkolonien in Form freier Volkssiedlungen anzulegen?

Die Alemannen des Theodorich, an die Lechner denkt, scheiden, wie schon erörtert, aus; wäre dieser Rheinwald, und es war ursprünglich nur Wald und Rhein im Tale, der Platz, von dem Ennodius sagen durfte: Das Alemannenvolk habe den Reichtum italischen Bodens erlangt!? Es darf also wohl gesagt werden, daß auch die Überlieferung unserer Auffassung günstig ist.

So erhalten auch die Spuren germanischer Bevölkerung im Süden des Gotthard, in Livinen, Blenio und Misocco, ihre Erklärung. Daraus ergibt sich mir aber ferner, daß Dr. Steub wohl recht gesehen hat, wenn er die Zwecke der Gesellschaften zur Katholisierung der Alpen, die ums 12. Jahrhundert in Mailand bestanden, auf Reste deutschen Volkstums und deutscher Sprache bezieht, die sich noch im Norden von Mailand erhalten hatten; nun wissen wir auch, wo sie zu suchen waren. Es ist durchaus anzunehmen, daß den Klerikern in Oberitalien, nachdem sie unter den Goten das Arianertum eindringen sahen, und unter den Langobarden noch intensiveren Haß gegen die nach Paulus in jeder civitas konkurrierenden arianischen Bischöfe eingesogen hatten, alles Germanische als arianisch oder doch ketzerischer Neigung verdächtig erschien.

Später hat diese Abneigung ja weit um sich gegriffen, aber so frühe scheint die heftige Abneigung gegen alles Deutsche besonders den oberitalienischen Klerus erfaßt zu haben. Diesem Gefühle mag es zuzuschreiben sein, daß sogar die deutschen Ortsnamen nach Austilgung des verhaßten Idioms beseitigt wurden, indem entweder eine Übersetzung oder, noch besser, der Name eines Heiligen dem alten Namen substituiert wurde. An der französisch-deutschen Sprachgrenze ist davon in alter Zeit nichts zu verspüren, als daß mit dem Wechsel der Sprache oft eine Übersetzung eintritt, oft aber bleibt der alte Name, etwas verändert, erhalten.

So erklärt es sich wohl als geistliche Fürsorge, wenn Bischof Hatto 948 die Täler Leventina, Blenio und Riviera an vier Canonici in Mailand vergibt, die nun jene, eigentlich zur Diözese Como zuständigen, Bezirke durch ihre Präfekten regieren ließen.[2])

So mögen wohl manche Nachkommen der Goten, sei es um ihren Glauben oder ihre Sprache besorgt, in das zu Chur gehörige Misocco gezogen sein.

Das mag unter den Viktoriden geschehen sein, sei es, daß diese duldsamer waren, oder daß sie einem Befehle ihres Königs nachkamen.

Vom Moësatale lag, wenn dorten die Bevölkerung nicht mehr Raum fand, ein Weiterziehen ins Hinterrheintal und in die angrenzenden Täler nahe. Misocco und Hinterrhein scheinen beide den Viktoriden gehört zu haben.[3])

Ist es nach all dem Vorgetragenen zu kühn, auch in diesen sämtlichen bisher besprochenen Siedlungen den Ausfluß eines einheitlichen Prozesses, einer Zu-

---

[1]) Lechner, Thusis und die Hinterrheintäler; nach ihm stand im 13. Jahrhundert in Hinterrhein eine St. Peterskapelle. Kirchen dieser Benennung pflegen aber sehr alt zu sein. Vergl. Die uralte Kirche im Muottatal, von Müller, I, S. 426, Note.

[2]) Tartini, Storia della Svizzera, S. 112.

[3]) v. Müller a. a. O., S. 188, Note 65.

wanderung von Süden und zwar von Goten zu erblicken, anstatt eine Reihe von Einwanderungen unbekannter Völker von unbekannter Herkunft anzunehmen, über deren Wanderung und ihre Veranlassung nirgends das mindeste zu ermitteln ist?

Ich glaube nicht, und möchte die Frage nach dem gotischen Ursprung dieser Stämme geradezu, wie für die Cimbern und ihre Verwandten, bejahen, wenn auch der Nachweis nicht mit derselben Evidenz zu führen war, wie für diese. Was ist aber das schließliche Ergebnis? Ist es etwas verblüffend Überraschendes, ist es etwas Märchenhaftes, Phantastisches? Keineswegs, es ist, nüchtern betrachtet, das natürlichste Ding von der Welt.

Wir finden, daß die letzten nicht entnationalisierten Uberreste des großen Gotenvolkes sich da finden, wo sie zu suchen von vornherein das natürlichste war, nämlich zum Teil in den entlegensten Ecken ihrer alten Sitze, wo wir sie zuletzt mit dem Schwert in der Hand antrafen, als Unterworfene, wie der Geschichtsschreiber Paulus es andeutet; zum Teil aber außerhalb des Machtbezirkes ihres byzantinischen Uberwinders und seiner germanischen Besitznachfolger, in der nächsten Umgebung, an den Grenzen ihres früheren Reiches (d. i. nach seinem letzten beschränkten Umfange), peripherisch um dieselben gelagert, vielfach in Gegenden, in die nur die Not Ansiedler zu treiben vermocht haben kann.

Für das Deutschtum im politischen Sinne sind nun freilich nach einer eigentümlichen Schickung auch die zuletzt behandelten Gotenenkel verloren, aber unsere Betrachtung über sie schließt insoferne weniger wehmütig ab, wie jene über die Cimbern, als doch nur ein Teil, die jenseits der Alpen und, wie ich fürchte, die im Rhonebecken Ansässigen in absehbarer Zeit ganz entnationalisiert werden dürften, dagegen haben wir die Genugtuung, festzustellen, daß in den Urkantonen wie in Graubünden diese freiheitsliebenden Flüchtlinge vom italischen Boden ebenso wie ihre Stammesgenossen im Rhonetal den Grund zu kräftig aufblühenden Gemeinwesen freiheitlichster Gestaltung gelegt haben, wobei jenen im Rheingebiet auch noch die Rolle von Vorkämpfern deutschen Wesens gegen das Romanentum diesseits der Alpen zugefallen ist.

So scheiden wir von dem Gegenstande unserer Untersuchung doch mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Nachkommen gerade der freiheitsliebendsten Gotenrecken sich die Freiheit bewahrt haben, und daß sie mit uns wenigstens durch das Band der Sprache verbunden geblieben sind.

Jenen aber, die nach einem Widerstande von anderthalb Jahrtausenden nun am Aussterben sind, können wir unsere Bewunderung nicht versagen; was ihr Ausharren allein ermöglichte, war nicht irgend eine Ermunterung unsererseits, sondern nur jenes Gefühl, das, wie wir hörten, allen vom Wallis bis zur Gottschee innewohnte, jenes stolze Gefühl, etwas Besseres zu sein als ihre Nachbarn. Dieses Gefühl hohen Wertes des eigenen Volkstums und der eigenen Sprache ist es einzig und allein, das im Kampfe der Nationalitäten den Sieg verleiht, das sieht man an jenen Grenzmarken, wo in unseren Tagen die deutschen Reihen sich lichten und zurückweichen, weil jenes Gefühl nicht mehr stark genug in allen Volksgenossen vorherrscht.

Erzherzog Johanns Reise durch das Ötztal 1846.

Aus den Tagebüchern des Erzherzogs.

Mitgeteilt von

Hans v. Zwiedineck-Südenhorst.

Es braucht nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß durch Erzherzog Johann von Österreich, den Reichsverweser, die Freude an Alpenreisen weit verbreitet wurde, daß seine Begeisterung für das Leben in den Alpen sich nicht nur seinen zahlreichen Freunden in allen Kreisen der Bevölkerung mitgeteilt, sondern daß sie auch auf Fernerstehende aufmunternd gewirkt und zur Selbstschau angeregt hat. Franz Ilwof hat im 13. Bande dieser Zeitschrift die »Beziehungen des Erzherzogs zu den Alpenländern« ausführlich geschildert, er hat im hundertsten Gedenkjahre der Geburt des volkstümlichen Prinzen (1882) aus dessen Tagebuch »Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810« veröffentlicht und durch die Wiedergabe der unter dem unmittelbaren Eindrucke des Gesehenen vorgenommenen Aufzeichnungen dem Leser einen Blick in das Geistes- und Gemütsleben des Erzherzogs eröffnet, wie es sich beim Anblicke unserer Naturschönheiten und im Verkehr mit den Gebirgsbewohnern gestaltete.. Auch über damals seltene Ersteigungen, über Wegforschungen und mancherlei physikalische Beobachtungen hat Ilwof berichtet, die der Erzherzog entweder selbst angestellt oder veranlaßt hat.

Seitdem ich durch die Güte Sr. Exzellenz des Herrn Dr. Johann Grafen von Meran, seines ältesten Enkels, die Gelegenheit erhalten habe, des Erzherzogs Tagebücher im historischen Interesse zu durchforschen, habe ich selbst eine Fülle der interessantesten Reiseskizzen kennen gelernt und die Überzeugung gewonnen, daß in der ausführlichen Monographie über Erzherzog Johann, die vorzubereiten ich mir zur Aufgabe gestellt habe, dessen »Reisen und Studien von Land und Leuten« einen hervorragenden Platz einnehmen werden. Über einzelne seiner Reiseunternehmungen, u. a. über die Reise nach Odessa und Südrußland (1838), liegen nicht nur Tagebuchblätter, sondern systematisch angelegte, von ihm und seinen Begleitern ausgearbeitete Darstellungen vor, die ein stattliches Werk mit Beilagebänden bilden. Daß darin sehr kostbares Material für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte, für Statistik, Topographie, Landwirtschaft, Industrie, namentlich Bergbau- und Hüttenwesen, zu heben sein wird, lehrt auch ein flüchtiger Blick; ernste und eingehende Beschäftigung wird ohne Zweifel noch weitere erfreuliche Überraschungen ergeben.

Auch die Alpenfahrten des Erzherzogs fordern zu einem genauen Studium der darüber vorhandenen Aufzeichnungen auf, denn sie sind so zahlreich und verzweigen sich nach so vielen Richtungen, daß sie uns in entsprechender Ausnützung ein zusammenhängendes Kulturbild der Ostalpenländer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergeben können, wie wir es von einem einzelnen Beobachter

sonst nicht besitzen. Noch dazu hatte dieser Beobachter die vielseitigsten Interessen und eine kaum zu befriedigende Wißbegierde; er reiste mit allen Vorteilen, die ihm seine hohe Stellung gewährte, aber ohne durch diese von den Menschen, die ihm begegneten, getrennt zu werden. Ihm näherte sich im Gegenteil alles mit unbegrenztem Vertrauen, mit allen Anliegen, Wünschen, Hoffnungen der Landschaft, der Gemeinde, der Korporationen und der einzelnen, weil man wußte, daß der Erzherzog für jedermanns Schicksal Teilnahme besaß und sich auch die Mühe gab, »Oben« etwas auszurichten, wenn Not, Mißbräuche, Ungerechtigkeiten nach Abstellung verlangten.

Da ich mich mit den Jahren, die der Revolution und der nationalen Erhebung des Jahres 1848 vorangingen, etwas genauer beschäftigte, um zu erfahren, wie des Erzherzogs Beziehungen zu den deutschen Patrioten seit dem Kölner Dombaufeste von 1842 sich stetig entwickelt und erweitert haben, kamen mir auch die Blätter in die Hände, die den Inhalt dieses Aufsatzes ergeben: das Tagebuch des Erzherzogs vom Juli 1846 und einige mit seiner Reise ins Ötztal zusammenhängende Briefe. Sie verdienen besondere Beachtung, weil mit dieser Reise die Besichtigung des Vernagt-Ferners verbunden war, der ja neuestens ein alpines Objekt von hervorragendem wissenschaftlichem Interesse geworden ist und durch Eduard Richter, S. Finsterwalder, A. Blümcke, H. Heß (Nürnberg) zum Ausgangspunkte der sorgsamsten und ergiebigsten Forschungen erwählt wurde. Die von diesen veröffentlichten Arbeiten sind zu bekannt, als daß es notwendig wäre, an diesem Orte über das periodische Anwachsen des Ferners und dessen Rückbildung, über die Bildung des Stausees und dessen Ausbrüche weitergehende Mitteilungen zu machen.

Der Besuch des Erzherzogs fällt in die Epoche größter Energie der Gletscherbildung, denn schon 1848 wurde, wie S. Finsterwalder in der historischen Einleitung seines Werkes (»Der Vernagt-Ferner, seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889« — Wissenschaftliche Ergänzungshefte I, 1) angibt, eine Einbuße des stauenden Ferners an Dicke des Eises beobachtet; zwei Tage vor dem Besuche, am 6. Juli 1846, hat ein Ausbruch des Sees, der vierte in diesem Jahre, stattgefunden. Seine Wirkungen im Ötztale haben auf den Verlauf der Reise des Erzherzogs Einfluß genommen, sie haben den Eindruck beeinflußt, den die Landschaft auf den Reisenden gemacht hat.

Nicht unvorbereitet trat der Erzherzog die Reise an, die er schon längere Zeit im Auge gehabt hatte; er hat sich mit dem Buche J. Walchers: »Die Eisberge in Tirol, Wien, 1773« bekannt gemacht, eine Abschrift des das Ötztal und den Vernagt-Ferner behandelnden Abschnittes samt guten Handkopien der beiden Illustrationen finden sich unter seinen Papieren; es ist nicht ausgeschlossen, daß er sie in seinem Reisewagen mitgenommen und während der Fahrt studiert hat. Außerdem hat der Landesgouverneur Graf Klemens zu Brandis, mit dem der Erzherzog sehr vertraut war, durch die Beamten des Landgerichtes Silz schon 1845 Erhebungen im Ötztale pflegen lassen, von denen die Einrichtung der Reise abhängig gemacht werden sollte.

Es scheint mir nicht unpassend, zur Aufklärung der Situation, in die der Erzherzog im Juli 1846 eintrat, auch aus den Vorberichten, die dem Erzherzoge teils direkt, teils durch Brandis zugingen, einige Stellen mitzuteilen. Der Landgerichts-Adjunkt Johann Bergmeister berichtete am 4. April 1845 an den Landesgouverneur zufolge der von diesem erhaltenen »hohen Weisung« über die »Fernerübergänge im Otztale« auf Grund der beim Herrn Kuraten in Vent (Franz Arnold) und bei den Revierförstern Hüttegger und Rettenbacher eingeholten Erhebungen. Er setzt dabei voraus, »daß Seine Kaiserliche Hoheit bei der Reise

durch das Ötztal Höchstihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf den Vernagt-Ferner zu widmen geruhen werden«.

Die Besichtigung des Gurgler Ferners mit der Partie zum Vernagt-Ferner zu verbinden rät er ab, denn er findet, daß jener »außer dem See und dem im 17. Jahrhundert beim besorgten raschen Ausbruche dieses Sees zur Darbringung des heiligen Meßopfers benützten steinernen Tisch nichts Besonderes darbietet«. Man müßte auch, um nach Vent zu kommen, wieder nach Zwieselstein zurück, »da den Übergang vom Gurgler Ferner aus über den Stock-Ferner etc. nach Vent wegen Gefahr, Beschwerlichkeit und weiterer Entfernung niemand zu raten sich getrauet. Ebensowenig wird gewagt, den Übergang über den Gurgler und den Großen Ötztaler Ferner, über dessen Eis gegen vier Stunden weit gegangen werden müßte, vorzuschlagen, weil selbst Ortskundige denselben scheuen, da bei einfallendem Nebel leicht die Richtung ganz verfehlt werden kann«. Von den beiden Übergängen von Vent nach Schnals empfiehlt Bergmeister den Weg über den »Hochjoch-Ferner«. Er sei minder weit und minder gefährlich wie der »Niedertal-Ferner«, von dem der Vernagt-Ferner auch mindestens vier Stunden abliege, »bereits ohne Zerklüftung und nicht sehr steil, ohne Gefahr und auch nicht beschwerlich zu begehen«. Man könne ihm, wenn es notwendig sein sollte, »nach der Anichschen Karte auch ausweichen«.

Die Entfernung von Vent bis zum ersten Hause in Schnals »beim Kurz« berechnet Bergmeister auf sechs Stunden; noch zwei Stunden weiter, im Orte »Unserfrau« findet man die »nötige Unterkunft«. »Der nicht schwer zu besteigende Kogel am Hochjoch-Ferner, bis zu dessen Scheitel man vom Übergangssteige bei zwei Stunden rechnen soll, gewährt eine herrliche Aussicht über die südlichen, westlichen und nördlichen Ötztaler Ferner. Diese Darstellung der angeführten Lokalverhältnisse«, so schließt der Bericht, »gründet sich zwar nur auf Abhörung verläßlicher Gewährsmänner, indessen vermöchten Herr Professor Baumgartner und Herr Dr. Stotter zu Innsbruck Auskünfte aus eigener Überzeugung zu geben, denn der erstere beging dem Vernehmen nach im Monate August 1841 bei Besteigung der Similaunspitze den Hochjoch-Ferner, und der letztere im Monate Juli 1839 auf seiner geognostischen Reise den Niedertal-Ferner. Den Übergang schon im Monate Mai zu bewerkstelligen, wird allgemein nicht geraten, ja unmöglich gehalten, indem zu dieser Zeit gewöhnlich noch zu viel und zu weicher Schnee besteht und nicht einmal alle Lawinen abgefahren sein dürften. Tunlich ist der Übergang Ende Juni; zu raten aber erst Ende Juli. Würden Seine Kaiserliche Hoheit die Reise in das Ötztal von Stams aus antreten, so wäre es mit Beseitigung des Abstechers nach Gurgl möglich, an einem Tage bis Vent zu kommen, da Höchtdieselben früh abzureisen pflegen und bis Huben fahren könnten, von wo aus man bis Vent noch sieben Stunden rechnet.«

Im Sommer kam Erzherzog Johann mit seinem sechsjährigen Sohne »Franzi«, dem Grafen von Meran, von Vorarlberg in die Mieminger Gegend und hielt bei dieser Gelegenheit persönlich mit Bergmeister über eine Tour ins Ötztal Rücksprache. Er äußerte die Absicht, den Weißkogel (nördlich vom Taufkarjoch, 3412 *m*) zu besteigen. Mit Beziehung darauf schrieb ihm Bergmeister am 7. September d. J.: »Mehrere, welche den in Frage stehenden Weißkogl erst in jüngster Zeit bestiegen haben, versichern, daß die damit verbundenen Beschwerden durchaus nicht gelohnt werden. Nur der Redtenbach-Ferner, welcher sich nach Sölden zieht und von nicht großer Ausdehnung ist, kann von dort aus übersehen werden; eine weitere Fernsicht soll aber die nahe gelegene Wildspitze völlig hemmen. Dagegen ist, wie der ortskundige Nikodem Klotz versichert, der bei Rofen aufsteigende, hinter der Wildspitze gelegene, eben nicht sehr hohe Brechkogl (Brochkogel, 3636 *m*) wegen seiner günstigen Lage vollkommen geeignet, eine ganz vorzügliche Aussicht

über das Kauner-[1]) und Langtauferertal zu gewähren; von demselben aus soll neben andern hohen Bergspitzen sogar die Ortelesspitze noch gut erkennbar sein. Der Weg dahin wird als rauh aber nicht gefährlich und nur bei fünf Stunden lang angegeben; er soll am sichersten von Rofen aus genommen werden können. Als Rückweg wird aber der Gang nach Vent geraten, weil die Übergänge in das Kauner- und Langtauferertal wegen der vielen Zerklüftungen schon seit vielen Jahren niemand mehr zu betreten wagt. Endlich soll auch die Wildspitze — im Ötztale der Urkund genannt — eine ausgezeichnete Aussicht über die südlichen, westlichen und nördlichen Ötztaler Ferner gewähren. Da aber die Besteigung derselben in jedem Falle sehr beschwerlich und gefährlich ist, und nur bei weichem Schnee in den besten, heitersten Sommertagen von ganz geübten und schwindelfreien Bergsteigern manches Mal gewagt wird, so kann diese Tour nicht eingeraten werden.«

Unmittelbar vor der Ankunft des Erzherzogs ließ das k. k. Landgericht Silz noch einmal amtliche Erhebungen über den Zustand der Wege und Übergänge im innersten Ötztale pflegen. Über das Ergebnis liegt ein Protokoll vor: »Vorgegangen zu Ötz den 2. Juli 1846«. Gezeichnet: Ignaz Hüttegger, Revierförster; Joseph Hepperger, k. k. Forstgehilfe. »Soeben zurückgekehrt«, heißt es darin, »erstattet der k. k. Forstgehilfe Joseph Hepperger in fraglicher Angelegenheit diese Relation: Von seite des hochwürdigen Seelsorgers zu Vent habe er in Gegenwart des Gemeindevorstehers und mehr anderer Gemeindemänner, die als ganz verläßlich verbürgte Mitteilung erhalten, daß eine Reise über den Hochjoch-Ferner gegenwärtig aus Grund des immensen Anwachsens des Vernagt-Ferners unmöglich sei und daß auch kein einziger der fremden Reisenden es bisher gewagt habe, diese Passage vorzunehmen. Der Niederjoch-Ferner sei aber im Gegenteile nicht bloß ohne alle Gefahr, sondern auch ohne bedeutende Anstrengung zu passieren. Man habe behufs des Herübertreibens von Vieh in die hierseitigen Alpen den Weg verbessern müssen, und seit einigen Wochen seien mehrere Reisende über den Niederjoch-Ferner gegangen, die ohne Gefahr und großer Mühe nach »Unserer lieben Frau« in Schnals gelangten. Am 30. vorigen Monats sei der Fremdenführer Nikodemus Klotz zu Rofen mit einem Herrn aus Württemberg nach Besichtigung des Vernagt-Ferners über den Niederjoch-Ferner gegangen, und genannter Klotz habe den hochwürdigen Herrn Seelsorger versichert, daß die Passage gegenwärtig ganz gut sei.«

Erzherzog Johann kam von Vordernberg über Aussee, Ischl, Salzburg, Reichenhall, Paß Strub, St. Johann, Ellmau, Rattenberg, Hall am 4. Juli abends in Innsbruck an, wo er den 5. verweilte. Unter den Persönlichkeiten, mit denen er dort verkehrte, befand sich auch Professor Stotter. Über den Inhalt der mit diesem geführten Gespräche berichtet das Tagebuch des Erzherzogs nichts, es steht jedoch wohl außer Zweifel, daß der Vernagt-Ferner, über den der Professor in demselben Jahre in Innsbruck ein Buch erscheinen ließ, den Gegenstand der Erkundigungen des Erzherzogs gebildet haben dürfte. Es ist vielleicht auffallend, daß Stotter den Prinzen nicht persönlich in sein Forschungsgebiet geleitet hat; zur Erklärung des Umstandes, daß der Erzherzog den Professor nicht eingeladen hat, möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß jener gewiß den Schein vermeiden wollte, als wenn er seiner Reise eine andere Bedeutung als die eines touristischen Ausfluges beilegen wollte, denn so viele wissenschaftliche Neigungen und Interessen er hatte, hat er sich doch niemals als einen Gelehrten betrachtet oder als solcher gelten wollen

[1]) Diese Schreibung (statt Kaunser) beruht nicht auf einem Versehen, sondern ist die vorwiegende in den mir vorliegenden Schriftstücken. Dasselbe gilt von Orteles statt Ortler.

Am 6. Juli morgens 4 Uhr, verließ der Erzherzog mit seinem Adjutanten Oberstleutnant Frossard Innsbruck, fuhr mit seinem Reisewagen bis Silz, ließ diesen aber von hier über Landeck und Nauders nach Naturns fahren, wo er auf ihn warten sollte, während er selbst einen leichten Gebirgswagen zur Fahrt durch das Ötztal zu verwenden wünschte. Leider erhielt er statt des erwarteten einen »hochhängenden, offenen, gewaltig stoßenden Wagen«, der auf den schlechten Wegen auch »nicht sehr sicher« war. In Umhausen wurde Marberger, ein Vertrauter von Anno neun her, mitgenommen. Die weitere Erzählung überlasse ich dem Erzherzoge selbst; sie ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, denn sie bildet einen Teil des auf einzelne Bogen geschriebenen Tagebuches, das der Erzherzog ohne Unterbrechung — außer den durch Krankheiten verursachten — geführt hat, indem er meist noch an demselben Abende, oder wenn dies unmöglich war, am darauffolgenden Morgen seine Eintragungen gemacht hat. Der Stil ist daher knapp und schmucklos; häufig fehlen einzelne Satzteile. Nur wenn sie zum Verständnis unumgänglich nötig erschienen, wurden sie in eckiger Klammer [ ] eingefügt. Die Rechtschreibung ist einheitlich der Zeit entsprechend hergestellt. Wiederholungen zu beseitigen, fand ich keine Veranlassung. Wir wollen hier keine Proben eleganten Stiles, sondern die Gedanken und Empfindungen eines der edelsten Freunde der Alpen kennen lernen.

»Von Lengenfeld behält das Thal die Breite, die Thalfläche wohl bebaut, wohl bewässert, viele Höfe auch auf einer Abstufung, am Fuße welcher der Weg führt (Burgstein). Das Thal hat eine etwas bogenförmige Richtung, daher erblickt man das im Hintergrunde liegende Huben mit seiner Kirche erst nachdem derselbe Weg zurückgelegt ist. Rückwärts Huben, welches man rechts läßt, ist der dritte Thalschluß. Der Pfarrer, ein sehr aufgeweckter Mann, gab uns keine guten Nachrichten rücksichtlich des Wassers; es hieß die Lacke von Gurgl sei ausgebrochen. Dieses wüßten die Leute nach dem Geruche und der Farbe des Wassers. Durch die Enge des Thales führt der Weg; allenthalben sah man am Fuße der felsigen Abhänge in der Thaltiefe die Verwüstungen des letzten Fernerausbruches; verwüstet, versandet oder überschwemmt die wenigen Gründe und allenthalben Überreste von Stegen, Brücken und Holz von Wohngebäuden; der Thalgrund ist da allenthalben verwüstet. Bei einzelnen Häusern vorüber stets aufwärts — das Polles Thal rechts lassend, an dessen Ende sich ein Wasserfall in eine Klamm stürzt — zu den Häusern An der Brücke, wo das Thal wieder eine kurze Enge bildet. Hier hieß es halt machen. Das immer wachsende Wasser hatte den Weg zerrissen. Entgegen brauste dickes, trübes Wasser und brachte Trümmer von Stegen. Wir sandten die Wagen zurück, die ich leicht vermißte, da ich auf dem steinigen Wege bis hieher furchtbar war gebeutelt und gestoßen worden. Nun hieß es zu Fuß gehen durch die etwas erhöht liegenden Höfe Aspach und Brunn. Eine halbe Stunde weiter beginnt eine lange Schlucht; der Weg erhebt sich; wie man mit dieser Schlucht die 4. Thalsperre heraustritt, öffnet sich das Thal ohne jedoch die Breite wie bei Lengenfeld zu erreichen. Ich folgte dann dem über die Thaltiefe etwas erhöhten Steig nach dem Dorfe Sölden. Zerstreut ist die Gemeinde in der Thaltiefe und auf den ersten niederen westlichen Abstufungen, im Hintergrunde strömt die Ache aus einer Schlucht. Ein waldiger, auf seiner Höhe breiter, sonst steil abfallender, mit Wald bewachsener Gebirgsfuß des westlichen Gebirges bildet den 5. Thalschluß. Die Kirche und das Widum von Sölden liegen etwas erhöht, zunächst einige zerstreute Häuser. Wo ein Fleck ist, sieht man Anbau und diese, sowie die kleinen untersten Absätze können zum Behufe des Flachsbaues bewässert

werden. Die Witterung war trüb geworden, die hohen Berge waren in Nebel gehüllt, es regnete und alles zeigte schlechte Witterung an. Das Wasser war noch im Steigen, der Weg durch die Schlucht nach Zwieselstein war beschädigt, die Stege weggetragen. Nach dem nächsten Orte, Hl. Kreuz, waren 2 gute Stunden und notgedrungen einen schlechten Weg einzuschlagen — 6 Uhr abends — und unsere Müdigkeit, welche von dem Beuteln der Wagen vorzüglich herrührte, endlich die Notwendigkeit, wenn die Witterung sehr schlecht geworden wäre, entweder den nämlichen weiten Weg zurückzukehren oder den sicheren Übergang über das Timbljoch einzuschlagen, machten mir den Entschluß fassen, hier zu bleiben. Ich kehrte im Widum ein, wo der freundliche Kaplan Wohnung und Essen besorgte; der Pfarrer war abwesend. Wir waren recht gut untergebracht und es fehlte uns an nichts. Der gute Kaplan, aus Arzl gebürtig, sorgte so gut; das Zimmer recht gut. Der Tag endigte mit einem gewaltigen Donnerwetter und Regen, welcher uns unterwegs erwischt hätte. Die tiefen Gründe waren durch das Wasser überschwemmt, tief senkten sich an den Berglehnen die Nebel und alles zeigte die schlechte Witterung und selbst über den Timbl wollte man nicht gehen, wenn es so anhalte. Müde waren wir und giengen um 10 Uhr zu Bette.

Am 7. Ein langer Tag lag vor uns; die Entfernungen der Orte waren zu kurz angegeben, dazu die Hindernisse durch die zerstörten Brücken und zerrissenen Wege. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte man bis Sölden, ja bis Zwieselstein fahren und zu Pferde dann bis zu den Fernern kommen können — welche Ersparung an Kräften! So hieß es alles zu Fuß und selbst auf Umwegen machen. Um 4 Uhr war ich auf und frühstückte. (Anton Durach, Kaplan). Wir gaben den Trägern das wenige, was wir mit uns hatten; dem Kaplan dankend machten wir uns auf den Weg. Der Landrichter von Silz Wiktorin, Maarberger von Umhausen, Josef Hepperger, kais. Forstgehilfe, giengen mit über den verwüsteten Thalboden, wo das gestrige und heutige Wasser neuerdings Schlamm und Sand gebracht, die hübschen, bewohnten Abhänge rechts lassend dem Thalschlusse zu. Das Wasser hatte die Stege weggetragen, den Weg, welcher durch die Schlucht führt, verdorben. Zwei Steige blieben uns offen: entweder über den Sattel, welcher zwischen den Alpenhängen und dem waldigen Absatz sich befindet, hoch hinauf und durch Wald und Berg; auch der hinüber und wieder hinab Hl. Kreuz, zwar abkürzend, aber seiner Höhe wegen beschwerlicher, oder am Abhange durch die Schlucht, durch den Pitzwald am Wasser fort, 1 3/4 Stunden weit. Diesen wählten wir — es ist ein gewöhnlicher Fußsteig, auf und abwärts gehend, schmal, steinig, schlecht und daher gegen den sonst am rechten Ufer der Ache führenden Weg zeitraubend. Zwieselstein bleibt auf seinem hübschen Thalboden links liegen. Dieser Thalboden wird durch den Zusammenschluß des Gurgler- und Venterthales gebildet. Einsam liegen die wenigen Höfe da, zerstreut, von Wiesen umgeben, die die Spuren der Verwüstung tragen — schon hoch gelegen, da von dem 4170′ erhobenen Sölden das Thal noch aufsteigt. Südlich ziehet sich durch eine Schlucht der Weg in das Gurglerthal, anfangs recht ansteigend, dann sich Alpengegend öffnend; mit dem Dorfe Ober Gurgl. Von da zieht sich noch durch ein paar Stunden das Thal, zuletzt der Bach in eine Felsenschlucht, als Alpe bis am Fuße der Gletscher, welche von dem Passeyer und Schnals trennenden Hauptrücken sich herabsenken, die Köpfe und Seitenthäler ausfüllen und vorzüglich die weitausgedehnten Langthaler und Oetzthaler Ferner bilden. Diese zwei vereinigen sich an ihrem Ausgange und der mächtiger vorschiebende Oetzthaler dämmt den Ausgang des Langthaler, bildet daher einen See, welcher zwar öfters sich entleeret, aber niemals den Schaden so steigert, wie jener des Venter Thales. Bekannt als Gurgler-Lacke, kennen die Bewohner dessen Ausbruch aus dem Geruche des Wassers. Durch einen mit ewigem Eis bedeckten Gebirgs-

rücken, dessen Gletscher hoch bis den halben Abhang herabsinken und im Hintergrunde mit dem Oetzthaler Ferner vereinigt — ununterbrochene Eisfelder und hohe Schneeköpfe — ist das Gurglerthal von jenem von Vent getrennt. Im Osten einer der höheren, der nach dem Passeier-Pfeldersthale steil abfallende Hohe First, die anderen von diesen die Scheidungsrücken zwischen Etsch und Inn bildenden Rücken bis an den hohen Similaun — alle hoch zwischen 9, 10 und 11000 Fuß. Zwei Übergänge sind über diese großen Eisfelder, welche bis zur Gurgler Lacke vereint, dann aber da sich trennen, der eine längs der Lacke und über den Langthaler Ferner auf die Höhe des Rückens, auf das Langthaler Jöchl, anfangs sich über die Eisfläche hinanziehend, dann zuletzt steil in Windungen über das Eis auf die Höhe und über die Schneelose-Wand südlich steil hinab und über Alpenweiden zu dem Lazins in Pfelders. Der andere, die Lacke östlich lassend, über die Fernerfläche und die an ihrer östlichen Seite liegenden Steintrümmer am Fuße des Schwärze Berges zu dem Steinernen Tisch, von diesem dann aufwärts über die weit ausgedehnte Fläche des großen Ötzthaler Ferners bis auf das Joch und jenseits desselben über die südliche Felsenwand hinab zu den Alpen von Schnals und dem Eishof, dann durch Pfossenthal zu der Karthaus in Schnals.

Diese zwei Übergänge, wo man die Eisfelder in ihrer Größe übersieht, bedurften Zeit, heiteres Wetter; einige sind weniger betreten, ihrer Klüfte wegen ohne gehörige Umsicht und tüchtige Führer nicht zu besuchen. Ein Jahr früher hatte die Unvorsichtigkeit gegen alle Warnung der Inwohner einem Professor aus Preußen das Leben gekostet. Er fand seinen Tod in einer Kluft; begraben liegt er in Gurgl. Östlich von Zwieselstein steigt der alte Saumsteig steil aufwärts auf die ersten hohen Abstufungen mit Alpenweiden, hierauf in das Timblthal und durch dieses auf das in früheren Zeiten sehr betretene Timbljoch und hinüber nach Schneeberg oder Passeir. Ein Ferner ziehet sich von Zwieselstein am linken Ufer der Venter Ache teils durch teils über Wiesen und Weiden nach dem Boden von H. Kreuz; eigentlich nur eine Erweiterung des schmalen Thales. Bei einzelnen Häusern vorüber gelangt man auf den Absatz, auf welchem Kirche und Widum liegen — erstere sehr hübsch. Unter den Paramenten zeigte man mir eines von meiner Tante Elisabeth. Ferdinand Horsg heißt der hiesige Kaplan — ich besuchte ihn in dem oberhalb gelegenen Pfarrhofe. Die Pflanzen zeigen schon hier die Höhe an, in der man sich befindet. Ich fand gleich auf einem aus dem Boden hervorragenden Felsen die Primula villosa, Aster alpinus, Saxifraga bryoss. — Alle Gründe sind Wiesen, einige werden zum Bau einer zwei- und vierzeiligen Gerste benützt. Ich fand die Leute bei dem Heumachen. Sie arbeiten kleine Strecken auf und müssen jede Witterung benützen. Von Sölden hatte ich 3 Stunden bis hieher gebraucht. Nun geht es im Thale weiter; zu beiden Seiten steile Abhänge, hohe mit ewigem Eis umkränzte Berge, die Waldungen schütter mit vielen Zirm[Zirben-]bäumen, die Lehnen Alpenweiden, von der Höhe herab überhängende Ferner, von allen Seiten Bäche von diesen über steinigte Absätze herabströmend, allenthalben Wasserfälle. Eine tiefe Klamm von ziemlicher Ausdehnung bildet das Bett der Ache, sie schwellt das Wasser, ihre Breite nicht über 10 Klafter. Das Thal bildet nun eine südliche Wendung. Winterstall — ein paar Häuser zwischen Wiesen. Da alles weggerissen war, machten unsere Träger so gut sie vermochten Brücken von einem hervorragenden Stein zu dem anderen, um über das Wasser zu kommen. Vor und nach sind Brücken; über steinige, grüne Wiesen mit einer üppigen Alpenvegetation als: Achillea moschata, atrata, Pycetrum alp., Trifolium alp., Arnica dor. Cacalia alp., Orchis nigra, Pteris crispa etc., geht es am linken Ufer fort. Eine große breite Schneelawine lag noch in der Tiefe, unter welcher sich der Bach die Bahn geöffnet hatte. Hat man eine Erhöhung nun erreicht, so öffnet sich vor

einem die Übersicht des Thales — von Vent. Auf der einen Seite schüttere Zirmwälder, auf der anderen absätzige Weiden, steilansteigend — der ganze umgebende Kranz von Bergen eine hohe zusammenhängende Kette von Eisthälern und Firnen. Die Witterung war ungünstig; es regnete mit Unterbrechung; Nebelreißen. Die Berge waren tief eingehüllt. Zuweilen rissen die Wolken voneinander und ließen beschneite Berge sehen. Die Bewohner waren beschäftigt mit Karren ihr Heu einzuführen. Endlich erreichten wir das lang ersehnte Vent. Wo das Thal durch den Zusammenfluß des Nieder- und Rofenthales etwas weiter wird, liegt der Ort Vent zerstreut, Kirche, Widum und die mehreren Häuser etwas erhöht am linken Ufer des Wassers. Alles ist hier Weide — mähdige Wiesen, die Abhänge Alpenweiden; folglich die Viehzucht der einzige Erwerb. Kühe, Pferde und viele Schafe von den Einwohnern des Ötzthales, die hiesigen Alpen von jenen des Thales Schnals betrieben. Müde kamen wir an. Von Sölden aus hatten wir 5½ Stunden angewendet und waren scharf gegangen; das düstere, feuchte Wetter übte seinen Einfluß aus. Es war 1 Uhr. Da ich schon einmal da war und den so weiten Weg zurückgelegt hatte, so beschloß ich hier mein Quartier aufzuschlagen, und von hier den Besuch der Ferner und womöglich den Übergang nach Schnals, wenn es die Witterung zuließe, zu unternehmen. Der brave Curat nahm mich auf und um unsere Kräfte zu stärken, wurde gespeist. Nachmittags beschloß ich noch den Ferner zu besuchen. Im Regen machten wir uns auf den Weg von Vent durch die Thaltiefe am linken Ufer der vereinigten Achen. Westlich kein Wald, östlich Zirmwald. Sechs Häuser, das Vicariat und die Kirche bilden den Ort Vent, 6048 Fuß Seehöhe, also Alpenhöhe in vollkommenem Verstande, daher Wiesen und Weiden, bloß Alpenpflanzen. Über Bergwiesen aufwärts, die Rofner Ache in der Tiefe in einer Felsenklamm. Wie man den grünen Absatz erreicht hat, sieht man Rofen vor sich liegen — von Vent dahin eine Stunde zu gehen. Rofen bestehet aus zwei großen Bauernhöfen, auf der Lehne gebaut. Da ist der letzte Zirmwald, alle Abhänge und die Tiefe Weiden, als Hauptpflanze der (Mutri?) Phellandrium mutellina, folglich wie gut! Von Rofen gehet es nun durch das grüne Thal noch eine Stunde weiter, da wo die Klamm sich verengt und das Thal sich schließt. Durch die Enge desselben sieht man, bald nachdem man Rofen verlassen hat, den Eisdamm des Vernagtferners in der Thaltiefe hervorblicken. Ein Steig führte, bevor der Vernagtferner das Thal schloß, in der Thaltiefe an der südlichen Berglehne hinan und zu dem Ferner. Jetzt ist derselbe unter dem Eisdamme begraben. Da ich den Ferner übersehen wollte, so wendete ich mich aufwärts von den Alpenhütten auf die grünen Weiden des Platteiberges. Eine Stunde weit hinauf und dann an das Vernagteck, an den Rand des Thales, von wo man nun weite Übersicht hat. Einmal Nord- und nordwestlich die vor einem liegenden Gletscher des Hoch Vernagt und Rofenthales getrennt durch den Felskopf des hinteren Grasler, hervor desselben sich vereinigend, rückwärts andere Köpfe hervorsehend, im Norden aber waren stufenweise aufsteigend die Alpenweiden bis an die Felsenwände und das Eis des Platteikogels. Im Westen vor einem der Guslarberg sich über den Ferner erhebend mit seinem beschneiten Felsenkopfe und seinen tieferen Weiden. In der Tiefe der Schlucht die Ache, welche der Ferner eindämmt; hinter diesem das Thal sich öffnend. Die Abhänge Alpenweiden bis an die Wände und bis in dem Hintergrunde westlich die Gletscher von 3 Seiten bis in die Thaltiefe herabsinkend. Der Guslarberg verdecket die Aussicht auf das Ausgedehntere, so daß man blos die Thaltiefe, die Abhänge und Wände bis an die Fläche des sich im Hintergrunde herabsenkenden Hochjochferners sieht. Über das Hochjoch, welches eine breite, mit ewigem Eise bedeckte Einsattlung bildet, über welche hinaus sich noch der Ferner bis zum Absturz der Wände nach Schnals abdachend, ein Thal ausfüllend erstreckt. Westlich vom Joche

ein Schneekogel, östlich die kegelförmige, hohe, ganz mit ewigem Schnee bedeckte, schöne Finail-Spitze — hervor sich ziehend der mit Fernern bedeckte Rücken, welcher das Rofner Thal vom Niederthal trennt mit seinem beschneiten hohen Kopfe, der Kreuzspitze und die mit den Hochthälern, dadurch sie ausgefüllet sind, überhängenden oder sich herabsenkenden Ferner. Unterhalb des Kreuzes ist ein steiler Abhang, welcher mit einer hohen steilen Wand bis in die Thalschlucht endigt; sie liegt gerade gegenüber der Schlucht, welche sich zwischen dem Plattei und dem Guslar von dem Vernagt und Rofener Fernern herabsenkt und ziehet sich ziemlich ausgedehnt abwärts des Thales und der gegenüberstehenden Wand des Plattei, die Schlucht bildend. Der Anblick von der Plattei ist wahrlich ein großartiger; umgeben von einem Kranz von Bergen, wo der niedrigste an die 9000, die höchsten 12000 (Fuß) erreichen, mitten zwischen den größten Gletschern Tirols, selbst auf einer Höhe von mehr als 8000 Fuß, sieht man vor sich den seit langer Zeit sich bewegenden Ferner. Am Rande desselben kann man die Gufferlinie auf- und abwärts verfolgen. Ich lege hier bei alles, was in meiner Zeit darüber geschrieben wurde[1]) und erspare mir daher jede Wiederholung. Ich trachtete zu meiner Erinnerung den Anblick des Gletschers mir aufzuzeichnen.[2]) Von dem hohen Rücken, welcher das Ötz- vom Pitz- und Kaunserthale trennt, wo die Eisflächen ihre größere Ausdehnung haben, füllt den ganzen Raum von dem auf dem Rücken nördlich gelegenen Prochkogel bis rückwärts den Grasler, begrenzt östlich durch den hohen Platteikogl 10667′ und seine Abstufungen und westlich durch den Felsenrücken der hinteren Graslen die Eisfläche des Vernagtferners. Den Rücken verfolgend hinter den Graslen füllt die Fläche, begrenzt östlich durch die hinteren Graslen, westlich durch den Rofen und Guslarberg, der Rofenthaler Ferner. Diese Eismasse dachet sich im halben Kreis, südlich getrennt durch die hinteren Graslen ab und vereinigt an dessen Fuße, um den Ausweg ins Thal zu finden, welches einerseits der Guslarberg westlich, andererseits der Platteiberg östlich, beschrenkt [begrenzt], ein Thal, das sich steil nach der Schlucht der Rofenthaler Ache senkt und seinen Ausgang gegenüber der hohen Zwerchwand hat.

Bei den letzten Bewegungen dieser Eismassen begannen dieselben zuerst an dem Rofenthaler Ferner, später an dem Vernagt, am Fuße der hinteren Graslen begegneten sich dieselben und schoben vereint nach Thal. Die größeren Eismassen des Vernagtferners beschränkten jene des Rofenthalers. Das Drängen beider gegeneinander, eingezwängt in dem Thal, wo sie hinausmüßten, begünstigt durch den starken Abhang, beschleunigten das Hinabrücken. Eine Linie von Schutt bezeichnet die Begrenzung zwischen beiden Eismassen und zu beiden Seiten sind die Schuttmassen hoch hinauf getrieben. Die Eismassen schoben, rückten nach bis sie endlich die Thaltiefe erreichten, daselbst Fuß faßten und bis an die Zwerchwand schoben, dort aufgehalten; während sie sich an derselben thürmten, drückten sie sich in der Schlucht auf- und abwärts und bildeten diesen hohen und breiten Eisdamm, eine wahre Thalsperre, anfangs in ziemlich lockerem Stande, später aber durch den steten Nachdruck dichter werdend. Als ich den Ferner von der Plattei betrachtete, war derselbe über- und untereinander geworfen, so zerklüftet, die größten Massen geschoben, kantig, spitzig, schründig, daß es nicht möglich war, vorzüglich in den mittleren und unteren Abtheilungen darüber zu kommen. Niemand wagte und versuchte es und die Schnalser, welche die hinter dem Eisdamm liegenden Schafweiden benützen, trieben ihre Schafe über den Hochjoch-Ferner, ohne nachgehen zu können. Ein einziger, gefährlicher Steig war durch

[1]) Tatsächlich liegt jetzt nur die erwähnte Abschrift aus Walcher bei.
[2]) Es sind mehrere rasch hingeworfene Federzeichnungen vorhanden.

die Zwerchwand offen, über welchen sich niemand wagte, weil von dem Eisferner stets Trümmer herabbrechen, denen man nicht ausweichen kann. Dieser Eisdamm ist es nun, welcher, indem er den Abfluß des von den rückwärtigen Fernern strömenden Wassers hindert, den See bildet, welcher zu einer ansehnlichen Wassermasse anwachsend durch seinen plötzlichen Ausbruch furchtbare Verwüstungen anstellt. Darüber liegen die Berichte vor. Im Hintergrunde des Thales senken sich herab der Hochjochferner mit seinen Nebenfernern, der große Ferner im hinteren Eis mit jenem, welcher vom Gepatschferner herabkommt; gegen Osten dieser Fernerflächen sich hoch die schöne Finail-Spitze gegen Schnals zu erhebt — so thront im Hintergrunde des hinteren Eisferners als Seitenpunkt von Eisthälern und Flächen, die sich nach dem Ursprunge des Schnalser in Matscher und Langtauferer Thäler erstrecken, die hintere Wild-Eisspitz oder Weiskugel, bei Anich als Schweinserjoch angegeben, ein mächtiger Riese (11838'), über alle hervorragend, auf seinem Gipfel abgeplattet mit seinem Nachbarn der spitzigen Wildspitz von Vent (11911'), und dem Similaun im Niederthal (11424'), um den Vorzug streitend, bisher wissentlich nur von ein paar Schnalsern, mühsam des langen Weges über Ferner erstiegen. Wenig bekannt ist diese Eiswelt, am wenigsten jene nach den Quellen des Kaunser und Pitzthales, gegen das Oetzthal und Langtaufers, da hat es ausgedehnte Eisflächen, welche noch kein menschlicher Fuß je betreten hat. Auch die Ferner hier, namentlich der im hinteren Eis war im Vorschieben und hatte die Schlucht, die vom Hochjoch Ferner kommt, bedeckt; auch da bildete sich eine Stauchung und eine Lacke. Welcher Anblick dieser Welt! Obgleich sehr müde konnte ich mich kaum losreißen, um so mehr, als die Luft, welche über das Joch wehte, den Himmel aufzuheitern anfieng und die Eisspitzen nach und nach sich zeigten. Den Eisdamm schätzte ich auf eine Breite von 1500 Schritten; die Höhe konnte ich nicht schätzen. Soviel zeigten die Spuren an der Zwerchwand, daß der Eisdamm noch nicht die Höhe und Ausdehnung erreicht hatte früherer Zeit. Das Wasser, was uns gestern begegnet hatte, war die Folge eines Bruches gewesen. Die Lacke am hinteren Eis und der Eisdamm an der Zwerchwand hatten durch 38 Stunden kein Wasser durchgelassen, daher einen See geschwellt, welcher plötzlich eingebrochen war. Von der Plattei sah ich den rückwärtigen Seeraum leer und den Bach unter dem Eisdamme ungehindert strömen. Einige wollten bemerkt haben, daß der zuerst in Bewegung gekommene Rofenerferner stehe — allein im allgemeinen war der Druck und das Schieben, obgleich nicht so sichtbar, noch nicht gewichen.

Der Abend näherte sich und mahnte uns zum Rückweg. Wir stiegen wieder dem Eisdamme nach und dann mehr in das Innere des Thales, sahen hinab, dann den alten Weg zu, von der Plattei in das Rofener Thal schnell zurück nach Rofen. Dort bei den zwei Höfen hielt ich stille und besah dieselben; diese zwei Höfe, an welche sich die Erinnerung der Zeit Friedrichs mit der leeren Tasche knüpft, der hier einige Zeit mit seinem Freunde Mülliann (?) verborgen war. Auf diesen Höfen kleben Vorrechte und der eine Besitzer Hernisch brachte eine Urkunde. Allein sie spricht nichts aus, was auf die Zeit Friedrichs, sondern ist von der Maultascher und des Brandenburgers Zeit. Weiters hebt er einige Stücke einer Rüstung auf. In das zweite tiefer gelegene Haus, das Besitztum meines Führers Nikodemus Klotz, ging ich auch; ich bestellte ihn für den nächsten Tag. Nun gieng es schnell hinaus nach Vent, wo ich um 8 Uhr anlangte und ins Pfarrhaus zurückkehrte. Der Curat, ein Innsbrucker, ein ordentlicher, freundlicher Geistlicher hatte mich auf den Ferner begleitet. Ich erhielt ein gutes Zimmer und Bett. Zwillings-Schwestern von ihm, gute freundliche Leute, warteten uns auf. Ein gutes, reichliches Essen — aber sonderbar! Brennhuhn mit Zwetschken, ein

in der Pfanne gebratenes Murmelthier, sehr gut, wenn auch etwas fett, ein Schnitzel mit Zucker und Mandeln, ein Melchermus, dann ein Gebäck aus Milch und Zimmt. Die Leute gaben, was sie hatten und freundlich, das ist genug. Wir besprachen uns über die Art, wie da zu helfen wäre. Es wurden alle Entwürfe, welche bisher gemacht waren, erörtert. Allein es lagen zu wenig genaue Daten [vor]. Ich beschloß daher nach meiner Zurückkunft Fragen zu stellen und Erhebungen machen zu lassen.(a) Dreierlei scheinen die Mittel; entweder man legt in der Tiefe der Schlucht einen überwölbten Abfluß über welchen der Ferner rücken kann, soviel er will. Oder man schlägt durch die Zwerchwand einen Stollen, der die sich sammelnden Wasser abführt, oder man verklauset das Wasser rückwärts des Ferners, einen künstlichen See bildend und das Wasser benützend, um den Fernerdamm anzufressen. Mir will nichts von alledem gefallen, denn alle 3 Mittel sind kostbar, bedürfen Zeit zu ihrer Ausführung und in jener Einöde sind die Arbeiten, auf eine kurze Jahresperiode beschränkt — und welche Arbeit bei der Wassermasse, welche abzuführen ist! Ein überwölbter Wasserlauf oder ein durch die Wand geschlagener Stollen, der eine wie der andere auf eine Länge von wenigstens 800 Klaftern — welche Zeit und (welcher) Kostenaufwand. Eine Klause, um einen künstlichen See zu bilden, wäre auch keine kleine Arbeit. Die Breite der Schlucht rückwärts des Eisdammes 9° breit, die Höhe des Eisdammes 178° und die obere Breite von 234°. Was würde dies für einen Klausdamm und von welcher Stärke erfordern; es wäre eine Riesenarbeit. Mir scheinet die Sache viel einfacher. Von der Zwerchwand bis gegen Vent strömt die Ache in einer tiefen engen Schlucht. Die Länge dieser 2½ Stunden langen Strecke ist geeignet, eine große Wassermasse zu fassen; es handelt sich hier die reißende Gewalt zu brechen und dieß dachte ich durch eine oder zwei Sperrungen der Schlucht zu bewirken, die in der Art gebaut wären, die Schlucht so hoch als möglich zu schließen, in ihrer Tiefe mit einem Abfluß für das gewöhnliche Wasser versehen und diese Sperren würde ich unter der Rofener Brücke anlegen. Wenn nun ein Dammbruch geschieht, so würde eine solche Sperre das Wasser zurückstauen und die Schlucht auf eine weite Strecke füllen. Während immer ein Theil durch die gewöhnliche Öffnung abrinnt, würde der übrige Theil ruhen, höchstens über die Sperre abrinnen, und die gestaute große Wassermasse nach und nach abrinnen, ihrer reißenden Kraft beraubt. Messungen und Nivellirungen dürften hier das Wie und Wo bestimmen. — Wir begaben uns bald zur Ruhe, denn der nächste Tag sollte unsere Kräfte in Anspruch nehmen. Wenn die Wasser Ausbrüche nicht alle Wege und Stege zerrissen hätten, so hätte sich alles leichter gestellt. Bis Huben, ja bis Sölden hätte man einspännig fahren, von da bis Vent, ja bis am Fuß des Plattei reiten können. Ein gleiches wäre der Fall gewesen für den nächsten Tag, da man in das Niederthal bis am Fuße des Ferners hätte reiten können. Endlich wenn der Vernagt-Eisdamm wäre fest gewesen, so würde der Übergang über das Hoch Joch weniger schwierig gewesen sein.

am 8ten. Über Nacht hatte sich der Himmel ganz ausgeheitert. Die Firne prangten von den Strahlen der aufgehenden Sonne, keine Wolke, kein Nebel war zu sehen, die Luft frisch und ruhig. Um 4h war ich auf. Meinem guten Curat versprach ich ein Einschreibbuch zu senden. Nach dem Frühstück nahm ich Abschied von den guten Hausleuten, dem Pfleger Wiktorin und Hepperger, kaufte mir einen Mantel von weißer Schafwolle um 3 fl., ein Produkt des Ötzthales; man rechnet die Elle dieses Stoffes auf 32 kr. ö. W., also 6 Ellen und 12 kr. Macher-

(a) Dieses geschah auch später von mir, obgleich einigen Aufschluß gebend und die Unausführbarkeit eines von mir gefaßten Gedankens beweisend, brachten sie mich auf einen vielleicht ausführbareren. (Anm. d. Erzh.)

lohn. Solche Mäntel sind leicht und warm. Dem Hausherrn Franz Arnold, Curat (Provisor) zu Vent dankte ich und ersuchte, mir über die Ereignisse seines Thales zu schreiben. Ich, Froßard, 1 Träger mit etwas zum Speisen und ein paar Flaschen Etschländer, welche Landrath Mörl in Innsbruck mitgegeben, dann Nikodem Klotz — dies war die Gesellschaft, welche den Weg angetreten. Da es unmöglich gewesen, den Steg bei Vent herzustellen, so mußten wir nach Rofen, daselbst über die Klamm auf der hohen, schwebenden Brücke und wieder dem Thale nach zurück über grüne Weiden bis zum Zusammenflusse beider Achen gegenüber Vent. Wir verloren da eine Zeit von beinahe 2 Stunden. Dann wandten wir uns dem Steige folgend in das Niederthal aufwärts und folgten der Spiegler Ache an ihrem linken Ufer. Blickt man nun zurück, so steht vor einem sich hoch aus dem Kreise seiner Fernerabhänge [erhebend] der Urkund und hinter diesem die 11912′ hohe Wildspitze, ein Horn welches seinen Namen verdient. Nikodemus hatte die Absicht, den Versuch zu machen, dieselbe zu besteigen, da von dieser eine weite Übersicht über die Ferner sein muß. Einförmig, in gerader Richtung führt der Steig über steinige Weiden, immer aufwärts, den in einer Klamm tief fließenden Bach begleitend. Nach einer Weile eröffnet sich der Anblick der das Thal schließenden Berge — eine Reihe von Eisflächen und Eisköpfen, unter denen der hohe Similaun sich durch seine schöne malerische Gestalt auszeichnet. Östlich bedeckt die Höhen und die Gruben eine Ferner-Reihe, ein gleiches westlich; hie und da erheben sich aus denselben Felsenwände und Köpfe. Östlich bleibt der Schalf-Ferner, höchst brüchig und vorschiebend. Von dem Kar, welches er ausfüllt, führt eine steile Klamm herab; dahin am Rand gelangt, brechen die Trümmer ab und werden durch das Wasser hinabgebracht. Man erreicht auf Schnals gehörige Kaser. Die ausgedehnten steinigen Weiden werden durch Schafe abgeweidet. Über kleine Bäche, wo in den Gräben überall die Spuren der Schneelawinen sich zeigen, geht es weiter und der zerrissene Steig wandelt sich zu einem durch die Tritte dieser Thiere bezeichneten Schafsteig. Der Bach bahnt sich den Weg durch die in der Tiefe liegenden Lawinen. Nun bei der Miller Hütte vorüber; von da erblickt man auf die bis in die Thaltiefe des Thales reichenden Ferner und den oberhalb desselben an dem westlichen Abhang gelegenen sonnigen, grünen Abhang. Es sind der östlich sich herabsenkende Schalf- und der südliche Marzell Ferner, durch einen felsigen Schneekopf getrennt, in der Tiefe sich vereinigend; der zweite Ferner sich hoch hinaufziehend bis an den auf der Wasserscheide sich erhebenden Mutmal (östlich) und Similaun (westlich). Über den von der westlichen Seite kommenden steinigen Rothenbach führt der Steig. Da aber dieser stets bei jedem größeren Guß zerrissen wird, muß man denselben auf den vorragenden Steinen übersetzen. Von da geht es über die steinige Weide noch eine kurze Strecke, wo man dann im Grunde des Thales den Ferner erreicht. Nach dem Rande des Ferners, wo durch die Güffersteine der Weg verschoben, theils weit verschüttet ist, geht es aufwärts. Die Ferner selbst voll Klüfte und Steine. Schön ist der östlich sich hinziehende, eine lange Thaltiefe ausfüllende Schalfferner . . . .

Stufenweise senken sich die Eisflächen herab. Vom Similaun aber, mit den vorigen zusammenhängend, senkt sich der Marzell Ferner und jener in der Schwärz. Unser Steig führte nach dem Fernerrand aufwärts. Dann ihn verlassend wendet man sich in ein Thal durch den grünen Abhang einerseits, andererseits durch die Wände des Marzell eingeschlossen. Der Boden ist Weide und steinig. Da begegneten uns Schafe. Kein Hornvieh wird hier, obgleich die Weide sehr reichlich zu sein scheint, gehalten, weil dasselbe dem Rausch unterliegt. Welche Ursache mag da liegen, welche Pflanze dies bewirken? Es geht nun eine Strecke sanft aufwärts über steinige Weiden, links liegt am Fuße der Wand ein großes

Gerölle. Wie man weiter kommt, sieht man die ganze Strecke bis auf die Höhe des Niederjoches vor sich. Von diesem senkt sich der Ferner herab und füllt den Hintergrund des Thales aus. Aus demselben strömt der Bach hervor bis zu dem Fuße desselben. An dem Abhange mit Weide führt der Steig aufsteigend dann am Rande des Ferners hinauf an die durch denselben geschobenen Güffertrümmer. Von allen Seiten schließen sich die Fernerflächen und man betritt die Schneefläche. Da geht es 1200 Schritte weit, dann in einen Graben rechts. Westlich senkt sich herab der . . . . . Ferner jenseits welches der Hochjochferner liegt. Eistrümmer brechen von demselben herab. Links die Eismauer des Ferners, welcher man folgt, rechts noch eine grüne Leiten, welche ganz rot von der schön blühenden Primula glutinosa war. An einem geschützten Platze, wo wir über den zurückgelegten Weg und die Ferner bis an den Similaun die Übersicht hatten, im Sonnenschein, bei milder Luft hielten wir Rast und betrachteten diese herrliche Eiswelt. Unser Proviant wurde ausgeteilt, ich begnügte mich (mit) frischem Wasser als Getränk, Froßard entstoppelte die Etschländer Flasche; das Schütteln und die Wärme hatten den Wein in Gährung gebracht und so geschah es, daß eine den Stoppel ausschlug und aller Wein als Springwein sich auf die Umstehenden zum großen Leidwesen Froßards und des Nikodemus ergoß, die vorsichtig den größten Theil der zweiten retteten. Von unserem Rastplatze gieng es, den Spuren der übergetriebenen Schafe folgend, Nikodemus an der Spitze, der mit seinem langen Stocke den Schnee der Klüfte wegen untersuchte, 1400 Schritte aufwärts bis zu dem Bilde auf einem kahlen, brüchigen Glimmerschieferfleck, wo östlich der Similaun mit seinen Abstufungen, alles weit ausgedehnte, zusammenhängende Eisflächen und Abhänge, sehr klüftig — westlich Schneeflecke, Steintrümmer und Fernerabhänge bis auf die Höhen. Südlich die Fernerfläche bis zum Niederjoch sanft ansteigend. Das Bild ist ein Kreuz, an welchem eine Ratschen [Klapper] befestigt ist, damit man bei Nebel dieselbe höre und sich nicht verirre. Das Beste und Sicherste bleibt immer, der Spur des Kothes der Schafe zu folgen, welche den Steig bezeichnen. Hier hört und sieht man nichts als zuweilen das Brechen der Ferner und gar keine Pflanze auf den Steinen. Vom Bilde geht man 2383 Schritte über den Ferner, der auf seiner Höhe flach wird. Hier ist der Fleck, wo man sehr aufmerksam sein muß; jeder, welcher der Einsattlung gerade zugehen wollte, würde an einen thurmhohen, oft überragenden Schneerand gelangen und südlich abstürzen. Man muß sich rechts zu der Wand halten und gelangt so an einen Felsenrand — links sieht man den Similaun, rechts ober einem die Abstufungen, welche sich bis an die Finailspitze hinaufziehen. Nun hört plötzlich der Schnee auf und man betritt einen steinigen Steig durch eine brüchige Wand. Vor einem liegt südlich tief das Thal von Schnals, wohin das Gebirge steil abstürzt, eine steile Wand senkt sich da hinab, an deren Fuß Gerölle; und ein Seitenthal beginnt mit Weide, Wald, am Ende Bauernhöfe. Jenseits des Schnalserthales die Schlanderer Alpen, weiter über diese die Berge von Martell, die Königspitze. Wolken zogen aus Süden über die anderen Berge, so daß jene von Ulten nicht zu sehen waren. Die Höhe, auf welcher wir standen, schätzte ich auf wenigstens 8000 Fuß, vielleicht 8500. Sieben volle Stunden hatten wir von der Sonne gebrannt von Vent bis hieher gebraucht. Schöne Pflanzen zeigten die Klüfte der Wand: Saxifraga, Primula, Arnica, die weiße und die dunkelrote Areta.

Einen äußerst schlechten, steilen Steig geht es nun in Windungen durch die sehr brüchige Wand gefährlich, da manches überhängend und lose ist, mühsam hinab. Schwindligen Fußgehern ist er nicht zu empfehlen. Vor einem steht westlich der Finail mit seinem Ferner. Ermüdend hin und her über das Lose, Brüchige gelangt man endlich, am Fuße der Wand, wo die Schafweiden

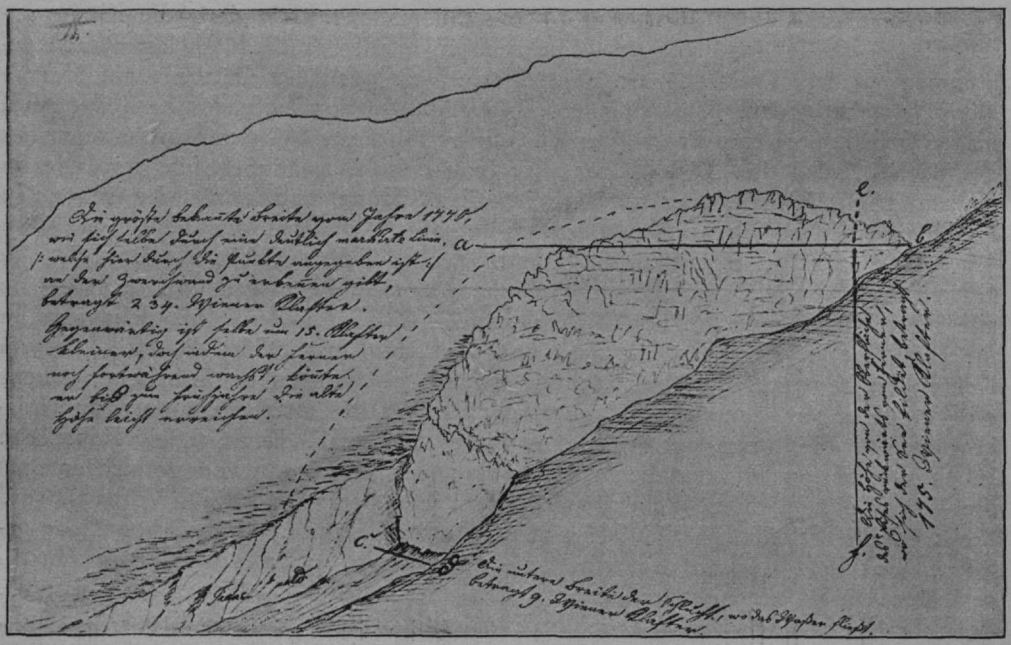
beginnen. Ein Hirt, welchen wir da antrafen, sagte uns den Weg und, was noch besser war, eine reiche gute Quelle Trinkwassers, wo wir uns labten, denn wir waren erschöpft. Nun über grüne Absätze abwärts zu dem ersten Lerchwald. Der Graben, welchen wir verfolgten, und in südlicher Richtung sich fortziehet, ist das Tissen Thal. Nun durch den Wald und Bergmähder abwärts zu den ersten Bauernhöfen; alles fleißig bewässert. Die Bewohner waren mit der Heumahd beschäftigt. Es zeigte sich da ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Endlich hatten wir die Thaltiefe des Schnalserthales erreicht — ein schönes, freundliches, stilles Thal, ziemlich breit, westlich sich noch eine ziemliche Strecke hinaufziehend, viele Seitenthäler vereinigend, umgeben von hohen Bergen, nördlich und westlich mit Eis und Schnee bedeckt, südlich hohe zerrissene Kämme, in der Thaltiefe eine Reihe von größeren Bauernhöfen, ganz im Hintergrunde, wohin wir noch 2 gute Stunden zu gehen gehabt hätten, zieht sich der Steig nördlich über das Hoch Joch nach Rofen, westlich über das Matscher Joch und südlich der Übergang über das (Taschel) Jöchl in das Schlanderer Thal nach Schlanders. Südöstlich zieht sich das Schnalser Thal in gleicher Breite voll Höfe bis unterhalb der Pfarre zu unserer lieben Frau.. Die Abhänge zu beiden Seiten steil abfallend, der untere Theil mit schütterem Wald und Bergweiden bedeckt. Der Bach, welcher das Thal durchströmt, von so vielen Zuflüssen gebildet, macht sehr vielen Schaden und nur der unermüdete Fleiß der Bewohner vermag ihn zu bezähmen. Durch eine gepflasterte Gasse zwischen Zäunen gieng ich hinab gegen die unteren Höfe. Man erkennt gleich eine gewisse Einfachheit in allem und zugleich Wohlhabenheit. Der Getreidebau ist von keiner Bedeutung, wohl aber die Viehzucht — Ochsenvieh und Schafe, wozu die ausgedehnten Weiden, welche sie besitzen, die Mittel geben. Diese verhandeln sie wieder hinaus nach dem Etschlande. Ich hatte Nikodemus abgesendet, Reitpferde zu suchen, weil ich noch hinaus nach Naturns wollte, allein alles war auf der Weide, nichts zu bekommen und wir zu müde, um weiter gehen zu können. Daher beschloß ich, in Unserer lieben Frau zu bleiben. Wir setzten also unsern Weg dahin fort durch die zerstreuten Höfe. Am rechten Ufer des Baches, etwas erhöht, liegt die Pfarrkirche und das Widum (Pfarrhof) und aufwärts derselben auch auf der Höhe das Wirtshaus. Nikodemus war vorausgegangen und hatte gute Anstalten gemacht. Ein Bote wurde nach Naturns gesendet, um für den folgenden Tag meinen Wagen dahin zu bestellen, ein anderer in das Thal aufwärts, um Saumpferde zu erhalten. Wir aber streckten unsere Beine aus, denn wir waren tüchtig müde. Vom Joche hatten wir 3 Stunden — also in allem 10 Stunden verwendet. Die Träger, die ich mit hatte, zwei brave Ötzthaler, hieß ich ausruhen, und diese giengen mit mir bis Meran, von wo sie leicht zu Hause über den Timbl kommen konnten. Die Pferde wurden vom hintersten Kurzraser Joch und vom Schwarzbauer bestellt. Bei dem Wirthe bestellte ich Essen und Betten und pflanzte meinen Plößl [Fernrohr vom Optiker Plößl in Wien] auf, woraus der Wirth und Nikodemus den Mond betrachteten. Wir wurden gut und einfach abgespeist und giengen zu Bette; es war 1/210 Uhr.

Am 9. Juli. Der Wirth, dem ich eine Tafel Chokolade gegeben hatte, fragte, ob er viel Milch, Zucker oder Salz dazu nehmen sollte. Als ich aufgestanden nach einem guten Schlafe, gieng ich zum Fenster. Etwas dunstig, aber schön, und ein Friede und Ruhe über das Thal ausgegossen — glücklicher, abgelegener Winkel, zufriedene Menschen, die schwer sich von ihrer Heimat trennen können, keine Armut; mich sprach diese Gegend sehr an. Ich dachte mir: Um glücklich zu sein, was bedarf es? Dann, um glücklich zu machen? Die Anwendung eines Grundsatzes; gleichviel und der nämliche nur verschieden in der Ausdehnung der Wirksamkeit für den Haus- und Familienvater, für einen Gutsbesitzer, für einen

Regenten — nämlich die Nächstenliebe. Welche Ausdehnung hat nicht diese, was umfasst sie nicht alles — und —! wie wird sie verstanden und angewendet und doch können nur aus der warmen Liebe (Charitas) allein Glück, Zufriedenheit und Friede in den Haushaltungen und in den Staaten entstehen. Mein Wirt hatte aus meiner Chokolade Tafel eine mehlige braune Milchsuppe hervorgebracht. Der Pfarrer, ein sehr ordentlicher Mann, und sein Kaplan kamen. Nikodemus Klotz von Rofen entließ ich herzlich, versprach ihm ein gutes Fernrohr zu senden. Er wollte noch an diesem Tage nach Rofen zurückkehren. Ich hatte auf dem Wege viel von Jagd, dem wenigen Gemsenstand und den bei Rofen sich aufhaltenden Murmelthieren gesprochen. Dieser Mann hat die größte Kenntnis der Oetzthaler Berge, daher der beste Führer auf denselben. Die zwei Ötzthaler Träger beharrten auf ihrem Vorsatze, über Meran zu gehen und trugen mein geringes Gepäck bis Naturns hinaus. Sie hießen Marian Graupichler und Christian Scheiber, beide von der Gemeinde Brucken. Die Wirtsleute, herzensgute Menschen, Johann Spechtenhauser — sehr brav. Anton Groß, Schullehrer. Ich gieng die Kirche ansehen; sie wurde 1316 erbaut — hübsch und stark besucht. Als die Pferde gekommen, verließen wir Schnals. Der Pfarrer, der nach der Carthaus auf Besuch gieng, begleitete mich. Bald schließt sich das Thal, in der Tiefe der Bach, Höfe auf beiden Seiten, über eine Brücke, jenseits dieser führt der Weg aufwärts — jenseits des Baches Erdbrüche. Die Wälder alles Lerchenholz, zwar nicht dicht so wie im ganzen Thale Schnals, aber rücksichtlich ihrer Höhe und Dicke die schönsten Lerchenbäume, die ich noch gesehen.

Auf der Höhe, eigentlich ein Absatz des südlichen Gebirges, liegt die alte Carthaus, von unansehnlichem Aussehen, doch sehr ausgedehnt. Durch eine alte Pforte mit Überresten von Malereien gelangt man in den Hof. Ich gieng in die vormalige Prälatur; das Chorhaus und der Gang ausgetäfelt; diese Räume von Keuschlern bewohnt. Die einst schöne Kirche, wo man an der erhaltenen Decke die Vergoldungen noch sieht, ist untertheilt: unterhalb Futterböden, oben zu Holzgewölben für die Innwohner (Schade um dieses Denkmal). Das Getäfel sehr schön. In einer Ecke der Prälatur die Weinschenke; der Kreuzgang von gothischer Bauart — aus diesem in die Zellen und Gärten, jede hatte ein kleines Vorhaus, sind theils erhalten, theils sehr baufällig, aber alles vollgeräumt. Stuben von Holz getäfelt. Das Bett, je nach dem man kalt oder warm haben wollte, zum Durchschieben. Die zweite noch erhaltene Kirche, bei welcher ein Kurat sich befindet, ist sehr bunt und verdient keine Erwähnung. Schade um dieses Gebäude, welches man als Kloster für Deficienten oder Pönitenten hätte erhalten sollen, besser als die dermalige Verwendung für Leute, die kaum zu leben haben. (Das Weitere vide Stafler Topografia.) Von der Carthaus sieht man weit durch das enge Thal hinaus und auf den [1 Stunde zu gehen], des tiefen Thales wegen jenseits weiter hinausliegenden Ort S. Katharina; tief unten der Bach und unter dem Weg der Schießstand. Man rechnet an Bevölkerung für Schnals — als Pfossenthal 84, Carthaus 180, S. Catharina 430, Unser lieben Frau 670 Seelen. Gegenüber mündet sich das Pfossenthal und es ist ein sich nördlich lang ziehender Graben, bewohnt, [der] meist Absender mehrerer Seitengräben aufnimmt, in seinem Inneren sich östlich wendet und diese Richtung lang bis zu seinem Ursprunge behält. In dieses Thal kommt der Steig von Gurgl über den Ötzthalerferner und jener von Pfelders in Passeier. Der Saumweg führt von der Carthaus in Reiben nach dem Abhange fort; an dem jenseitigen Abhange Höfe hoch hinauf, der Grund durch den Bach verwüstet, die Berge sehr brüchig und steil. Es war der Kornschnitt und hier sah ich ein den Niederländer Sitten ähnliches Verfahren, nämlich der Schnitter in der linken Hand einen gekrümmten Stab, womit er das

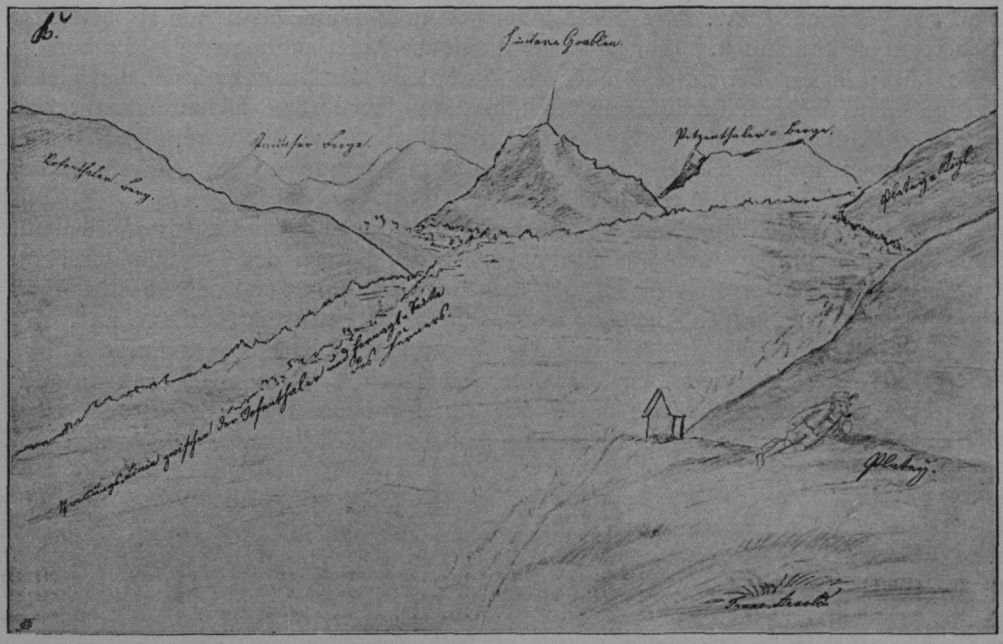
Getreide hält und umlegt, während derselbe mit der Rechten mittels einer großen Sichel dasselbe schneidet. S. Catharina blieb jenseits der Thalschlucht, hoch oben auf einer Felsenwand liegen — auf den oberhalb liegenden sonnigen Absätzen Höfe zerstreut. Der Bach senkt sich in die Tiefe und folgt nun dem Thale. Hier beginnt die erste Wasserleitung, welche nach Tschars im Vintschgau das Wasser zur Bewässerung des Feldes bringt. Sie ist sehr einfach und ein sanftes gleiches Gefälle behaltend an dem Abhange in Graben und hölzerne Gefluder geführt. Bei zwei schönen Höfen vorüber, die Steine zu Mauern verwendet, kommt man, wo das Thal sich zur Schlucht verengt und eine Mühle ist. Links beginnt die Wasserleitung für Naturns, das Thal nimmt ein wildes Gepräge. Der Steig zieht sich aufwärts und gewinnt die Höhe; da er am Abhange durchgeführt ist, so begegnet derselbe bei jedem Seitengraben Abrutschungen, welche denselben bei seiner Schmäle sehr gefährlich machen und nach jedem Regen eine Nachbesserung er-



fordern. Die kurzen Windungen dazu und das Absehen in eine große Tiefe. Unsere Pferde und Saumroße, denselben kennend, konnte man vertrauen, wenn auch der Steig oft nicht über 3 Fuß breit war. Bald erblickt man vor sich die Alte Burg Juval. Bei dieser sich rechts herum wendend gelangt man auf einem steilen steinigen Wege zur Tscharserleiten. Vor Juval hat man noch den Rückblick auf das lange schmale Thal bis gegen die Karthaus bis gegen S. Katharina und schön blickt herüber der mit ewigem Eise bedeckte Similaun. Juval war sehr zweckmäßig zur Verteidigung des Einganges nach Schnals angelegt. Durch die finstere Schlucht führt ein sehr schlechter Steig hinaus ins Vintschgau. Juval ließ ich links und da kam ich zu den ersten Weinbergen. Der Weg führt hoch hinab über die felsige Leiten in mehreren Windungen nach Staben hinab. Schön der Blick das Etschland aufwärts gegen Schlanders. Hinten wartete der Wagen. Während die Leute umpackten, ruhte ich aus im Schatten und ließ mir von den Schnalsern die Besteigung der Weißkugel erzählen. Sie waren vom Kurzhof hinauf auf den Steinschlagferner, auf den hinteren Eisferner in 2 Stunden, dann über den

Ferner 2 Stunden, auf die Schneide 3 Stunden. Sie hatten sich mit Stricken gebunden und mußten sich Staffeln aushauen; steil und klüftig der Aufgang. Oben blieben sie 1/2 Stunde, eilten dann in 5 1/2 Stunden wieder hinab.[1]) Es waren Johann Guschler und Josef Weitthalm — dann noch 2 Stunden bis zu dem Hofe. Die zwei Träger giengen mit einem kleinen Wagen nach Meran. Wir ruhten nun gemächlich aus, der Straße folgend und langten um 11 in Meran an.«

Der Kurat Franz Arnold war durch den Erzherzog angeleitet worden, am Vernagt-Ferner Messungen vorzunehmen und eine Abbildung desselben zu liefern. Der Landrichter Wiktorin sandte am 6. Oktober dem Erzherzoge die zum Teil mit Bleistiftschraffen ausgefüllten Federzeichnungen Arnolds, von denen wir die beiden



Reproduktionen abgenommen haben. Dazu schrieb er: »Bezüglich des Vernagtferners hat der Herr Curat Franz Arnold in Vent die angedeuteten Erhebungen mit Beihilfe des Nikodem Klotz sorgsam gepflogen und folgende zwei Ocular-Risse geliefert, als:

A. Diese Beilage stellt sub a—b die größte bekannte Breite des Ferners vom J. 1770 dar und ist auf 234 W. Klafter beziffert. Sub c—d ist die untere Breite der Schlucht mit 9 Klafter und sub e—f die Höhe von der Oberfläche des Eises bis auf den Grund der Schlucht rückwärts dem Ferner mit 175 W. Klafter angegeben.

B. Darin ist der Ferner von Plattei aus dargestellt mit den Bergen im Hintergrunde, aus dem sich der Ferner hervorschiebt; im Mittelpunkte das Hinter-Graslen, vor welchem die Vereinigung der Rofenthaler- und Vernagtferner stattfindet. Arnold

[1]) Die Mitteilung über die erste Ersteigung der Weißkugel ist zufolge Prof. Richters Äußerung sehr interessant; diese Ersteigung ist vollkommen unbekannt geblieben. Es galt bisher die Ersteigung durch Specht 1861 als die erste. (S. Erschließung d. O.-A. II, 283)

wollte zur leichteren Orientirung selbst das Bildstöckl ersichtlich machen, wo Eure Kaiserliche Hoheit am 7. Juli d. J. diese Eismasse und Gebirgslage in höchsten Augenschein nahmen. Wenn diese Zeichnungen nicht ganz entsprechen sollten, erlaube ich mir ehrfurchtsvollst zu bitten, selbe gnädigst wieder rücksenden zu lassen, damit ich die Verbesserung durch den sehr geschickten k. k. Revierförster Hüttegger in Oetz veranlassen kann. — Übrigens hat nach der Entwässerung der Vernagtferner sich am 17. Oktober wieder gänzlich geschlossen und läßt einen Wiederausbruch erwarten, nur dürfte zur eingetretenen kalten Jahreszeit weniger zu befürchten sein.«

Über den wissenschaftlichen Wert der vorstehenden Mitteilungen des Erzherzogs Johann und des Kuraten Arnold hat sich Herr Proefssor Dr. Ed. Richter, dem ich sie vorlegte, dahin ausgesprochen: am brauchbarsten sei die Nachricht, daß der Gletscher um 15° hinter jener Höhe zurückgeblieben ist, die er beim Ausbruch von 1770 erreicht hatte. Die »Meßungen« Arnolds könne man nur als beiläufige Schätzungen annehmen. Immerhin sei durch die Aufzeichnungen des Erzherzogs eine Lücke in der Berichtreihe über die Ausbrüche des Stausees und die gleichzeitige Gletscherkonfiguration ausgefüllt, da vom Jahre 1846 nichts bekannt war. Die Verhältnisse des Jahres 1845 legt Stotters Buch fest; 1847 waren die Gebrüder Schlagintweit in der Gegend; ihre Beobachtungen sind in der »Physikalischen Geographie der Alpen«, Leipzig 1850, niedergelegt.

Vielleicht noch über das wissenschaftliche Interesse reicht das historisch-alpine und das menschliche. Man hat Mühe, sich einen Besuch des Ötztales, der heute zu den alpinen Spaziergängen zählt, als Hochtour vorzustellen und den Anschauungen des Erzherzogs zu folgen, der gerade zwei Jahre nach diesem Ausfluge im Frankfurter Parlament als Träger der deutschen Zentralgewalt in Eid genommen wurde; aber man freut sich immer wieder an den einfachen, schlichten Äußerungen einer so treuen, menschenliebenden Seele, wie sie der Prinz Hans, der Bruder eines Kaisers, der Vertraute von so vielen Königen und Machthabern, sich bewahrt hat.

Die Revision der Landesgrenze zwischen Bayern und Tirol im Karwendel- und Wettersteingebirge.

Von

E. Waltenberger.

Die bayerisch-tirolische Landesgrenze zieht bekanntlich bei einer südlichen Ausbiegung über zwei gewaltige, an Längenausdehnung und Höhe, wie an Wildheit des felsigen Aufbaus bedeutsam hervorragende Gebirgskämme: über die Vordere Karwendelkette, von der Östlichen Karwendelspitze (oder Wankspitze) bis zum südwestlichen Eckpfeiler dieser Kette, zum Brunnenstein (auch Pariserkreuz) bei Scharnitz, und weiter westlich: über den Wettersteinkamm und dessen westliche Fortsetzung, die sogenannte Plattumrandung, vom Franzosensteig bis zum höchsten Gipfel des Wettersteingebirges, zur Zugspitze.

Diese beiden mächtigen und größtenteils schwer zugänglichen Felsketten, zwischen denen das ansehnliche Isartalbecken bei Mittenwald eingebettet liegt, wurden in den letzten Jahren — bisher als Landesgrenzzug ziemlich vernachlässigt — einer gründlichen Neuvermarkung und Neuaufnahme unterzogen.

Die erste, uns bekannte, regelrecht durchgeführte Grenzabmarkung zwischen Bayern und Tirol datiert aus dem Jahre 1766. Die Grenzzeichen aus dieser Zeit sind von sehr solider Ausführung und Beschaffenheit und behaupten heute noch in unversehrtem Zustande den ihnen einst angewiesenen Platz. Indes wurden damals nur die allerwichtigsten Grenzbrechungspunkte in zugänglicheren Talpartien mit Marken versehen, und es reichte die ohnehin sehr spärliche Abmarkung kaum in die Region des Hochgebirges hinauf. Die geometrische Festlegung dieser Grenzpunkte war sicherlich nur eine ganz rohe und unzuverlässige, denn die erste genauere Landesaufnahme erfolgte für dieses Gebiet — wenigstens bayerischerseits — erst im Jahre 1815.

Etwa 70 Jahre nach der ersten Grenzabmarkung gingen die beteiligten Staaten daran, die Grenze zwischen Tirol und Bayern einer gründlichen Neuvermarkung zu unterwerfen und den durch reichliche Einschaltung neuer Marken genügend verdichteten Grenzzug in einem für die damalige Zeit mustergültigen Grenzbeschreibungswerke textlich, geodätisch und topographisch unzweideutig festzulegen. Hierbei konnten schon die Ergebnisse der unterdessen durchgeführten 1. bayerischen Landes-Katastralvermessung, die Bayern den energischen Anordnungen Napoleons I. zu verdanken hat, sowie die bereits vorhandenen österreichischen Aufnahmen entsprechend verwertet werden.

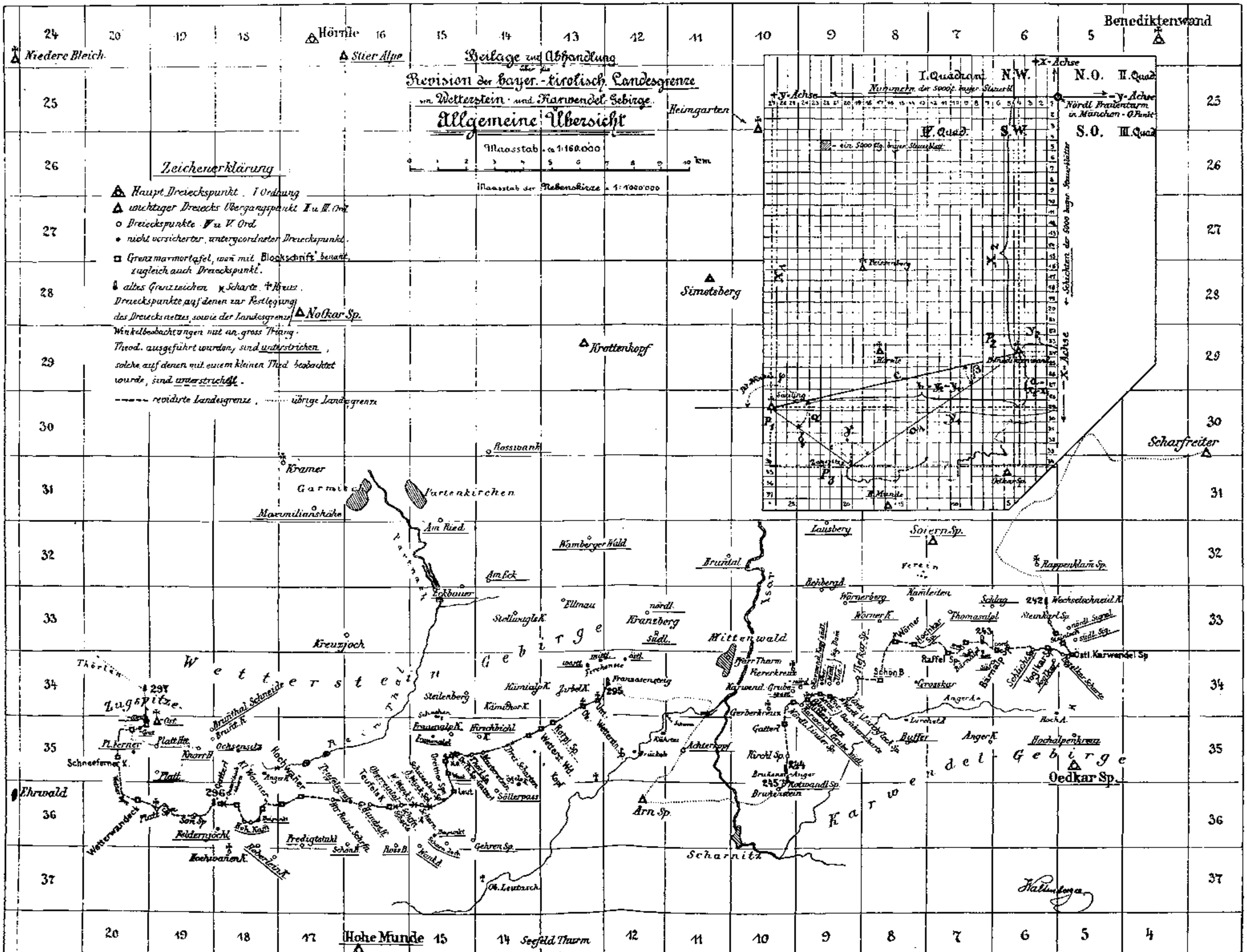
Alle wichtigen Grenzbrechungspunkte, der Reihe nach von Osten nach Westen numeriert, wurden, wenn nicht besondere Naturverhältnisse ausnahmsweise andere Maßnahmen erheischten, mit kräftigen Marksteinen gekennzeichnet. Die Steine (Fig. 1), die mit ihrem unbehauenen unteren Teil tief in den Boden senkrecht eingelassen sind, tragen auf den behauenen Flächen des frei über den Erdboden hervorstehenden Kopfes außer der Jahrzahl 1844 (Zeit der Vermarkungs-Sanktionierung) und der gegenüber eingemeißelten Landesgrenznummer auf dem

übrigen Seitenpaare die Landeswappen oder an Stelle dieser die nach Bayern bezw. Tirol gewandten Buchstaben B bezw. T. Die Lage des Steines erscheint für den Fall des Abhandenkommens genügend gesichert durch die in Kreuzform unter denselben unterirdisch eingelegten sogenannten Unterlagen, Tonplättchen mit den erhabenen Buchstaben B bezw. T, welche so gelagert sind, daß ein Plättchenpaar mit dem Buchstaben B senkrecht zur Grenzrichtung nach Bayern, ein zweites Plättchenpaar gegenüber mit dem Buchstaben T gegen Tirol gerichtet ist, während die in die Richtung des Grenzzuges zu beiden Seiten des Steines abwechselnd mit den Buchstaben B und T paarweise gelegten Plattenunterlagen die Kreuzform vervollständigen.

In den Regionen des Hochgebirges finden wir außer kleineren Marksteinen ohne Wappen an Stelle der eben geschilderten Vermarkungsmethode in festen Felspartien als Grenzzeichen ein Kreuz, oberhalb desselben die jeweilige Grenznummer, unter dem Kreuze die Jahrzahl 1844 eingemeißelt.

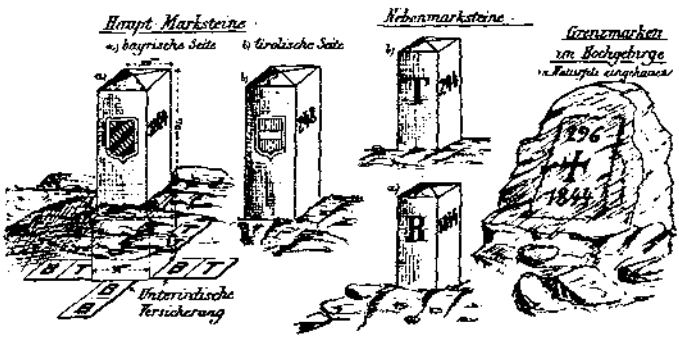
Die damals durchgeführte Vermarkung kann als eine durchaus gediegene und mustergültige bezeichnet werden, um so mehr als das hierüber aufgestellte Grenzbeschreibungswerk vom Jahre 1839 in einer topographischen Darstellung im Maßstabe 1 : 10000 und in einer dieselbe begleitenden Beschreibung der Örtlichkeiten den ganzen Grenzverlauf festlegt und veranschaulicht und überdies die im Dezember 1850 abgeschlossene revidierte Grenzbeschreibung zum ergänzten Staatsvertrage vom 30. Januar 1844 diese textliche Schilderung des Grenzzuges noch ausführlicher behandelt. Indes finden wir, daß auch die Vermarkung vom Jahre 1844 das Hochgebirge, welches allerdings damals noch im berechtigten Rufe der Unzugänglichkeit stand, fast noch völlig unberührt läßt, und wir sehen aus der nun folgenden kurzen Schilderung des Grenzverlaufes im Karwendel- und Wettersteingebirge, daß in der ca. 15 *km* langen Grenzstrecke der Vorderen Karwendelkette und in dem rund 23 *km* langen Grenzgebiete des Wettersteins insgesamt nur acht Grenzzeichen aus den beiden ersten Vermarkungsperioden sich vorfinden, welche durchwegs an oder in der Nähe von wichtigen, leichter zugänglichen und tiefer gelegenen Weg-Übergangspunkten den Grenzverlauf darzustellen haben.

Vom Gipfel des Scharfreiters senkt sich die bayerisch-tirolische Landesgrenze in genau westlicher Richtung hinab ins Rißtal, verfolgt dieses eine kurze Strecke talauswärts und biegt dann in den etwa eine Stunde oberhalb Vorderriß einmündenden Fermersbach südlich ab. Gleichsam suchend nach einer als Grenzmauer geeigneten, hervorragenderen Felskette, erklimmt sie, dem Mittelpunkte des großherzoglich luxemburgischen Hofjagdbereiches, der Vereinsalpe, nahe gekommen, durch die wilde Rappenklamm aufwärts, den bedeutendsten nördlichen Seitenast der Vorderen Karwendelkette und erreicht diesen beim Grenzstein Nr. 241. Im oberen Ende der Rappenklamm soll nach Aussage des großherzoglichen Oberjägers Buchwieser in Verein noch eine alte Felsmarke aus dem Jahre 1766 vorzufinden sein. Über die sogenannte Wechselschneide direkt südlich zieht nun die Grenze zum Wechselschneidkopf (Grenzstein Nr. 242) und von da auf die mehrgipflige Steinkarlspitze, verläßt hier befremdenderweise den in den Nordabstürzen der Vogelkarspitze sich verlierenden wildgezackten Grat, um. hoch über dem öden Trümmerkar des Steinloches, in kühnem Fluge der Östlichen Karwendelspitze zuzusteuern. Eine gewisse Unnatürlichkeit des Grenzganges, die schon Herm. v. Barth und Heinr. Schwaiger erwähnen, kann hier wohl nicht in Abrede gestellt werden, doch mag die Östliche Karwendelspitze als höchste Erhebung der ganzen Vorderen Karwendelkette ihre ausschlaggebende Anziehung bei Auswahl des Grenzzuges ausgeübt haben. Von der Östlichen Karwendelspitze bricht die Grenze scharf westlich ab, verläuft stets dem höchsten Gebirgsgrate nach über die Vogelkar-


Beilage zur Abhandlung über die Revision der bayer.-tirolisch. Landesgrenze im Wetterstein- und Karwendel-Gebirge.
Allgemeine Übersicht
Maasstab ca 1:160.000
km
Maasstab der Nebenskizze 1:1000000
Zeichenerklärung
Haupt Dreieckspunkt I Ordnung
wichtiger Dreiecks Übergangspunkt II u. III. Ord.
Dreieckspunkte IV u. V. Ord.
nicht versicherter, untergeordneter Dreieckspunkt.
Grenzmarmortafel, wenn mit Blockschrift benannt, zugleich auch Dreieckspunkt.
altes Grenzzeichen, Scharte, Kreuz.
Dreieckspunkte auf denen zur Festlegung des Dreiecksnetzes, sowie der Landesgrenze Winkelbeobachtungen mit an. gross Triang. Theod. ausgeführt wurden, sind unterstrichen, solche auf denen mit einem kleinen Thed. beobachtet wurde, sind unterstrichelt.
revidirte Landesgrenze, übrige Landesgrenze
I. Quadrant N.W.
N.O. II. Quad.
IV. Quad. S.W.
S.O. III. Quad.
+x-Achse
+y-Achse
-y-Achse
-x-Achse
Nördl. Frauenturm in München - O Punkt
Benediktenwand
Heimgarten
Niedere Bleich
Hörnle
Stier Alpe
Notkar Sp.
Simetsberg
Krottenkopf
Scharfreiter
Rosswank
Kramer
Garmisch
Partenkirchen
Maximilianshöhe
Am Ried
Wamberger Wald
Lausberg
Soiern Sp.
Rappenklam Sp.
Brunntal
Am Eck
Eckbauer
Ellmau
nördl. Kranzberg südl.
Mittenwald
Isar
Kreuzjoch
Wetterstein Gebirge
Karwendel Gebirge
Zugspitze
Thörlen
Ehrwald
Schneeferner K.
Platt
Plattsp.
Hochwanner
Hohe Munde
Seefeld Thurm
Arn Sp.
Scharnitz
Oedkar Sp.
Östl. Karwendel Sp.
Wörnerberg
Wörner K.
Hochalpenkreuz
Predigtstuhl
Sollerpass
Gehren Sp.
Öb. Leutasch
Feldernjöchl
Hochwanner K.
Wetterwandeck
Schöntal
Grosskar
Bäralpl
Achterkopf
Gerberkreuz
Karwend. Grube
Pfarr Thurm
Brunnstein
Rotwandl Sp.
Kirchl Sp.
Frauenalpl K.
Hirschbichl
Steilenberg
Stellwagl K.
Kirnialp K.
Anger K.
Buffer
Thomasalpl
Wechselschneid K.
Schlag
Hohlberg
Kämleiten
20 19 18 17 15 14 12 11 10 9 8 7 6 5 4
24 20 19 18 16 15 14 13 12 11 10 9 8 7 6 5
25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37

spitze, Schlichtspitze und Bärenalplspitze und erreicht in der tiefen, plateauartigen Einsenkung des Bärenalpls die alte Felsmarke Nr. 243 gerade da, wo der schwer zu findende Bärensteig im Zick-Zack über die Wände des Bärenfalls hinabzuführen beginnt.

Nun zieht die Grenze beständig »dem höchsten Gebirgsgrate nach«, über die Raffelspitze, den Wörner, die Tiefkarspitze und die Lärchfleckspitzen zum Mitterkreuz, von da zur Nördlichen Linderspitze und hier südlich abbiegend über die Sulzleklammspitze und Kirchlespitze zu den Marksteinen 244, 244¹/₁ und 245 auf dem Brunnensteinanger, und weiters über die Rotwandlspitze zum Brunnenstein, dem südwestlichsten Punkte der Vorderen Karwendelkette. Bemerkenswert ist, daß der Grenzstein 244¹/₁, im Alignement von 244 und 245 gelegen, von wo aus Brunnenstein und Rotwandlspitze in kürzester Zeit leicht zu erreichen sind, schon im Jahre 1766 gesetzt wurde, was zu der Annahme berechtigt, daß die genannten Gipfel schon längst vor Herm. v. Barth bestiegen wurden. Kurz südlich unter dem Brunnenstein fällt die Grenze, rechts abbiegend, hinab durch die wilde Felsschlucht des Markgrabens zu dem vom Scharnitzpasse aus deutlich sichtbaren, von Schnee- und Steinlawinen weiß geglätteten, markanten Felskamine am westlichen Fuße des Brunnensteins. Hier befindet sich die Doppelmarke Nr. 246. Nun quert die Grenze das Isartal kurz unterhalb Scharnitz, und zwar zunächst die von Mittenwald nach Seefeld und Zirl ins Inntal führende Staatsstraße beim sogenannten Scharnitzpasse und weiter westlich die Isar selbst. Hart am linken Straßenrande sehen wir neben den auf weiß-blauen und schwarz-gelben Pfählen stolz prangenden Landeswappen, Behörden- und Vorschriftstafeln und den sonst üblichen Zeichen, welche an das Überschreiten einer Landesgrenze mahnen, den uralten Grenzstein Nr. 247, dessen wetterfeste Stirne noch heute die Jahrzahl 1766 erkennen läßt. Nach Überschreitung der Isar läuft die Grenze in westlicher Richtung fort, dann nördlich unter den heute noch sturmfesten Ruinen der Porta Claudia entlang und erhebt sich zum höchsten Gipfel der Arnspitzengruppe. Nun wendet sich die Grenze scharf nordöstlich, fast genau in der Richtung gegen Mittenwald, quert das unterste Ende des Leutaschtales und steigt zum niederen Burgberg an, womit sie das Gebiet des Wettersteingebirges erreicht. An dieser Stelle nimmt der Grenzzug eine westliche Richtung auf, verfolgt den breiten Rücken eines bewaldeten Höhenzuges bis zum Grünkopf und zum Franzosensteig, und begleitet, statt dem direkt zur Unteren Wettersteinspitze führenden Kamme zu folgen, den genannten Steig auf eine längere Strecke in die gegen den Ferchensee abfallenden Nordhänge hinein. Erst bei einer auffallenden überhängenden Felswand mit der Marke Nr. 295 (schon im Jahre 1766 Grenzmal) biegt die Grenze plötzlich links ab und schwingt sich über latschenbesetzte Wandstufen und über die jähen Nordwände der Unteren Wettersteinspitze zu deren höchstem Gipfel empor. Auch hier wie im Karwendelgebirge »den höchsten Gebirgsgrat« verfolgend, zieht die Grenze in westlicher Richtung fort



Figur 1.

und erreicht in ziemlicher Gleichförmigkeit über die Obere Wettersteinspitze, Wettersteinwand, den Musterstein und die Thörlspitzen hinweg das Dreitorspitz-Gatterl. Der Kamm sämtlicher Dreitorspitzen gibt dem Grenzzuge eine scharf rechtwinklige Abschwenkung nach Süden, und erst an jener Stelle, wo der Schüsselkargrat südlich im Massiv der Leutascher Dreitorspitze ansetzt, nimmt die Grenze wieder ihre ursprüngliche Westrichtung an, die sie bis zum Hochwanner, die Gipfel der Scharnitzspitzen, des Oberreintaler Schrofens, der Hundstallköpfe und des Teufelsgrates berührend, beibehält. Nach einer südlichen Ausbiegung über den Hohen Kamm gelangt die Grenze zur Doppelmarke Nr. 296 aus dem Jahre 1844 am Zugspitzgatterl und hat somit das Ende des eigentlichen Wettersteinkammes erreicht. Die Westrichtung abermals einhaltend, steigt die Grenze über die Gatterlköpfe und Plattspitzen hinweg stetig an bis zur Südlichen Wetterspitze, dem südwestlichsten Eckpunkte des Plattachferners und der sogenannten Plattumrandung. Nachdem die Grenze hier eine scharf nördliche Richtung erhalten hat, zieht sie über den Schneefernerkopf und biegt im Zugspitzeck nordöstlich zum Westgipfel der Zugspitze ab, wobei das ganze Areal des Münchener Hauses auf bayerischem Boden belassen wird. Vom Mittelpunkt des Panoramatisches auf dem Westgipfel, den eine Windfahne ziert, fällt die Grenze, die höchste Zinne Deutschlands verlassend, nun völlig unnahbar, genau nördlich und geradlinig hinab zur Luttergrube, wo am Nordfuße der Zugspitzwände, gerade unter dem bayerischen Schneekar, die Felsmarke 297 angebracht ist. Im weiteren Verlaufe überschreitet die Grenze, sich nordwestlich wendend, die Thörlen und verläßt, im Loisachtale angelangt, das Gebiet des Wettersteingebirges.

Aus der eben abgeschlossenen Schilderung ist ersichtlich, daß vier mächtige, bayerisch-tirolische Grenzgebirgsketten, nämlich der Zentralstock der Vorderen Karwendelkette bis zum Bärenalpl, der westliche Teil dieser Kette bis zum Brunnenstein, ferner der Wettersteinkamm und endlich die Plattumrandung durch die Grenzmarken Nr. 242, 243, 244, 245, 295, 296 und 297, nur in ihren Anfangs- und Endpunkten als Grenzzug gekennzeichnet wurden, während beispielsweise die nur 11 *km* lange Strecke vom Scharnitzpasse zum Franzosensteig, welche ja auch größtenteils nur wertloseren Gebirgsregionen angehört, mit über 70 Grenzzeichen festgelegt erscheint.

Unvermarkt in ihrem ganzen Zwischenverlaufe und sorglos sich selbst überlassen, boten solch wilde Felsgerüste, welche einst mit besonderer Vorliebe als natürliche Grenzmauern auserkoren wurden, auf weite Strecken hin ein untrügliches, fernhin sichtbares Naturgrenzmal, das die Errichtung einer langen Reihe von Grenzzeichen ersparen half, überdies eine unübersteigliche Veste, die geeignet schien, Land gegen Land in stürmischen Tagen gegenseitiger Befehdung zu schützen.

Diese unvermarkten Grenzstrecken in den Hochgebirgsregionen erfahren allerdings eine nähere Präcisierung durch das bereits erwähnte Grenzbeschreibungswerk. Die in demselben enthaltene Grenzkarte und die namentliche Aufzählung aller von der Grenze berührten Berggipfel nebst orographischer Beschreibung sorgen, wenn auch die damalige Nomenklatur viel zu wünschen übrig läßt, bestmöglichst für die Sicherstellung und Erkennbarkeit des fraglichen Grenzzuges. Als wichtigster Anhalt zur Bestimmung und jederzeitigen Wiedererkennung desselben dient indes vor allem der durch das ganze Grenzbeschreibungswerk wie ein roter Faden sich ziehende, immer wiederkehrende lakonische Hinweis: »die Grenze verläuft dem höchsten Gebirgsgrate nach, wie Kugel walzt und Wasser rinnt«. Dieses Kriterium, in seinem ersten Teile zwar schlicht und klar gegeben, bezüglich

der hereingezogenen Kugel- und Wasserbewegung indes von eigentümlicher, kaum verständlicher Auffassung, ist der Hauptsache nach bei dem im allgemeinen scharf ausgeprägten Charakter der »Ketten«-Bildung der beiden Grenzgebirge wohl ausreichend, um den richtigen Landesgrenzzug jederzeit in natura an der Hand der Grenzbeschreibung suchen, finden und mit der Grenzdarstellung unzweideutig identifizieren zu können.

Doch wie gesagt, gilt dies nur im allgemeinen. Rückt man den fraglichen Grenzgratstrecken näher an den Leib, so zeigt sich nicht selten wilde, regellose Zerrissenheit und Zerspaltung im obersten Kamme, die den »höchsten Gebirgsgrat« orographisch streng theoretisch nicht so ohne weiteres unzweideutig erscheinen lassen.

Tief eingekeilte Felskessel und Geröllfurchen, wilde, kreuz und quer eingerissene Scharten und trümmererfüllte Schluchten schieben sich da und dort zwischen kühngeformten Felszähnen und Gratzacken, zwischen abenteuerlichen, plumpen Turmkolossen jäh hindurch und drängen so den eigentlichen Grat gleichsam seitwärts, während nach Süd und Nord mächtige Felsrippen in grotesken Formen sich vom Wandmassiv loslösen und, mitunter den Hauptgrat an Höhe erreichend oder gar überragend, in die schwindelnde Tiefe sich hinausbeugen. Dort wieder bricht der Grat mit seiner ganzen Wildheit plötzlich ab, um einem sanfteren, welligen Terrain, einem breiten Rücken von unausgesprochenen Formen Platz zu machen, während dieser sich bald wieder in einer breitmassigen Wandstufe verliert, hinter welcher der weitere Gratverlauf dem Auge völlig entschwindet.

Angesichts dieser oft sinnverwirrenden Felswildnis mag es einleuchten, daß nur dann eine absolut sichere und richtige, jeden Zweifel über den Grenzverlauf ausschließende geometrische Aufnahme und Festlegung dieser Grenzstrecken gewährleistet ist, wenn der Aufnahme eine Vermarkung der auf dem Grate selbst sorgfältig ausgewählten Grenzbrechungen vorausgeht und die vermarkten Punkte durch weithin sichtbare Signale, am besten im Hochgebirge durch sogenannte Steinmanndln mit Stangen und Fahnen dauerhaft festgelegt und für die hauptsächlich von außen her, auf tiefer gelegenen Talpunkten oder auf abseits, dem Grenzgrat gegenüberliegenden Höhen zu betätigende trigonometrische Festlegung deutlich sichtbar gemacht werden.

Liegt schon an Ort und Stelle selbst der Grenzgang nicht immer klar vor Augen, so ist das richtige Erfassen des sich aus verschiedenen Richtungen von weiterher immer wieder in anderer Silhouette zeigenden Grenzzuges ohne vorausgegangene Durchkletterung und Vermarkung schlechterdings eben einfach nicht möglich, und man darf sich nicht wundern, wenn die verschiedenen, unabhängig voneinander durchgeführten bayerischen und österreichischen Katastralaufnahmen für die in Rede stehenden Grenzstrecken zu manchen Widersprüchen in der Auffassung des Grenzganges und zu teilweise nicht geringen Plandifferenzen führen mußten. Stammen ja doch alle diese Aufnahmen aus einer Zeit, da diese bis in die letzten Jahre herein fast ausnahmslos unvermarkt gebliebenen kühnen Felsmauern im sagenreichen Nimbus jungfräulicher Unnahbarkeit standen und ihre Geheimnisse noch nicht erschlossen waren durch ihren heldenhaften Erforscher, unseren berühmten alpinen Pionier Hermann Frhr. v. Barth.

So vorzüglich und verlässig diese sogar heute noch mustergültigen Katastralaufnahmen sind, wenn sie nicht gerade schwierig zugängliche Felsregionen behandeln, bezüglich der Landesgrenzdarstellung können sie heute ebensowenig mehr genügen als das bereits erwähnte Grenzbeschreibungswerk.

Die Zunahme der Zoll-, Forst-, Jagd- und Weideinteressen, die stete Steigerung des Grenzverkehrs auch in den bereits den Hochgebirgsregionen angehörigen

Landesgrenzgebieten, wie auch der bedeutende Aufschwung alpin-wissenschaftlicher und alpin-touristischer Tätigkeit und Rührigkeit, haben den Wert der Alpenwelt und somit die Bedeutung und Wichtigkeit der durch diese ziehenden Eigentumsgrenzen ganz wesentlich erhöht.

In gleichem Maße sind die Ansprüche an gute, zuverlässige Plan- und Kartenwerke gestiegen, und es mußten bereits die vor nicht allzu langer Zeit mit den Terrain-Aufnahmen im Karwendel- und Wettersteingebirge betraut gewesenen bayerischen Militärtopographen gelegentlich ihrer Höhenmessungen und Terrainaufnahmen für den Landesgrenzgrat auf die Mangelhaftigkeit der Katastralaufnahmen, die wichtigsten Grundlagen topographischer Messungen, stoßen und auf die Notwendigkeit der Rektifizierung dieser Katasterpläne hinweisen.

Und so wurde denn, einem sich immer mehr fühlbar machenden Bedürfnisse Rechnung tragend, die Revision der Landesgrenze zwischen Bayern und Tirol im Karwendel- und Wettersteingebirge von beiden Staaten gemeinsam in Anregung gebracht und neuerdings beschlossen, den ganzen Grenzzug einer Neuvermarkung und geometrischen Neufestlegung zu unterziehen und alle bereits bestehenden, sowie auch sämtliche im Verlaufe der Vorarbeiten sich etwa noch ergebenden Zweifel und Differenzen durch kommissionelle Begehungen bezw. Besichtigungen sowie Beschlußfassungen an Ort und Stelle zu beheben und auszugleichen und so den Grenzverlauf für alle Zukunft durch ausgiebige, ergänzende, dauernde Vermarkung unzweifelhaft in natura ersichtlich zu machen, aber auch in allen amtlichen Plänen- und Kartenwerken einschließlich des Grenzbeschreibungswerkes richtig zu stellen und in Einklang zu bringen.

Die Durchführung dieser Aufgaben wurde einer Hoheitskommission übertragen, in welche von seiten Bayerns Legationsrat Meinel und Steuerrat Waltenberger, von seiten Österreichs Statthaltereirat Posselt-Csorich und Oberinspektor Berger berufen wurden. An Stelle Waltenbergers — des Vaters des Verfassers dieses Aufsatzes — trat nach dessen Hinscheiden Obersteuerrat Steppes. Sämtliche genannten Kommissäre sind begeisterte Alpinisten; sowohl Posselt, wie auch Steppes und Waltenberger sen. sind Gründungsmitglieder des D. u. Ö. A.-V. Als ausführender Revisionstechniker fungierte der Verfasser.

In den Sommer- und Herbstmonaten der Jahre 1900, 1901 und 1902 gelangten nun diese Arbeiten zur Durchführung, und zwar die provisorischen Vermarkungen auf dem Grenzgrate, Auswahl, Versicherung, Signalisierung und trigonometrische Festlegung des neu ergänzten Dreiecksnetzes, trigonometrische Bestimmung aller Haupt- und Nebengrenzmarken, Anlegung der Zeichnungen und Skizzen des Grund- und Aufrisses für den ganzen Grenzverlauf, endlich die technischen Prüfungen und Inspektionen, sowie die Grenzbegehungen und endgültigen protokollarischen Beschlußfassungen seitens der zur Sanktionierung der gesamten neuen Landesgrenzfeststellungs-Arbeiten aufgestellten Hoheitskommission, so daß nur mehr erübrigte, im verflossenen Winter die Rektifizierung der Plan- und Kartenwerke und endlich die Neubearbeitung des Grenzbeschreibungswerkes zum Abschluß zu bringen.

Das der Feststellung dieser Landesgrenzstrecke zugrunde gelegte Messungsverfahren erscheint zwar bei den einzelnen Kapiteln über Vermarkung, Neutriangulierung, Aufnahme und Ausarbeitung eingehend geschildert, indes dürfte dieser Ausführung eine kurze Erläuterung über die Entstehung und das Wesen der wichtigsten bayerischen Vermessungsgrundlagen der leichteren Verständlichkeit halber voranzustellen sein.

Daß in Bayern, wie ja in allen kultivierten Staaten, ein über das ganze Land ausgedehntes Dreiecksnetz die erste und wichtigste Grundlage für den Aufbau aller geometrischen Operationen bildet, dürfte wohl so ziemlich Allen bekannt sein.

Jedes Dreiecksnetz muß auf eine Basis gegründet sein, deren Länge und geographische Lage mit der denkbar größten Schärfe und Genauigkeit bestimmt wurde. Eine erschöpfende Abhandlung über die Basis des diesrheinischen Bayerns, München—Aufkirchen und das hierauf angegliederte Dreiecksnetz (die Rheinpfalz besitzt eine eigene Dreiecksnetzgrundlinie) gab Trigonometer A. Waltenberger in dieser Zeischrift 1887, S. 99, in seinem Aufsatze »Über topographische Messungen im Gebirge«. Eine wichtige Ergänzung hierzu bildet der Hinweis auf die engen Beziehungen der Seiten und Winkeln eines Dreiecksnetzes zum Koordinatensystem, das alle Punkte des Netzes mit zwei (bis auf Zentimeter bestimmten) Maßen, den sogenannten Koordinaten, in einfachster Weise zum Netz-o-Punkt in Verbindung setzt.

Man denke sich (siehe Beilage) durch den o-Punkt des trigonometrischen Netzes (Spitze des nördlichen Frauenturmes in München) zwei rechtwinklig sich schneidende Linien gelegt, die eine von Nord nach Süd parallel mit dem Meridian, die andere von West nach Ost parallel mit dem Äquator, so haben wir mit diesem Achsenkreuz die Grundlinien des bayerischen Koordinatensystems und zwar wird die erste Linie die x = oder Abscissenachse, die zweite die y = oder Ordinatenachse genannt. Die Koordinaten (Abscisse und Ordinate) eines Dreieckspunktes stellen nun die beiden rechtwinkligen linearen Abstände vom Achsenkreuz dar, welche es ermöglichen, diesen im einzelnen ohne Zuhilfenahme seiner Nachbarpunkte in einfacher Weise in die Pläne zum Auftrag zu bringen. Über die Frage, in welchen der vier durch das Achsenkreuz gebildeten Quadranten ein Dreieckspunkt fällt, entscheidet das den Koordinatenwerten vorangesetzte Vorzeichen. Abscissen mit dem Vorzeichen + werden nördlich, mit dem Vorzeichen — werden südlich rechtwinklig auf die Ordinatenachse aufgetragen, während Ordinaten mit dem Zeichen + westlich, mit dem Zeichen — östlich von der Abscissenachse zum Auftrag gelangen.

Um nun die genannten Beziehungen zwischen Dreiecksseiten, Dreieckswinkeln und Koordinaten zu veranschaulichen, möge beispielsweise die Bestimmung des Punktes P_3 aus P_1 und P_2 (Beilage) näher klargelegt werden. Die Koordinaten von P_1 und P_2 sind gegeben mit x_1, y_1 bezw. x_2, y_2.

Aus den Koordinatenunterschieden dieser beiden Punkte nun ergibt sich für P_1 nach P_2 die Direktion φ (Richtung oder auch Azimut genannt) aus der einfachen trigonometrischen Formel:

$$1.\quad \operatorname{tg}\varphi = \frac{a}{b};\ \text{wobei } a = x_2 - x_1 \text{ und } b = y_2 - y_1$$

und die Seitenlänge c von P_1 nach P_2 durch die ebenfalls einfache trigonometrische Funktion:

$$2.\quad c = a \times \sin\varphi \text{ oder } b \times \cos\varphi \left\{ \begin{array}{l} c = \text{der Hypotenuse} \\ a \text{ und } b = \text{den beiden Katheten} \end{array} \right\} \text{eines rechtwinkligen Dreiecks.}$$

Hierbei sei noch eingefügt, daß unter Direktionswinkel einer Seite jener Winkel (Winkel φ) verstanden wird, den die Verbindungslinie zweier Dreieckspunkte zum Achsenkreuz bildet, wobei diese Winkel φ, von der + y-Achse ausgehend gezählt, im Sinne der Uhrzeigerbewegung wachsen und mit einem Winkel von 360° = 0° wieder in die + y-Achse zurückkehren; selbstredend muss man sich zur Veranschaulichung den Achsennullpunkt jedesmal in jenen Dreieckspunkt verlegt denken, von dem aus der Direktionswinkel φ bestimmt werden will.

Sind nun auf den trigonometrischen Punkten P_1 und P_2 die Winkel α und β nach P_3 gemessen worden (Winkel γ, der die Ergänzung von $\sphericalangle\alpha + \sphericalangle\beta$ zu 180° sein muß, braucht nicht unbedingt gemessen sein), so werden durch Addition des $\sphericalangle\alpha$ und durch Subtraktion des $\sphericalangle\beta$ zum bezw. vom Direktionswinkel φ die Direktionswinkel der Seiten P_1 nach $P_3 = b_1$ und P_2 nach $P_3 = a_1$ erhalten. Die Längen dieser Seiten erhält man nach dem einfachen trigonometrischen Satze:

»In einem Dreiecke verhalten sich die Seiten zueinander wie die Sinusse der diesen gegenüberliegenden Winkel«, mithin für den gegebenen Fall, für welchen die Seite c, sowie sämtliche Winkel bereits bekannt sind, aus der Formel:

$$3.\quad b_1 = c \times \frac{\sin \beta}{\sin \gamma} \text{ und } a_1 = c \times \frac{\sin \alpha}{\sin \gamma}$$

Aus den hieraus ermittelten Seitenlängen a_1 und b_1 lassen sich auf Grund der beiden ersten, bereits erläuterten trigonometrischen Formeln 1. und 2., jedoch in umgekehrter Reihenfolge, die Koordinatenunterschiede in Beziehung zu den Punkten P_1 und P_2 und aus diesen die Koordinaten des Punktes P_3 selbst ermitteln.

So baut sich Dreieck an Dreieck auf und lassen sich lediglich auf Grund von Winkelbeobachtungen beliebig viele Neupunkte ins vorhandene Netz einschalten, ohne daß die Beziehungen zum o-Punkt des trigonometrischen Netzes, der zugleich o-Punkt des Koordinatensystems ist, sowie zur Grundbasis, in der gleichsam der Normalmaßstab für das ganze angekettete Dreiecksnetz zu erblicken ist, aufzugeben sind. Natürlich wird man zur Bestimmung eines Dreieckspunktes sich nicht allein der unbedingt notwendigsten Beobachtungswerte bedienen, sondern auch »überschüssige« Beobachtungen verarbeiten. Die Einbeziehung dieser in die Berechnung zur Erzielung eines möglichst guten, »wahrscheinlichsten« Mittelwertes, sowie die Berücksichtigung der durch die Kugelgestalt der Erdoberfläche bedingten Erdkrümmungsfaktoren gehören wesentlich komplizierten Theorien an, deren Klarlegung hier zu weit führen würde.

Während die weiter oben veranschaulichte Bestimmung des Punktes P_3 aus P_1 und P_2 mit Vorwärtsabschneiden bezeichnet wird, kann ein Neupunkt auch mit den auf ihm durchgeführten Winkelbeobachtungen allein (also ohne Visuren von außen her) festgelegt werden. Dieses Verfahren, wozu mindestens nach drei, in verschiedenen Richtungen gelegenen Dreiecksausgangspunkten Beobachtungen vorhanden sein müssen, heißt Rückwärtseinschneiden (die Berechnung aus drei Punkten mit »inneren« Winkeln wird die Pothenotsche Lösung genannt).

Der Eintrag von Dreieckspunkten, überhaupt aller mit Koordinaten festgelegten Punkte in die Steuerpläne ist verhältnismäßig einfach. Die für sämtliche Steuerpläne bereits bekannten Koordinaten der Blattränder, welch letztere selbstverständlich mit den beiden Koordinatenachsen parallel laufen, sind lediglich von den Koordinaten der einzutragenden Dreieckspunkte abzuziehen und die so erhaltenen Koordinatendifferenzen ermöglichen den Punktauftrag. Wesentlich einfacher gestaltet sich der Eintrag auf Grund eines in die Steuerpläne nachzutragenden Quadratnetzes mit konstanten Abständen (etwa von 200 zu 200 *m*), wobei der Abstand einer jeden Netzlinie von seiner o-Achse ein Vielfaches von genau 100 *m* darstellt.

Diese Hauptzüge über die Entwicklung des einer Landesaufnahme zugrunde gelegten trigonometrischen Netzes, über die Einschaltung und Berechnung neuer Punkte, sowie über deren Beziehungen zum Koordinatensystem und endlich über das Wesen der Koordinaten selbst gelten nicht nur für Bayern, sondern mit unwesentlichen Abweichungen auch für andere Länder.

Was die bayerischen Katasteraufnahmen betrifft, so ist bereits eingangs erwähnt worden, daß die erste Landesvermessung speziell für die in Rede stehenden Grenzgebiete im Jahre 1815 durchgeführt wurde. Diese ersten »Kataster«-Aufnahmen, damals vornehmlich zum Zwecke der Grundsteuererhebung durchgeführt (das korrumpierte Wort »Kataster« wäre abzuleiten aus capita adscribere d. h. Kopfsteuer zuschreiben) können heute natürlich in keiner Weise mehr genügen. Maßstab, Blatteinteilung und Messungssystem wurden indes auch für die zweite Landesaufnahme (bez. der fraglichen Landesgrenze im Jahre 1860 und 1861 betätigt) für die sogenannte Renovationsmessung beibehalten. Beide Aufnahmen sind auf quadratförmigen sogenannten

»Steuer-Katasterblättern«, die je ein Gebiet von 2334 *m* (= 8000 bayerische Fuß) Länge und ebensolcher Breite behandeln, im Maßstabe 1 : 5000 mit Meßtisch, Kippregel und Distanzlatte bewerkstelligt worden (Städte und Ortschaften wurden in gesonderten Beilagen im Maßstabe 1 : 2500 gemessen). Das bayerische Dreiecksnetz wurde so verdichtet, daß — wenigstens für die zweite Aufnahme — mindestens drei Dreieckspunkte auf ein Steuerblatt zu liegen kamen. Auf diese drei Dreieckspunkte eines Steuerblattes wurde mit dem erwähnten Meßtisch das gesamte in den Rahmen dieses Blattes fallende Detail (Eigentumsgrenzen, Gebäude, Kulturausscheidungen etc.) graphisch aufgebaut, und es haben demnach alle auf diese Weise für die aufgenommenen Punkte erhaltenen Positionen im günstigsten Falle nur eine Genauigkeit, die eben dem Maßstabe 1 : 5000 entspricht. Als Grundlage für größere geodätische Aufnahmen können demnach bei den modernen höheren Anforderungen an die Genauigkeit eines Messungswerkes diese im übrigen an und für sich mustergültigen und heute noch im weitaus größten Teile Bayerns für kleinere Messungen grundlegenden, bayerischen Renovations-Meßtischmessungen nicht mehr benützt werden.

Das »graphische« Meßtisch-Verfahren beruht im übrigen auf ganz ähnlichen Prinzipien, wie sie der trigonometrischen Punktbestimmung zugrunde gelegt sind.

Man denke sich den Meßtisch, Stativ mit quadratförmiger Holzplatte, auf dem ein Papier in der Größe eines Steuerblattes aufgespannt erscheint, so über einen Dreieckspunkt aufgestellt, daß 1. die Meßtischplatte wagrecht und fest steht, 2. der Dreieckspunkt, über dem der Meßtisch steht, genau senkrecht unter jenem identischen Dreieckspunkte sich befindet, welcher bereits auf dem Planpapiere mit Koordinaten aufgetragen ist und daß 3. die Richtung des Standpunktes nach dem nächsten in natura sichtbaren Dreieckspunkte (Signal, Kirchturm etc.) genau sich deckt mit der Richtung der Verbindungslinie der beiden identischen Dreieckspunkte auf dem Papiere, so ist der Meßtisch horizontiert, zentriert und orientiert. Während die Horizontierung mit einer auf das Meßtischblatt aufgelegten Wasserwage, die Zentrierung mit einer Lotgabel bewerkstelligt wird, geschieht die Orientierung durch die Kippregel, ein Lineal, über dem in fester Verbindung (nur in der Richtung des Lineales kippbar) ein Fernrohr mit horizontalen Doppelfäden zum Ablesen der Entfernungen auf der Distanzlatte und einem Vertikalfaden zum Einstellen der anvisierten Punkte angebracht ist. Man kann nun durch Anvisieren beliebig vieler neu aufzunehmender Punkte mit dem Fernrohr graphisch alle entsprechenden Richtungen an der Kante des Lineales auf dem Papiere abtragen (wobei natürlich jedesmal das Lineal im Stationspunkte angelegt sein muß) und man braucht nur noch mit Zirkel und Maßstab in den mit einer Visionsnadel aufgetragenen Visuren die an der Distanzlatte mit dem Fernrohrdoppelfaden abgelesenen Entfernungen auftragen und die aufzumessenden Punkte sind graphisch bestimmt.

Sind einige weiter entfernte Punkte zwar bezüglich ihrer Richtungen auf dem Meßtische aufgetragen, aber die Entfernungen nicht mehr mit der Distanzlatte meßbar, so können gelegentlich einer neuen Meßtischaufstellung auf einem zweiten oder dritten ins gleiche Steuerblatt fallenden Dreieckspunkte, von diesem her die Richtungen mit der Kippregel gezogen werden und die betreffenden Detailpunkte sind dann durch die Schnitte zweier oder dreier Visuren aus zwei oder drei Aufnahmestationen her festgelegt. Damit hat man das Verfahren des Vorwärtsabschneidens wie bei der Triangulation, nur mit dem Unterschiede, daß die beiden $\sphericalangle \alpha$ und β in P_1 und P_2 (Beilage) graphisch aufgetragen sind. Auch das sogenannte Rückwärtseinschneiden läßt sich graphisch mit dem Meßtisch in vielen Fällen praktisch verwerten. Näher einzugehen auf das Wesen der Meßtischmessung war nicht beabsichtigt, es wollte nur gezeigt werden, daß das trigonometrische

Messungsverfahren auf ähnlichen geometrischen Grundsätzen sich aufbaut, wie die graphische Meßtischmessung, daß indes letzteres Messungsverfahren bezüglich der Genauigkeit wesentlich hinter der trigonometrischen Messungsmethode zurückbleibt.

Nach diesen Ausführungen möge auf die Schilderung der Landesgrenz-Revisionsarbeiten selbst übergegangen werden und zwar zunächst auf den 1. Abschnitt dieser Arbeiten nämlich:

Die Vermarkung des Grenzgrates.

In der 38 *km* langen Grenzstrecke der Vorderen Karwendelkette und des Wettersteinkammes wurden zwischen den acht bereits eingangs aufgeführten, alten Grenzmarken auf den wichtigeren Gratpunkten, so an den frequentierteren Weg- und Steigübergängen, auf dominierenden Berggipfeln, sowie an orographisch hervorragenden Brechungspunkten 34 Hauptmarken eingeschaltet und zwar in Form von Tafeln aus carrarischem Marmor (Fig. 2), auf denen in Blockschrift oben »Bayern«, unten »Tirol«, in der Mitte ein Kreuz, links vom Kreuz die Jahrzahl 1900 bezw. 1901 (Zeit der Grenzmarken-Errichtung), rechts vom Kreuz die Landesgrenzmarken-Nummer eingemeißelt und die Vertiefungen mit schwarzer Ölfarbe ausgefüllt erscheinen. Diese Grenztafeln wurden mit zwei, drei oder vier starken Eisenstiften — diese in entsprechende Meißelbohrungen eingeführt — an dauerhaften, markanten Felsplatten und Felsblöcken befestigt und zur größeren Haltbarkeit ringsum mit Portlandzement verputzt. Die Tafeln sind 1 *cm* stark, 25 *cm* hoch und 30 *cm* breit.

Diese Tafeln wurden an nachbezeichneten Gratpunkten befestigt:

a) Im Karwendelgebirge:

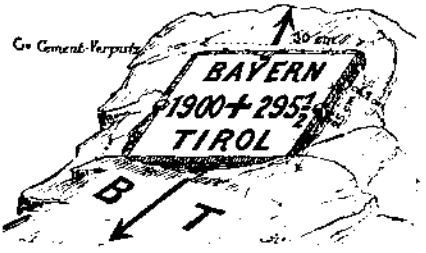
Nr. 242 1/2 im Steinloch am Fuße der Südwand der Steinkarlspitze.
„ 242 1/3 im Steinloch am Fuße der Nordwand der Östlichen Karwendelspitze.
„ 242 1/4 auf der Östlichen Karwendelspitze.
„ 242 1/5 „ „ Vogelkarspitze.
„ 242 1/6 „ „ Bärenalplspitze.
„ 243 1/2 am Westrande des Bärenalpls beim Beginn des Gjaidsteiges.
(„ 243 am Ostrande des Bärenalpls befindet sich eine alte Grenzmarke).
„ 243 1/3 auf der Raffelspitze.
„ 243 1/4 „ „ Hochkarspitze.
„ 243 1/5 „ dem Wörner.
„ 243 1/6 „ „ Schönberg.
„ 243 1/7 „ der Unteren Dammkarscharte (Kirchlkarscharte).
„ 243 1/8 auf der Mittleren Dammkarscharte.
„ 243 1/9 „ dem Mitterkreuz.
„ 243 1/10 am Südwestrande der Karwendelgrube.
„ 243 1/11 am Gatterl (oder Steinzäunl).

b) Im Wettersteingebirge:

Nr. 295 1/2 auf der Unteren Wettersteinspitze.
„ 295 1/3 „ „ Oberen Wettersteinspitze.
„ 295 1/4 „ „ Rotplattenspitze.
Nr. 295 1/5 auf der Wettersteinwand.
„ 295 1/6 „ dem Wettersteinkopf.
„ 295 1/7 und 1/8 am Ost- und Westrande des Dreitorspitzgatterls.
„ 295 1/9 auf dem Dreitorspitz-Nordostgipfel.
„ 295 1/10 „ „ „ -Westgipfel.
„ 295 1/11 „ der Leutascher Dreitorspitze.
„ 295 1/12 „ dem Teufelskopf bei der Oberreintal-Scharte.
„ 295 1/13 auf dem Hochwanner.
„ 295 1/14 in der Scharte zwischen Kl. Wanner und Hochwanner.
„ 295 1/15 am südwestlichen Wandfuße des Kl. Wanner (Beginn des Hohen Kammes).
„ 295 1/16 am nordwestlichen Ende des Hohen Kammes.
„ 295 1/17 Nummer, Kreuz und Jahrzahl an der Gatterlbachscharte direkt in den Fels eingehauen.
(„ 296 Diese Doppelmarke am Zugspitzgatterl ist ein altes Grenzzeichen).
„ 296 1/2 auf dem Wetterwandeck.
„ 296 1/3 „ „ Schneefernerkopf.
„ 296 1/4 „ „ Zugspitzgrat, wo der Knorrhüttenweg diesen erreicht.
„ 296 1/5 auf dem Zugspitz-Westgipfel.

Die Marmortafeln führen außer jener Hauptnummer, welche die zunächst im Osten gelegene alte Grenzmarke trägt, noch einen Zahlenbruch, dessen Nenner angibt, das wievielte Haupthoheitszeichen die betreffende eingeschaltete Marmortafel darstellt — die Muttermarke mit eingerechnet —, so daß beispielsweise die Tafel 243 1/9 auf dem Mitterkreuz das neunte Haupt-Landesgrenzhoheitszeichen ist, vom östlich gelegenen Bärenalpl aus, die alte Muttermarke Nr. 243 auf dem Bärenalpel mitgezählt.

Alle übrigen Grenzkrümmungen zwischen diesen 47 Hauptgrenzmarken (8 alt und 35 neu) wurden durch rund 400, zum größten Teil fest und dauerhaft gebaute, sogenannte »Steinmanndln« vermarkt und von diesen hinwiederum die wichtigeren mit kräftig eingemeißelten Felskreuzen und Felsriefen oder auch unterirdisch durch seitlich neben oder zentrisch unter dem Steinmann in den Boden eingelassene, gebrannte, sog. Klinkertonröhren versichert. (Fig. 3 und 4.)



Figur 2.

Hier sei besonders betont, daß die mit großen Unkosten und nicht zu unterschätzenden Mühsalen errichteten und trigonometrisch festgelegten Grenzzeichen, deren Bedeutung und hoher Wert als Landesgrenzmarken wohl noch nicht hinreichend unter der breiten Masse des Publikums bekannt sein dürfte, der Überwachung der einschlägigen Staatsbehörden und -Organe anheimgegeben werden; daß sie aber auch dem Schutze der Alpenvereine, der Hochtouristen und der Bergführer mit dem Wunsche empfohlen werden, Zerstörungen von Landesgrenzzeichen durch böswillige Hand oder elementare Ereignisse möglichst bald den einschlägigen Bezirks-, Forst- oder Zollämtern zur Anzeige zu bringen, um sie vor gänzlichem Verfall noch rechtzeitig retten zu können.

Die wichtigeren in der oben angeführten Weise versicherten Nebenmarken sind an nachstehenden Grenzpunkten errichtet:

a) Im Karwendelgebirge:

1 Marke auf der Steinkarlspitze südlich vom Wechselschneidkopf,
2 Marken im Steinloch,
2 „ in der Vogelkarscharte,
1 Marke auf der Schlichtspitze,
9 Marken auf dem Bärenalpl,
1 Marke auf der Tiefkarspitze,
1 „ „ „ Östl. Lerchfleckspitze,
4 in der Oberen Dammkarscharte zwischen Mitterkreuz und Südl. Karwendelkopf,
1 in der Karwendelgrube,
3 auf dem Gamsangerl nördlich der Sulzleklammspitze,
1 auf der Kirchelspitze,
1 auf dem Brunnsteinanger.

Sa. 27 wichtigere Nebenmarken.

b) Im Wettersteingebirge:

3 Marken auf der Strecke Franzosensteig—Untere Wettersteinspitze,
1 auf dem Musterstein,
1 „ der Westlichen Thörlspitze,
1 „ dem Dreitorspitz-Gatterl,
2 in der Oberreintalscharte,
1 auf dem Oberreintal-Schrofen,
1 „ „ Hinterreintal-Schrofen,
8 „ „ Hohen Kamm,
4 in der Gatterlbachscharte,
1 auf dem Höchst. Gatterlkopf (Sonnspitze),
1 auf der Östlichen Plattspitze,
1 „ „ Westlichen Plattspitze,
1 auf dem Zugspitzgrate, wo der Abstieg zum Eibsee abzweigt.

Sa. 26 Nebenmarken.

Es befinden sich mithin nunmehr:

a) Im Karwendelgebirge:

5 alte Grenzmarken,
15 neue Hauptmarken,
27 neue Nebenmarken mit dauernder Versicherung,
ca. 130 Untermarken, Steinmänner ohne Versicherung,

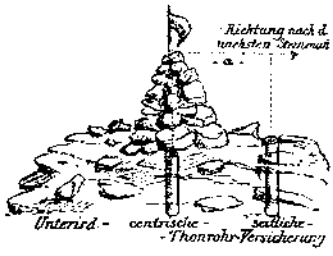
rund 180 Landesgrenz-Hoheitszeichen.

b) Im Wettersteingebirge:

3 alte Grenzmarken,
20 neue Hauptmarken,
26 Nebenmarken mit dauernder Versicherung,
ca. 230 Untermarken, Steinmänner ohne Versicherung.

mithin rund 280 neue Grenzmarken.

Seitlich der Grenzmarmortafeln, sowie der wichtigeren Nebenmarken wurden außerdem — wo angängig und zweckmäßig — zur rascheren Orientierung über die Lage der durch die Grenzzeichen abgemarkten Staaten auf bayerischem Boden ein B, auf österreichischem Boden ein T in festen Fels eingemeißelt (Fig. 4). Alle eingemeißelten Grenzzeichen (auch Kreuze und Riefen) wurden, soweit es die



Figur 3.

Witterung gestattete, mit schwarzer Ölfarbe ausgefüllt und der umgebende Felsengrund mit weißer Ölfarbe bestrichen.

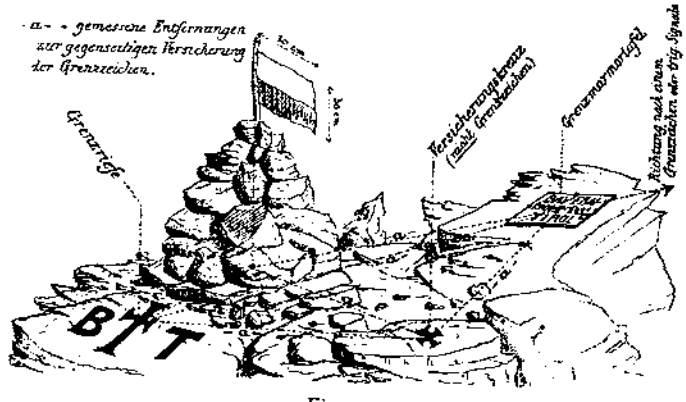
Wo nicht schon in der Nähe der Grenzmarken Kreuze, Fahnen, trigonometrische Signale etc. standen, wurden, um jene für die trigonometrischen Außenbeobachtungen besser ersichtlich und unterscheidbar zu machen, in den Gipfeln der Steinmänner Latschen- oder Lärchenstecken mit aufgenagelten verschiedenfarbigen Fahnen eingeklemmt. Diese Fahnen, abwechselnd rotweiß, weißblau oder schwarzgelb gewählt, konnten dann in den meisten Fällen die Erkennung der Grenzsteinmänner nach Lage und Punktnummer auch von entfernter gelegenen Aufnahmestationen aus ermöglichen.

Nachdem nun die Art und Weise der Grenzmarkenerrichtung eine eingehendere Schilderung erfahren hat, wären noch die hauptsächlichsten Normen zusammenzufassen, nach denen eine allen Anforderungen genügende Grenzabmarkung im Hochgebirge durchzuführen ist, und welche auch bei der vorliegenden Landesgrenzrevision nach allen Kräften volle Beachtung gefunden haben.

Neben einer für viele Jahrzehnte hinaus verbürgten Klarheit, Haltbarkeit und Standhaftigkeit womöglich aller, zum mindesten aber der wichtigeren Grenzzeichen, soll jede Marke eine derartige freie, augenfällige Lage behaupten, daß vor- wie rückwärts, nicht nur das nächste Grenzzeichen dem unbewaffneten Auge klar und deutlich sichtbar erscheint, sondern auch ein unbehinderter Überblick auf die zwischen dem Beschauer und den benachbarten Grenzmalen gelegenen Gratstrecken ermöglicht ist.

Selbstredend muß für die Sichtbarkeit des Grenzzeichens nach jenen Richtungen hin Sorge getragen werden, aus welchen her die trigonometrische Festlegung durch Theodolith-Winkelbeobachtung zu bewerkstelligen beabsichtigt ist; es müssen mindestens drei bis vier im Grenzpunkte zusammentreffende, sich »günstig schneidende« Richtungen für die Außenbeobachtung frei sein. Für genügendes Abheben des Grenzzeichens vom etwa ungünstigen Hintergrunde sorgen, wie bereits erwähnt, die verschiedenfarbig gewählten Fähnchen, die an Latschenäste angenagelt die Steinmannmitte zieren und durch ihr Flattern im Winde je nach Beleuchtung selbst noch auf 6 bis 8 *km* entfernten trigonometrischen Beobachtungsstationen gesehen werden können, während erfahrungsgemäß mächtig gebaute Steinmänner ohne Fahnen unter Umständen schon bei 3 *km* Distanz trotz sorgfältigsten Absuchens des Grenzgrates mit dem Fernrohre nicht mehr zu sehen waren. Wohl oder übel mußten aus diesem Grunde verschiedene Steinmänner »nachgeflaggt« werden.

Endlich mußte dem als maßgebende Grundlage vorgezeichneten Inhalte des Grenzbeschreibungswerkes vom Jahre 1844 bezw. vom Jahre 1850 Rechnung getragen werden und vornehmlich dem in diesem enthaltenen obersten Grundsatze, wonach die Grenze dem höchsten Gebirgsgrate nach zu verlaufen habe, Genüge geleistet werden.

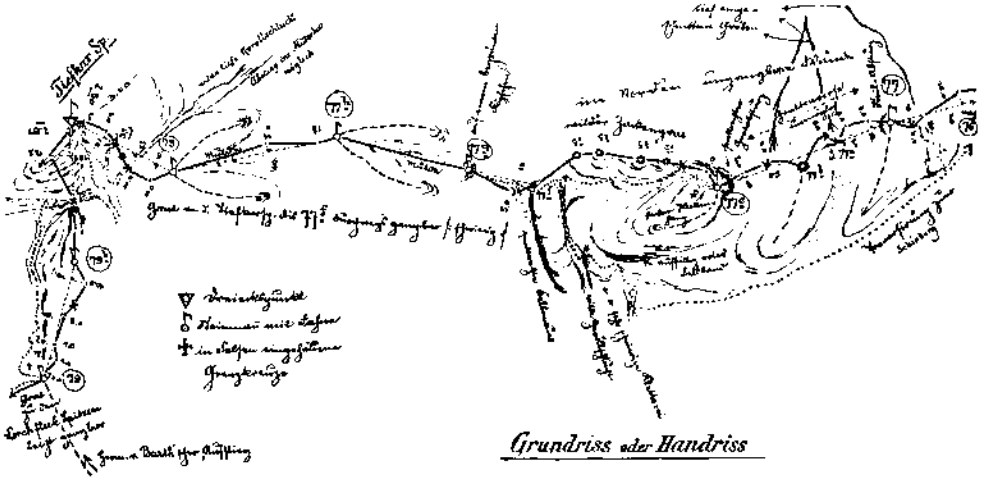


Figur 4.

Die an Ort und Stelle über all diese 460 Grenzzeichen angefertigten Zeichnungen des Grund- und Aufrisses (Fig. 5 und 6) dienen zur näheren Festlegung und Veranschaulichung des Grenzverlaufes. Die Grundrisse, die sogenannten Handrisse, enthalten nicht nur alle Maße, welche die Beziehungen zwischen den Grenzmarken und den nächstbefindlichen Versicherungen, Signalen etc. zahlenmäßig festhalten, sondern auch alle jene, annäherungsweise auf ganze Meter geschätzten Zahlenwerte, welche die untergeordneteren, noch zwischen den 460 Grenzzeichen unvermarkt gebliebenen Grenzkrümmungen festlegen.

Die Zeichnungen der Aufrisse veranschaulichen die topographisch wichtigsten Berggestalten, welche im Grenzgrate auftreten und sind als Grund- und Beilagen zur neu hergestellten Grenzbeschreibungskarte entsprechend verwertet.

Natürlich sind auch im neuen Grenzzuge hinsichtlich einer einheitlichen, zusammenhängenden Vermarkung nach den obigen Prinzipien Lücken übrig geblieben; doch sind es nur völlig ungangbare oder doch äußerst schwierig zugängliche Grenzgratstrecken, welche nicht betreten wurden und deshalb von der Neuvermarkung völlig unberührt bleiben mußten.



Figur 5.

Diese unvermarkten Strecken seien hier nach der Länge und Lage im besonderen aufgeführt:

a) Im Karwendelgebirge:

Hochkarscharte = Hochkarspitze (westlich der Raffelspitze) Durchkletterung wohl ausnehmend schwer, Länge:	ca. 600—700 *m*
Östliches Kirchle = Lerchfleckspitze, unersteiglich, Länge:	„ 300 „
Westliches Kirchle, kaum ersteiglich, Länge:	„ 200 „
	Sa. 1100—1200 *m*.

b) Im Wettersteingebirge:

Die durchwegs äußerst schwierigen Gratstrecken	
Leutascher Dreitorspitze = Schüsselkargrat = Östliche Wank-Scharte, Länge:	ca. 800 *m*
Teufelsgrat-Westgipfel = Hinterreintal-Schrofen, Länge:	„ 300 „
Grat östlich der Plattspitze, Länge:	„ 200 „
„ westlich „ „ „	„ 200 „
Südliche Wetterspitze, Länge:	„ 200 „
	Sa. ca. 1700 *m*.

Es blieb also nur eine Strecke von rund 3 *km*, die im übrigen mit größter Sorgfalt so gut als möglich von verschiedenen Seiten her trigonometrisch neu festgelegt wurde, von der Vermarkung unberührt, während der ganze übrige Grenzgrat von 35 *km* Länge vom gesamten Landesgrenzvermessungspersonal zum Zwecke der Vermarkung, Einmessung der Versicherungen, Signale etc., sowie zur Anfertigung von Zeichnungen und Skizzen mit »Sack und Pack« durchklettert wurde.

Touristische Details über die hierbei gewonnenen Erstlingstouren, sowie über noch seltener durchgeführte Gratklettereien, insoferne diese eine eingehende Beschreibung noch nicht erfahren haben, werden in kurzen Zügen gelegentlich in den »Mitteilungen« erscheinen.

Der schwierigste und mühevollste Teil der Landesgrenzrevisionsarbeiten, die Vermarkung, wäre nun eingehend geschildert; es läßt sich denken, daß die ohnehin schon sehr schwierigen Gratklettereien nach mehrstündigem Aufstiege aus dem Tale durch das Mitschleppen von umfangreichem Dienstgepäck neben dem auf andauernden Hochtouren dringend benötigten Privatgepäck, dann durch die zeitraubenden und anstrengenden Vermarkungsgeschäfte auf dem Grenzgrate selbst, ganz wesentlich erschwert wurden. Der Ballast, der den Rucksäcken des ganzen Personals, auch dem des Revisionstechnikers, eine wuchtige, vollaufgeblasene Form verlieh, setzte sich zusammen aus dem bekannten Bedarf an Getränken, Lebensmitteln, Mänteln, Reservewäsche, Handschuhen, Kletterschuhen, Seil und Steigeisen, dann aus den zahlreichen dienstlichen Gegenständen: Meßwerkzeug, Feldstecher, Stahlband, Maßstäben, Winkelprismen, Senkeln, Plänen, Karten und Zeichnungsutensilien. Hierzu kamen die Grenzmarmortafeln mit Eisenhacken, Portland-Zement, Thonröhren, Meißel, Hammer, Schindeln, Stecken, Stangen, Fahnen, Nägel, Ölfarben (schwarz und weiß), Pinsel und endlich das zum Zementieren benötigte, oft tief unten im Tale in Krügen und Flaschen gefaßte Wasser. Gerade diese dienstlichen Gegenstände waren fast durchgehends schwierig zu verpacken und unangenehm zu tragen. Wehe, wenn sich dann und wann beim Klettern durch einen unglücklichen Stoß an die mitgenommenen Flaschen, durch innige Verbindung von Rotwein, Zement, Brot, Ölfarbe, Geselchtem, einigen Nägeln und anderen nicht gut harmonierenden Gegenständen ein nagelfluhähnliches Konglomerat bildete, das man dann mit bitterer Miene dem festen Unterbau eines Grenzsteinmannes einverleibte.

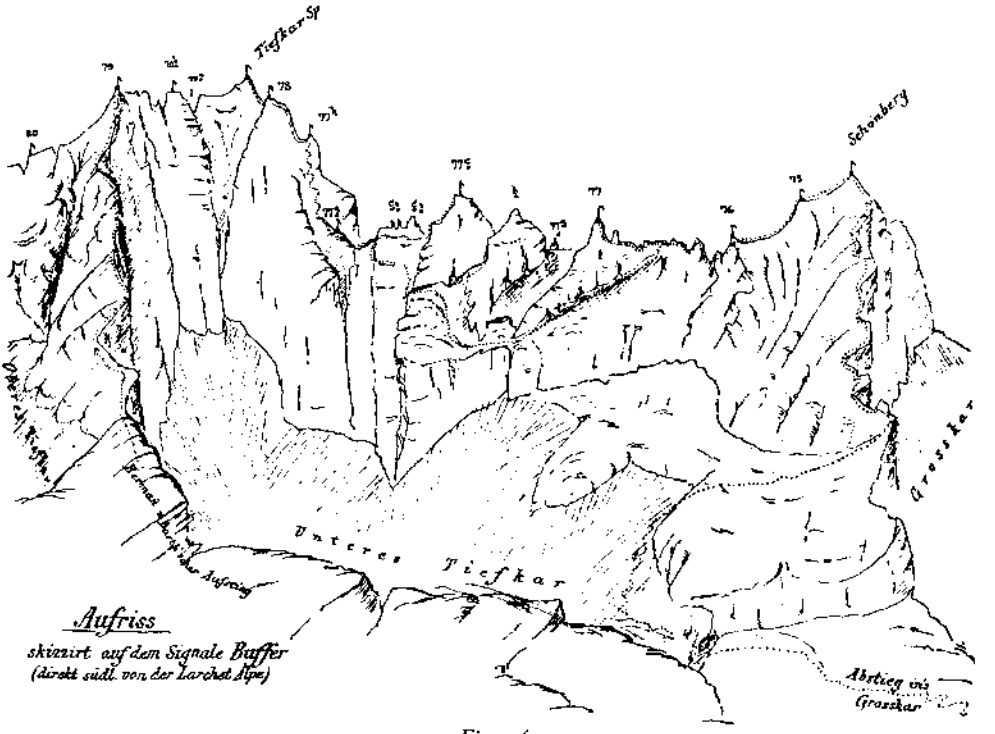
Das Personal bestand aus dem Revisionstechniker und drei Meßgehilfen, welch' letztere sich jeweils zusammenfanden aus Führeraspiranten, Jägern und Hirten. Nur bei ganz anstrengenden Hochtouren wurde ein autorisierter Führer als vierte Hilfskraft mitgenommen. Der Klettergewandtheit, Ausdauer und dem guten Willen dieser Leute kann hier das vollste Lob gespendet werden, denn an die Geduld und Zähigkeit des Personals wurden bei diesen Vermarkungsgeschäften nicht selten harte Proben gestellt. Auf dem Grenzgrate nach meist mehrstündigem, ermüdendem Aufwärtsklettern angekommen, wurden nur kurze »Moränen« oder »Marändl« (bekannter Lokalausdruck für Rast) gehalten und dann auf luftiger Höhe die Arbeit begonnen. Das Beischleppen schwerer Steine zum Aufbau der Steinmänner, das Anzementieren der Marmorplatten, ferner das Einmeißeln der Löcher für die Eisenstifte, dann der Kreuze und Grenzzeichen war namentlich auf schmaler, schwindeliger Schneide oft eine sauere Arbeit für das Gehilfenpersonal, während der Revisionstechniker unterdessen gerade genügend mit dem Anfertigen von Zeichnungen und Skizzen, mit dem Einmessen der Grenzmarken etc. beschäftigt war.

Nach Fertigstellung eines Grenzzeichens war das Weiterklettern zum nächsten zu vermarkenden Punkte für alle gewissermaßen wieder eine angenehme Abwechslung, auch dann, wenn schwierige Stellen nur ein sehr langsames Vorwärtskommen der ganzen Kolonne gestatteten. Des öfteren mußte Rucksack für Rucksack über die schwindeligen Tiefen jäher Gratabstürze abgeseilt werden, während Mann für Mann in gefährlicher Kletterei nachfolgten, um jenseits wieder auf exponierte Felszinnen emporzugelangen. Nicht selten ging der Tag schon stark zur Neige, wenn das letzte Stück Arbeit des vorgezeichneten Programms geschehen war. Noch eine kurze Siesta und der Abstieg mußte in Angriff genommen werden. Ein in später Abendstunde erreichtes, primitives Nachtquartier bot dann kaum die wohlverdiente

Ruhe. Doch all diese Strapazen wurden gerne mit in Kauf genommen, wenn ein herrlicher Tag nicht nur die Arbeit fördern, sondern auch die hehre Pracht des Hochgebirges genießen ließ. Indes nur zu oft mußten die schwer erklommenen Grathöhen bald wieder verlassen werden, wenn die jedem Hochtouristen ja wohl bekannten Unbilden der Natur das Weiterkommen unmöglich machten und solche Tage, deren leider viele waren, mußten dann als so ziemlich verloren bezeichnet werden.

Aufnahme des Grenzgrates.

Weniger gefährlich, aber technisch schwieriger war der zweite Teil der Landesgrenz-Revisionsarbeiten, nämlich die geodätische Festlegung des Grenzgrates.



Figur 6.

Zunächst mußte in das bereits vorhandene trigonometrische Netz, welches bei einer Längenausdehnung (von Westen nach Osten) von ca. 50 *km* und einer Tiefe (von Süden nach Norden) von ca. 35 *km* nur nachstehende Ausgangspunkte enthielt: Benediktenwand, Heimgarten, Hörnle, Niedere Bleich, Notkarspitze, Säuling, Zugspitze, Hochwanner, Hohe Munde, Seefeld Turm, Arnspitze, Ödkarspitze, Soiernspitze und Scharfreiter, eine beträchtliche Anzahl neuer Dreieckspunkte eingeschaltet werden. Viele Dreieckspunkte, die als Anhaltspunkte hätten dienen können, sind durch den gänzlichen oder teilweisen Verfall ihrer Signale und deren Versicherungen nicht mehr vorzufinden gewesen und deshalb unbrauchbar geworden. Nachdem ein großer Teil der aufgeführten Ausgangspunkte, unter denen sich auch österreichische Hauptdreieckspunkte befinden, mit kräftigen, weithin sichtbaren Signalen fixiert und auch die Signalisierung und Versicherung (siehe Fig. 7) der neu eingeschalteten Dreieckspunkte abgeschlossen war, wurde mit den Winkelbeobachtungen begonnen. Diese letzteren, welche mit

einem größeren Theodoliten vollzogen wurden, der eine Ablesungsgenauigkeit von rund fünf Sekunden für eine Ablesung, mithin den 260 000sten Teil eines Kreises gestattet, indes bei wiederholter Ablesung auf eine Genauigkeit von 0.5 Sekunden gebracht werden können, zerfielen in zwei Gruppen: a) in Winkelbeobachtungen zur gegenseitigen Festlegung der neuen Dreieckspunkte, die in 4—20 sogenannten »Sätzen« für eine Visur je nach der Entfernung des anvisierten Punktes wiederholt wurden, b) in Winkelbeobachtungen zur Bestimmung der Landesgrenzzeichen, welche lediglich in zwei Sätzen zu deren gegenseitiger Kontrolle auszuführen waren. Die Lage und Anzahl der neugewählten Dreieckspunkte mußte sich vornehmlich nach Lage und Ausdehnung der beiden Grenzkämme richten und es wurden die denselben nördlich und südlich vorgelagerten oder zunächst gegenüberstehenden, geeigneten Höhenpunkte als trigonometrische Aufnahmestationen ausgewählt. Auf jeden Fall waren so viele Standpunkte für die trigonometrische Beobachtung auszusuchen, daß jeder Landesgrenzpunkt von mindestens drei Dreieckspunkten aus Visuren erhielt, deren Schnitte im jeweiligen Grenzpunkte genügende Kontrolle und Sicherheit gewährten.

Die trigonometrischen Netz- und Grenzbestimmungen sind natürlich in Ansehung des vordringlicheren Endzweckes »Revision der Landesgrenze zwischen Tirol und Bayern« bei den anerkanntermaßen sehr mißlichen Arbeitsverhältnissen im Hochgebirge und endlich in Anbetracht der ungünstigen Witterungsverhältnisse, welche in den letzten drei Jahren zur Zeit der Aufnahmen vorherrschend waren, mit einer streng theoretisch durchgeführten Flachlandstriangulierung keineswegs auf gleiche Stufe zu stellen. Ihre Genauigkeit ist wesentlich geringer, indes immerhin bei weitem ausreichend, um eine genügende Sicherheit des Grenzeintrages in die bayerischen und österreichischen Pläne und Karten verbürgen zu können. Auf jeden Fall übersteigt die Unsicherheit der durch trigonometrische Beobachtung bezw. durch trigonometrische Berechnung aus dem Winkel-Beobachtungsmaterial erhaltenen, zum Eintrag der Punkte benötigten geographischen Zahlenmaße, der sogenannten »Koordinaten«, den Betrag von 15 *cm* für die neuen Dreieckspunkte, den von 25 *cm* für die Hauptgrenzmarken und den von 35 *cm* für die Nebenmarken wohl in den seltensten Fällen. Von den neu eingeschalteten ca. 120 Dreieckspunkten sind auf 95 Stationen Winkelbeobachtungen nach 120 Dreieckspunkten und 460 Landesgrenzmarken in ungefähr 6500—7000 Visuren vollzogen worden. Etwa 45 Dreieckspunkte entfallen auf den Grenzgrat selbst, während 25 trigonometrische Punkte bereits auf österreichischem Boden liegen.

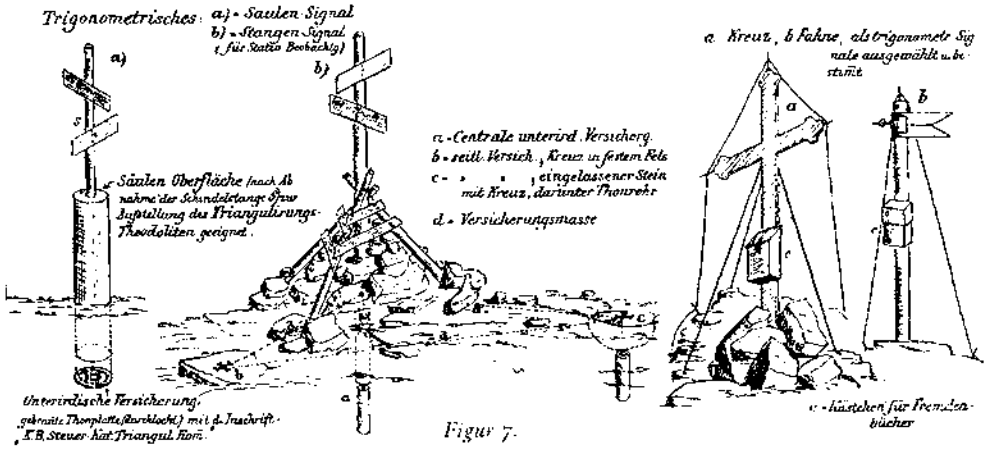
Die angegebenen Zahlen lassen gewiß auf eine nicht geringe Summe von Arbeit schließen, wenn in Betracht gezogen wird, daß nur in einigen Fällen Signalisierung und Winkelbeobachtung eines Punktes sich an einem Tage, mithin mit einmaligem Auf- und Abstieg bewerkstelligen ließ, und zwar aus den zwei hauptsächlichsten Gründen: Zunächst blieb nach Abzug eines durchschnittlich auf sechs Stunden zu berechnenden Hin- und Rückwegs des öfteren nicht mehr die nötige Zeit, um zunächst die Signalisierung und Versicherung eines Dreieckspunktes, dann noch die Winkelbeobachtungen auf demselben vollständig durchführen zu können, fürs zweite aber stand vielfach die Transportfrage der Vereinigung beider Arbeiten an einem Tage hindernd im Wege. Während zur Errichtung und Versicherung der trigonometrischen Signale das Mitschleppen schwerer Signalstangen mit Zubehör und die Mitnahme von Handwerkszeug (Schaufel, Pickel, Stoßeisen etc.) notwendig war, bedingte das Beobachten den Transport eines schweren Triangulierungstheodoliten mit Stativ und Feldschirm auf mitunter nicht gerade harmlosen Auf- und Abstiegen.

Die Winkelbeobachtungen mit dem Triangulierungstheodoliten, dessen feste Aufstellung auf felsigem, unebenen Boden vielfach wegen der umfangreichen

Böschungsbauten große Mühe verursachte, benötigte einen Zeitraum von drei bis acht Stunden inklusive Instrumentenaufstellung; und wenn kalte Stürme unaufhörlich den schmalen exponierten Grat umtosten oder gar Neuschnee den Boden bedeckte und diesem dann alle Wärme entzog, dann währte der Aufenthalt doppelt lang und wurde nachgerade bitter und unerträglich. Aber auch über diese ja allen erfahrenen Hochalpinisten wohl bekannten Miseren half jene nie versiegende Liebe und Freude zu den Bergen, die in der Brust des Alpinisten einmal feste, unentreißbare Wurzeln gefaßt hat, immer wieder von neuem hinweg.

Wie notwendig diese umfangreichen trigonometrischen Beobachtungen bezw. Punktbestimmungen waren, mag daraus erhellen, daß beispielsweise im ganzen 38 *km* langen Grenzgrate kaum zwei verläßliche Dreieckspunkte aus der letzten bayerischen Landestriangulierung vom Jahre 1856 sich vorfanden, während auch österreichischerseits die nötigen Grundlagen hierzu mangelten. Auch die mehrerwähnten acht alten Landesgrenzmarken waren nicht trigonometrisch, sondern nur graphisch in einer heute wohl nicht mehr genügenden Weise festgelegt worden.

Das Einschlagen eines anderen Verfahrens zur Festlegung der Landesgrenze,



Figur 7.

etwa die Zuhilfenahme eines Meßtisches oder eines Distanzmessers wäre bei der vorliegenden Arbeit ganz unmöglich gewesen; die fast ausschließliche Unerreichbarkeit des ganzen Grenzgrates für Meßtisch, Distanzmesser und Distanzlatten etc., und die ausnehmend großen Entfernungen nicht nur zwischen der Grenze und den Aufnahmestationen, sondern auch von Grenzpunkt zu Grenzpunkt, liessen nur eine trigonometrische Messung zu, um eine einigermaßen den modernen Anforderungen genügende Sicherheit und Genauigkeit verbürgen zu können.

Ausarbeitung und Anerkennung des neuen Grenzzuges.

Als dritter Abschnitt der Landesgrenz-Revisionsarbeiten ist die örtliche Begehung und Besichtigung der Landesgrenze seitens der Landesgrenz-Revisionskommission zu bezeichnen. Die Grenzhoheitskommission hatte die Aufgabe, die vom Revisionstechniker durchgeführte provisorische Vermarkung eingehend zu prüfen, über zweifelhafte und von diesem offen gelassene Fälle an Ort und Stelle zu entscheiden, die provisorische Vermarkung nach deren Prüfung als definitive anzuerkennen und endlich hierüber ein erschöpfendes Protokoll aufzustellen.

Diese in drei Abschnitte zerfallenden Arbeiten, die Arbeiten des »äußeren« Dienstes, Vermarkung der Landesgrenze, trigonometrische Festlegung derselben und

endlich die kommissionelle Besichtigung und Anerkennung des Grenzzuges benötigten einen Zeitraum von 265 Tagen (Sonn- und Feiertage, sowie alle jene Tage inbegriffen, an denen der dreimalige Domizilwechsel von und nach München, sowie die Übersiedlungen von einem Standquartier zum anderen betätigt wurden). Diese 265 Tage, von denen 115 wegen schlechter Witterung ganz oder teilweise zur äußeren Dienstverrichtung unbrauchbar waren, entfielen auf die Zeit

vom 14. Juli — 17. Oktober des Jahres 1900
vom 27. Juli — 1. November des Jahres 1901
vom 5. August — 17. Oktober des Jahres 1902.

Hier seien noch die Standquartiere aufgezählt, welche außer den Hauptquartieren Garmisch und Mittenwald vom Vermessungspersonal als Unterkunftsstätten vorübergehend benutzt wurden: Knorrhütte drei Wochen, Zugspitzhaus vier Tage, Schachenhaus acht Tage, Meilerhütte acht Tage, Wankalpe bei Oberleutasch 2½ Wochen, Oberleutasch drei Tage, Krottenkopfhütte zwei Tage, Jagdhütte an der Notkarspitze zwei Tage, Hörnlealpe und Unterammergau drei Tage, Angeralpe (im Karwendeltal) sieben Wochen, Larchetalpe eine Woche, Vereinsalpe eine Woche, Jagdhütte im Schlag nördlich vom Bärenalpl zwei Wochen.

Eine wesentliche Unterstützung fand das Landesgrenz-Vermessungspersonal bei seinen mannigfachen Arbeiten in dem äußerst dienstfreundlichen Entgegenkommen der einschlägigen bayerischen und österreichischen Forstämter, deren Vorständen hier der wärmste Dank zum Ausdruck gebracht sei.

In den dritten und letzten Abschnitt der Landesgrenz-Revisionsarbeiten insgesamt wären noch der Vollständigkeit halber die rechnerischen, zeichnerischen, sowie alle jene Arbeiten des »inneren« Dienstes einzubeziehen, welche sich auf die Richtigstellung bezw. Neubearbeitung des amtlichen Planmaterials und des Grenzbeschreibungswerkes beziehen.

Zunächst wurden alle neuen Dreieckspunkte mit den vorhandenen neuen Winkelbeobachtungswerten rechnerisch festgelegt. Dies bestand 1. in der Ermittlung der Direktionswinkel, vom neu bestimmten Punkte nach allen jenen Dreiecks-Ausgangspunkten, die auf Grund der Beobachtungen in die Berechnung einbezogen wurden; 2. in der Ermittlung der Koordinaten, jener Zahlenwerte, die den Eintrag der neuen Punkte in die Pläne ermöglichen.

Anschließend an die Berechnung der neuen Dreieckspunkte erfolgte die hierauf basierende Ermittlung der Koordinaten sämtlicher Landesgrenzmarken, wobei alle nach den Grenzpunkten beobachteten Richtungen graphisch im Maßstabe 1:2000 aufgetragen wurden, und aus den für jeden Grenzpunkt auf diese Weise erhaltenen, durch überschüssige Strahlen mehrfach kontrollierten Schnittpunkten, die beiden Koordinatenwerte in Metern und Dezimetern graphisch abgegriffen wurden.

Der Maßstab 1:2000 wurde als genau genug erachtet, um für die Einträge der Landesgrenze in den 5000teilig. bayerischen und 2880teilig. österreichischen Katastralplänen hinreichende Genauigkeit zu erzielen. Diese Sicherheit entspricht auch der der Grenzmarkenerrichtung, sowie der der Winkelbeobachtungswerte für je einen Grenzpunkt; die weit zeitraubendere trigonometrische Berechnung aller Grenzzeichen wäre hier völlig unangebracht gewesen und hätte zu keinem günstigeren Resultate geführt.

Nunmehr wurden alle Grenzzeichen nach deren graphischer Koordinaten-Ermittlung in die 5000teilig. bayerischen Katasterpläne vom Jahre 1860 bezw. 1861 koordinatorisch eingetragen. Der Eintrag in die österreichischen Pläne geschieht unabhängig seitens der österreichischen Katasterämter, sobald die auf den bayerischen o-Punkt sich beziehenden Koordinatenwerte samt und sonders in österreichische

Koordinaten mit dem Nullpunkt in Innsbruck umgewandelt sind. Diese Transformation der Koordinaten geschieht auf Grund solcher bayerischer und zugleich österreichischer Dreieckspunkte im Grenzgrate, über deren Identität und Sicherheit kein Zweifel besteht. Dies sind vor allem die Punkte Hochwanner, Arnspitze, Scharfreiter, dann auch Ödkarspitze.

Durch die Kartierung des neuen Landesgrenzzuges in die 5000teilig. bayerischen Katasterpläne ergaben sich, wie man bereits voraussehen konnte, zum Teil wesentliche Abweichungen gegenüber der früheren Grenzdarstellung. Diese Differenzen bedingten nicht nur eine Planverifikation, sondern auch eine Neuberechnung aller jener Planparzellen, welche von der Landesgrenze südlich gegen Tirol abgeschlossen werden, wobei eine neue Grenzausbauchung gegen Bayern herein natürlich ein Flächenminus, eine solche nach Tirol ein Flächenplus für Bayern zur Folge hatte. Nachdem indes der neu eingetragene Grenzzug bald nördlich bald südlich des alten Grenzzuges verläuft, so haben sich diese durch die beiden Grenzlinien gebildeten Flächen-Ab- und Zugangsstücke wenigstens bis auf eine nicht nennenswerte effektive Gesamtflächenmehrung für Bayern so ziemlich gegenseitig aufgehoben.

Diese Neuberechnung aller von der Grenze berührten Plannummern wurde in einem »Landesgrenzberichtigungs-Operate« ausgewiesen und behandelt, welches diese Flächenänderungen natürlich nicht aus einer Grenzänderung oder aus einem etwa absichtlich vorgenommenen Grenzausgleiche entstehen läßt, sondern von dem Grundsatze ausgeht, daß der neuvermarkte Grenzzug sich genau mit dem früher ausgewählten in natura deckt und die Abweichungen lediglich in den Fehlern und Mängeln der ursprünglichen Grenzaufnahmen zu suchen sind.

Natürlich werden auch die österreichischen Ämter in ähnlicher Weise die ihrerseits erhaltenen Katastralplanabweichungen in einem Berichtigungsoperate zum Ausweis bringen und darnach ihre Flächentabellen evident stellen. Auch hier kann unbeschadet der bayerischerseits erhaltenen Flächenmehrung ebensogut ein effektives Gesamtflächenplus das Endergebnis sein.

Die letzte Tätigkeit, der Schlußstein aller Landesgrenz-Revisionsarbeiten, ist die Neuherstellung des einschlägigen Teiles im Grenzbeschreibungswerke und dessen endgültige Sanktionierung durch die Hoheitskommission. Unter möglichster Beibehaltung des ursprünglich sehr sinnreich gewählten Rubrikenbaues wurden in diesem die neue Beschreibung, die neuen Koordinaten, sowie die vorhandenen Meereshöhen für die Grenzzeichen und endlich die neue topographische Darstellung im Maßstabe 1 : 10000 in Grund- und Aufriß eingetragen. Bezüglich der neuen Grenzbeschreibung hat namentlich die Richtigstellung und Ergänzung der Nomenklatur sowie die ausführliche Schilderung der Zugänge zum Grenzzuge und besonders die Gangbarkeit aller Grenzgratstrecken eine eingehende Würdigung erfahren.

Hier darf nicht unerwähnt bleiben, daß die geradezu meisterhaft durchgeführten militär-topographischen Aufnahmen für den bayerischen Teil, sowie die vorzüglichen Positionsblätter 1 : 25 000 für das Tiroler Gebiet möglichst erschöpfend verwertet wurden.

Ist dann dieses ganze Werk von der Grenzhoheitskommission durch Unterschrift anerkannt und von beiden Staaten sanktioniert, so kann wohl ohne Überhebung behauptet werden, daß das neue Landesgrenz-Beschreibungswerk für den Grenzzug im Karwendel- und Wettersteingebirge nicht nur den gegenwärtigen Anforderungen vollauf genügt, sondern auch den vermutlich sich noch steigernden Ansprüchen kommender Dezennien gerecht werden wird.

Büßerschnee (Nieve penitente).

Von

Professor Rudolf Hauthal. [1])

Büßerschnee! Ein eigenes Wort mit eigenem Klange! Ein Klang, in welchem sich wilde Hochgebirgsnatur dunkler, trotziger Berggestalten mit phantastischen Formen glänzend weißer Schnee- und Eisgebilde, weitschauende Ausblicke in duftige Ferne, in der die Formen ineinander verschwimmen, mit engbegrenzten Einblicken in die Schaffensstätte der unbelebten Natur, wo die Formen sich zur schärfsten Eigenart ausgestalten, zu eigentümlichem Zauber verweben.

Wer einmal den Büßerschnee gesehen, sei es im leuchtenden Sonnenglanze unter dem tiefblauen Himmel der Anden, sei es in ahnungsvoller Sommernacht unter dem sternfunkelnden Nachthimmel, dem haftet unauslöschlich im Gedächtnis das magische Bild jener Eisgestalten, welche so sehr einer Schar zu Eis erstarrter, weiß gekleideter Büßerinnen gleichen, die am Erdboden knieend, flehend ihre Hände zum Himmel erheben.

So auffallend ist diese Erscheinung, daß sie schon früh die Aufmerksamkeit erregte. Aber der Büßerschnee ist an einen hohen Standort gebunden (er findet sich in einer Meereshöhe von 3500—5000 *m*), und da von den hohen Gebirgen der Erde die südamerikanischen »Cordilleras de los Andes« dasjenige sind, welches wohl am häufigsten in solcher Höhe von verhältnismäßig stark begangenen Pässen gequert wird, so ist es erklärlich, daß der Büßerschnee vorzüglich in den Anden beobachtet wurde. Da man nun denselben als eine besondere Gestaltungsform der Gletscher ansah, so sprechen einige Forscher auch wohl von dem Büßerschnee als einem »chilenischen Gletschertypus«.

So sagt Dr. Siegmund Günther:[2]) »Immerhin ist, wie Güßfeldt betont, die Art, wie das Eis im chilenischen Hochgebirge auftritt, eine von der alpinen Erscheinungsform sehr verschiedene. Der mauerartige Aufbau des Gebirges will es nicht recht zu Ansammlungen von Schnee und Eis kommen lassen, und wenn passende Firnmulden vorhanden sind, liegen sie häufig in zu geringer Höhe. Der Hochschnee scheint gar oft zu bizarren Eisfiguren (penitentes) emporgekräuselt; die Winde wehen den losen Schnee empor und die Insolation bewirkt das Entstehen solcher Gestalten. Und an einer anderen Stelle:[3]) »Vielleicht wäre mit Rücksicht auf Güßfeldts Schilderung noch ein vierter, ein chilenischer Typus (Gletschertypus) zu kreieren.«

Auch in der zweiten Auflage seiner Geophysik[4]) unterscheidet Günther den Büßerschnee als einen besonderen »argentinischen Gletschertypus«. Er sagt: »Als Gletscher dürfen wir die Penitentesfelder (auch »Kerzenfelder«) deshalb

---

[1]) In La Plata, Argentinien.

[2]) Dr. S. Günther, Lehrbuch der Geophysik etc. Bd. II, S. 539. Stuttgart 1885.

[3]) Günther, loco cit., S. 541. Ich muß hierzu bemerken, daß »Büßerschnee« bisher sehr vereinzelt auf chilenischer Seite beobachtet worden ist. Gerade Güßfeldt sah ihn nur in den argentinischen Anden. Der Verfasser.

[4]) S. Günther. Handbuch der Geophysik. II. Auflage. II. Bd., S. 728. Stuttgart 1899.

in Anspruch nehmen, weil sie in langsamer Bewegung talabwärts begriffen sind.« Wie ich weiter unten zeigen werde, liegt diesem Argumente nur eine Annahme Brackebusch' zugrunde, die bisher durch keine Beobachtung gestützt wird. Penitentesfelder bewegen sich nicht und eben deshalb zeigen sie die geradlinig parallele Anordnung der einzelnen Figuren.

Auch Dr. Albrecht Penck hält Büßerschnee für eine Gletscherform, er sagt:[1] »Sehr auffällig ist die gänzliche Zerteilung, welche manche Gletscher Südamerikas aufweisen. Dieselben sind aufgelöst in einzelne Eissäulen und Eisspitzen, welche isoliert von einander auf porösem Erdboden aufragen. Das ist der Büßerschnee (Los Penitentes) der Anden etc. etc.« Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Schon Güßfeldt spricht sich auf S. 371 seiner »Reise in den Anden von Chile und Argentinien« gegen die Auffassung der Penitentesfelder als Gletscher aus. Er sagt: »... aber auch an den Hängen sah ich mächtige Felder dieser Art (Büßerschnee) und verfiel anfänglich in den Irrtum, dort als Gletscher anzusprechen, was in Wirklichkeit ein Feld von nieve penitente war.«

Dr. Ludwig Brackebusch, der sich große Verdienste um die Erforschung der geologischen Verhältnisse Argentiniens erworben hat, war der erste, der den Büßerschnee zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht hat.[2] Auch dieser Forscher, mit dessen Ansichten wir uns später noch eingehend beschäftigen werden, hält den Büßerschnee für einen besonderen Gletschertypus, er schlägt den Namen »Argentinischer Typus« vor, da aus den Anden außerhalb der Argentinischen Republik bis jetzt keine speziellen Angaben über »Penitentes« vorliegen und da, wenn später in anderen Kordillerengebieten Penitentes beobachtet werden sollten, »die Argentinische Republik, da auf ihrem Gebiete zuerst die Penitentesbildung als Hochgebirgsphänomen beobachtet wurde, ein Prioritätsrecht der Benennung in Anspruch nehmen könne«.

Der Ansicht, daß Büßerschnee eine besondere Erscheinungsform der Gletscher sei, kann ich nicht beistimmen; er stellt, und im folgenden werde ich das näher ausführen, eine ganz andere Erscheinungsform des Eises dar als ein Gletscher — von einem Gletschertypus kann also nicht wohl die Rede sein, wohl aber trete auch ich dafür ein, daß der Büßerschnee (Nieve penitente) eine dem südamerikanischen (speziell chilenisch-argentinischen) Hochgebirge eigentümliche Erscheinung ist.

Obgleich eigentlich nicht einzusehen ist, warum das Eis oder vereister Schnee unter gleichen Bedingungen nicht stets gleiche Erscheinungsformen annehmen sollte, so muß ich doch betonen, daß alle die Schilderungen, welche ich von außersüdamerikanischem Vorkommen von Büßerschnee gelesen, nicht auf diesen sich beziehen lassen, sondern auf eine andere Erscheinungsform, welche die Oberfläche von Eisfeldern (Gletscher) unter gewissen Bedingungen annimmt — die »Karrenform«. Das ist eine Form, mit welcher der Büßerschnee sehr häufig verglichen wird. Selbst ein so ausgezeichneter Kenner und Erforscher der Glacialerscheinungen wie Dr. Albrecht Penck sagt in seinem oben erwähnten Werke Bd. I, S. 238: »Auch Gips zeigt gelegentlich Karren, ebenso die Schneeoberfläche niederer Breiten, welche als Büßerschnee erscheint.«

Mit Recht macht dagegen Dr. Robert Sieger in seinem sehr instruktiven Aufsatze »Karstformen der Gletscher«[3] darauf aufmerksam, daß man mit Brackebusch eine strenge Unterscheidung der »Karrenfeldähnlichen Oberflächenform des Eises« von dem Nieve penitente, Büßerschnee, fordern müsse.

---

[1] Penck, Morphologie der Erdoberfläche. Bd. I., S. 390. Stuttgart 1894.

[2] Brackebusch. Die Penitentesfelder der argentinischen Cordilleren. Globus Bd. 63, Nr. 1 und 2. 1893.

[3] Hettners Geographische Zeitschrift 1895. Erster Jahrgang, 3. und 4. Heft, S. 182 ff.

Sehen wir uns nun ein wenig in der einschlägigen Literatur um, wo »Karrenform« und »Büßerschnee« erwähnt werden, so finden wir Folgendes:

Sulzer sagt in seiner Beschreibung einer Besteigung des Mount Shasta,[1] 4363 *m*, 41° 21′ nördlicher Breite in Kalifornien, Sierra Nevada:

»Einige Firnfelder hielten uns noch beträchtlich auf, sie waren von sehr tiefen, schmalen Furchen zerfressen und zwischen diesen waren hohe Kämme übrig gelassen. Ihre oberen, etwas geneigten Ränder waren messerscharf zugespitzt und hart gefroren. Dieselben können kaum anders als durch Windwirkung entstanden gedacht werden.« Das was Sulzer hier beschreibt, sind »Karrenformen«, nicht »Büßerschnee.«

Hans Meyer, welcher als erster den eisgepanzerten Gipfel des Kilimandscharo bestiegen, sagt in seiner Beschreibung der Gletscher dieses Berges:[2] »Die Schmelzwirkung ist auf der Oberfläche des Kratereises sehr stark. Noch tiefer und häufiger als vor zehn Jahren ist die Oberfläche vom abfließenden Schmelzwasser in dünne, dicht nebeneinanderstehende Eistafeln und Kämme zerfurcht, die im allgemeinen einander parallel laufen und der Bodensenkung folgen. Ich habe sie schon früher mit ‚nieve penitente' oder auch mit ‚Karrenbildungen' verglichen.«

Auch hier handelt es sich nicht um »Büßerschnee«. Diese Beschreibung sowie die Abbildung der Oberfläche des Drygalski-Gletschers, welche Hans Meyer seiner Arbeit beigefügt, zeigt mit Büßerschnee nur sehr wenig Aehnlichkeit, wohl aber mit Karrenformen.

Während bei Karrenformen die Auflösung der Oberfläche in langgezogene, parallel verlaufende Furchen und Rücken mit mehr oder minder zackigen, scharfen Kämmen ein wesentliches Merkmal ist, ist der Büßerschnee dadurch charakterisiert, daß sich das Eis vollständig in isolierte Gestalten, die allerdings in parallelen Reihen stehen, auflöst.

Von echtem Büßerschnee kann ich keine bessere Schilderung geben, als wenn ich hier Dr. Paul Güßfeldts Worte anführe. Derselbe sagt:[3] »Von dem eigentümlichen Eindruck, den diese Felder auf den Beschauer machen, ist es kaum möglich eine Vorstellung zu geben . . . . . .

Ein Höllenbreughel hätte sich hier Motive holen können. Man glaubt, alle nur denkbaren Formen gesehen zu haben, und dann erscheinen plötzlich ganz neue, welche unsere Verwunderung nie zur Ruhe kommen lassen. Figur reiht sich an Figur, jede hoch und starr aufgerichtet, übermenschlich groß; eine jede von ihren Nachbarn verschieden, und alle erscheinen, versteinerten Sündern gleich, auf ein erlösendes Zauberwort zu harren. Den phantastischen Unregelmäßigkeiten dieser tausendfältigen Formen dient die regelmäßige Anordnung zu geradlinigen parallelen Reihen als Folie, als der Ausdruck, daß ein gemeinsames Gesetz sie alle bindet. Man muß diese Kerzenfelder nachts im bleichen Mondlicht gesehen haben, wenn die Seele zum Außerirdischen neigt; besonders solche Felder, bei welchen der Schnee in allen Furchen und zwischen den Figuren ganz weggeschmolzen ist, so daß letztere nun isoliert und weiß aus dem schwarzen vulkanischen Boden aufragen!«

Diese Schilderung ist von so plastischer Anschaulichkeit, daß sie keiner Erläuterung bedarf — so ist echter »Büßerschnee«.

Andere Erwähnungen von echtem Nieve penitente finde ich nur bei Darwin, Brackebusch und Habel — und alle drei beziehen sich auf Beobachtungen in den argentinischen Kordilleren.

---

[1] Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs 1890/91, S. 300.

[2] Hans Meyer. Die Gletscher des Kilimandscharo. Hettners Geographische Zeitschrift 1899, 5. Jahrgang, 4. Heft, S. 216.

[3] Dr. Paul Güßfeldt, Reise in den Anden von Chile und von Argentinien. Berlin 1888, S. 155.

Darwin sah den Büßerschnee am 22. März 1835 bei seiner Durchquerung der Kordillere im Süden der Provinz Mendoza in der Niederung zwischen der westlichen Peuqueneskette und der östlichen Portillokette. Er sagt:[1] ». . . . . und in dem Thale gab es mehrere breite Felder von ewigem Schnee. Diese gefrorenen Massen hatten während des Tauens an einigen Stellen die Gestalt von Spitzen oder Säulen angenommen, die durch ihre Höhe und ihr dichtes Zusammenstehen es den beladenen Maultieren schwer machten, hindurchzukommen.«

In einer Anmerkung fügt er dann hinzu, daß diese Bildungen im gefrorenen Schnee lange vorher von Scoresby an den Eisbergen in der Nähe von Spitzbergen und neuerdings sorgfältiger von Colonel Jackson (Journal of Geograph. Soc. Bd. V, p. 12) auf der Newa beobachtet worden sind. Er sagt dann wörtlich: »Ich will hier bemerken, daß bei dem gefrorenen Schnee die Abteilung in Säulen von einer metamorphischen Thätigkeit und nicht von einem Prozeß während der Ablagerung herrühren muß.«

Abbildung 1.

Jean Habel sagt:[2] »Diese letztere sonderbare Bildung (nieve penitente) scheint nur den Anden eigentümlich zu sein. Vorzüglich tritt sie auf Schneeflächen auf, aber auch auf Eis und seltener auf Erde. Meist besteht sie aus nadelförmigen, wohl durch die Sonne und besonders durch den Wind hervorgerufenen Modellierungen. Man trifft Schneefelder an, auf denen die über einen Meter hohen Nadeln so eng zusammenstehen, daß man gerade Platz findet, um sich auf den konkaven Furchen zwischen ihnen durchzuwinden. Einige dieser Nadeln, aus dichtem Schnee bestehend, fallen bei der geringsten Berührung um, einen Stumpf zurücklassend, andere weichen nur einer gewissen Kraftanstrengung. Es gibt ausgedehnte Felder von Penitentesschnee, die sich an den Bergen hinabziehen, andere weniger umfangreiche liegen in Thalsenkungen und auf ebenen

[1]) Darwins Reise. Tagebuch naturgeschichtlicher und geologischer Untersuchungen etc. Übersetzt von Dr. Alfred Kirchhoff. Halle a. S. 1893, S. 341.

[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., Bd. 27 (1896), S. 43.

Stellen der Hänge. Dünnere Schneelagen an Halden und auf Hochflächen zeigen diese Bildung nicht, ebensowenig tiefer in den Tälern lagernde größere Reste von Lawinenschnee.«

Brackebusch charakterisiert die äußere Erscheinung des Büßerschnees richtig und scharf, er spricht[1]) stets von »eigentümlichen isolierten Eispyramiden« des Büßerschnees. Auch darin schließe ich mich ihm rückhaltlos an, wenn er die »Zerklüftung der eigentlichen Penitentes, welche isoliert stehen und im Hochsommer, wenn lange kein Schnee gefallen ist, kein sie bindendes Schneematerial aufweisen«, scharf trennt von der »durch Einsinken von Wässern karrenfeldartigen oder durch Windwirkung gefurchten Oberfläche« größerer Schneemassen.

Auch Dr. Robert Sieger trennt in seiner oben erwähnten Arbeit (S. 198) beide Formen scharf.

Das Charakteristische des Büßerschnees besteht also darin, daß »1,5—2,5 *m* hohe Eisfiguren (ausnahmsweise erreichen dieselben auch eine Höhe von 6 *m*), zu den abenteuerlichsten Formen ausgestaltet, in parallelen Reihen geordnet, wie ein Regiment Soldaten dastehen«;[2]) es sind nicht lange, parallele Eiskämme, es sind isolierte Figuren (Pyramiden oder Nadeln), die höchstens an ihrer Basis durch niedere Eiswülste verbunden sind.

Einen klaren Begriff dieser charakteristischen Eigentümlichkeit des Büßerschnees zeigen die auf den Bildern 2, 4, 5 und 6 dargestellten Büßerschneefelder. Diese, sowie die übrigen Abbildungen, mit Ausnahme der von mir selbst aufgenommenen Bilder 5 und 7, verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Adolf Stegmann, Ingenieurs der argentinischen Grenzkommission mit Chile, dessen Arbeitsfeld in der Mendozaner Kordillere gelegen war. Die mir freundlichst zur Verfügung gestellten Photographien stammen aus der Kordillere zwischen den Bergriesen Aconcagua und Mercedario.

Betrachten wir nun diese Figuren näher, so erkennen wir, daß, so bizarr, so wild verworren auch der Eindruck ist, den die phantastischen Formen machen, doch nicht nur in der »regelmäßigen Anordnung zu geradlinigen parallelen Reihen« eine Gesetzmäßigkeit ihrer Bildung erscheint, sondern daß auch die einzelnen Gestalten eine gewisse Übereinstimmung in ihrer Form zeigen.

Diese Formen sind nämlich, so mannigfaltig sie auch immer sich ausgestalten, niemals cylindrisch, niemals »Säulen« (Darwin), auch nicht »Kegel«, sondern vielmehr »Pyramiden«, wie Brackebusch richtig beobachtet, deren Grundriß oft stark in die Länge gezogen erscheint, und zwar stets in der Richtung der parallelen Reihen, in welchen sie angeordnet sind.

Die Zahl der Flächen der Pyramiden ist allerdings wechselnd, oft kann man nur drei, oft aber auch fünf bis sieben Flächen unterscheiden, die in scharfen Kanten zusammenstoßen; nur die nach Norden gekehrte Seite erscheint etwas abgerundet. Die Höhe der Pyramiden, gewöhnlich 1—1,50 *m*, erreicht oft über 2,50 *m*, seltener über 6 *m*.

So schwankend wie ihre Größe ist auch ihr Volumen. Gewöhnlich mit im Verhältnis zur Höhe etwas massiger Basis aufruhend, nehmen sie in anderen Fällen eine viel schlankere Gestalt an, so daß sie dann wie spitze, schlanke Nadeln aufragen (vergl. Abbildung 4, 6 und 8); stets aber tritt die Ausbildungsform gesellig auf, so daß man an einer Stelle nur spitze Nadeln, an einer anderen nur Pyramiden findet — so spricht Jean Habel nur von »Nadeln«, Brackebusch nur von »Pyramiden«.

Worauf diese ganz eigenartige Weise des geselligen Auftretens der verschiedenen Ausbildungsformen beruht, wage ich nicht zu entscheiden — dazu be-

[1]) Brackebusch, loc. cit., S. 33.

[2]) R. Hauthal, Zur Entstehung des Büßerschnees (Nieve penitente). Globus, Bd. 77 (1900), Nr. 12, S. 195.

darf es noch weiterer Beobachtungen. Sollte vielleicht die Beschaffenheit des Materiales hier eine Rolle spielen?

Eine weitere Eigentümlichkeit der Form ist die, daß da, wo die Form eine mehr pyramidenartige ist, diese an dem Ende, welches der Sonne abgewendet ist, einen längeren oder kürzeren, schwanzartigen Anhang hat.

Soweit meine Beobachtungen reichen, führt der Büßerschnee seinen Namen mit Unrecht — er besteht nicht aus Schnee, sondern aus Eis. Dieses Eis, allerdings aus Schnee durch Einwirkung der wieder gefrierenden Schmelzwasser entstanden, ist nicht von körniger Struktur, wie sie für das eigentliche Gletschereis so charakteristisch ist, sondern nähert sich in seiner Beschaffenheit dem Hocheis. Es besteht aus dünneren Lagen eines blasenfreien, hellen, durchsichtigen Eises, das beim Anschlagen in scharfkantige Stücke zersplittert, und aus etwas dickeren Lagen eines weißlichtrüben,

Abbildung 2.

blasenreichen Eises, die regelmäßig alternieren. Die Abbildungen 2 und 5, sowie das Bild auf Tafel 10 bei Güßfeldt lassen deutlich diesen geschichteten Bau erkennen.

Außerdem ist das Eis der Penitentes oft erfüllt von Schmutz feinerer und gröberer Art. Oft sind es nur einzelne dünne Schmutzschichten (Staublagen auf der ursprünglichen Oberfläche der Schneefelder), oft ist aber auch die ganze Masse von Gesteinsbrocken imprägniert — namentlich auffallend ist dies der Fall im Tale des oberen Diamanteflusses (Provinz Mendoza), am Ostfuße des Vulkanes Maipu, wo der Büßerschnee mehr einem durch Eis zusammengehaltenen Konglomerat gleicht.

Herrn Ingenieur Adolf Stegmann verdanke ich eine hierher gehörende interessante Beobachtung.

In der Kordillere zwischen Tupungato und Anconcagua sah er an einer Stelle auf der Spitze der Penitentesfiguren kleinere und größere Steine, darunter manche von Kopfgröße und darüber — es ist genau dieselbe Erscheinung, wie sie bei den Erdpyramiden (auch bei Habel finde ich eine hierauf bezügliche Andeutung), noch besser aber bei den bekannten Gletschertischen so vielfach beobachtet worden ist.

Ich erwähne diese Beobachtung deswegen, weil Brackebusch in seiner oben erwähnten Arbeit (Globus, Bd. 63, Nr. 2, S. 34) ausdrücklich bemerkt, daß: »auch Gletschertischen ähnliche Erscheinungen den Penitentespyramiden fehlen«.

Bevor ich zur Darlegung meiner Ansicht über die Entstehung des Büßerschnees übergehe, erübrigt noch genauer festzustellen, wo denn eigentlich der Büßerschnee vorkommt.

Ich habe schon oben erwähnt, daß derselbe nur in einer Höhe von 3500—5000 *m* sich findet, und wie ich gleichfalls hervorhob, eigentümlicherweise bisher nur in dem Gebirgssystem der südamerikanischen Kordillere beobachtet worden ist; auch hier scheint er, was noch mehr auffällt, in der chilenisch-argentinischen Kordillere auf den Raum zwischen etwa 24°—36° südl. Breite beschränkt zu sein. Diese Grenzwerte seiner Verbreitung beziehen sich natürlich nur auf die bisher bekannten Beobachtungen; da aber die Kordillere in den letzten Jahren infolge des chilenisch-argentinischen Grenzstreites in ihrer ganzen Ausdehnung im Norden wie im Süden nicht nur gequert, sondern auch zum großen Teile topographisch aufgenommen worden ist, so ist eine nennenswerte Verschiebung dieser oben angegebenen Grenzwerte kaum zu erwarten.

Alle mir zugänglichen Angaben von anderem Vorkommen[1]) beziehen sich, soweit ich dieselben prüfen konnte, nicht auf Büßerschnee, und auch Brackebusch sagt in seiner oben erwähnten Arbeit:[2]) »Auch betreffend Bolivien, Peru, Ecuador, Kolumbien etc. habe ich in der Literatur über diese Länder kein Vorkommen von Penitentes erwähnt gefunden. Die neuen Werke von Raimondi, Reiß und Stübel, Wolf, Whymper, Hettner etc. berichten viel von Gletschern aus den dortigen Kordilleren; sollten dort die Penitentes nicht auch auftreten?«

Aber der Standort des Büßerschnees schränkt sich noch mehr ein.

Brackebusch erwähnt,[3]) daß Güßfeldt den Büßerschnee nicht auf der Westseite der von ihm überschrittenen Pässe beobachtet habe, und fügt hinzu, daß er überhaupt auf chilenischer Seite selten sei.

Diese richtigen Bemerkungen möchte ich dahin ergänzen, daß Büßerschnee nicht sowohl auf der chilenischen Seite selten ist, als vielmehr, daß er ganz vorwiegend auf dem Ostabhang der Gebirgszüge, welche die argentinisch-chilenische Kordillere bilden, sich findet.

Ich habe den Büßerschnee beobachtet:

1. im Passe »Tres Quebradas« (Provinz La Rioja, 27° 16′ südl. Breite),
2. am Südfuße des »Bonete«, 5200 *m* (Provinz La Rioja, 27° 52′ südl. Breite),
3. auf der Höhe des Passes »El Fierro« (Provinz San Juan, 29° 23′ südl. Breite),
4. im Quellgebiet des Rio Grande »Cajon del Burro« (Provinz Mendoza, 34° 50′ südl. Breite),
5. am Ostabhange des Planchon (Provinz Mendoza, 35° 2′ südl. Breite),
6. am »Descabezado grande« (Provinz Mendoza, 35° 40′ südl. Breite).[4])

[1]) Prof. Dr. F. A. Forel (Morges) macht mich in einer sehr liebenswürdigen Zuschrift auf ein Vorkommen aufmerksam, das Herr F. W. Sprecher im Taminatal beobachtet und im Jahrbuch des Schweizer Alpenklub XXXV, Bern 1900, in seiner Arbeit »Grundlawinenstudien« besprochen und abgebildet hat. Auf einer ziemlich steil geneigten Seite einer pyramidenartig geformten Lawinenschneemasse erheben sich in der Mitte der Seite etwa 50 zum Teil sehr spitz zulaufende Schneepfeiler, kreisförmig ein Loch (Wasserloch nennt es Sprecher) umgebend und frei aus der Schneemasse aufragend. Diese Schneekegel und Schneepfeiler erinnern mich außerordentlich lebhaft an Büßerschnee, wie dieser ragen die einzelnen Figuren frei auf, wie dieser sind auch sie frei von einer Schuttbedeckung; es dürfte wohl auch ihre Entstehung eine dem Büßerschnee analoge sein. Es wäre sehr wichtig, zu wissen, nach welcher Himmelsrichtung die die Schneepfeiler tragende Seite der Lawinenschneemasse gerichtet ist.

[2]) Brackebusch, loc. cit., S. 32. [3]) Loc. cit., S. 32.

[4]) Weiter südlich habe ich weder im Neuquen noch in Patagonien Büßerschnee beobachtet; auch ist mir keine darauf bezügliche Beobachtung bekannt geworden.

An allen diesen Stellen war er aber auf der Ostseite der Bergflanken (Planchon, Descabezado etc.) oder an den östlichen Abdachungen der Paßhöhen (Tres Quebradas, El Fierro etc.). Auch die Beobachtungen der Herren Theodor Arneberg, Adolf Stegmann, Gunardo Lange, Heinrich Wolf, Ingenieure der argentinischen Grenzkommission, die auf ihren ausgedehnten Reisen im ganzen Gebiete der Kordillere oft Gelegenheit hatten, Büßerschnee zu beobachten, bestätigen Brackebusch' und meine Beobachtung, daß derselbe ganz vorwiegend auf der Ostseite vorkomme.

Diese Tatsache ist für die Erklärung der Entstehung des Büßerschnees von fundamentaler Bedeutung.

Die Meinungen der Forscher über die Entstehung des Büßerschnees haben zwei Faktoren zur Grundlage: den Wind und die Sonne. Güßfeldt sagt:[1]) »Letztere (die Entstehung des Büßerschnees) führe ich auf zwei Einwirkungen zurück, des Windes und der Sonne. Zunächst furchen konstant wehende meridionale Winde die Oberfläche des Schnees ähnlich, aber in größeren Dimensionen, wie Dünensand gerippt wird. Es entstehen Erhöhungen und Vertiefungen, Leisten und Furchen, welche von West nach Ost laufen; auf sie wirkt die Sonne ein mit ganzer Stärke, die ein hoher Stand, die geringe Absorptionsfähigkeit der dünnen Höhenluft, die Wolkenlosigkeit der Atmosphäre bedingen. Wie der Meißel den Block bearbeitet, so bearbeitet Sonnenstrahlung die vergletscherten Schneeleisten, und es entstehen durch Wegtauen ausgezackte Figuren, deren bizarre Formen jede menschliche Phantasie in den Schatten stellen.«

Güßfeldt schreibt hier also neben der später einsetzenden »Sonnenstrahlung« zunächst dem Winde einen hervorragenden Anteil zu, welche Ansicht auch Jean Habel in den Worten ausspricht:

»Meist besteht sie (die Bildung des Büßerschnees) aus nadelförmigen, wohl durch die Sonne und besonders den Wind hervorgerufenen Modellierungen.«

Darwin geht in seiner kurzen Erwähnung des Büßerschnees nicht näher auf die Entstehung desselben ein, er sagt nur, daß »diese gefrorenen Massen während des Tauens an einigen Stellen die Gestalt von Spitzen oder Säulen angenommen hatten«; des Windes als irgendwie beteiligten Faktors erwähnt er nicht. Ich glaube daher zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Darwin (die von demselben Forscher in einer Anmerkung erwähnte »metamorphische Tätigkeit«, die die Abteilung des Schnees in Säulen bedingen soll, lasse ich auf sich beruhen) die Wärme im allgemeinen als einzigen Faktor annimmt.

Eine ganz abweichende Erklärung gibt Brackebusch. Nach ihm entsteht Büßerschnee nur an den ziemlich steil geneigten Gehängen, und zwar nur auf Geröll (Schutthalden), nicht auf festem, anstehendem Gestein, dadurch, daß die in den, die Unterlage der auflagernden Schneemassen bildenden Gehängeschutt einsickernden Schmelzwasser diesen in eine bergabwärts gleitende Bewegung versetzen. Der zum größten Teile in Eis verwandelte auflagernde Schnee kann dem Abwärtsgleiten der Schuttmassen nicht folgen, er zerreißt auf den Zug hin in einzelne, getrennte Teile, die nun allmählich durch die Wirkung der Sonnenwärme zu Penitentes umgewandelt werden. — Abrutschen des Untergrundes ist also hier die erste Ursache.

Das sind, soweit mir die einschlägige Literatur zu Gebote steht, die Ansichten derjenigen Autoren, welche von echtem Büßerschnee sprechen.

Es dürfte von Interesse sein, auch kurz die Meinungen derjenigen Forscher hier anzuführen, welche eine andere Oberflächenform des Eises, die »Karrenform« behandeln, die ja sehr häufig, weil dem Büßerschnee ähnelnd, mit diesem verwechselt wird.

[1]) Loc. cit., S. 155; vergl. auch S. 370.

Sulzer führt diese Karrenform, die er auf einem Firnfelde des Mount Shasta traf, auf Windwirkung zurück, während Hans Meyer die Karrenform der Oberfläche des Eises im Krater des Kilimandscharo einmal auf die Wirkung vom »abfließenden Schmelzwasser«, ein andermal auf die Wirkung der »strahlenden Sonnenwärme« zurückführt.

Meine Beobachtungen nun, sowie diejenigen der obenerwähnten Ingenieure haben mich zu der Überzeugung geführt, daß weder der Wind noch das Abrutschen des Untergrundes irgendwie an der Bildung des Büßerschnees beteiligt sind; — es ist lediglich nur die Sonnenstrahlung, welche diese eigentümliche Erscheinung hervorruft.

Gehen wir etwas näher auf die Sache ein. Wie wir oben gesehen, ist Büßerschnee bisher fast nur auf der Ostseite der Berge und Höhenzüge beobachtet

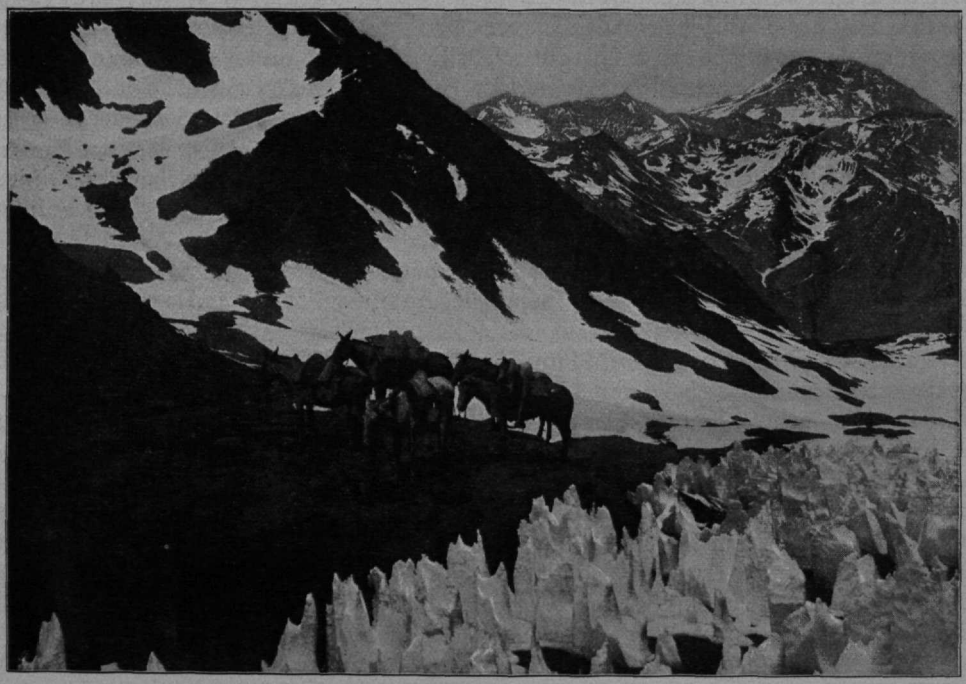


Abbildung 3.

worden,[1]) d. h. auf derjenigen Seite, welche im sogenannten Windschatten liegt. In der Kordillere sind westliche Winde so sehr vorherrschend, daß andere Windrichtungen zu den größten Seltenheiten gehören. Diese fast beständigen, nur nachts nachlassenden Winde wehen mit solcher Vehemenz, daß manche Pässe nur nachts zu passieren sind. Der Schnee kann folglich in größeren Massen nur da liegen bleiben, wo die Kraft des Windes gebrochen ist, an der Ostseite — im sogenannten toten Winkel. Hier aber häufen sich im Winter ganz gewaltige Schneemassen an — das Rohmaterial für den Büßerschnee. Daß unter günstigen Umständen auch auf der Westseite größere Schneemassen sich anhäufen können, ist damit nicht ausgeschlossen.

Wie Habel bemerkt, »zeigen dünne Schneelagen an Halden und auf Hochflächen diese Bildung (des Büßerschnees) nicht«.

[1]) Eine zuverlässige Beobachtung von Büßerschnee am Westhange der Kordilleren ist mir bisher nicht bekannt geworden.

Schon der Standort, das Vorkommen (nur an windgeschützten Stellen) schließt also eine direkte Mitwirkung des Windes bei der Bildung von Büßerschnee aus — er ist nur insofern beteiligt, als er die Schneemassen, das Rohmaterial anhäuft.

Ein weiterer Umstand, der gegen die Windwirkung spricht, ist der, daß die Penitentesfiguren in parallelen Reihen stehen, die in Nordwest—Südost-Richtung verlaufen, manchmal etwas mehr nach Norden, manchmal etwas mehr nach Westen abweichend. Güßfeldt hat vorherrschend Westost(?)-Richtung beobachtet; da er nun den Wind als ersten Faktor annimmt, muß er von meridionalen Winden sprechen; diese sind aber im ganzen Gebiete der Kordillere eine große Seltenheit, Westwinde herrschen. Die Reihen müßten also, wenn Güßfeldts Annahme richtig wäre, daß zunächst der Wind die Oberfläche des Schnees furcht, in Nordsüd-Richtung verlaufen. Der Standort und die Richtung der Reihen schließen also die Windwirkung aus — sie lassen nur die Wirkung der Sonnenwärme als einzigen Bildungsfaktor zu.

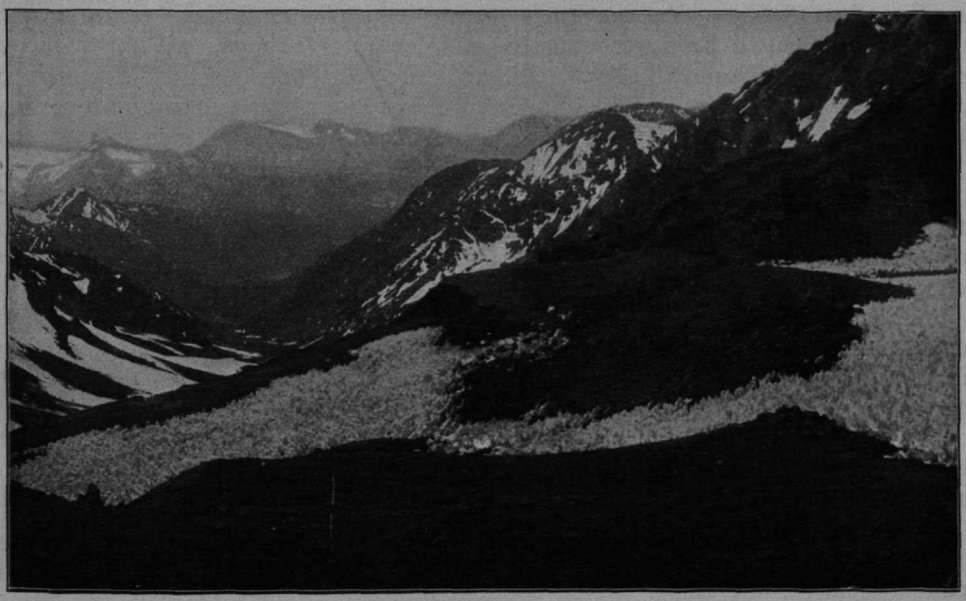


Abbildung 4.

Heim macht in seiner »Gletscherkunde« auf Seite 104 die folgende Bemerkung: »Sind die Winde, welche die Oberfläche (der Schneefelder) bestreichen, sehr schwach und unregelmäßig, so hört die Orientierung der Schmelzwellen nach dem Winde auf, sie richtet sich dann nach der Sonnenstellung.«

Und das ist es, worauf uns die regelmäßige Nordwest—Südost-Richtung der Penitentesreihen hinweist. Daß diese Richtung in der Tat regelmäßig wiederkehrt, zeigt uns ein Blick auf die Abbildung 2 — hier blickt der Beschauer nach Norden —, sowie auf Abbildung 5, wo der Beschauer gleichfalls nach Norden blickt. Letztere Photographie wurde von mir morgens 9 Uhr genommen; die hellerleuchtete Nordostseite der Penitentesfiguren läßt hier sehr scharf die Nordwest-Richtung der Reihen hervortreten. Und diese Richtung tritt gerade da am schärfsten hervor, wo die Windwirkung am entschiedensten ausgeschlossen ist. So traf ich am Osthange des Planchon und des Descabezado Grande Büßerschnee in tiefeingeschnittenen, nach Osten gelegenen, windstillen Couloirs, die nur den Strahlen der kräftigen, hoch stehenden Mittagsonne zugänglich sind.

Auch Hans Meyer,[1]) der ja am Kilimandscharo eine dem Büßerschnee ähnliche Zerklüftung des Firneises beobachtet hat, sieht darin nur eine Wirkung »der strahlenden Sonnenwärme, die in diesen höchsten äquatorialen Regionen das hauptsächliche Schmelzagens ist«, er betont, daß dort, wo die strahlende Wärme ihr Maximum erreicht, das heißt im windstillen Kraterkessel auch die Ausmodellierung des Firneises am größten ist.

Ganz analog verhält es sich mit der Ausgestaltung des Hocheises der Kordillere zu Büßerschnee. Dieser besteht, wie ich schon weiter oben ausgeführt, aus vereistem Schnee. Die einsickernden Schmelzwässer durchtränken den Hochschnee wie einen Schwamm und beim Wiedergefrieren verwandelt sich dieser Schnee in Eis — Hocheis, aus Schichten eines blasenfreien, hellen und eines blasenreichen, weißlichtrüben Eises bestehend.

Nicht immer nimmt aber dieses Hocheis die Form von Büßerschnee an. So habe ich am Anconquija (5500 *m*, Provinz Catamarra, 27° 26′ südlicher Breite), an der Famatina (6200 *m*, Provinz La Rioja, 29° 2′ südlicher Breite), ferner in der Puna de Atacama, z. B. unter anderen am Meniques (6200 *m*, 23° 45′ südlicher Breite), am Rincon (5600 *m*, 24° 3′ südlicher Breite), am Pular (6000 *m*, 24° 15′ südlicher Breite), am Nevado de Pastos grandes (5800 *m*, 24° 25′ südlicher Breite), am Llullail laco (6600 *m*, 24° 40′ südlicher Breite) etc. etc., wohl ausgedehnte Massen von vereisten Schneefeldern (Hocheis), nie aber Büßerschnee beobachtet.

Da, wo diese Hocheisfelder an Stellen lagern, die dem Winde ausgesetzt sind, ist es für mich erklärlich, warum sich hier nicht Büßerschnee gebildet hat. Die Frage aber, warum auch an den dem Winde abgekehrten flachgeneigten Abhängen sich das Hocheis nicht zu Büßerschnee ausgestaltet hat, harrt noch ihrer Lösung.

Es ist das eine auffallende Tatsache, da doch Brackebusch noch ausgedehnte Penitentesfelder in der argentinischen Provinz Salta unter 24° 16′ südlicher Breite in »großer Schönheit« beobachtet hat.[2])

Gegen die von Brackebusch aufgestellte Erklärung des Büßerschnees spricht:

1. Vor allem der Umstand, daß Büßerschnee sich nicht »nur auf mäßig geneigtem Boden« findet, wie Brackebusch angibt,[3]) sondern auch auf nahezu horizontalem Terrain, an Pässen, oder in hochgelegenen Talböden, wie das die Bilder 2, 4 und 5 deutlich zeigen. Gerade auf solchem Terrain, dessen Beschaffenheit ein Abrutschen vollständig ausschließt, finden sich nicht »weniger umfangreiche Penitentesfelder«, wie Habel angibt, sondern im Gegenteil die größten und ausgedehntesten, so z. B. im breiten Tale des oberen Rio Diamante (Provinz Mendoza), in der Ebene am Ostfuße des von Güßfeldt zuerst bestiegenen Vulkanes Maipu.[4])

2. Wenn Brackebusch' Ansicht richtig wäre, müßten sich in einem Penitentesfeld drei verschiedene Zonen unterscheiden lassen:

a) die obere Zone der zum größten Teile zusammenhängenden Schneeeismasse, welche »penitentesähnliche durch Wind und einsickerndes Wasser erzeugte Zerklüftungen zeigt«;

b) die mittlere Zone, in welcher die Eismasse schon in einzelne Blöcke

[1]) Hans Meyer, loc. cit., S. 215.

[2]) Brackebusch, loc. cit., S. 34. Derselbe Forscher gibt an derselben Stelle an, daß Büßerschnee »auch nicht an den mit steilem Böschungswinkel versehenen Sturzhalden der Gebirgshänge« sich finde. Ein Blick auf Abbildung 6 beweist das Gegenteil.

[3]) Loc. cit., S. 34.

[4]) Man vergleiche hierzu auch die von Güßfeldt auf den Tafeln 10, 12, 16 und die von Brackebusch auf S. 5 seiner obenerwähnten Arbeit gebrachten Abbildungen von Penitentesfeldern; alle diese befinden sich, wenn nicht auf horizontalem, so doch auf sehr schwach geneigtem Terrain. Vergl. auch Güßfeldts Angabe auf S. 371 seines oft zitierten Werkes. Er sagt da: »In der Sohle breiter Hochtäler fand ich die Erscheinung des nieve penitente am vollendetsten entwickelt.«

zerrissen ist, »die von allen Seiten an den meist wolkenlosen Sommertagen für gewisse Stunden der Insolation ausgesetzt sind und sich zu jenen bizarren Formen ummodellieren, welche wir als Penitentes kennen gelernt haben«;[1])

c) die untere Zone, wo die einzelnen Eispyramiden »durch Abschmelzen immer kleiner und kleiner werden und zuletzt kaum mehr als Penitentes kenntlich sind«.

Damit stimmen aber die bisher vorliegenden Beobachtungen nicht überein. Ich habe Penitentesfelder in verschiedenen Entwicklungsstadien gesehen; stets war deutlich erkennbar, daß das ganze Feld sich gleichzeitig in seiner ganzen Ausdehnung in Büßerschnee umwandelt. Die Abbildung 2 stellt ein solches Anfangsstadium dar. Auch ist es nicht richtig, daß die einzelnen Penitentesfiguren »thalabwärts durch Abschmelzen immer kleiner und kleiner werden«.

Bei den meisten Penitentesfeldern (man vergleiche die Abbildungen 4 und 6) zeigen gerade die oberen Teile die kleinsten, verschwindenden Figuren, während

Abbildung 5.

am unteren Ende die größten (oft über 2 *m* hoch) in schönster Ausbildung begriffenen erhalten sind.

Die verschiedene Größe der einzelnen Figuren rührt doch wohl hauptsächlich von der wechselnden Mächtigkeit des Schneefeldes her. In den oberen Partien an steileren Gehängen war die Schneelage viel weniger mächtig als unten im ebenen Talboden. Eine schöne Illustration hierzu bietet Bild 6. Die dunkle Schmutzschicht, die sich auf der Oberfläche des Schneefeldes ablagerte, zeigt in der kurvenartigen Lage ihrer Verlaufslinie deutlich die verschiedene Mächtigkeit des jetzt in Büßerschnee aufgelösten Schneefeldes an; genau dieser Mächtigkeit entspricht die Größe der einzelnen Figuren.

3. Gegen Brackebusch' Erklärung spricht ferner die allen Beobachtern sofort als wesentlich auffallende, scharf ausgeprägte, beinahe mathematisch genaue Parallelität der einzelnen Reihen. Diese Reihen müßten, nach Brackebusch der

[1]) Brackebusch, loc. cit., S. 34. Für die Herausbildung der eigentlichen Penitentesform nimmt also auch Brackebusch die Sonnenstrahlung an.

Neigung des größten Gefälles folgend, nach dem tiefsten Punkte konvergieren, namentlich in den halbkreisförmigen Talschlüssen an den Paßhängen.

Eine solche Konvergenz der Reihen ist aber bisher noch nicht beobachtet worden.

4. Brackebusch selber hat eine abwärts gleitende Bewegung der Penitentesfiguren nicht beobachtet. Er beruft sich auf das Zeugnis anderer Personen, die häufig die Kordillere auf demselben Wege gequert haben. Er sagt in seiner schon des öfteren erwähnten Arbeit auf Seite 33: »Und da ist es denn den Leuten aufgefallen, daß sie dieselbe Figur nach Jahr und Tag wieder gefunden haben, aber daß diese nicht mehr an der früheren Stelle stand, sondern talabwärts gewandert war etc. etc.«

Diese Beobachtungen sind doch wohl nicht so ohne weiteres als sicherstehend zu betrachten, hier können sehr leicht große Irrtümer unterlaufen, zumal wenn man bedenkt, daß »nach Jahr und Tag« der fortdauernde Abschmelzungsprozeß doch ganz bedeutende Veränderungen an der Form der einzelnen Gestalten verursachen muß und anderseits auch räumlich getrennte Figuren zu ähnlichen Formen herausmodelliert.

5. Brackebusch geht bei seiner Erklärung davon aus, daß sich »vor Zeiten an der unteren Firngrenze auf gewöhnliche Weise in einem Tale, dessen Boden den obengenannten Bedingungen der Lockerkeit und Durchlässigkeit entspricht, ein kleiner oder großer Gletscher gebildet, welcher anfangs den bekannten Gesetzen bezüglich seiner Konsolidierung und Fortbewegung als plastische (dickflüssige) Masse folgte«.

Dieser Gletscher bietet dann nach Brackebusch das Material für den Büßerschnee. Aber schon der Anblick eines Penitentesfeldes genügt, um die Unhaltbarkeit dieser Annahme darzutun.

Ein Penitentesfeld liegt als vollständig einheitliches Ganzes da; man kann hier nicht unterscheiden, wie bei einem Gletscher zwischen dem Nährgebiet (Firnfeld) und dem Zehrgebiet (Gletscherzunge). Wie die auf den Bildern 2, 4 und 6 dargestellten Penitentesfelder zeigen, sind gerade da, wo das Nährgebiet (Firnfeld) sein sollte, am oberen Rande vollständig ausgebildete, aber schon wieder im Verschwinden begriffene Penitentesfiguren vorhanden.

Außerdem besteht ja auch der Büßerschnee nicht aus körnigem Gletschereis, sondern aus abwechselnden Lagen eines blasenfreien und blasenreichen Hocheises.

Ich habe ferner niemals beobachtet, daß sich die Oberfläche oder das Ende eines wirklichen Gletschers in Büßerschnee auflöst.

Die einzige Stelle wo ich Büßerschnee auf einem Gletscher antraf, war auf dem Burrogletscher (im Ursprungsgebiet des Rio Grande, Provinz Mendoza). Hier war es aber nicht die Oberfläche des Gletschereises, die Penitentesform angenommen hatte, sondern eine mächtige, dem Gletscher an der Südseite auflagernde Decke von vereistem Schnee.

Diese Stelle (vergl. die Abbildung 7) ist für die Erkenntnis der Erscheinung des Büßerschnees um so instruktiver, als hier neben dem in Penitentesform sich auflösenden, vereisten Schneefelde (auf der Abbildung sind leider nur wenige Penitentesfiguren links oben sichtbar) die Karrenform der Gletscheroberfläche (Anfangsstadium) dem Beschauer deutlich entgegentritt. (Vergl. die Abbildung auf Tafel 2 in R. Hauthal: Observaciones generales sobre algunos ventisqueros. Revista del Museo de La Plata, tomo VI, 1895.)

Meine Beobachtungen führen mich also zu dem Resultat, daß der Büßerschnee lediglich einem Abschmelzungsprozeß ohne Mitwirkung des Windes seine Entstehung verdankt.

Dieser Abschmelzungsprozeß wird aber nicht bedingt durch die Wärme im allgemeinen, d. h. nicht durch erwärmte Luft, die zunächst die Oberfläche des

Abbildung 6.

Schneefeldes angreift und dann die einzelnen Penitentesfiguren allseitig umspielend, anschmilzt, sondern vielmehr durch die von der Sonne ausgehende, in einer bestimmten Richtung ihre Hauptwirkung ausübende strahlende Wärme.

Wenn die Wärme schlechthin die Ursache wäre, müßten die oberflächlich

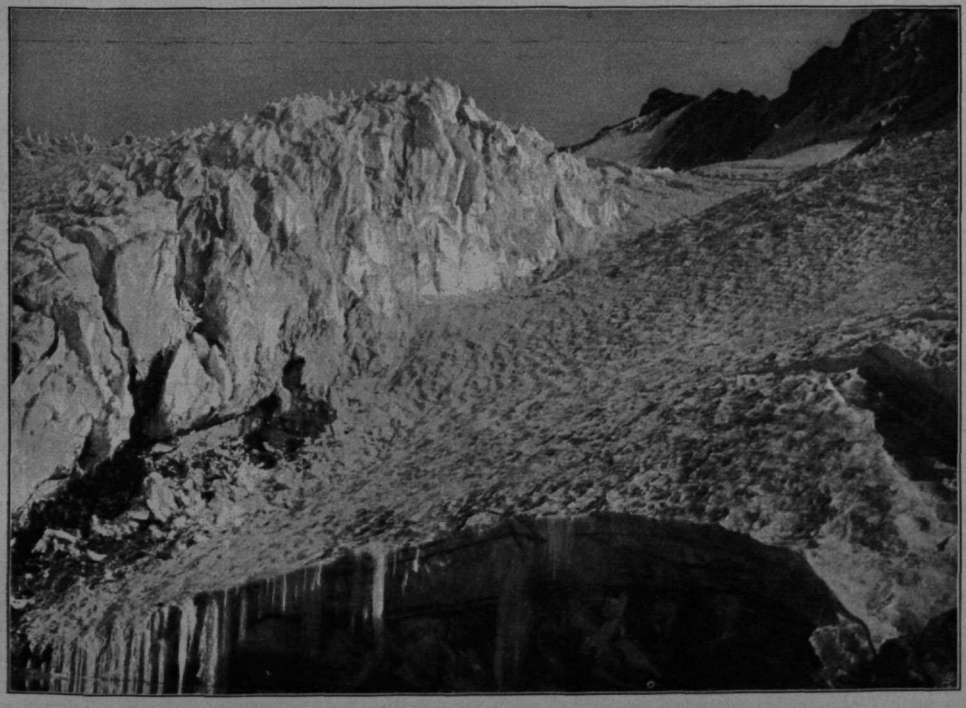


Abbildung 7.

abfließenden Schmelzwässer, die dann die Reihenordnung der Penitentesformen bedingen würden, doch an den halbkreisförmigen Talschlüssen und Abdachungen der Pässe, wo ja Büßerschnee so häufig ist, nach dem tiefsten Punkte hin konvergieren, wie das z. B. für die Spuren, welche die Schneerädchen auf der Oberfläche hinterlassen, so charakteristisch erscheint.

Eine solche Konvergenz der Penitentesreihen ist aber bisher nirgends beobachtet worden, wohl aber weist die regelmäßige Nordwest-Südost-Richtung der Penitentesreihen, deren Parallelität fast mathematisch genau ist, deutlich auf ein Agens hin, das den Abschmelzungsprozeß in einer ganz bestimmten Richtung am stärksten wirken läßt — und dieses Agens kann kein anderes sein, als die durch die Richtung der am stärksten wirkenden Sonnenstrahlen bedingte Insolation; diese allein ist es, welche ein Hocheisfeld zu Büßerschnee umwandelt.

Um dieses besser zu verstehen, ist es wichtig, sich die lokalen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, welche in den Regionen des Büßerschnees obwalten. Dieser findet sich in Breiten und in Höhen, wo die Nachttemperatur stets, oft sehr bedeutend, unter 0° sinkt. Die Strahlen der schwachen Morgensonne treffen die noch hart gefrorene Oberfläche der Penitentesfiguren; sie können erst nach einigen Stunden einwirken, wenn die Lufttemperatur über 0° gestiegen ist. Diese Einwirkung wird am stärksten sein in der Zeit zwischen 12—3 nachmittags. Nach 3 Uhr sinkt die Temperatur rasch, um bei Sonnenuntergang schon wieder unter 0° zu sein. Wenn also auch die Zeit, während welcher die einzelnen Seiten einer Penitentesfigur von der Sonne beschienen werden, die gleiche sein mag, so ist doch die Wärmemenge, welche die einzelnen Seiten empfangen, eine verschiedene — die Penitentesfigur muß ihre Schmalseite nach Nordwesten kehren.

Man vergleiche hierzu besonders die Abbildung 8. Die beleuchtete Schmalseite der einzelnen Büßerschneefiguren ist nach Nordwesten gerichtet, die unter sich genau parallelen Breitseiten aller Figuren verlaufen in nordwest- südöstlicher Richtung. Übrigens ist dieses ein sehr merkwürdiges Vorkommen von Büßerschnee, hier hat sich an Stelle der Reihen von Figuren nur je eine, allerdings sehr große Figur (bis 4 *m* hoch) gebildet. Es ist sehr zweifelhaft, ob sich hier ursprünglich mehr Penitentes gebildet hatten, da bei der Größe der vorhandenen Figuren doch noch Reste der anderen sichtbar sein müßten.

Die Wirkung der von der Sonne ausgehenden strahlenden Wärme ist also schon bei den allseitig den Sonnenstrahlen zugänglichen Penitentes auf den einzelnen Seiten eine verschiedene, wievielmehr muß das bei den Penitentes der Fall sein, die an solchen Orten stehen, wo sie nur den Strahlen der hochstehenden Mittagsonne erreichbar sind!

Die Schwierigkeit des Problemes liegt nicht in der Ausarbeitung der einzelnen Figuren, sondern in der Frage, warum bilden sich überhaupt von Anfang an einzelne in Reihen geordnete Figuren, warum schmilzt nicht die gesamte Schneeeismasse gleichmäßig ab?

Was nun das Verhältnis der Karrenform zum Büßerschnee betrifft, so möchte ich hier bemerken, daß es ja nahe liegt, anzunehmen, als Anfangsstadium der Penitentesbildung träte eine durch die oberflächlich abfließenden Schmelzwasser bedingte Furchung ein.

Eine solche Furchung könnte aber doch nur auf den auf geneigtem Terrain lagernden Schneefeldern eintreten, auf ebenem Terrain, wo Büßerschnee sich auch sehr häufig in schönster Ausbildung findet, ist dies ja ausgeschlossen. Zudem ist bisher in der Natur keine derartige Beobachtung gemacht worden. Im Gegenteil, schon im Anfangsstadium der Büßerschneebildung treten sofort in parallelen Reihen geordnete Spitzen (in der bekannten Nordwest-Richtung) aus dem Schneefelde

hervor und im Fortgange des Prozesses schmilzt die zwischen den so allmählich immer mehr hervortretenden einzelnen Spitzen befindliche Schneeeismasse gleichmäßig ab, so daß schließlich die isolierten Eispyramiden oder Nadeln frei auf dem nackten Gesteinsboden aufragen. Nur im Sonnenschatten, am Südostende der einzelnen Figuren (die deswegen stets in dieser Richtung verlängert sind), ist die Schmelzwirkung geringer und sehr häufig ist hier noch ein niederer, sockelartiger Anhang zu beobachten, der oft noch mehrere Figuren verbindet, so daß diese wie eine Leiste am Berghange sich hinaufziehen, so dem Abrutschen des Gehängeschuttes entgegenwirkend.

Schon im Anfangsstadium der Bildung zeigt sich also ein fundamentaler Unterschied zwischen »Büßerschnee« und »Karrenform«.

Die »Karrenform« verdankt ihre Entstehung der hier allerdings mehr im chemischen Sinne erodierenden und denudierenden Wirkung der rinnenden Ge-

Abbildung 8.

wässer,[1]) während wir es beim »Büßerschnee« mit der auflösenden, anschmelzenden Wirkung der strahlenden Sonnenwärme zu tun haben, die die Penitentesfiguren gleichsam aus dem Schneeeisfelde herausschneidet.

Das Vorstehende erhebt durchaus nicht den Anspruch, eine erschöpfende Behandlung der so interessanten Erscheinung des Büßerschnees zu sein. Dieser bietet der Forschung so viele Probleme, daß noch eine geraume Zeit vergehen wird, ehe daran gedacht werden kann, auf alle hier sich erhebenden Fragen eine befriedigende Antwort zu geben.

Manche Fragen habe ich hier kaum angedeutet, andere gar nicht berührt, wie z. B. die, wie lange dauert ein Penitentesfeld? oder die, wie verhalten sich die Penitentesfiguren zu dem in jedem Winter frisch fallenden Schnee?

[1]) Vergl. Dr. Jovan Cvijić, Das Karstphänomen. Geographische Abhandlungen. Herausgegeben von Professor Dr. A. Penck in Wien. Bd. V, Heft 3, 1893. Derselbe sagt auf S. 224: »Die Verhältnisse, unter welchen die Karren auftreten, lassen keinen Zweifel darüber, daß dieselben lediglich durch die chemische Erosion entstanden sind, welche das über den reinen Kalkstein abfließende Wasser auf denselben ausübt.«

Ich wollte nur das, was wir auf Grund eigener und fremder zuverlässiger Beobachtungen[1]) Sicheres über den Büßerschnee wissen, zusammenstellen und eine Erklärung geben, die den bisher festgestellten Tatsachen gerecht wird.

Was not tut, sind zunächst fortgesetzte, systematische, von Fachmännern vorzunehmende Beobachtungen zu jeder Jahreszeit und dann — und hierin kann jeder Hochgebirgstourist, der die Anden quert, viel Wichtiges beitragen — gute Photographien, die auch dem fernweilenden Forscher, dem es nicht vergönnt ist, den Büßerschnee an Ort und Stelle zu studieren, sowohl ganze Penitentesfelder in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien als auch einzelne Figuren von verschiedenen Standpunkten aus in getreuester Wiedergabe vorführen.

Möge das von Ingenieur Adolf Stegmann gegebene Beispiel viele Nachfolger finden!

Erklärung der Abbildungen.

Abbildung 1. Büßerschneefeld an der Ostabdachung eines Passes in der Mendozaner Kordillere. An den weniger mächtigen Stellen des Schneefeldes sind die Figuren schon vollständig herausmodelliert und zum Teil schon wieder im Vergehen begriffen.

Abbildung 2. Büßerschneefeld im Tale Quebrada Honda, in der Kordillere nördlich vom Anconcagua, der im Hintergrunde in südlicher Richtung sichtbar ist.

Die Penitentesfiguren sind vollständig ausgebildet, isoliert; auch die Schichtung im Eise ist erkennbar. (Höhe über dem Meere ca. 4300 *m*.)

Die Streichrichtung der ganz links sichtbaren, steil nach Westen einfallenden Schichtgesteine ist Nordsüd, so daß die Nordwest-Südost-Richtung der parallelen Reihen des Büßerschnees klar hervortritt.

Abbildung 3. Ein kleiner Teil des auf Abbildung 2 dargestellten Büßerschneefeldes.

Die isolierten Figuren stehen auf dem nackten Boden.

Abbildung 4. Büßerschneefeld im Tale Quebrada Honda in der Kordillere nördlich vom Aconcagua. Der Beschauer blickt, der Talrichtung in der Mitte des Bildes folgend, nach Nordosten. Die Nordwest-Südost-Richtung sowie der Parallelismus der Reihen, in welchen die isolierten, am oberen Rande des Feldes schon im Vergehen begriffenen Figuren angeordnet sind, tritt sehr scharf hervor.

Abbildung 5. Büßerschnee vom Südfuße des Bonete (Provinz La Rioja). Auch hier tritt die Nordwest-Richtung der parallelen Reihen der isolierten, aus geschichtetem Eise bestehenden Figuren deutlich hervor. (Man beachte die Sonnenstellung. Der Beschauer blickt nach Norden. Aufgenommen vom Verfasser am 3. März 1895, vormittags.)

Abbildung 6. Büßerschneefeld an einem steil geneigten Osthang in der Mendozaner Kordillere. Die Nordwest-Südost-Richtung der parallelen Penitentesreihen tritt scharf hervor.

Abbildung 7. Ende des Burrogletschers (Ursprung des Rio Grande, Provinz Mendoza). Das Schneefeld links zeigt an seiner Oberfläche beginnende Penitentesbildung, während die Gletscheroberfläche (auf der rechten Seite) beginnende Karrenform zeigt.

Abbildung 8. Einzelne Büßerschneefiguren aus dem oberen Valle de los Patos (Provincia de San Juan). Die hell von der Sonne beschienene Seite der Penitentes ist nach Nordwest gerichtet.

Herr Ingenieur Adolf Stegmann (Buenos Aires) hat mir freundlichst noch eine Photographie (Abbildung 9) zur Verfügung gestellt, die aus der Mendozaner Kordillere stammt und ein in Entwicklung begriffenes kleineres Büßerschneefeld darstellt. Man sieht auch hier deutlich, daß der Schmelzprozeß nicht erst karrenartige Furchen oder Kämme, sondern gleich von Anfang an isolierte Figuren herausmodelliert.

Anhang.

Erst während der Drucklegung dieser Arbeit habe ich Einsicht nehmen können in Prof. Dr. Hans Meyers wichtige Monographie über den Kilimandscharo,[2]) so daß es bei der weiten Entfernung, die mich vom Druckorte trennt, nicht möglich war, im Texte selber Bezug darauf zu nehmen.

Prof. Hans Meyer tritt (Seite 361) dafür ein, die bisher als »andinen Gletschertypus« unterschiedenen Gletscher, welche sich durch infolge von Schmelzprozessen karrenartige Zerfurchung ihrer Oberfläche

[1]) Sollten mir, und das ist ja bei der leider immer mehr zerstreuten Literatur so leicht möglich, weitere diesbezügliche Beobachtungen entgangen sein, so bitte ich um Nachsicht und gütige Mitteilung.

[2]) Prof. Dr. Hans Meyer. Der Kilimandjaro. Berlin 1900.

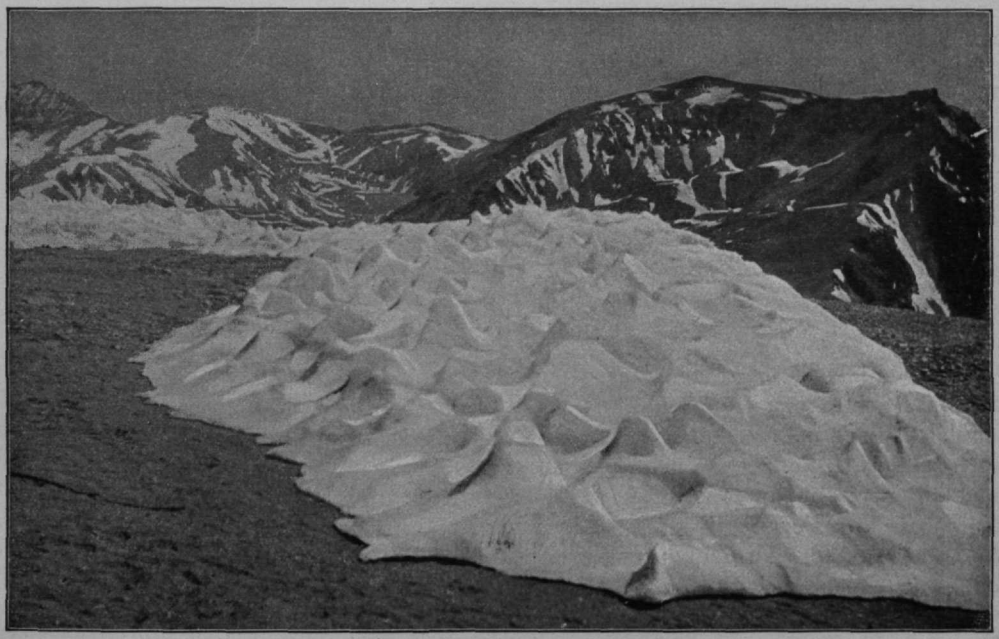


Abbildung 9.

in Cañons, Rillen, Kämme, Tafeln, Furchen, Schneiden etc. auszeichnen, besser der geographischen Verbreitung entsprechend mit dem Namen »tropischer Gletschertypus« zu bezeichnen.

Diesem Vorschlage stimme ich völlig bei, aber nur insoweit es sich um echte Gletscher handelt, deren Oberfläche infolge von Schmelzprozessen karrenartig zerfurcht ist — für den Büßerschnee muß ich die Bezeichnung als »Gletschertypus« im allgemeinen sowie als »tropischer Gletschertypus« im besonderen entschieden ablehnen.

Wenn ich Herrn Prof. Meyer recht verstehe, so ist er der Ansicht, daß Büßerschnee sich aus Karrenformen entwickelt. Wo er von der karrenartigen Anschmelzung der Gletscheroberfläche spricht (Seite 363), sagt er: »Das letzte Stadium dieses Entwicklungsganges ist völlige Zerschneidung der Eismasse bis auf den steinigen Gletscherboden, die Bildung isolierter Pyramiden (Penitentes)«.

Gewiß — es wird in einzelnen Fällen stattfinden, daß sich auf diese Weise einzelne penitentesähnliche Formen herausbilden, aber für die Entstehung der echten Penitentesfelder der Anden ist diese Erklärung durchaus nicht zutreffend.

Für Büßerschnee ist es ja gerade charakteristisch, daß seine Bildung, sehr auffallender Weise, nicht mit karrenartiger Zerfurchung der Oberfläche beginnt, sondern daß sich gleich bei Beginn des Schmelzprozesses, isolierte, in parallelen Reihen stehende Spitzen, die sich im Fortgange des Schmelzprozesses zu isolierten Pyramiden ausgestalten, auf der Oberfläche des Schneeeisfeldes herausbilden.

Ein weiterer fundamentaler Unterschied zwischen Büßerschnee und Karrenformen liegt auch darin, daß bei letzteren die allgemeine Richtung der Figuren, Furchen und Kämme nach der größten Neigung der Oberfläche sich richtet, während beim Büßerschnee die Richtung der Figurenreihen unabhängig von der Terrainneigung ist und lediglich durch die Richtung der am stärksten wirkenden Sonnenstrahlen bedingt wird.

Übrigens tritt ja auch Herr Prof. Dr. Hans Meyer dafür ein (Seite 364), »daß die Schnee- und Eisgebilde viel strenger auseinandergehalten werden müssen, als Güssfeldt es thut«. Also in unserem Falle — Büßerschnee und Oberflächenformen der Gletscher.

Wie mir Herr Dr. Paul Stange in Erfurt freundlichst mitteilt, ist der bekannte Hochtourist, Sir M. Conway, hinsichtlich der Entstehung des Büßerschnees, unabhängig von mir, zu demselben Ergebnis gekommen. Leider ist mir sein diesbezügliches Werk: »El Aconcagua y la Tierra del Fuego« bisher noch nicht zugänglich gewesen.

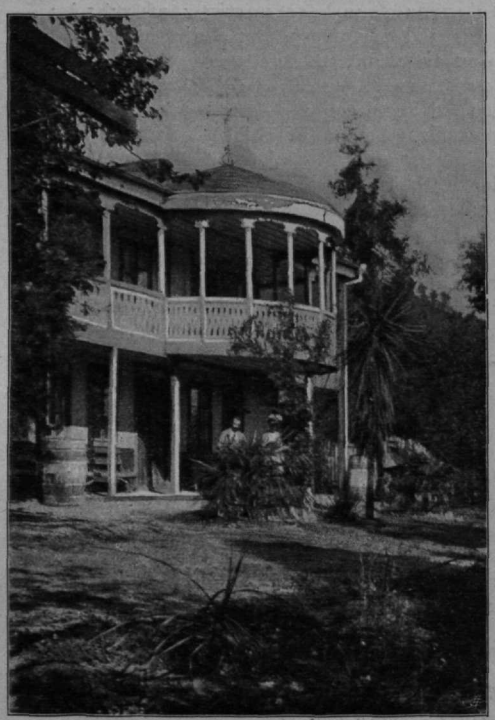
Der hier veröffentlichten Arbeit liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser am 6. Oktober 1899 in der Deutschen Akademischen Vereinigung zu Buenos Aires gehalten hat.

Kartsch-Chal und Suanetien im Jahre 1900.

Von

Willy Rickmer Rickmers.

Wenn ich die Schilderung eines dritten Besuches des Kartsch-Chal als kleinen Nachtrag zu früheren Berichten[1]) bringe, so muß ich vielleicht eine Entschuldigung vorausschicken. Ich sehe sie darin, daß diese Gruppe den einzigen hochalpinen Ausflug ermöglicht, den man von einem Hafen des Schwarzen Meeres oder einer Eisenbahnstation Kaukasiens innerhalb von vier Tagen machen kann. Da Batum von Vergnügungsreisenden und Geschäftsleuten immer häufiger besucht wird, insbesondere als Durchgangsort zwischen der Krim und dem Kaukasus, will ich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um Freunde der Bergwelt auf die verborgenen Schätze des Tschorochgebietes aufmerksam zu machen. Wer keine großen Ansprüche stellt, kann mit hundert Mark in der Tasche auf eine Woche meinen Spuren folgen. Wer allein ist und nicht so hoch hinauf will, der kann europäische Gesellschaft in dem neugegründeten englischen Bergwerksunternehmen finden, das in einem der Täler des russisch-türkischen Grenzgebirges (Trial) auf Kupfer arbeitet. Man lasse sich etwa sechs Kilometer oberhalb von Bortschcha über den Tschoroch setzen, wo sodann ein guter Weg zur Brücke von Dsandsul und zur herrlichen Murgul-Schlucht eingeschlagen werden kann. Da zwischen dort und Batum jetzt viel Kommen und Gehen sein dürfte, sind die notwendigen Auskünfte sehr leicht zu erlangen. Auf jener Seite ist für den Forscher ein ganz besonders dankbares Feld, und wer Lust hat, der möge auf die Suche nach Justinians Bergfestungen gehen (siehe Bryce, Transcaucasia and Ararat; Dieck, Dendrologische Spaziergänge).



Burkhardts Datsche.

Meine Frau und ich, mit unserem treuen Makandaroff, brachten im Sommer des Jahres 1900 etwa vierzehn Tage im Kartsch-Chal zu, nachdem wir vorher wiederum eine schöne Zeit in der Datsche des Konsuls Burkhardt verlebt hatten, die ich hier im Bilde vorführen kann. Damals hatte ich eine Schilderung der Lage und des Pflanzenlebens versucht.

Djassim Aga in Sunati, von dem ich

[1]) Siehe Ö. A.-Z. 427/29. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900. Alpine Journal Nr. 145 u. 152.

Steinerne Brücke bei Sunati.

damals erzählte und der uns auch jetzt wieder gastlich aufnahm, hat sich leider zu seinem Nachteile mit Feuerwasser die Taufe höherer Kultur gegeben. Er lauscht den Offenbarungen des delirium tremens, sein Hof verlottert und bald wird es einen Barbaren weniger geben.

Auf der Strecke bis zum Urwalde hatten wir sehr von der Hitze zu leiden, denn das Tal liegt geschützt und hat in seinen unteren Teilen wenig Schatten, zudem ist die Luft ziemlich feucht. Beim Abstiege, den ich zu Fuß machte, war ich einem Hitzschlage nahe und »Mac« fiel in Ohnmacht. Erhöht wird der leidvolle Seelenzustand durch eine ärgerliche Angewohnheit des Pfades. Statt sich langsam im Durchschnittsgefälle hinabzusenken, windet er sich an der Lehne wie eine epileptische Ringelnatter. Die höchsten Punkte dieser Rutschbahnbögen liegen auf vorspringenden Felsecken und dieser Umstand ist in sich die Erklärung. Auf den weichen, erdigen Strecken hat sich der Weg durch die Schritte der Menschen und Tiere am schnellsten abgenützt, so daß er jetzt zwischen den Knoten hängt, wie ein Seil über einer Reihe von Nägeln. Ich wurde lebhaft an alte Droschkengäule erinnert, bei denen die ermüdete Wirbelsäule von den Schulter- und Hüftknochen überragt wird.

Diesmal habe ich einige bessere Photographien von der Reise mitgebracht und kann mir daher nicht versagen, dem Leser den schönen Brückenbogen bei Şunati vorzuführen. Diese Bauwerke passen in den heutigen Zustand der Gegend nicht mehr hinein. Sie sind leider Zeugen vom Rückgange jener großen Bewegung, der auch wir, durch Spaniens Vermittlung, viel von unserer Bildung verdanken. Diese Bildung wollen nun die Nachfolger der Kalifen nicht mehr zurücknehmen, trotz eifrigen Angebotes; vielleicht weil sie ihnen als ein allzu schwacher Wellenwiderschlag vom Gestade der Vergangenheit erscheint. Auch Kapellen und Brunnen aus der Blütezeit des mächtigen georgischen

Ruine einer Kapelle im Urwalde von Otingo.

Königreiches sind anzutreffen, aber die Brücken nehmen an Zahl und guter Erhaltung die erste Stelle ein. Als ganz besonders schön wurde mir der Bogen bei Kweda Tschuchuri geschildert, der eine Spannweite von 14 *m* hat und in der Mitte nur zwei Handbreiten dick ist. In der Wildnis solchen Überbleibseln aus heldenhafter Zeit zu begegnen, hat auf das Gemüt ungefähr die entgegengesetzte Wirkung wie der Fund einer leeren Sardinenbüchse auf unerstiegenen Gipfeln. Die erhabene Ruhe von Felsen und Wald wird hervorgehoben; wie Siegesbewußtsein der Ewigkeit liegt es über dem stillen Orte. Noch stärker beschleicht mich dieses Gefühl bei jenen Kirchenmauern, die hoch oben, im dichtesten Urwalde aus dem wuchernden Unterholze von Lorbeer und Ranken herausragen. Ich zweifle nicht, daß dieses Heiligtum mit den Bädern von Otingo Zusammenhang hatte.

Was bei jedem Besuche im Kartsch-Chal immer den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat, das ist der Wald, von dem meine Bilder nur eine schwache Vorstellung geben könnten. Noch weniger sind dazu meine Worte imstande, aber sie können wenigstens für das Dasein des Gegenstandes der Begeisterung Bürgschaft stellen. Jedesmal, wenn ich an diese Wälder denke, überkommt mich großes Sehnen. Ich zittre bei dem Gedanken, daß hier einmal die Säge des Unternehmers Schlachtopfer feiern könne, und ich wollte, der russische Staat legte hier eine Art von unantastbarem Nationalpark an. Es ist wirklicher, ungezähmter Urwald, denn was die Eingeborenen zu ihrem Gebrauche schlagen und nebenher verschwenden, macht kaum Eindruck. Wohl sind auch die Forste Suanetiens gewaltig und stark, aber mein Auge glaubt doch einen Unterschied zu spüren. Die warmen Seeluft erzeugen eine noch größere, saftige Üppigkeit und liefern wahrscheinlich zugleich die Bedingungen für das Zusammenwohnen einer größeren Artenzahl. Ulme, pontische Eiche und Buche streiten fast um den Vorrang. Linde und Ahorn, Espe und Esche mischen sich darein. Spärlich nur ist unsere Eiche vertreten. An feuchten Orten häufen sich die Erlen. Die Füße der Riesen sind in undurchdringlichen Unterwuchs gehüllt, den nur der braune Bär wuchtenden Schrittes zerteilt. Besonders tun sich Lorbeer und Rhododendron hervor, mit ihrem zähen, langhingestreckten Astwerke und den dicken Blättermassen, aus denen im Frühsommer die Unzahl der vielfarbigen Blüten schaut. Dazu scharen sich als kleineres Zeug Stechpalmen, Azaleen und andere Büsche. Unter dem Nadelholze erkennen wir außer den örtlichen Vertretern von Tanne und Kiefer hie und da einen ehrwürdigen Taxusriesen von tausendjährigem Alter.

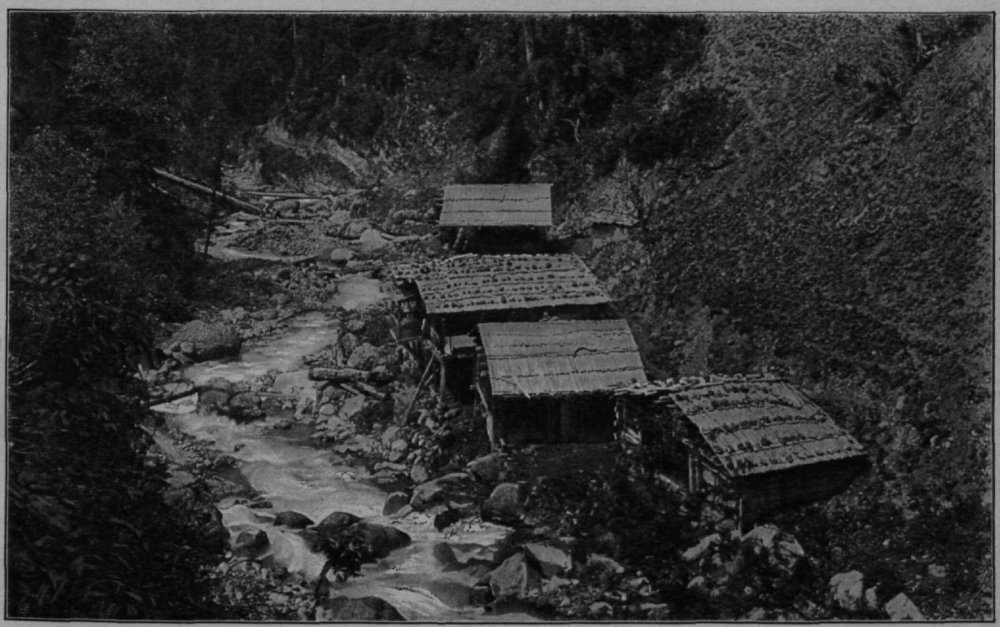
Mitte Juli sahen wir weißblühendes Rhododendron in großen, einzelstehenden Flecken, nicht weit unterhalb von Otingo; die hellrötliche Art war schon im Verblühen. Nach mehrstündigem Ritte kamen wir nach dem merkwürdigen Otingo, wo der neue Besitzer des Bades seit meinem letzten Besuche noch ein Haus hinzugefügt hat. In der einen Hütte befindet sich das Mauerbecken, in dem die warme Quelle aufgefangen wird. Man sagt, daß sie nur die schwache Nebenader der echten berühmten Therme sei. Nur ein uralter Greis soll die im Urwalde verborgene Stelle mit den Ruinen der alten Bäder kennen und sie nicht verraten wollen.

Der mit einem Sagenscheine umwobene Name der vom grusischen Volke innig verehrten Königin Tamar wird mit allen diesen Bauresten in Verbindung gebracht. Im Hochsommer gehen viele Eingeborene in dieses Bad, und für den Fremdling ist es eine willkommene Unterkunft zur beschaulichen Vertiefung in die ihn umgebende Waldespracht. Die Grenzen von Laub- und Nadelwald laufen hier ineinander und ein Spaziergang in die von gestürzten Stämmen angefüllte Bachschlucht oder hinauf in das Düster, wo der Wildpfad uns leitet, läßt das Herz wie unter göttlichem Wonneschauer erbeben.

Und wann, fragt man sich, sind diese Wälder am schönsten?

Trotz der Annehmlichkeiten, die trockene Luft und heller Sonnenschein dem Reisenden gewähren, gehört zu dieser Landschaft doch ein richtiges Bergwetter. Wenn die Zweige und die grauen Flechtenbärte der Bäume vom Regen triefen und den Wandrer bis auf die Haut durchnässen, wenn durch dünne Schleier vom anderen Hange her eine weiße Blütenwand des Rhododendron leuchtet, wenn ein Riß uns ungeahnte Fernen von Einsamkeit erschließt und milchweiße Nebelvorhänge hinter den geraden, schwarzen Riesentannen stehen, dann dringt die ganze Größe, die ganze Feierlichkeit dieser Dinge auf den Menschen ein: eine Offenbarung ungebeugter Wildnis, unbefleckter Schönheit.

Wenn auch die Seele solche Eindrücke festhält, so sträubt sich doch die photographische Platte und auch für den Erzwinger hoher Spitzen ist die Nässe ein böses Hindernis. Das Wetter für die wahre künstlerische Stimmung bekamen



Otingo.

wir reichlich zugemessen und schließlich gab es auch für das trunkenste Auge zu viel Wasser. Der physische Behaglichkeitsfaktor und der psychische Genußkoeffizient stehen beim Menschen in einem individuell verschiedenen Proportionalverhältnisse zueinander, dessen Feinheiten sich rationaler Berechnung entziehen, dessen größte und kleinste Grenzen aber ziemlich allgemein gleich sind, so beispielsweise in dem angeführten Falle, wo die negative Superaesthetisation des ersten Faktors mit ungefährer Sicherheit als in dem Momente eintretend angenommen werden kann, da ein völlig durchweichter Filzhut, zermatschte Zigaretten und quakende Stiefel eine Überproduktion aquoser Determinanten suggerieren.

Unser Almquartier war die Jaila von Dewiskel, die schon Hacker und mich Anno 1895 beherbergt hatte. Lange nach Dunkelwerden kamen wir dort an und mußten ungefähr eine halbe Stunde mit unseren Pferden in dem Schlammpfuhle des vom Vieh zerstampften Hüttenplatzes stehen bleiben, während ununterbrochen der Regen rieselte. Endlich kam ein Alter, der uns nach endlosen Unterhandlungen in einen Ziegenstall führte, der glücklicherweise rein war. Hier saßen

wir vier Tage und sahen nur Nebel, außer wenn wir unsere Aufmerksamkeit der allernächsten Umgebung zuwandten. Diese bestand vorzüglich aus dem, was der Österreicher Kot und der Norddeutsche, ebenso unschuldig, kräftiger zu benennen pflegt, mit anderen Worten aus Erde mit reichlicher Beimischung von Wasser und Abfallstoffen. Die Kuh, die unter uns wohnte und nach dieser Richtung hin jedenfalls das interessanteste Schaustück war, mußte bis an den Bauch durch ein Breimeer schwimmen ehe sie von ihrem Stalle die Außenwelt gewinnen konnte. Unsere vier Wände bestanden zur Hälfte aus Balken, zur anderen aus Luft und in diesem Inneren sorgte das Feuer für stetige Unterhaltung durch allerlei Rauchkunststückchen. Hie und da durchbrachen wir kämpfend den Gürtel bissiger Köter und gingen im Regen spazieren, durch Felder gelber Azaleen und knietiefen Filz von Alpenrosen. Auch blühte noch ein hübscher Seidelbast weiß-rosa.

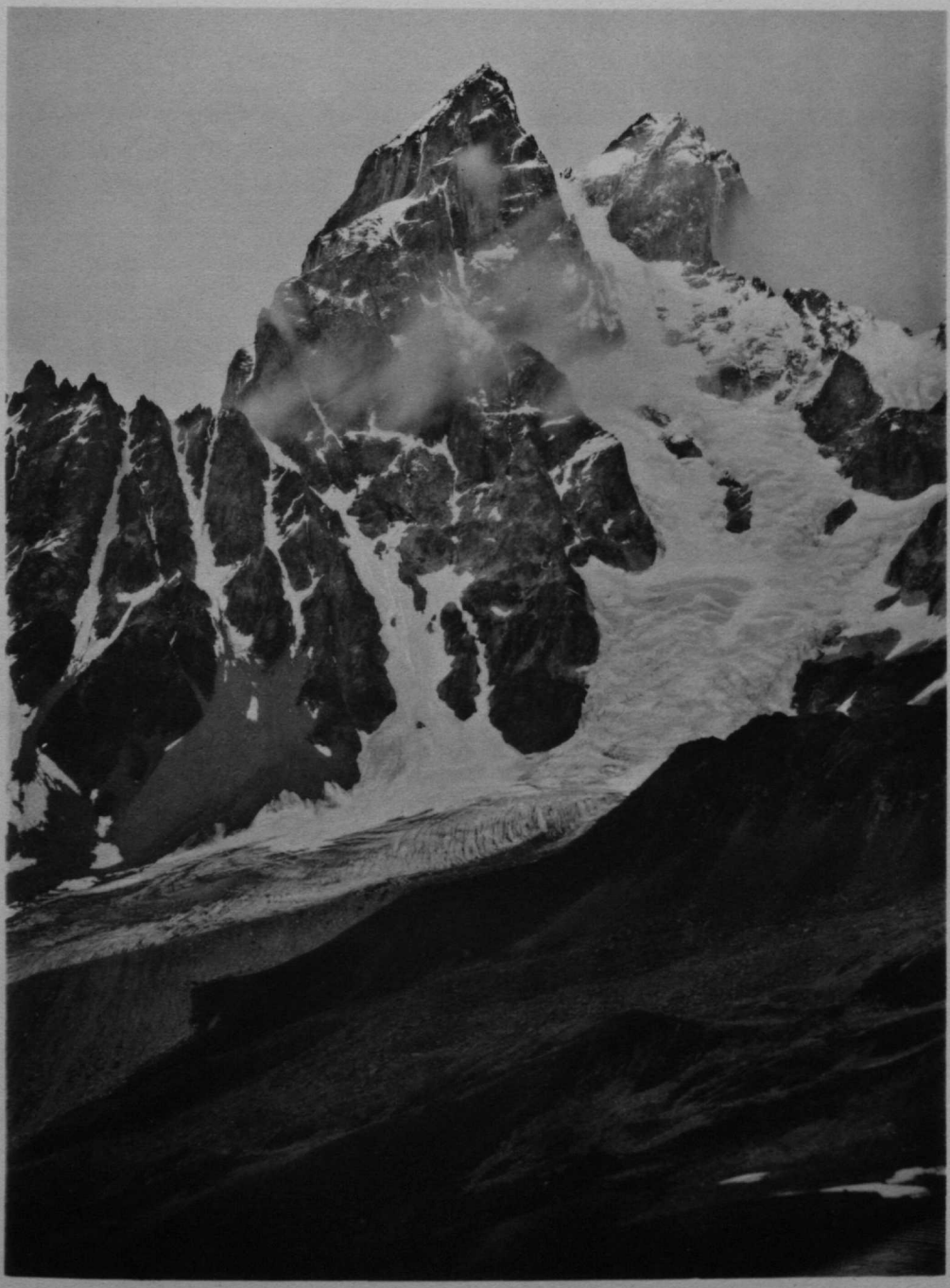
Doch einmal muß sich die schwere Wolke senken, und auch uns schlug diese frohe Stunde. Ein herrlicher Tag war es, an dem wir zum Gipfelpunkte der Gruppe stiegen, wo ich alte Erinnerungen auffrischen und meiner Begleiterin erklären konnte. Der Steinmann auf der Batumspitze war dem Blitze zum Opfer gefallen, aber die von Blöcken eingefaßten Bettstellen, einige Blechstücke und Holzsplitter bewiesen noch, daß hier Hacker und ich luftige und lustige Tage verlebt hatten. Drüben auf Kanzel, Fünffingergrat und Nordpfeiler erhoben sich immer noch wie kleine Männchen die Zeugen unserer Frechheit. Den Pic Central und die Hinteren Spitzen mit ihren schroffen Abstürzen führe ich hier im Bilde vor.

Seit fünf Jahren waren wir nun wieder die ersten, diesem Gebirge einen Gruß zu bringen. Nicht einmal die unteren Täler sind von Fremden aufgesucht worden, und doch erreicht man sie so leicht. Welch kostbare Sommerfrische für die in Fieberluft schmachtenden Bewohner von Batum!

Verursacht ist diese Gleichgültigkeit durch den Abscheu, den jeder Russe vor körperlicher Anstrengung hat. Wäre Batum eine österreichische oder gar eine englische Hafenstadt, schon lange beständen Gasthäuser in Sunati und Otingo, Schutzhütten weiter oben. Frisches Wasser, Waldluft, Gletscherhauch, wie lechzt man nach diesen in den schwülen Sümpfen des pontischen Gestades! Selten legt die Natur das Übel und die Errettung so nahe aneinander. Sogar in Kiautschau gibt es doch schon einen Bergverein und seit langem haben sich die Augen der Wissenden auf Kilimandscharo und Kaschmir gerichtet, als auf Örtlichkeiten, die in den Tropen für die Ansiedlung von Europäern einige Hoffnung bieten.

Auch die mangelhafte Würdigung der Natur ist hier nicht zu vergessen, wie wir sie bei so vielen »wohlsituierten« Leuten leider finden. Immer wieder fragten mich Menschen aller Nationen in Batum: »Aber warum gehen Sie denn stets in diese abgelegenen Orte, wo es keine Herbergen gibt und man so viele Scherereien hat, mit Pferden u. s. w.? Warum gehen Sie nicht nach dem schönen Borschom; ach, wenn wir nur die Zeit hätten so lange fort zu gehen!« Dazu muß ich erklären, daß nämlich Borschom ein allerdings wundervoll gelegener transkaukasischer Kurort mit Hotels und wohlgepflegten Wegen ist. Für so etwas brauche ich aber doch nicht in den Kaukasus zu reisen; das kann man sich in den Alpen ja zehnmal besser und billiger leisten. Wenn diese Herren sich zusammentun wollten, dann könnten sie in den Seitentälern des Tschoroch sich leicht eine herrliche Sommerfrische aussuchen und den Anstoß zu schneller Entwicklung geben.

Also bin ich bis heute der einzige, der meine warmen Empfehlungen vom Jahre 1895 benutzt und dem Kartsch-Chal auf Anraten des Herrn Rickmers seine Verbeugung gemacht hat. Ich habe das Gebiet soweit nur für mich allein erschlossen. Eigentlich ist kein Grund, darob zu klagen, denn ohne die Gleichgültigkeit der Batumer wäre ich nicht der vierte Besucher, nachdem ich 1894 zweiter und 1895,



Naturaufnahme von W. Rickmer-Rickmers. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Uschba von Südosten.

mit Hacker, dritter gewesen. Der erste war, wie ich nun durch Zufall sicher herausgebracht habe, der englische Konsul Peacock. In meinen beiden früheren Aufsätzen habe ich diesen trefflichen Mann erwähnt und gesagt, daß seine hinterlassenen Papiere verbrannt seien. Nun fand ich glücklicherweise einen einwandfreien Zeugen in dem suanetischen Fürsten Tatarchan Dadeschkeliani. Er und noch ein dritter Herr begleiteten im Jahre 1888 Konsul Peacock zum Kartsch-Chal. Sie stiegen in demselben Tale des Baginiflusses auf und überschritten das Gebirge (über den Sindietgrat). Von den Sennhütten aus erstieg Peacock mit Hirten einen Gipfel, welchen, ist zwar nicht gesagt, aber für mich besteht kein Zweifel, daß es die Artwinspitze war (ca. 3500 *m*), die sehr leicht zu erreichen und einer der höchsten Gipfel ist, und von der ich damals schrieb (Ö. A.-Z.): ».... Ein kleiner roher Steinmann beweist, daß einmal Menschen hier waren, vielleicht vor mehr als zehn Jahren

Kartsch-Chal: Abstürze des Pic Central und der Hinteren Spitzen.

die Offiziere, welche Aufnahmen für die Karte machten, vielleicht auch der verstorbene englische Konsul Peacock, doch keine Karte nennt die Namen der ersten Ersteiger«. Die Offiziere kann ich als Schuß ins blaue Ungewisse (wenn auch Vermutbare) fallen lassen und Peacocks Besteigung als Gewißheit hinstellen.

Ich will nicht zürnen, daß niemand sonst in unsere Fußstapfen trat. Wir Bergsteiger sind doch ein merkwürdiges Völkchen. Wenn wir irgendwo die ersten waren, dann ruhen und rasten wir nicht, bis auch andere diese Herrlichkeiten schätzen lernen. Und wenn dann die Nachfolger wieder Nachfolger zeugen und diese wieder und zuletzt Schwärme daraus werden, dann fluchen wir gröblich und entsetzen uns ob der wimmelnden Menge. Aber schließlich ist diese doch die Bestätigung dessen, was der Vorgänger so eifrig gesungen hat. Sie ist die tätige Anerkennung, die er unbewußt, die möglichen Folgen nicht ahnend, herbeigerufen hat und die ihn zwingt, Rettung suchend noch weiter vorzudringen. Der Schwarm

ist die mit Wermutstropfen reichlich versehene Befriedigung der Entdeckereitelkeit. Wie ein Wechselspiel von Ursache und Wirkung lösen Vorläufer und Touristenwelle einander ab. Man kann von ihnen sagen: »Halb zog er sie, halb schob sie ihn.«

Und nun:

Mit könnekühnem Schreiteschritt
Und schwebeschwüngigem Steigetritt
In der Suaneten Landesmitt.

Im Fluge huschen wir durch die »Pforte Suanetiens«,[1]) das Felsentor des brausenden Tsenistskali, und schlagen erst von Lentechi aus einen bedächtigeren Gang an.

Die meisten der aus Transkaukasien kommenden Reisenden überschreiten den Gletscherkamm der Leila im Latparipasse, der für Lasttiere der einzig gut gangbare ist. Von Bergsteigern mit eingeborenen Trägern sind schon fast alle nennenswerten Schneejoche und Gipfel als Übergänge nach Suanetien genommen worden. Nur der hervorragendste von allen, der Leilapaß, wurde erst von uns eröffnet. Ein Weg der Eingeborenen ist er natürlich schon immer gewesen und Freshfield hat auch eine allgemeine und richtige Beschreibung gegeben. Was aber geboten ward und noch von der Zukunft versprochen wird, davon hat noch niemand eine Ahnung gehabt. Es ist *der* Paß, die Krone aller. Eigentlich sollte man sagen *die Pässe*, denn man muß durch die Scharten der beiden Äste, in die sich die Leila an ihrem Westende gabelt.

In Lentechi trennten wir uns von unseren Pferden, die über Latpari gingen, und luden das notwendigste Gepäck sechs Dienern auf, die Freund Dadeschkeliani zu diesem Zwecke aus Suanetien hatte kommen lassen. Er selbst begleitete uns, da er sich seine Besitzungen ansehen wollte, die er erst kürzlich auf der Südseite entdeckt hatte. Seit Jahrzehnten waren diese mächtigen Wald- und Weidestriche von den Dadeschkelianis einfach vergessen worden und erst im vorigen Sommer erfuhr der zweitälteste Bruder Otar, daß ein Nachbarfürst schon einige Hektare Tannenwald herausgeschlagen hatte. Er ging nun, um die Grenzen wieder festzulegen und zu retten, was zu retten war.

Von Lentechi aus folgten wir dem Kheledulaflusse und betraten sogleich touristisch neues Gebiet. Man könnte den Fuß des Passes in einem Tagesritte erreichen, aber wer mit Kaukasiern reist, darf nicht unter Hochdruck arbeiten wollen. Da sind zunächst die Einladungen zum Essen. In dem Augenblicke, wo man eine annimmt, läuft der Hammel noch vergnügt auf der Weide herum und wird dann den Gästen gezeigt, damit sie die Herzlichkeit des Willkommens gleich an dem Umfange und der Fettschicht des Tieres beurteilen. Geht es rasch, so sind Suppe und Braten ungefähr zwei Stunden später auf dem Tische. Nach der Mahlzeit ist es wegen der vorgerückten Nachmittagsstunde meist schon nicht mehr möglich aufzubrechen, da der nächste Unterschlupf zu weit entfernt ist. Also heißt es auch auf der Stelle übernachten. Kommt man andererseits mit kaukasischen Freunden bei nachtschlafender Zeit, müde und zerschunden im Dorfe oder Lager an, so steht die Sache noch schlimmer. Der erste Gedanke des Kaukasiers ist nämlich nicht an Schlaf, sondern an Fleisch und Weinschlauch. Ist der Reisende ein unschuldiger Neuling, dann wartet er mit kindlichem Vertrauen auf das Erscheinen des Nachtmahles und versucht inzwischen, die Augen offen zu halten. Eher um Mitternacht als früher wird aufgetragen, und nachdem man mit geringer Lust gegessen hat, flieht der so notwendige Schlaf. Wer erfahren ist, wird sich sofort niederlegen, allerdings mit der Gewißheit, einige Stunden später aus tiefem Schlummer gerissen

[1]) Des »Dadianschen Suanetiens« nämlich. Einzelheiten, Marschrouten etc., die man hier vermißt, findet man in Merzbachers Werk.

zu werden, weil das Abendbrot fertig ist. Den Gastfreunden ist nun einmal unbegreiflich, daß unsere Mägen nicht auf Massenverarbeitung eingerichtet sind.

In dieser Weise verbummelten wir drei Tage, ehe wir den Fuß des Passes erreichten. Zum Nutz und Frommen für spätere Wanderer will ich den Weg beschreiben (mit Fußgängerzeiten). Von Lentechi geht es durch sumpfige Erlenwaldung im Kheledula-Tale aufwärts; zuerst zwei Stunden am rechten Ufer, dann überschreitet man den Fluß und erreicht in einer weiteren halben Stunde die reizende Ortschaft Khelade (ca. 1000 *m*), die auf Freshfields Karte angegeben ist. Von hier braucht man etwa zwei Stunden bis zu einer Gabelung und erwähle davon die zur rechten Hand, wo nach kurzer Zeit das Dörfchen Katschwasch auftauchen wird. Eine Stunde höher kommt ein kurzes linkes Seitental, das man aber übergeht, sich immer nordwestlich haltend. Nach einer weiteren Stunde öffnet sich ein Talboden mit Maisfeldern, zwischen denen die Hütten von Dschudari zu suchen sind. An dieser Stelle mündet das Dschudarital, das uns den weiteren Weg weist und bei günstiger Witterung die Leila als Wegweiser erscheinen läßt. Durch Urwald und Gestrüpp und Wildbäche sich kämpfend kann der Wanderer in vier bis fünf Stunden den Talschluß Skimeri erreichen, von wo das weitere sich von selbst ergibt. Auf Freshfields Karte zweigt, wie ich glaube, der Dschudari zu früh von der Kheledula ab und diese sollte mehr südöstlich laufen.

Dieser Straße also folgten wir. Den letzten Teil des letzten Tages waren wir wieder durch prachtvolle Forste geritten, auf Pfaden, wo wir die Pferde oft am Zügel durch Sturzbäche und über gefallene Stämme führen mußten. Von anderen Seiten sieht der Leilagipfel nie trotzig aus, von hier aber kühner als manch ein Riese der Hauptkette. Am Ende einer langen, engen, tiefen Tannenschlucht schießt er wie ein Keil in die Lüfte. Schön, wunderschön war es überall auf diesem Wege, aber ein Ausruf des Erstaunens und Entzückens kam von unseren Lippen, als wir in den weiten Kessel von Skimeri traten. Durchaus verschieden ist die Landschaft von jener im Kartsch-Chal, aber ebenbürtig an hinreißender Schönheit. Der Wald ist durch weite Lichtungen gelockert, auf denen ein glänzender Teppich von Gras und Blumen liegt. Und was für Gras, und was für Blumen! Fast bis an den Hals versinkt man darein. Keine Viehherden weiden hier, und Wald und Wiese sind jungfräulich. Rings umgibt uns eine Mauer von schneegefleckten Felszacken. Besonders schön war dieses Bild vom Lager, das wir bei der Baumgrenze aufschlugen. Nahe bis an diese reichen noch hohe Bäume heran, unter denen sich vor allen der Ahorn auszeichnet, dessen Laub viel glutiges Rot aufweist und der im Herbste wie Feuer strahlt. Unter dem Schutze einer Buche verbrachten wir die Nacht, um am nächsten Morgen den Übergang anzutreten. Im Laufe des Nachmittages schreckte uns ein Gewitter, das mir viele Sorge machte, da Dadeschkeliani, dem Gletscherlatein seiner Jäger Glauben schenkend, uns nur dann über die Eisfelder lassen wollte, wenn kein Wölkchen am Himmel sei. Darin tat er es dem Engländer in Töpffers köstlicher Erzählung vom Col d'Anterne gleich. Zu meiner freudigen Verwunderung ließ das Unwetter nach zwei Stunden wieder heiteren Himmel zurück. Ja, ich habe ein kaukasisches Gewitter gesehen, das innerhalb einer halben Stunde kam, sich übergab, und ging.

Den größten Teil der Nacht verbrachte ich damit, nach der Uhr und nach dem Wetter zu sehen. Gerne hätte ich schon lange vor Tagesgrauen zum Aufbruche geblasen, aber unser Verhältnis als Gäste legte mir Milderung auf, zumal da wir uns vom Fürsten verabschieden mußten, der von hier nach Kutais zurückkehrte. Er hatte den Plan gefaßt, in diesem einzig schönen Tale ein Sommerhaus zu bauen und einen bequemen Reitweg anzulegen, um dann jedes Jahr hier mehrere Monate mit seiner Familie zu verbringen. Niemand bestärkte ihn in diesem glück-

lichen Gedanken mehr als ich, zumal er hoch und heilig schwören mußte, keinen Baum oder Strauch ohne zwingenden Grund zu vernichten. Ist einmal dieser Weg fertig, dann wird kein Bergsteiger einen anderen wählen.

Glücklicherweise kamen wir, d. h. meine Frau, ich und sechs Träger doch um 1/25 Uhr fort. Unter den Leuten waren, wie Otar mir mitteilte, zwei berühmte Jäger, Naulad Dschadschuliani und Baka Arguliani. Das Steinwild ist in manchen Teilen Suanetiens noch außerordentlich häufig und Fürst Dadian hat ein geschontes Revier, in dem es nur so wimmelt. Wir waren eingeladen worden, dort zu jagen, kamen aber wegen Zeitmangels nicht dazu. Otar berichtete mir nachher, daß man etwa dreihundert Steinböcke an seinem Stande vorbeitrieb, von denen er aber einem Versprechen gemäß nur wenige aussuchte und erlegte. Ich bemeisterte meine Jagdlust, weil Pürschgang und Gipfelfang sich fast nie vereinigen lassen.

Während der ersten drei Stunden wateten wir durch mehr als kniehohes Gras, das auch an der Wiesengrenze kaum kürzer wurde. Der französische Botaniker Levier hat diese »Makroflora« mit Begeisterung geschildert. Trotz dicker Gamaschen waren wir nach zehn Minuten schon durchnäßt, und ich rate, sich für solche Gelegenheiten trockene Strümpfe im Rucksack mitzunehmen. Die Regentropfen vom vorigen Abend saugten sich an den Beinen ein und liefen in die Stiefel. Auf den untersten Felsen, als die Sonne kam, befreiten wir unser Fußzeug vom Wasser, so gut es ging, und kurze, leichte Kletterei ließ uns bald die erste und höchste Scharte erreichen. Von dieser kann man den Gipfel der Leila mitnehmen, was ich aber unterließ, da ich weder über die Dauer des Abstieges noch über die Fähigkeiten der Begleitmannschaft genügend unterrichtet war. Und es war so wie so schon zu spät. Die Aussicht vom ersten Passe umfaßt nur Elbrus und Dongusorun, läßt aber dadurch den zweihöckerigen Kegel um so riesiger emporragen. Es ist ein Eindruck von ganz gewaltiger Massigkeit.

Unangenehm ist nun der Höhenverlust von etwa 500 *m* bis zum nächsten Joche. Ein ziemlich langes Firnfeld mit einigen Spalten und apere Gletscherzungen mit Moränen sind zu queren.

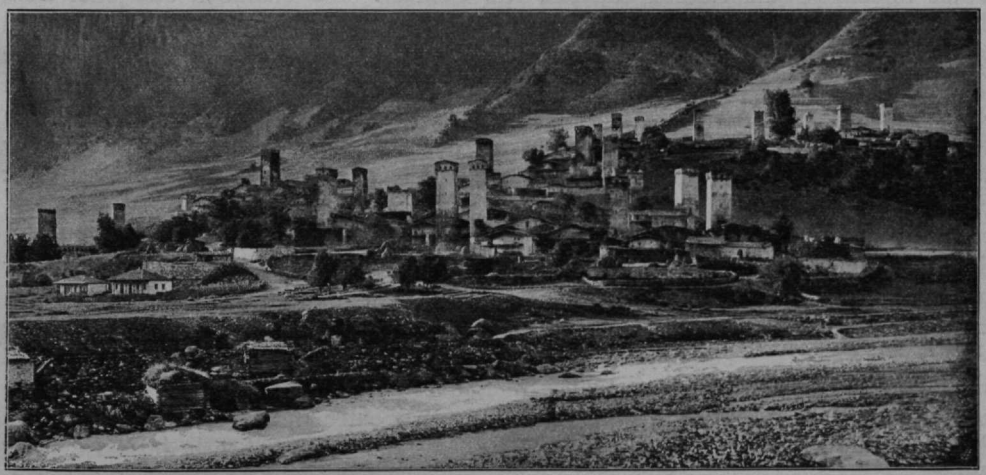
Vom zweiten Passe endlich erhält man die Aussicht, nach der sich jeder erwartungsvoll sehnt, die Aussicht nach Suanetien hinunter und auf die ganze Länge des Hauptkammes. Das heißt, man bekommt sie, wenn sie noch da ist. Wir erschienen unpünktlich, und trotzdem es nicht unsere Schuld war, hatte sich Uschba eine Schlafmütze über die Ohren gezogen, als wolle er dadurch den Grund unserer Verspätung höhnisch andeuten. Nach 1 Uhr, allerbestenfalles an klaren Tagen, ist keine Audienz mehr; meist wird viel früher zugemacht. Der Wanderer hält gespannt den Blick zur Grathöhe über sich gerichtet und denkt, daß die nächsten zwanzig Minuten für die Alpenschau gerettet sind, weil zur Linken und zur Rechten die Zacken frei ins Helle ragen. Plötzlich aber zeigt sich auf dem Firnhange eine winzige Flaumfeder, dann mehrere an anderen Stellen und, eins, zwei, drei, möchte man sagen, hat sich ein Schleier um die Spitzen gewoben. Es geht unheimlich schnell.

Gegen Abend waren wir in Zchomari, einer Besitzung des Fürsten am linken Ingurufer. Hier haust ein Onkel, Beckerbi mit Namen, von dem schon Freshfield erzählt: »Das war ein gemütlicher und fröhlicher alter Knabe, der uns auf seine Veranda führte und mit hoheitsvoller Gebärde die Hand nach den betreffenden Richtungen schwingend ausrief: »Uschba! — — Tetnuld!« Auch mit uns machte er es wieder so und ich kann diese Angewohnheit wohl begreifen, da kein Reisender Sprachkenntnisse braucht, um das zu verstehen. Wenn wir nun auch mit grausamem Russisch die Unterhaltung weiter ausdehnen konnten, so blieb uns doch die Überzeugung, daß der brave alte Mann im Schönsten und Rührendsten, das er sagen kann, von allen Menschen verstanden wird. Wort und Gebärde sind bündiger

Ausdruck, der dem Fremdlinge alles sagt: »Sieh da die beiden stolzen Berge, die Wahrzeichen unseres Volkes; mein Heimatland, soweit dein Auge reicht; schau, hast du je Schöneres gesehen?«

Am nächsten Morgen ritten wir zu unserem Standquartiere hinüber, nach Ezeri, dem Stammsitze der Fürstenfamilie Dadeschkeliani. Die Dörfer dieser Landschaft sind auf einem breiten Schwemmfächer verteilt, der sich als ziemlich große Ebene ausdehnt und zuletzt steil am rechten Ingurufer abstürzt. Im Dorfe Barschi steht die alte Burg der Landesherren, über die ich hier einiges berichten möchte, wie ich es aus dem Munde des Ältesten hörte. Vieles davon muß wohl sagenhaft sein, aber so lange ein tüftelnder Geschichtskleinforscher auch nichts Genaueres weiß oder beweisen kann, dürfen wir zufrieden sein. Ich will hier nur Geschichten erzählen und nicht Theorien entwickeln.

Die Dadeschkelianis leiten sich von Muslemin, einem Neffen Mohammeds, ab, der im Daghestan die Familie Schamchal gründete. Ein Ritter aus dieser Familie wurde im Jahre 1394 vom grusischen Könige Bagrat V. nach Suanetien geschickt,



Mestia, ein suanetisches Dorf.

dessen rebellische Einwohner sich empört und sogar Kutais in Brand gesteckt hatten. Der neue Statthalter bekam von den Bewohnern den tatarischen Spitznamen »Daghdaschdangölan«, was ungefähr heißt: »Vom Felsenberge kam er her«. Also eine alpinistisch vielversprechende Anrede. Sie findet sich in einem Manuskripte der Kirche von Ezeri. Seitdem sind die Daghdaschdangölans redlich im Lande geblieben und haben allmählich an Buchstaben ab-, an Besitz aber zugenommen. Bald waren sie die alleinigen Herrscher über ganz Suanetien. Als die Russen den Kaukasus dem Reiche einverleibten, mußten schließlich auch die Suanetenfürsten sich mediatisieren lassen. Da ihre Unterwerfung freiwillig war, bestätigte der Zar Nikolaus ihnen Besitz und Adel durch ein Diplom. An Grund gehören ihnen viele Tausende von Hektaren im unteren Suanetien. Die Dorfschaften am oberen Ingur, die ihnen in alten Zeiten abgabepflichtig waren, wurden natürlich nach Einsetzung der russischen Oberhoheit entbunden und daher stammt der Name »Freies Suanetien«. Die Geschichte Suanetiens und seiner Geschlechter ist reich an Kampf und Mord, wie es bei einem so kriegerischen Volke leicht denkbar ist. Das beweisen auch die vielen Türme, die fast jedes Haus zu einer Festung machen. Von einem der Vorfahren der Fürsten, namens Puta, wird erzählt,

daß die Einwohner Uschkuls ihn meuchlings töteten. Da es kein einzelner auf sich nehmen wollte, aus Furcht vor Rache oder Gewissensbissen, brachte man ein Gewehr im Kirchenfenster an, so gerichtet, daß es dorthin wies, wo Puta während des Gottesdienstes zu sitzen pflegte. Jeder Einwohner mußte ein Pröbchen Pulver zur Ladung und ein wenig Blei zur Kugel liefern und jede Familie mußte einen Knaben stellen, der mit an dem Faden zog, durch den der Büchsenschuß ausgelöst wurde. So trug keiner die Verantwortung. Die Aktiengesellschaft auf Todbringung hatte vollkommenen Erfolg, aber Putas Sohn, Islam Berar, betrachtete sie mehr im Lichte einer Genossenschaft mit unbeschränkter Haftung aller Mitglieder. Ohne sich weiter darum zu kümmern, wer wohl der Aufsichtsrat gewesen sein könne, zog er mit großer Heeresmacht hinauf und erschlug an zweitausend im oberen Suanetien. Seitdem wurde nie mehr auf einen Dadeschkeliani geschossen, aber diese schossen sich im engeren Familienkreise.

In Ezeri wohnt der älteste der fünf Brüder, die jetzt die Hauptlinie darstellen. Sein Vornahme ist Tatarchan, wie sich denn viele persisch-türkische Anklänge im Volke finden, so die Namen Rustem, Ali, Chaidar. Sie stammen aus jener Zeit, da das Königreich Georgien ganz unter persischem Einflusse stand. Sprache und griechische Kirche ruhen auf grusischer Grundlage. Fürst Tatarchan war lange Offizier bei der Garde in Petersburg, hat sich aber kürzlich zurückgezogen und lebt nun seinem Heimatlande und philologischen und geschichtlichen Studien. Ihm verdanke ich so manche lehrreiche Auskunft. Früher hausten die Fürsten in der steinernen Burg, aber jetzt im bequemeren Holzhause, wo man in der Zahl der Fenster nicht so beschränkt ist. Die Burg bewohnt nun der Dienertroß, zusammen wohl an hundert Männer und Frauen. Bei den Weibern ist außer dem silbernen Schmucke kaum noch etwas von einer Volkstracht zu erkennen. Die Männer tragen den kaukasischen Rock und einen weichen Lodenhut, der sie von allen anderen Stämmen sofort unterscheidet. Als kriegerische Menschen sind sie große Waffenliebhaber; der lange Dolch fährt oft drohend aus der Scheide, und aus den alten Feuersteinbüchsen schallt jährlich hunderten von Steinböcken der Todesknall. Die Diener des Fürsten bestellen seine Felder, hüten sein Vieh, backen das Brot und weben die Stoffe, kurz, befriedigen alle seine Lebensbedürfnisse. Nur der Wein wächst nicht in Suanetien und muß auf Lasttieren herbeigeschafft werden. Was das zu bedeuten hat, wird einem erst bewußt, wenn ich als treue Wahrheit berichte, daß der Gouverneur von Kutais und sein Gefolge, zwölf Mann im ganzen, in zwei Tagen zweihundert Flaschen leerten. Das Volk braut sich einen fürchterlichen Fuselschnaps aus Gerste, Araki genannt, der in tiefen Holznäpfen um die Tafel kreist und seine Opfer haben will. Unser Wirt ließ oft die Männer antreten, um uns vorzusingen. Die uralten suanetischen Schlacht-, Helden- und Totengesänge enthalten einen reichen Schatz an Überlieferungen, und die rauhen, wilden Melodien sind ergreifend. In einem der Lieder hörte ich das uns allen bekannte »Juchheirasassa« wiederkehren. Welchen Weg es gegangen ist, weiß ich nicht; die Suaneten behaupten natürlich, daß sie es zuerst gehabt hätten. Bei der Trinktafel, deren Sitten (Comment) naturgemäß dorther kommen, wo der Wein wächst, aus Georgien, ertönt oft die Mahnung an den Vorsitzenden der Kneiptafel: »Tolumbascha tschantschalava« (oder so ähnlich), was dem bei unseren Studenten so beliebten Rufe nach dem fehlenden oder unaufmerksamen Präsidium entspricht.

Betrachten wir ein suanetisches Dorf von außen, so fällt der enge Zusammenschluß der Häuser auf, was auf taktische Gründe weist. Manche Dörfer sind fast ein großes Haus und manche Häuser ein ganzes Dorf. Von den berühmten Türmen Suanetiens sieht man im Dadeschkelianigebiete nicht viele, da die Vorfahren der Familie ihren Bauern nicht gerne Burgfriede erlaubten. Im freien

Suanetisches Gehöft.

Suanetien dagegen gibt es kaum ein einziges Haus, das nicht diesen stolzen Schmuck aufwiese. Die wilden Bewohner des Ingurtales bekriegten nicht nur die Nachbarn über den Bergen, sondern auch sich gegenseitig von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. Die Blutrache war streng und ruht noch lange nicht. Waren die Insassen eines Hauses hart bedrängt, dann stiegen sie in den Turm und zogen die Leitern nach. Die tatarischen Stämme im Norden der Kaukasuskette fürchteten die Suaneten als kühne Viehräuber. Über die Gletscherpässe machten sie Einfälle und entgingen meist jeder Verfolgung. Es steht so ziemlich fest, daß die Mehrzahl der großen Eisjoche schon von ihnen benutzt worden sind, bevor europäische Alpinisten sie wieder eröffneten. In die Schneeregion wagte sich so leicht kein anderes kaukasisches Volk.

Das Innere der Heimstätten ist ein Gewirre von Kammern, Gängen und Scheunen. Mehrere Familien gleichen Namens wohnen innerhalb derselben Mauer. Das Leben am Tage spielt sich im hohen Saale ab, der zugleich Küche und Wohnstube ist. Da finden wir das Feuer, über dem an langen Ketten die Kessel hängen, und wo auf riesiger Schieferplatte das Brot gebacken wird. Rundumher sind Bänke und Sessel, Kinderwiegen und anderes Hausgerät, die Gefässe für die Milch und für die Käsebereitung. An den Wänden Eisenkörbe für das Kienholz. Sind Jäger im Hause, dann hängen oben an der schwarzen Decke die Hörner der erlegten Steinböcke im Rauche. Ich zählte einmal deren fünfzig. Auf gekerbten Baumstämmen steigt man durch rußglänzende Schlupflöcher in die übrigen Abteilungen des Haushaltes, zum Kuhstalle, Schweinekober, Heuboden, Arakikeller. In engen Winkeln untergebracht sind die Schlafplätze. In der Kornkammer stehen anderthalbmannshohe, mit Kerbschnitzerei verzierte Getreidekästen aus Eichenholz. Sie erinnern lebhaft an die mächtigen Weinfässer unserer großen Kellereien.

So bildet das Haus ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das im Winter oder bei einer Belagerung alles enthält, was Menschen und Vieh zum Leben brauchen. Es gibt Gemeinden, die nur aus einer oder zweien solcher Burgen bestehen. Sind alle Insassen vollzählig beisammen, dann kann man im Saale bis zu vierzig Personen sehen. Es geht friedlich zu, wie in jenem Zimmer des Londoner Armenviertels, wo fünf Familien wohnten, in jeder Ecke und in der Mitte eine. Streit gab es erst, als die Familie in der Mitte Pensionäre aufnehmen wollte.

Die Hauptnahrungsmittel sind Brot, Fleisch und Milcherzeugnisse.

Noch viel könnte ich vom Heime, von Brauch und Sitte der kernigen Bergbewohner erzählen. Wenden wir uns aber auch ihren Bergen zu. Dort sucht unser Gemüt noch ein Gefühl jener Kraft, die dem täglichen Leben des Westländers längst abhanden kam.

Wir machten fleißig Ausflüge vom Standorte in Ezeri. Zu schwierigen Eis-

und Felsenfahrten fehlten die Begleiter, denn meine Frau wollte ich keinen ungewöhnlichen Anstrengungen aussetzen, und die Eingebornen kann man bestenfalls nur als Träger brauchen. Der einzige erprobte Gefährte war der Jäger Muratbi, den Hacker und ich schon auf dem Uschba mitgehabt hatten. Mit einem Paare abgelegter Bergschuhe und einem Pickel ausgerüstet, folgte er willig auf steile Schneehänge und trug schwere Last. Auf Felsen geht er sehr gut. Ich glaube nicht, daß einmal im Kaukasus eine Gilde hervorragender Führer entstehen wird, obgleich das Material dazu reichlich vorhanden ist und alle Hoffnungen rechtfertigen würde. Aber wer soll sie lehren? Meiner Überzeugung nach werden alle großen Touren, die man unabhängig von Alpenführern machen wird, überhaupt führerlos sein. In Suanetien können sich daher höchstens Führer zweiter Ordnung für mittlere Sachen entwickeln.

Von Hacker und mir erhielt Muratbi damals ein Führerbuch und die Ernennung zum Aspiranten. Da er schon ein alter Knabe ist und inzwischen noch fünf Jahre verflossen waren, ehrte ich ihn durch die Erteilung der Konzession aus eigener Vollmacht.

Unser ehrgeizigster Plan war die Ersteigung der beiden Gipfel Zalmag und Schtavler, die das untere Suanetien beherrschen. Der erste hat eine etwas gedrückte Matterhorngestalt und entsendet nach Süden den ungeheuren Grat Kwa, den wuchtigsten Grasrücken, den ich je gesehen habe. Der Schtavler erhebt sich aus dem Querriegel, der Suanetien gegen die Außenwelt nach Westen zu abschließt und dem Ingur nur einen schmalen Durchlaß gewährt. Die Besteigung des Zalmag gelang uns, der Schtavler entging uns aus Zeitmangel.

Zwischen Ezeri und dem flußabwärts gelegenen Dorfe Zoleri ziehen sich nacheinander drei Grate, von Nord nach Süd, zum Ingur hinunter. Diese sind der Reihe nach zu queren, was ungefähr drei Stunden dauert, trotzdem das Ziel zum Greifen nahe vor Augen schwebt. Zudem sind die Pfade sehr schlecht, meist nur eine schwache Einkerbung im Hange. Immer noch zu Pferde ging es von Zoleri am Kwafirste hinauf zum Zeltplatze. Die Begleiter wollten natürlich schon tief unten eine schöne Stelle wissen und drängten zum Halte. Ich fragte bissig: »Warum, wenn da, nicht ebensogut weiter unten, warum nicht im Walde, wenn dort nicht, warum nicht in Zoleri, warum nicht in Batum und am Grunde des Meeres?«, worauf die schlagfertige Antwort: »Warum, wenn immer weiter und weiter oben, warum nicht auf dem Eise, warum nicht auf dem Gipfel, warum nicht auf dem Elbrus, warum nicht im Himmel?« Ich zerschlug den Knoten des Argumentes, indem ich erklärte, daß bei solch unendlicher Relativität ich mir vorbehielte, die Grenze zwischen Wiese und Fels als entscheidendes Absolutum aufzustellen. So kam es denn auch, und in einer Höhe von 3000 *m* machten wir das Lager. Nächst dem Erreichen eines Gipfels ist das Auffinden eines wirklich schönen Zeltplatzes der größte Genuß. Zwischen Buckeln roter Erde, die den Wind abhielten, auf grüner, straffer Matte, wo ein Wässerlein floß, wo nebenan die Schrofen aufstiegen und der Gletscher blinkte, wo das Auge in weite Fernen schweifte, ließen wir uns nieder. Die Kletterei am nächsten Tage war nicht schwer; man kann überall durch die unteren Teile der (nach Südsüdwest blickenden) Wand, jedoch ist es gut, sich schräg rechts zu halten, um den Südost-Grat im oberen Drittel seiner Länge, bei einem Turme zu erreichen. Dort ist eine bessere Stelle; alles andere ist leicht. Zum Anstiege gingen wir mitten in die Wand hinein und fanden einige der Bänder, die durch tiefe Rinnen aus- und einlaufen, immerhin Vorsicht heischend. Beim Abstiege aber zeigte sich ein viel günstigerer Weg, den ich genau als Anstiegsroute beschreiben will. Über den breiten Felskopf, der am rechten Ufer der Zunge des kleinen Hängegletschers

Naturaufnahme von W. Rickmer Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Kuischgruppe vom Kleinen Tscharinda.

liegt, fließt eine Kaskade. Etwa 50 *m* unter dieser ist der Zeltplatz. Von diesem steige man gerade auf jenen Punkt des Kwagrates los, der, vom Zeltplatze aus gesehen, über der Kaskade sich erhebt. Dann wandert man sehr gemütlich, meist auf dem Schnee der anderen Seite, dem Grate entlang bis zu jener Stelle, wo die Felsen sich plötzlich steiler zur Gipfelpyramide aufbauen. Von hier aus findet man eine angenehme Bänderstraße quer hinüber zum Turme des Südost-Grates.

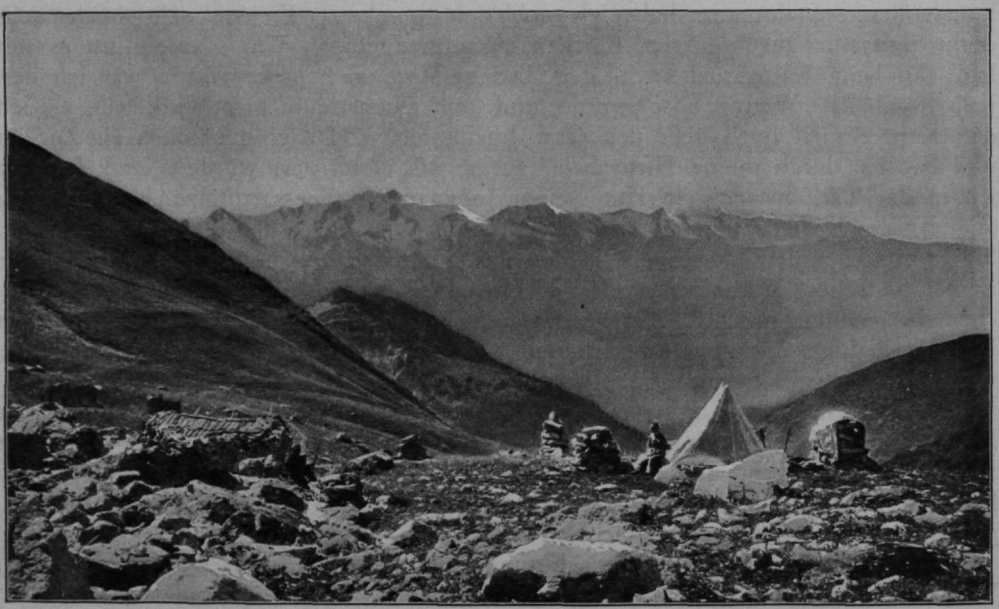
Das Wetter bedrängte uns, ohne der Stimmung zu schaden, wenn nicht 30 *m* unter der Spitze ein Steinmann gestanden hätte, und wenn wir nicht durch eine Wächte am Betreten des äußersten Endes gehindert worden wären. Von wem der Steinmann stammt, kann nur soweit beantwortet werden, daß russische Topographen und englische Alpinisten ausgeschlossen sind. Freshfield meint, er müsse von einem Jäger als Zeichen mit mystisch-religiöser Bedeutung errichtet worden sein. Er fand ähnliche gegenüber dem Schkaragletscher, oberhalb von Uschkul, und denkt an einen Zusammenhang des Sinnes mit jenen auf dem Kasbek. Einen kunstvolleren Steinmann habe ich noch nie gesehen. Er war sehr hoch, sehr dünn und nur aus wenigen Blöcken zusammengefügt. Um so mehr tut es mir leid, ihn beim Kartensuchen in der Hast zerstört zu haben. Hastig war ich deshalb, weil das Wetter böse wurde und mir einen deutlichen Wink gab, als ich den Kopf einmal hoch über den Grat hinaussteckte. Da ging nämlich ein Zucken und Sausen durch meine Hirnschale, als ob ich elektrisiert würde. Und das war ich in der Tat. In meinem Hute, einer sogenannten Spessartmütze, befinden sich an entgegengesetzten Enden zwei Metallknöpfe, die durch den Filz hindurchgehen. Sie erzeugten einen kitzelnden Strom, den ich nach den berühmten Mustern des Leibenfrostschen Phänomens oder der Leidener Flasche als das suanetische Tierchen bezeichnen möchte. Sein Geist hatte mich schon vor fünf Jahren auf dem Kartsch-Chal geplagt, und nun kam es leibhaftig auf den Schwingen der Gewitterwolke angesaust. Setzte ich meinen Hut Muratbi aufs Haupt, so war ein verwundertes Grinsen und eifriges Kratzen der beste Beweis für die Wirklichkeit der Erscheinung. Durch den feinen Staubschnee, der uns umrieselte, ging ein leises Knistern und Singen, und schleunigst flohen wir den Ort, wo man das Gruseln lernt. Der Nachmittag und die Nacht vergingen unter Sturmgebrause und Regengüssen, und die Losung am nächsten Tage war »Abzug«.

Der Zalmag gehört zur Kuischgruppe, die südöstlich vom Dongusorun liegt. Von einem anderen ihrer Gipfel, dem Tscharinda (3600 *m*), gelang mir eine gute Aufnahme. Die Gruppe ist noch ziemlich unberührt und bietet vor allem einige sehr schöne, neue Pässe. Der Tscharinda wurde schon von den Herren Collier und Genossen im Jahre 1894 bestiegen, und zwar von Betscho aus. Sie nannten den Gipfel Bak. Ob es der kleine oder der große war, den sie in dem schlechten Wetter erreichten, wissen sie nicht. Meine Frau und ich kamen von Ezeri aus in etwa fünf Stunden auf den von unserem Ausgangsorte sichtbaren kleinen Tscharinda (ca. 3300 *m*) und in zwei weiteren Stunden auf den Hauptgipfel. Im Abstiege folgten wir gegen den Paß Ha-il zu dem brüchigen Grate eine Zeitlang und gingen dann auf das Trümmerfeld des Gletschers, bis wir nach endlos dünkender Wanderung über unordentliche Blöcke wieder in der Mulde von Ezeri waren. Die Eingebornen nennen alles Bak, was am Talschlusse von Ezeri liegt, und so kommt es, daß auf der russischen Karte zwei Bakpässe sind, und daß Freshfield den Tscharinda als Bak kennen lernte. Ich habe vorgeschlagen, nur den Übergang von Ezeri nach Betscho Bak zu heißen und dem anderen Passe, ins Kuischtal, den mir von Muratbi gewährleisteten Namen Ha-il zu geben.

Da ich gerade von Karten spreche, möchte ich vorschlagen, einmal folgenden Versuch zu machen, der sicherlich als physiologisches Experiment wertvoll sein kann

und vielleicht auch praktischen Nutzen nach sich zieht. Man nehme auf ferne Reisen die Karte eines Alpengebietes, mit dem man am besten vertraut ist. An deren Hand könnte man Entfernungen zu schätzen versuchen, indem man sich z. B. sagt: ich stehe hier in Sulden, und das dürfte etwa die Königsspitze sein. Auf dem Blatte mißt man sodann die Entfernung. Irrtümer sind wahrscheinlich, schon wegen der verschiedenen Luftverhältnisse, aber vielleicht ergeben sich interessante Vergleiche.

Eine Woche saßen wir zu Hause, um eine Regenzeit abzuwarten, und dann zogen wir hinauf zum Uschbalager, nicht um den Riesen anzugreifen, wohl aber, um in seinem Angesichte zu weilen. Durchs Betschotal, dann am letzten Weiler vorbei, wo hinter den Kiefern der Gewaltige sich blicken läßt, und endlich zur wunderbaren Moräne des Gulgletschers, in beinahe 3000 *m* Höhe. Hier fanden wir noch alles, wie Hacker und ich es vor fünf Jahren zurückgelassen hatten: die Mauer um den Zeltfleck, den Tisch aus Schieferplatten, die Speisekammer und die



Uschba-Lager mit dem Blick auf die Leilakette.

anderen Räumlichkeiten eines wohlgeordneten Hauswesens. Wir vergrößerten die Anlage durch den Bau einer Steinhütte für die Träger.

Ein herrliches Bergleben führten wir nun da droben während acht Tagen, an denen auch nicht ein Wölkchen den Himmel trübte. Im Stalle blöckte der Hammel, quiekte das Spanferkel und gackerten die Hühner. Aus dem Tale kamen Jungfrauen heraufgestiegen und brachten Milch, Honig, Beeren und den Schimmer ihrer Lieblichkeit. Wir stiegen auf die Grate und die Jöcher und die kleinen Spitzen und hielten Ausschau vom Gulbasattel (zwischen Gulba und Uschba), vom Totan und vom Meschcholu. Wir saugten Bergesfrieden und Bergestrotz in unsere Herzen und freuten uns der Schönheit umher. Wenn die Schatten sich dehnten, schauten wir hinaus in die Bleichheit des Gletscherabends, hinüber zur Leila und ins Tal, wo aus Wolken die weiche, dicke Ingurdecke sich webt. In der Fernsicht ist ein unbeschreiblicher, ein geheimnisvoller Zug.

Der Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit war natürlich er, der Erhabene, der Unnahbare. An Ruhetagen war er das Geduldspiel, das uns die Zeit vertrieb. Mit

Naturaufnahme von W. R. Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Panorama vom Gulbasattel (3700 m).

dem Fernrohre Wege suchen, ist nicht schwer, aber die Aufgabe konnte selbst so nicht gelöst werden. So oft wir ihn auch schon angeschaut hatten, immer behielten seine granitenen Wände, seine Eisschilder, seine Wolkenverwandlungen dieselbe Anziehung für unser Sinnen und Trachten.

Früher einmal schwärmte es von Menschenkindern um seinen Fuß: das zeigen in den Felsinseln der Firne, in geschützten Ecken, in allen Höhenlagen die alten Biwakplätze, wo noch Holzstücke liegen und Herdsteine aufgerichtet stehen. Da flammte und juchzte es von vielen Lagern, nun aber ist es seit vielen Sommern ganz still geworden. Der Kaukasus und der Uschba ruhen aus. Wann wird es wieder losgehen? Wie im Olymp fühlten wir uns dort oben; doch ach, auch uns ward eine Götterdämmerung. Der Bote des Peches kam geritten, der Bote, der immer findet, auf Fittichen der Nacht kam er geritten. Seine Hand reicht ein Ding, das Verhängnis. Kaum kann ich's aussprechen, so gräßlich ist's. Ein Telegramm! Oh, Hohn des Schicksals, so stürzt man Götter: »Kommet sofort nach Batum wegen wichtiger Geschäfte.« — — — Doch der Bien muß; also aufgepackt und hinunter!

In Ezeri räumten wir schweren Herzens unsere Siebensachen ein, wehmütig an die Pläne denkend, die wir noch hatten ausführen wollen. Wir nahmen Abschied von allen liebgewonnenen Stellen, und noch einmal veranstaltete unser Wirt eine kleine Spritzfahrt zu Mutter Grün. Wir hoch zu Roß, voran die Frauen in bunten Röcken und Kopftüchern, dann die Männer mit Vorräten beladen. Im Walde wurde Feuer gemacht, die Mägde bereiteten das Essen, Bäumchen wurden umgehauen und zur Laube verflochten, in deren Schatten sich's herrlich zechen ließ.

Ungern sagten wir den wackeren Suaneten Lebewohl; wie brav hatten sie doch für uns gesorgt. Der Sitte gemäß mußte ich zum Abschiede alle küssen. Bei den jüngsten Mägdelein tat ich's natürlich mit Wonne, aber es galt die ganze Reihe abzugehen, an alt und jung, bis hinunter zum Kretin, der der Gehilfe der Bäckerin war. Hätte ich mir Zeit zum Überlegen gelassen, hätte ich umgekehrt angefangen und mir das beste zum Schlusse aufgehoben, aber im Eifer des Gefechtes stürzte ich mich zuerst auf die verlockendsten Bissen und bekam die Wermutstropfen richtig auf dem Grunde.

Dem Uschba winkten wir den Scheidegruß vom lieblichen Höhenzuge über Latal und Betscho, wo wonnige Rasenplätze zwischen Birkenhainen sind.

Von Suanetien mit vollster Begeisterung sprechen kann man eigentlich erst, wenn man ein Trinkhorn bis auf die Nagelprobe überwunden hat. Welche Brunnen sprühender Eingebung könnten dort unter Wäldern und Gletschern dem weinfrohen Dichter quellen!

Wenn im steinernen Saal die Kienfackel flammt und die fleißigen Frauen den Bratspieß drehen, wenn im Reigentanz der Mannen der Boden dröhnt und hundertstimmig der Schlachtgesang zur rauchgeschwärzten Decke hallt, wenn der Weinkrug Feuer in Hirn und Adern gießt, dann griffe man gerne zum Schwerte, hinauszuziehen, den Drachen zu schlagen und die Jungfrau zu frein. Und sinkt dann der streitbare Ritter mit Ehren unter die Eichenbank, so kommen hurtige Mägde und betten ihn sanft aufs weiche Lager.

Am anderen Morgen wacht der Ritter auf, und er weiß, da sind weder Feindesburg noch Höhlenschatz, und der Klang, wann Flamberg auf Harnisch traf, ist schon verklungen an zweihundert Jahr. Es möcht ihn ekeln ob der Schwüle der Zeit. — — Doch da fällt sein Auge auf eine weiße Burg mit manch zackig schroffer Zinne. Dort funkelt in der Sonne der Zaubergarten. Ja, noch darf er kämpfen, sich freuen und sterben, wie er will, dort oben im Bannkreis, wo Galahad noch nach dem heiligen Grale suchen kann. Dort! Holt ihn euch! Heiho, Frau Aventiure!

Hochtouren auf Korsika. [1]

Von

Dr. Felix von Cube.

Eine stürmische Nacht ist's. Unsere »Insulaire« hat harte Arbeit, stampft gegen die Wogen und ächzt in allen Fugen. Endlich um 1 Uhr kommt das große Blinkfeuer von Cap Corse in Sicht, um 3 Uhr passieren wir das kleine, rote Feuer der Marine von Macinaggio und gegen 5 Uhr morgens rasselt unser Anker in den Grund. Eine Stunde später — es ist der 9. Oktober 1902 — betreten wir[2] den Boden von Korsika.

Heute gibt's viel zu tun in Bastia. Den Proviant zwar haben wir schon in Nizza besorgt, ebenso den großen Kochkessel, Beil und Nägel. Doch es fehlt vor allem Brot, Zucker, Mehl, Zündhölzer und vieles andere. Der schöne Tag muß ausgenützt werden. Heute noch — das steht fest — soll im kleinen Dorfe Asco genächtigt und morgen das erste Freilager zu höchst im Stranciaconetal bezogen werden. Maultiere gibt's ohne Zweifel in Ponte alla Leccia.

Langsam pustet der Zug das Golotal hinauf; nachmittags 2 Uhr sind wir am Ziele. Ein kleiner Weiler, dieses Ponte alla Leccia! Hoch aufgeschichtet liegt auf dem Bahnsteig unser Gepäck: Zunächst vier ungeheure Säcke mit Konserven, Brot, Zucker, Mehl, Beil, Stricken und tausend anderen Sachen, dann ein Koffer und eine Kiste für Calacuccia bestimmt, wohin wir nach etwa zwei bis dreiwöchigen Exkursionen in der Nordkette unser Standquartier verlegen wollen, drei weitere vollgepackte Säcke, unsere vier Schlafsäcke und endlich die vier gewichtigen Rucksäcke, in denen nebst unserer gewöhnlichen Bergausrüstung noch drei photographische Apparate, drei Höhenmeßbarometer, Bussolen und Kompasse verpackt sind. Alles zusammen wiegt nahezu 250 *kg*.

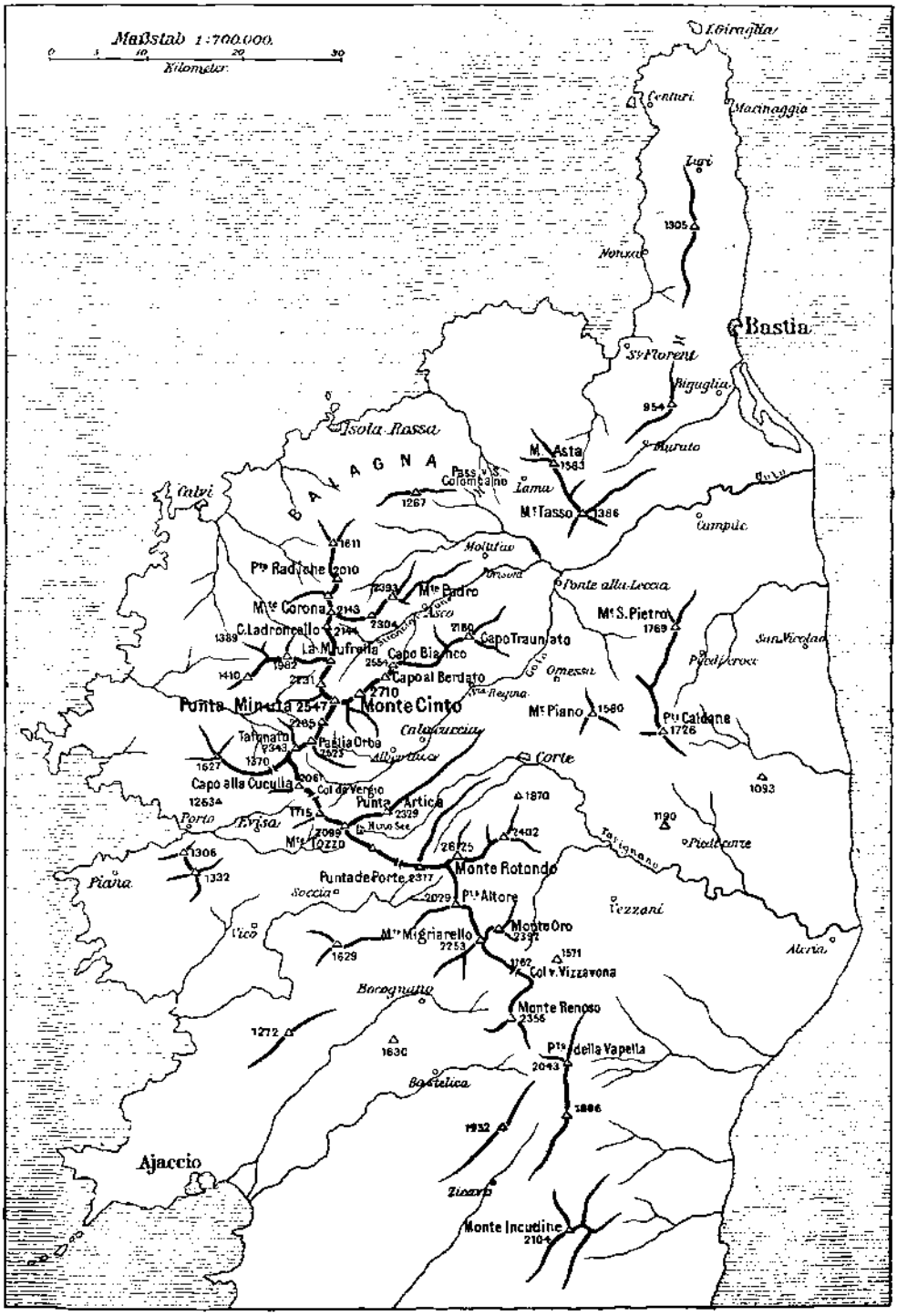
Maultiere sind aber nirgends aufzutreiben. Stunde um Stunde verrinnt. Es wird 5 Uhr. Asco liegt an 30 *km* talaufwärts. Schlechte Saumwege, steil und steinig, führen dorthin. Unter zehn Stunden können wir, so meint der Krämer des Dorfes, nie hinkommen. In Ponte alla Leccia ist keine Unterkunft; wir müssen heute noch das Gehöft Grisoni am Ausgange der Stranciaconeschlucht zu erreichen suchen. Durch Geld und gute Worte ist der Krämer zu bewegen, uns morgen bei Tagesgrauen das Gepäck dorthin auf einem Karren nachzusenden.

Längst ist die Dunkelheit hereingebrochen, als wir das einsame Gehöft erreichen. Die Bäuerin richtet uns ein korsisches Mahl, Zwiebelsuppe, Ölsardinen und zähen Schinken. Auch hier keine Maultiere! Was tun? In Moltifao, eine Stunde bergwärts vom Gehöfte, könnten wir welche bekommen, meint die Bäuerin.

---

[1] Siehe auch Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 167.

[2] Meine Begleiter waren diesmal die Herren Franz Scheck, Otto Schlagintweit und Otto Vollnhals, Freunde vom Akademischen Alpenverein München.


Maßstab 1:700.000.
Kilometer
I. Giraglia
Centuri
Marinaggio
Luri
1305
Nonza
Bastia
St Florent
Biguglia
954
Isola Rossa
BALAGNA
M. Asta
1583
Murato
Pass v. S. Colombano
Lama
1267
Mt Tasso
1386
Calvi
Campile
1611
Molifao
Pte Radiche 2010
Mte Padro
Ponte alla Leccia
Mte Corona
2143
Mt S. Pietro
1769
C. Ladroncello
2144
2304
2180
Capo Traunato
San Nicolao
1389
La Muffrella
Capo Bianco
2554
Omessa
1410
1982
2231
Capo al Berdato
2710
Punta Minuta 2547
Monte Cinto
Mt Piano
1580
Pte Caldane
1726
Calacuccia
Tafonato
2343
Paglia Orba
2525
Albertacce
Corte
1627
1370
Capo alla Cuculla
2061
Col de Vergio
1093
12634
Punta Artica
2329
1870
Porto
Evisa
1715
1190
2099
2402
Mte Tozzo
Monte Rotondo
1306
Piana
1332
Punta de Porte 2317
Soccia
Pte Altore
Vezzani
Monte Oro
Vico
Mte Migliarello
2253
1629
1571
Col v. Vizzavona
Alesia
Bocognano
Monte Renoso
2356
1272
1630
Pte della Vapella
2043
Bastelica
1886
1932
Ajaccio
Zicavo
Monte Incudine
2104

Es ist finstere Nacht, vereinzelte Sterne funkeln am Himmel, als ich um ½4 Uhr morgens mit der Laterne nach Moltifao aufbreche. Ein schmutziges, winkeliges Bergdorf im Dämmerlichte des anbrechenden Tages! Doch auch hier keine Maultiere zu finden. Eine kostbare Stunde vergeht. Da erklärt mir nach langem Feilschen ein Bauer, seine beiden Tiere für den heutigen Tag zu vermieten. Also hinab mit Tier und Treiber zum Gehöft, wo ich sehnsüchtig erwartet werde.

Um 8 Uhr ist unsere Karawane marschbereit. Ein stiller sonniger Herbsttag ist angebrochen. Steinig führt der Pfad bergauf, der Schlucht des Stranciacone zu. Gleich einer Riesenburg mit trotzigen Zinnen und Türmen ragt zur Linken der Capo Traunato. Hochstämmig steht in seinen Schluchten die Lariccio, der Lawinen Gewalt trotzend. Immer mehr nähern sich die Berghänge. Verwittert und ausgewaschen ist der rote Fels. In seinen Spalten wuchert immergrüner Bux und der knorrige Mastixbaum. Klar und hell rieselt das Bergwasser in den Rinnen und Runsen. — Steiler wird der Pfad, langsamer der Gang der Tiere. Wir treten vollends in die Schlucht ein, durch die brausend der Stranciacone sich seinen Weg bahnt. Steile Wände fallen beiderseits ein und in schäumenden Stürzen donnern die Wildbäche zu Tal. Vier Stunden sind wir unterwegs. Da erweitert sich die Schlucht und hoch oben an felsiger Berglehne wird ein Dorf sichtbar — es ist Asco, die letzte Wohnstätte im Tale. Wir rasten. Neugierig umringen uns die Einwohner, neugierig mustern sie auch die Pickel, das Beil und die Säcke. Wir sind wortkarg heute. »Ingenieure oder Holzhändler, die den Wald von Asco ausbeuten wollen,« hören wir sagen. Nach einer Stunde brechen wir wieder auf.

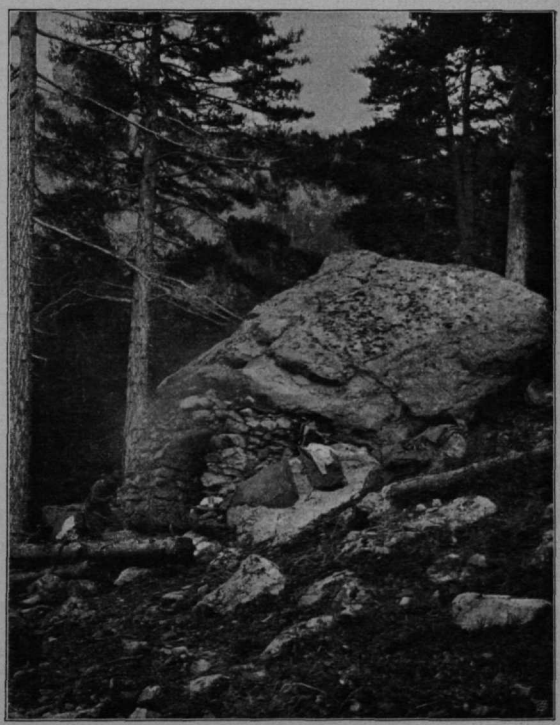
Bis hierher ist auch schon früher unser Treiber, ein junger, gefälliger Bursche gekommen. Den Weiterweg kennt er nicht, wir müssen ihn nun selbst suchen. Schlagintweit und ich übernehmen zuerst den Aufklärungsdienst; die Maultiere, eskortiert von Scheck, Vollnhals und dem Treiber, folgen in angemessener Entfernung. Kleine Steinmänner sollten ihnen den einzuschlagenden Weg bezeichnen. Kaum kenntlich führt der Steig talein, andere Steige kreuzen ihn und führen uns mehrfach irre. Stolz erhebt sich vor uns die Pyramide des Capo Bianco. Schon neigt sich die Sonne, und noch befinden wir uns kaum 2 *km* hinter Asco.

Wieder treten die Berghänge zusammen; hoch oben führt der Steig, unten rauscht in Felsen gezwängt der Fluß. Drüben steht schon dichter Hochwald an den steilen Lehnen. Es ist 4 Uhr — der Herbsttag geht zur Neige. Einige Serpentinen leiten hinab zum felsigen, steilen Uferrand. Der Steig verliert sich zwischen großen Blöcken. Hier ist auf der Karte bei der Kote 805 eine Brücke verzeichnet — doch nur der Rest eines gemauerten Pfeilers ragt aus dem reißenden Fluß. Das Aneroid zeigt 810 *m*. Wir beschließen, den Flußübergang zu bewerkstelligen und dann jenseits unser Biwak aufzuschlagen. Den Maultieren wird die Last abgenommen; die einzelnen Säcke müssen über steile Granitplatten zum Ufer hinabbefördert werden. Dann entkleiden wir uns; denn der Fluß ist tief und reißend. Vorsichtig wird das Gepäck, nicht ohne Gefahr, hinübergetragen. Emsig arbeitet unser Treiber mit — er findet Gefallen am Abenteuerlichen! Besondere Mühe kostet es jedoch, die Tiere zum Überschreiten des Flusses zu bewegen, was endlich mit manchem »Hü« und »Tsa« gelingt.

Die Dunkelheit ist hereingebrochen. Lustig flackert unser Feuer und wirft grelle Lichter auf die großen Felsblöcke und die schwarzen Kiefern. Unter uns wühlt und rauscht der Bach. — Freund Scheck bereitet uns treffliche Maccaroni mit Parmesankäse. Schinken und Tee vervollständigen das Mahl.

Der 11. Oktober — ein wenig verheißender Tag! Das Barometer ist stark gefallen. Die Nebel hängen tief in den Bergen. Um 6 Uhr brechen wir auf. Schlagintweit und Vollnhals voran mit der genauen Weisung, den Weg, den sie

als den besten ausgekundschaftet, uns durch Steindauben kenntlich zu machen. Der Hochwald nimmt uns auf. Ernst und gewaltig ragen rings die Baumriesen; ihre Kronen vereinigen sich zu einem dichten grünen Dach. Eben führt der Pfad unweit des Flusses aufwärts. Steindauben und geknickte Zweige weisen uns den Weg. Nach einer Stunde öffnet sich links ein Seitental. Die Hochwasser haben hier in den Waldbestand eine große Lichtung gerissen. Blockwerk ringsum, dazwischen hoher Adlerfarren; im Hintergrunde nebelumwogte Felsen, die Nordabstürze des Capo al Berdato. Hier steht auch dicht am Wege eine verfallene Hütte, ehemals eine Resinerie zur Gewinnung des Laricciohar zes. Unsere »Eclaireure« rasten am Wege. Scheck und ich übernehmen nun die Führung. Einzelne schwere Tropfen fallen; bald regnet es in Strömen. Eine weitere Stunde vergeht. Der Pfad leitet zuletzt etwas steiler am Flußufer hinauf — nun hört er ganz auf! Wir sind vollständig durchnäßt. Der Karte nach scheinen wir die Kote 1145 erreicht zu haben. Mein Aneroid zeigt 1210 — das schlechte Wetter natürlich! Drüben müssen die Hirtenhütten von Finuselle liegen. Wieder ein Bachübergang. Richtig dort auf dem Felshang stehen einige offene Steinpferche — wir sind am Ziele.



Die Bergerie von Finuselle (1165 m An.).

Doch nun an die Arbeit! Nirgends ein Unterschlupf vor dem strömenden Regen. Wir verstauen das Gepäck unter unser Zelttuch und entlassen den Treiber mit den Tieren. Er läßt sich nicht halten; denn zwei Tage braucht er zurück nach Moltifao, wo er doch gestern abend schon erwartet wurde. Wir bleiben allein zurück. Langsam vergehen die Stunden. Das Wetter wird immer schlechter; unser improvisiertes Zelt hält nicht mehr Stand. Rings um uns brausen die entfesselten Wildbäche. —

Eine kleine niedrige Höhle, längs deren Decke das Wasser herabrinnt, bietet uns für den Nachmittag notdürftig Schutz. Dorthin verbringen wir auch unser Gepäck. Dicht neben uns dröhnen die Wasser eines angeschwollenen Baches. Er führt Blöcke und Baumstämme und vereinigt sich unten mit dem Stranciacone, dessen Brüllen wir bis herauf vernehmen. Auch drüben, jenseits des Baches ist eine Höhle. Sie entpuppt sich als die eigentliche Hirtenbehausung. Ein ungeheurer, überhängender Block ist es, mitten in einer Waldlichtung; davor ist eine Art Mauer aus Granittrümmern aufgeschichtet.[1]) Abermals ziehen wir um. Der Bachübergang erheischt beim Unwetter viel Vorsicht. Unser Gepäck bleibt im nunmehrigen »Proviantdepot« zurück.

Unheimlich ist die Nacht. Der Sturm heult, Stämme krachen, die Wasser donnern. Das Barometer fällt rapid. Unsere Schlafsäcke schwimmen im Wasser,

[1]) Siehe obiges Textbild.

das sich in der Höhle zu einem See angesammelt hat. Der Bach draußen steigt zusehends, was wir von Zeit zu Zeit mit Laternen feststellen.

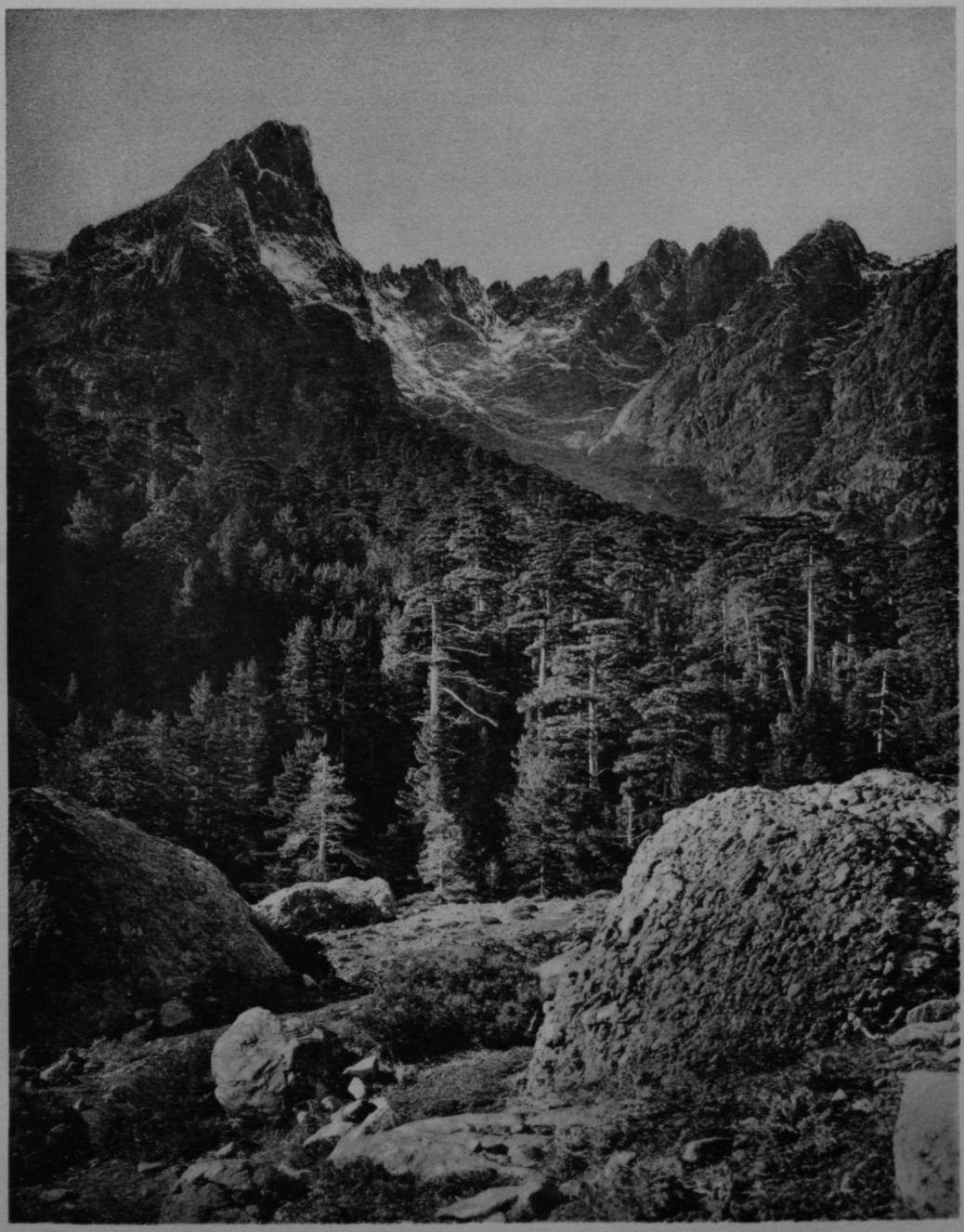
Der 12. Oktober bricht an. Sturm und Regen auch heute. Scheck und ich gehen mit Beil und Messer an die Holzarbeit. Zwei Hirten, wilde Gesellen, erscheinen völlig durchnäßt. Sie nehmen gerne von unserem Kakao und berichten, daß oben auf der Bergerie von Stagno drei weitere Hirten säßen. Sie bleiben nicht lange und verschwinden bald im Gehölz.

Nachmittags bauen wir einen Herd und ein Vordach aus Rinden über der Höhle. Der Regen hat aufgehört; doch die grauen Wolken jagen über dem Hochwald. Es wird Abend. In unserem Herd flackert lustig das Feuer, darüber hängt der rußige Kessel. Wir treten hinaus. Das Gewölk hat sich geteilt, der Mond ist aufgegangen und zum ersten Male grüßen ernst und feierlich die Hochgipfel Korsikas zu uns herab. Glitzernden Neuschnee haben die letzten Sturmestage auf ihre Häupter geworfen.

Der Leser möge entschuldigen, wenn ich in meinem Berichte innehalte. Doch bevor ich mit der Schilderung unserer Hochtouren beginne, halte ich es für angezeigt, einiges über die Orographie und Topographie der Cintogruppe zu berichten. Betrachte ich doch die Klarstellung der Nomenklatur und des Kammverlaufs, sowie die Berichtigung so manchen Fehlers in der französischen Generalstabskarte für ein nicht unwichtiges Ergebnis unserer Bergfahrten. Anderseits möchte ich auch den Leser kurz über ein Gebiet orientieren, das sicher zu den bedeutenderen außeralpinen europäischen Hochgebirgen zu zählen ist. Er möge mir daher mit Geduld an der Hand der beiden Kartenskizzen folgen. Die Südwestkette und den westlichen Teil der Ostkette habe ich in den folgenden Ausführungen etwas eingehender behandelt, da sie besonderes touristisches Interesse bieten.[1])

Einheitlich, als ein abgeschlossenes Ganze ragt aus Korsikas Bergwelt im Nordwesten der Insel die Gruppe des Monte Cinto auf. Im Westen in felsigen Vorgebirgen aus dem Meere unmittelbar aufsteigend, fußt das Gebirge im Norden auf den fruchtbaren Höhen der Balagna, die ihrerseits in sanfterer Abdachung sich zur Nordküste herabsenkt. Reich an Obst, Wein und Öl ist die Balagna; sie gilt als die wohlhabendste Landschaft der Insel. In den nordöstlichen Vorbergen ist der Paß von St. Colombano eingeschnitten. Über ihn tritt die Straße von Corte aus dem Flußgebiet des Golo in die Balagna über; er bildet die Abgrenzung gegen die im Norden der Insel gelegenen Mittelgebirge, als deren höchste Erhebung der Monte Asta (1583 *m*) breitkuppig zwischen dem Golotale und dem Talbecken des Lumio aufragt. Der Golo selbst begrenzt im Süden und Osten unser Gebirge. Er ist der längste Flußlauf der Insel (75 *km*). Seine Quellwasser sammelt er im öden Kessel von Tula, einem der einsamsten Hochtäler Korsikas im Süden der Paglia Orba gelegen, und tritt dann durch wasserreiche Zuflüsse vergrößert in das weite Becken des Niolo ein, das er in einer Länge von etwa 13 *km* durchfließt. Durch eine tiefeingerissene, wohl 10 *km* lange Schlucht, die Santa Regina, die den bekanntesten unserer Alpen an die Seite gestellt wird, bricht er sich nach außen Bahn, strömt dann in langsamerem Laufe gegen Nordosten und ergießt sich südlich des Sumpfgebietes von Biguglia ins Meer. Einer der bedeutendsten Pässe der Insel, der Col de Vergio (1464 *m*), führt im Süden der Gruppe über den Hauptkamm und verbindet das Golotal mit den Flußgebieten der Westküste. Dies die Grenzen der Cintogruppe.

[1]) Abkürzungen: Z. = Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., Jb. A. A.-V. M. = Jahresbericht des Akademischen Alpenvereins München, Jb. S. A.-C. = Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs.



Naturaufnahme von Dr. F. v. Cube.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Korsika: Paglia Orba aus dem Virotale.

1. Die Südwestkette (Kette der Paglia Orba).

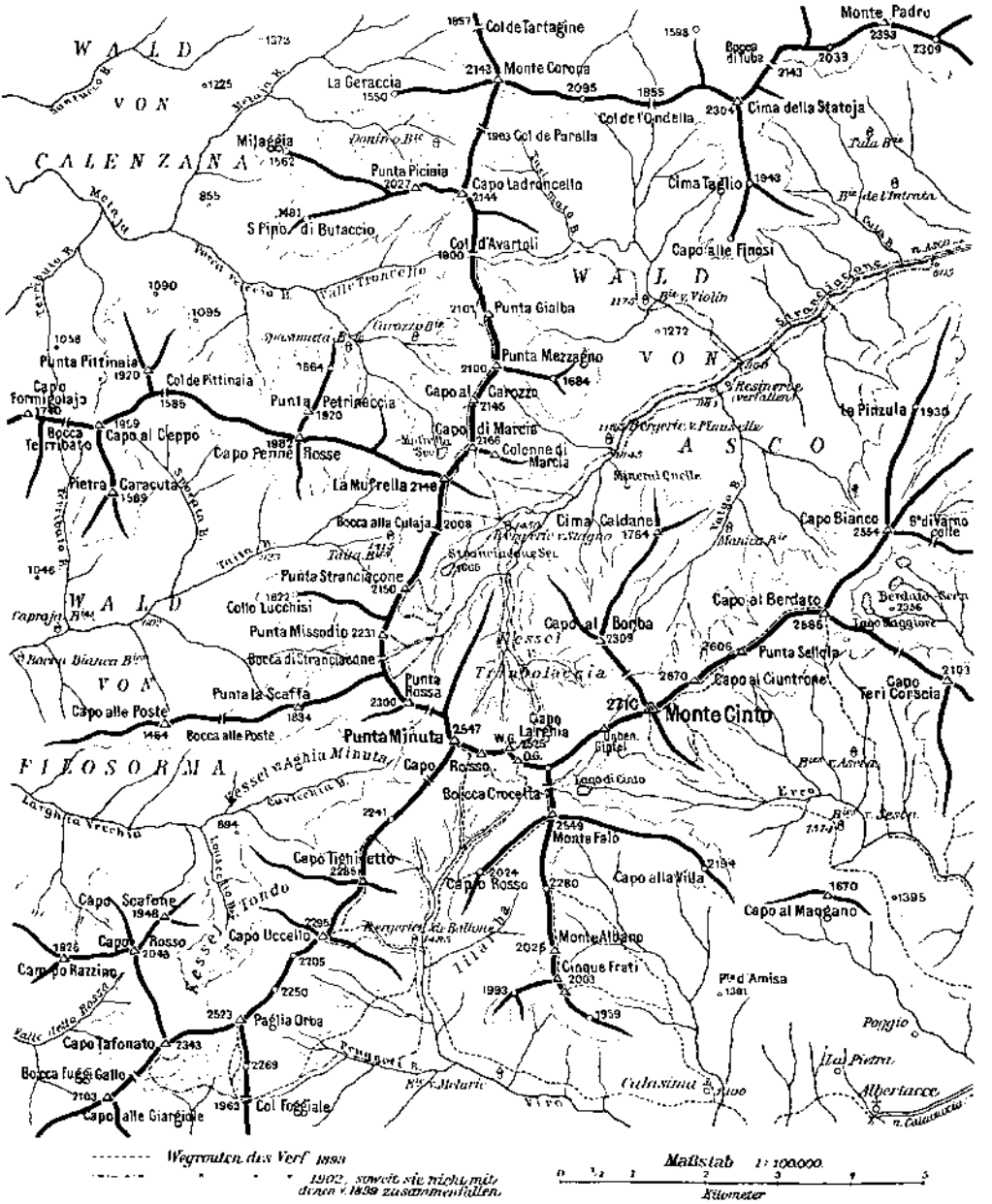
Überschreitet man den Col de Vergio nach Westen, so betritt man einen der schönsten Wälder Korsikas, den Wald von Aitone. Hochstämmig steht dort die Fichte neben der korsischen Laricciokiefer, ausgedehnte Bestände alter Buchen kontrastieren lebhaft durch ihr helles Laub mit dem dunklen Kolorit der Nadelbäume und dichtes Unterholz von Stechpalmen, Adlerfarren, Baumerika und Erlen erschweren demjenigen das Vorwärtskommen, dem es einfällt, abseits der großen Forststraße seine eigenen Wege zu gehen. Aus diesem Walde ragen in den leuchtenden Farben rötlichen Granits die südlichen Eckpfeiler unserer Kette auf, zur Linken der Capo alla Cuculla (2052 *m*), rechts der Capo le Crieche und in der Mitte le Forcelle (2061 *m*). Als stattliche Felsbauten erscheinen sie von Süden gesehen, als wollten sie mit Fleiß den vielen Touristen, die alljährlich den Aitonewald besuchen, sich von ihrer besten Seite zeigen. Denn betritt der Wanderer den im Nordwesten dieser Gipfel gelegenen Kessel von Tula, so sieht er öde, steinige Halden bis hoch hinaufziehen, auf denen die Schweine und Schafe der Hirten von Tula und Grandule ihrer kärglichen Nahrung nachgehen. Auch die weiter nördlich gelegenen Gipfel, der Capo di Guagnerola (1952 *m*) und der Capo alle Giargiole (2103 *m*), scheinen aus dem Tulakessel leicht erreichbar zu sein, während sie nach Westen in felsigen Flanken in den Forst von Lonca abstürzen. Zweimal hat mich mein Weg in die Nähe jener Gipfel geführt, beidemale verhinderten dichte Nebel jeden Ausblick, so daß ich nur Weniges über diesen abgelegenen Teil der Kette zu sagen vermag. Jedenfalls ist mir von einem touristischen Besuch dieser Gipfel nichts zu Ohren gekommen. Der Capo alle Giargiole entsendet nach Westen zum Stock des Capo alla Madia (1621 *m*) einen langen Seitenkamm, erwähnenswert deshalb, weil über ihn der Col de Capronale (1370 *m*) aus dem obersten Fangotal in den Kessel von Lonca herüberführt. Es soll dieser Übergang eine Tour von hoher landschaftlicher Schönheit sein.[1]) Mit der Bocca di Fuggi Gallo, die zwischen Capo Giargiole und Capo Tafonato eingeschnitten ist, deren Gangbarkeit ich jedoch nicht konstatieren konnte, schließt dieser Abschnitt der Kette im Norden ab.

Es beginnt der zweite Abschnitt der Südwestkette, der wildeste und interessanteste Teil der ganzen Cintogruppe, wie überhaupt des ganzen korsischen Hochgebirges. Gleich nordöstlich der Bocca di Fuggi Gallo steht ein wilder Gesell — es ist der berühmte Capo Tafonato (2343 *m*), berühmt deshalb, weil ein mächtiges Felsentor mitten durch den Berg geschlagen ist »von der Hand des Teufels«, der, wie die Sage geht, aus Ärger über den friedlich auf den Höhen der Balagna pflügenden St. Martinus einen gewaltigen Keulenschlag wider den Berg führte. Groß genug ist das Loch, das er geschlagen, denn es beträgt 30 *m* in der Breite und 8—12 *m* in der Höhe. Und über diesem Loch lastet gleich einer ungeheuren Brücke der turmgekrönte Gipfelbau des Berges. Es ist der kühnste Gipfel Korsikas und er erinnert, von Nordosten gesehen, an eine jener kecken Dolomitzinnen, die im Hintergrunde des Vajolettales aufschießend des Wanderers Auge bannen. Drei Grate strahlen von seinem Scheitel aus, ein jeder zersägt und schartig. Nur der Westgrat wurde von uns bis in die Nähe des Gipfelturmes begangen,[2]) der Nordgrat streicht hinüber zum Capo Rosso, während der Ostgrat jäh zur Scharte absetzt, die tief zwischen unserem Gipfel und der Beherrscherin der Kette, der Paglia Orba, eingeschnitten

[1]) Vergl. die Aufsätze von Ed. Rochat, Annuaire du C. A. F. 1882, S. 342—389, und 1891, S. 265—280.

[2]) Siehe später S. 172.

ist. In den Kessel von Tondo stürzt der Berg in einer Wand ab, deren Höhe etwa 800 *m* beträgt, die keine Gliederung aufweist und die wohl nie durchklettert werden dürfte. Es ist eine einzige, große Wandflucht, welche in einer Länge von

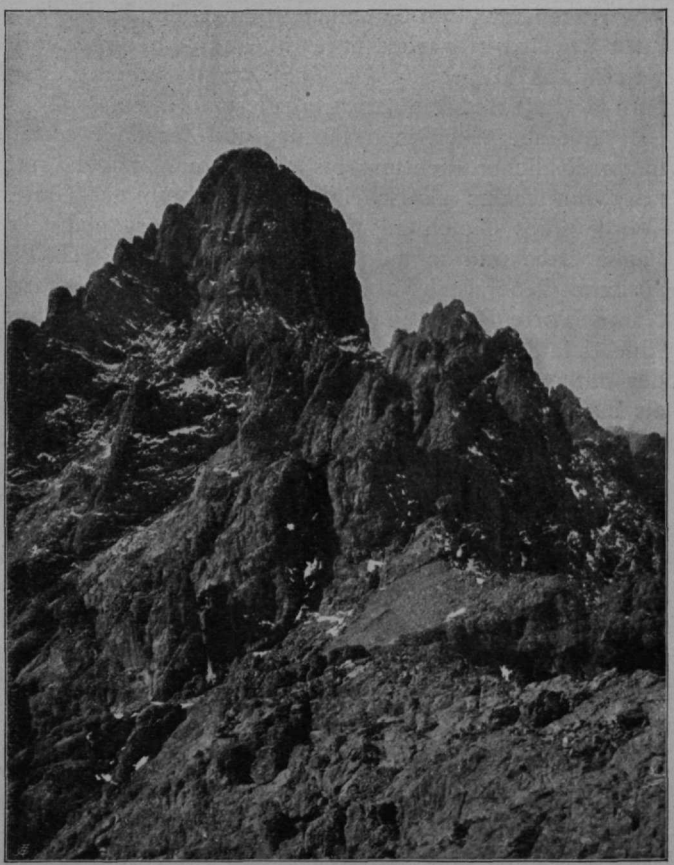


ca. 2 *km* des erwähnten Kessels westliche Umrahmung bildet. Ihr entragt der Zweizack des Capo Rosso (2043 *m*)[1] und der massive Vorbau des Capo Scafone (1948 *m*), dem ein riesenhafter Granitblock als eigenartiger Gipfelschmuck von der

[1] Wahrscheinlich noch unerstiegen. Der schroffe, turmartige Südgipfel ist etwas niedriger.

Natur aufs Haupt gesetzt ward. Auch gegen das Valle della Rossa scheint unser Tafonato gut gepanzert zu sein. Nebel verhinderte damals den Tiefblick, doch glatt und steil waren die Wände, die auf jener Seite in das wogende Grau unter uns abbrachen. Die gegen den Tulakessel gerichtete Südwand scheint ihre geringere Höhe durch vermehrte Steilheit ausgleichen zu wollen. In der oberen Hälfte lotrecht, teilweise sogar überhängend, läßt sie erst abwärts des Loches etwas Gliederung erkennen. Der Tafonato ist der einzige unter Korsikas Hauptgipfeln, der noch unerstiegen ist, jedoch steht seine Ersteiglichkeit außer Zweifel, wenn auch der Weg nicht leicht zu finden sein wird. Der Nordgrat bietet die meisten Aussichten.

Wenden wir uns der Paglia Orba (2523 *m*) zu. Ein eigenartiger Berg, an Individualität seiner Gipfelform wohl einzig dastehend! Alles ringsum ist ihr untertan bis hinüber zum massigen Stock des Monte Cinto — sie ist die Königin des korsischen Hochgebirges. Wer den Adel ihrer Formen, die Wucht ihres Aufbaues aus nächster Nähe auf sich einwirken lassen will, der ersteige ihres nordöstlichen Trabanten, des Capo Uccello aussichtsreiches Haupt, wenn die trägen Nebelmassen ihren glatten Felsenleib umwogen. Unnahbar, wie aus Erz gegossen, ragt sie in die Wolken, dunkelrot sind ihre granitnen Flanken, die sie hinabsendet in die Hochtäler ringsum. Über 1300 *m* hoch ist ihre Nordwand, die in den Kessel von Tondo niederbricht; im Westen, wo sie in die Nordostwand des Tafonato übergeht, durchsetzt ein schluchtartiges Eiscouloir, das sich stellenweise zu finsteren Kaminen verengt, den riesigen Wandgürtel. Es mündet in die Scharte zwischen Tafonato und Paglia Orba. Auch aus dem Virotale nimmt sich unser Gipfel stattlich genug aus (siehe Vollbild). Seine auf dem Bilde nach rechts gewendete, stark verkürzt erscheinende Ostwand dürfte nur derjenige mit Ernst auf ihre Ersteiglichkeit hin prüfen, der im Hochgebirge harte Nüsse zu knacken gewohnt ist. Allein nach Südwesten ist die Verteidigung eine ungenügende. Zwar umgibt den Gipfel auch auf dieser Seite ein Wandgürtel, doch ist er niedrig und manche Bresche ist in ihn geschlagen. So erklärt es sich, daß die Paglia Orba bereits bei der im Jahre 1820 erfolgten Landesaufnahme von



Paglia Orba (2523 m) vom Capo Uccello aus.

Vermessungsoffizieren erstiegen wurde und daß sie auf der alten französischen Generalstabskarte als trigonometrischer Punkt erster Ordnung verzeichnet ist. Öfters als viermal ist sie seit jener Zeit nicht mehr besucht worden. Die letzten Ersteigungen waren die am 13. August 1899 durch L. L. Kleintjes und den Verfasser[1]) und am 5. Juni 1901 durch W. Flender und Anz.[2]) Den günstigsten Aufstieg bietet wohl das von uns im Abstieg begangene Blockcouloir, das etwa in der Mitte des erwähnten Wandgürtels eingerissen ist. Jäh, ohne einen einzigen Absatz bricht der Gipfel nach Nordosten etwa 300 *m* hoch auf die Fortsetzung des Hauptkammes ab. Es ist jene Kante, die dem Berg von Süden gesehen seine charakteristische Horngestalt verleiht.

Einen längeren Seitenkamm entsendet die Paglia Orba nach Süden. Über ihn führt der Col Foggiale (1963 *m*) aus dem Virotal hinüber in den Tulakessel. Als weit in das Talbecken des Golo vorgeschobener, stattlicher Felsgipfel entragt die Punta Castelluccia (2231 *m*) diesem Kamme.

Mit abenteuerlichen Türmen und Zacken besetzt, streicht der Hauptgrat weiter in nordöstlicher Richtung bis zu einem klotzigen, roten Felsturm. Unser Vollbild zeigt ihn rechts als scheinbaren Abschluß des Grates. Soll man ihm Rang und Würde eines Gipfels zusprechen? Er ist arg gedrückt von der alles überragenden Paglia Orba und so möge er die Bezeichnung als Punkt 2250, die ihm die französische Generalstabskarte zulegt, auch weiterhin tragen. Doch würde ihm der Name Torre Rosso in Anbetracht seiner Gestalt und Farbe recht gut anstehen. Eine tiefe Scharte trennt ihn von einem weniger auffallenden, massiven Felsturm,[3]) der mit 2205 *m* auf der französischen Generalstabskarte kotiert ist. Er erscheint als des Torre Rosso nordöstlicher Vorgipfel.

Etwa 2 *km* von der Paglia Orba entfernt, erhebt als nächster Gipfel der Capo Uccello (2295 *m* An.) sein edelgeformtes Felsenhaupt, der kulminierende Punkt in dem 5½ *km* langen Grat Paglia Orba—Punta Minuta. Die Kote 2176, die ihm die französische Messung zuweist, ist sicher fehlerhaft, was ich bereits früher erwähnt habe. Ich fand als Resultat einer ziemlich genauen Barometermessung 2295 *m*. Zwei scharfe Grate sendet unser Gipfel aus. Der Südgrat[4]) wurde in seinem oberen Teile seinerzeit von uns als Anstiegslinie benützt, der Nordwestgrat, der in einer Höhe von ca. 1200 *m* unten im Tondokessel ansetzt, dürfte einst eine der interessantesten Klettertouren in Korsika werden. Nach Norden bricht der Gipfel in steilen, plattigen Wänden in ein kleines Hochkar ab, welches durch den Nordwestgrat des Berges vom eigentlichen Tondokessel getrennt ist. Zweimal nur wurde der Capo Uccello bis jetzt betreten, am 12. August 1899 durch L. L. Kleintjes und den Verfasser[5]) und am 27. Oktober 1902 durch F. Scheck, O. Vollnhals und den Verfasser.[6])

Verlassen wir unseren Gipfel, den nun ein über mannshoher Steinmann schmückt, und folgen wir dem Hauptkamme nach Nordosten weiter. Zwei Gratabbrüche zieren unsere Schneide, beide etwa 50 *m* hoch, beide überhängend. Der zweite ist von der Bergerie de Ballone[7]) als gewaltiger, roter Turm deutlich sichtbar. Er stürzt zur Scharte ab, die die tiefste ist zwischen den beiden Gipfeln Uccello und

---

[1]) Z. 1901, S. 182.
[2]) Jb. S. A.-C. 1901/1902, S. 183.
[3]) Auf dem Vollbild eben noch sichtbar.
[4]) Z. 1901, Textbild, S. 178 und 183.
[5]) Z. 1901, S. 179 und VII. Jb. A. A.-V. M., S. 41.
[6]) Siehe später S. 170 und X. Jb. A. A.-V. M., S. 73.
[7]) Nicht »Battone« wie auf der französischen Generalstabskarte und der Carte du service vicinale (1 : 100000) zu lesen ist.

Tighietto. Diese beiden Abbrüche müssen tief unten auf der Südseite umgangen werden, dagegen ist der letzte Grataufschwung zum Tighietto nicht steil und gut gestuft.

Etwa 1000 *m* vom Capo Uccello entfernt, entragt als nächster Gipfel dem Kamme die stumpfe Pyramide des Capo Tighietto (2285 *m* An.). Die alte Landesaufnahme verzeichnet an dieser Stelle einen Capo Saltare. Ich habe diesen Namen nirgends ausfindig machen können. Die neue Generalstabskarte hat ihren Capo Tighietto weit nach Nordosten in die Nähe der Punta Minuta vorgeschoben und ihm die Kote 2241 zugedacht. Dort steht allerdings ein Felskopf, dessen Höhe mit der genannten Kote richtig bezeichnet wäre, dem jedoch eigentlich der Charakter eines selbständigen Gipfels nicht zugesprochen werden kann. Ich nenne deshalb den Capo Saltare der alten Landesaufnahme Capo Tighietto und überweise ihm bis auf weiteres die Höhenkote 2285, die auf einer Barometermessung basiert. Sehr schwer zugänglich ist er nicht, am bequemsten von der Bergerie de Ballone durch jene Schlucht, die aus dem großen, im Süden zwischen Capo Uccello und Tighietto eingelagerten Felskessel gegen die Bergerie herabzieht und die auch für die Besteigung des Uccello als beste Anstiegslinie in Betracht kommt. Die Westwand ist steil und unzugänglich. Ein breiter Felsgrat löst sich nördlich des Gipfels vom Hauptkamme los, senkt sich steil in das Tal von Larghia Vecchia und endet an der Kote 894. Er trennt die beiden Nordkessel, den von Tondo und den von Aghia Minuta. Oben fanden wir die Reste eines alten Steinmannes. Wer mag ihn wohl errichtet haben, Hirten oder Vermessungsbeamte? Letzteres ist nicht gut anzunehmen; denn sonst wäre der sogenannte Capo Saltare in der Karte von 1824 als trigonometrischer Punkt angegeben. Und Touristen? Ich glaube nicht, daß jemals ein Tourist vor uns auf jenes Gipfels Haupt gestanden. Weder Tuckett oder Freshfield, noch Compton, Rochat, Montandon, Gabet, Flender haben jemals diesen Teil des korsischen Hochgebirges betreten. So bleibt denn als das Wahrscheinlichste, daß die Hirten von Ballone jenen Steinmann errichtet haben. Unter ihnen wird nämlich die Jagd auf das Mufflon eifrig betrieben. Diesseits des Kammes, meinten sie, würde das Wildschaf selten gesehen, doch jenseits im Kessel von Aghia Minuta äse es ungestört, und oft genug trifft es der Jäger dort an. Da dieser aber zu diesem Zweck den Hauptkamm zu überschreiten hat, so muß angenommen werden, daß bei dieser Gelegenheit unser Berg seinen ersten Besuch empfangen hat. Unter den Hirten, die im Sommer 1899 auf der Bergerie weilten, war keiner auf dem Tighietto gewesen; keiner unter ihnen kannte überhaupt die Berge ringsum.

Nicht gar steil, doch stellenweise mit scharfen Kanten senkt sich der Nordostgrat des Tighietto zu einer Scharte hinab. Wir benützten ihn am 27. Oktober 1902 zum Abstieg und fanden, daß von der Scharte weg gutgestufter Granit, Hänge von mäßiger Neigung zur Bergerie herableiten.

Ein kurzer, roter Grataufschwung, dann eine Reihe wenig einladender Felszähne markieren die nächste Erhebung. Wir haben den Capo Tighietto der französischen Generalstabskarte vor uns, den ich jedoch nicht als selbständigen Gipfel ansprechen möchte. Auf der Kartenskizze findet ihn der Leser mit 2241 *m* verzeichnet, der Kote, die die französische Generalstabskarte ihrem Capo Tighietto zuweist.

Eine zweite, tiefere Scharte folgt, die tiefste im Gratverlauf der Südwestkette (ca. 2150 *m*). Leicht gangbare Felsen leiten zu ihr von der Südseite herauf. Sie ist wichtig; denn sie vermittelt nicht allein den Übergang in den obersten Kessel von Aghia Minuta und damit in den Talgrund von Filosorma, auch ins Ascotal kann man über sie gelangen, wie uns die Hirten von Stagno berichteten. Ich nenne sie Bocca Minuta.

Calacuccia im Golotal.

2. Die Ostkette (Kette des Monte Cinto).

Nehmen wir unsere Wanderung längs des Hauptkammes wieder auf. Wir nähern uns dem Zentrum unserer Gruppe, der Punta Minuta (2547 *m*). Auf ihre große orographische Bedeutung als Ausstrahlungspunkt der drei Hauptketten habe ich bereits früher hingewiesen. In drei Täler blickt sie stolz hinab, überallhin mit rötlichen Granitplatten gut gepanzert. Punta il Portello nennen sie allgemein die Hirten im Ascotale. Sie ist eine imponierende Erscheinung und nimmt in der Reihe der korsischen Hauptgipfel einen bedeutenden Rang ein. Ihre Westwand entsteigt dem Forst von Filosorma, dort wo er hoch hinaufreicht in den Kessel von Aghia Minuta; sie ist steil und sieht nicht sehr vertrauenerweckend aus. Im Virotale fußt die Südwand, die schwächer geneigt und gut gegliedert ist. Durch ihren oberen Teil führt die Route der Erstersteiger. Düster und abweisend ist die Wand, die unser Gipfel in den Kessel von Trinbolaccia hinabsendet. Steile Eisrinnen züngeln an ihr empor von den kleinen Firnflecken im Hochkar. Sie ist flankiert vom Nordgrat, der der gewaltigste und eindrucksvollste ist unter allen Graten des ganzen Gebirges. Stünde er in den Alpen, wahrhaftig, er wäre eines der umworbensten Probleme. Zehn mächtige Türme, mancher unter ihnen ein Gipfel für sich, überbieten sich gegenseitig an Kühnheit der Form. Ihre Überkletterung halte ich in Anbetracht der enormen Steilheit und Glätte der einzelnen Abbrüche beinahe für ausgeschlossen. Die erste Ersteigung der Punta Minuta erfolgte am 14. August 1899 durch L. L. Kleintjes und den Verfasser.[1]) Seitdem ist sie nur mehr von W. Flender und Anz am 4. Juni 1901 betreten worden.[2])

Durch eine scharf eingeschnittene Scharte — Bocca Rossa nenne ich sie — von der Punta Minuta getrennt, erregt ein kleiner, doch ausgeprägter Felsgipfel unser Interesse, der uns im Ascotale allgemein als Capo Rosso bezeichnet wurde. Seine auffallend roten Granitflanken, mit denen er zum Kessel von Trinbolaccia

[1]) VII. Jb. A. A.-V. M., S. 41; Z. 1901, S. 184—186.
[2]) Jb. S. A.-C. 1901/1902, S. 182.

absetzt, rechtfertigen diesen Namen. Er ist noch unbetreten, doch dürften sich seiner Ersteigung keine großen Schwierigkeiten entgegenstellen.

Für die im Westen des Capo Rosso zwischen diesem und dem Capo Larghia gelegene Scharte schlage ich den Namen Bocca di Pampanosa vor. Unmittelbar östlich von ihr ragt der Doppelgipfel des Capo Larghia (2525 *m*) auf. Auch er ist uns ein alter Bekannter. Doch habe ich dem früher Gesagten[1]) noch einiges hier beizufügen. Der schroffe, turmartige Westgipfel springt weit nach Norden vor und erscheint demnach aus dem Ascotale höher als der Ostgipfel. Der Name Punta di Pampanosa, der im Ascotale allgemein für den Capo Larghia gebraucht wird, bezieht sich also zunächst auf den Westgipfel, während der in der Tat gleichhohe Ostgipfel gleichsam nur als Anhängsel der Punta di Pampanosa betrachtet wird. Umgekehrt ist es im Virotale, wo der Ostgipfel als der bedeutendere erscheint.[2]) Erstiegen wurde der Capo Larghia-Ostgipfel zum erstenmal über dessen Südwand durch L. L. Kleintjes und den Verfasser. Die kurze, aber sehr steile Nordwand dürfte kaum gangbar sein. Die erste Ersteigung des Westgipfels wurde ausgeführt am 16. Oktober 1902 durch F. Scheck, O. Schlagintweit, O. Vollnhals und den Verfasser.[3]) Der Gratübergang vom Ost- zum Westgipfel ist möglich, wenn auch der Abbruch zur großen, rechteckigen Scharte das ganze Können eines guten Kletterers in Anspruch nehmen dürfte. »Probleme« sind also am Capo Larghia genug noch zu lösen; die Überkletterung des Westgipfel-Nordgrates wäre sicher das vornehmste. Bergheil dem kühnen Mann! Auch die Westwand wäre nicht übel!

Von einem untergeordneten Punkt im Osten des Capo Larghia löst sich nach Süden ein Seitenkamm los, der im Monte Falo (2549 *m*) kulminiert.[4]) Von diesem strahlen drei Grate aus, nach Südwesten der eine — sein Eckpunkt hat den Namen Capo Rosso (2024 *m*) — nach Süden der zweite, der den Monte Albano (2026 *m*) trägt und die Cinque frati (2003 *m*),[5]) nach Südosten der dritte, dessen Eckpfeiler auf der alten Generalstabskarte als Capo alla Villa (2194 *m*) bezeichnet ist.

Als breiter, allmählich ansteigender Felsrücken, beiderseits nicht gar steil abfallend, setzt sich der Hauptkamm nach Osten fort. Südlich ziehen geröllbedeckte Schrofen bis zum kleinen Cintosee herab, während sich nordwärts die Bergflanke gleich einem ungeheuren Dach hinabsenkt, dessen Westkante in Steilwänden zum Kessel von Trinbolaccia abbricht.[6]) Man kann diesem Teile des Kammes, der 1 *km* westlich des Monte Cinto in etwa 2650 *m* gipfelt, eine gewisse orographische Selbstständigkeit nicht absprechen. Eine wenig ausgeprägte Scharte trennt unseren Felskamm von dem granitnen Gipfelbau des Monte Cinto, der mit 2710 *m* der höchste korsische Gipfel ist. Über ihn und den weiteren Verlauf der Cintokette habe ich bereits früher berichtet und nur weniges nachzutragen. Flender und Anz haben unsere Gratwanderung Capo al Berdato — Monte Cinto[7]) in umgekehrter Richtung vom Monte Cinto bis zum Punkt 2606 der französischen Generalstabskarte wiederholt[8]) und für den östlich des Monte Cinto aufragenden, von uns am 7. August 1899 erstmalig betretenen Gipfel den Namen Monte Ciuntrone in Erfahrung gebracht, eine Bezeichnung, der sich auch die Hirten des Ascotales allgemein bedienen.[9]) Die

[1]) Z. 1901, S. 187; VII. Jb. A. A.-V. M., S. 41.
[2]) Drei Gipfel, wie früher, anzunehmen halte ich für unzweckmäßig.
[3]) Siehe später S. 166 und X. Jb. A. A.-V. M., S. 71.
[4]) Siehe Z. 1901, S. 188, 189, und Jb. S. A.-C. 1901/1902, S. 178.
[5]) Siehe Z. 1901, S. 177.
[6]) Vergl. Jb. S. A.-C. 1901/1902, Vollbild nach S. 168
[7]) Siehe Z. 1901, S. 172 ff.
[8]) Siehe Jb. S. A.-C. 1901/1902, S. 173.
[9]) Auf der alten Generalstabskarte trägt der Berg den Namen Capo al Ciontrone. Seine Höhe dürfte ungefähr 2670 *m* betragen.

beiden Gipfel stürzen nach Norden in etwa 500—600 *m* hohen Steilwänden in den Kessel von Valgo ab.[1]) Gegen das eigentliche Ascotal ist ihnen der zackige Felsrücken des Capo al Borba (Kote 2309 der französischen Generalstabskarte) und die Punta Caldane (Kote 1764 der französischen Generalstabskarte)[2]) vorgelagert. Für die oben erwähnte Kote 2606 der französischen Generalstabskarte, einen nicht unbedeutenden Gipfel des Hauptkammes, hat Flender bei den Hirten des Ercotales den Namen Punta Sellola ausfindig gemacht. Die folgenden beiden Gipfel, der Capo al Berdato (2586 *m*) und der Capo Bianco (2554 *m*), scheinen auch aus dem Ascotale unschwierig zugänglich zu sein.

3. Die Nordkette.

Als Nordkette der Cintogruppe bezeichne ich denjenigen Teil des Hauptkammes, der von der Punta Minuta in nördlicher Richtung verläuft und die Wasserscheide bildet zwischen den Flußgebieten des Fango und der Ficarella (Melaja) einerseits und des Stranciacone anderseits. Da ihre durchschnittliche Gipfelhöhe nur 2150 *m* beträgt, so tritt sie an Bedeutung wesentlich hinter die übrigen Ketten der Gruppe zurück (durchschnittliche Gipfelhöhe der Südwestkette 2380 *m*, der Ostkette 2600 *m*). Kein Wunder, daß sie touristisch noch unbetreten war[3]) und daß ihrer Gipfel bei keinem Autor bisher eingehender Erwähnung geschah. Und doch werden wir einzelne Gipfel als begehrenswerte Ziele für den Hochtouristen kennen lernen.

Aus der Nordwestwand der Punta Minuta spaltet sich, durch eine tiefe Scharte von ihr getrennt, die Punta Rossa (ca. 2300 *m*) ab; dies ist der erste Gipfel der Nordkette. Die unmittelbare Nähe der mächtigen Minuta aber nimmt unserem Gipfel viel von seiner Würde weg und stempelt ihn zu einer Erhebung zweiten Ranges (erste Ersteigung durch O. Schlagintweit und O. Vollnhals am 18. Oktober 1902 über den Nordgrat).[4]) Nördlich senkt sich der Kamm zu einer breiten Einsattelung herab, aus der ein schwach markierter Felskopf aufragt (2080 *m* An.), der deshalb der Erwähnung wert erscheint, weil sich von ihm nach Westen der Seitenkamm loslöst, der das Tal von Larghia Vecchia vom Taitatale scheidet. Die nördlich von ihm gelegene tiefste Stelle des Kammes (ca. 2050 *m*) wurde uns als Bocca Stranciacone bezeichnet. Über sie gelangt man vom Ascotal in das Tal von Taita, ein Übergang, der anscheinend von Hirten und Jägern öfters benützt wird. Südlich des Punktes 2080, also zwischen ihm und der Punta Rossa, läßt sich — was touristisch von Wichtigkeit ist — der Übergang in den Kessel von Aghia Miauta ohne Schwierigkeit bewerkstelligen.

Der nächste Gipfel in der Nordkette ist die Punta di Missodio. Mit diesem Namen belegen die Hirten des Ascotales den unmittelbar nördlich der Bocca Stranciacone aufragenden, allseitig in steilen Wänden absetzenden Felsgipfel, den wir auf der französischen Generalstabskarte mit 2231 kotiert finden. Seine Ersteigung erfolgte am 14. Oktober 1902 durch F. Scheck, O. Schlagintweit, O. Vollnhals und den Verfasser über die Südostwand.[5]) Die Süd- und Westseite schien uns unzugänglich zu sein — die Wände sind hier sehr steil und ungegliedert. Nach Westen entsendet unser Gipfel einen ausgeprägten Grat ins Taitatal.

Nicht sonderlich hoch, aber in steilen, glatten Wänden von braunrotem Granit baut sich die doppelgipfelige Punta Stranciacone (2150 *m* An.) auf, der Punta

[1]) Siehe Vollbild.

[2]) Beide Namen stammen von den Hirten von Finuselle im Ascotale.

[3]) Nur die südwestlich des Monte Padro gelegene, mit 2033 kotierte Einsenkung, ein Übergang vom Tal der Tartagine ins Ascotal, wurde von E. T. Compton und F. Tukett überschritten (vergl. Österr. Alpenzeitung, 1892, Nr. 346, S. 93).

[4]) Siehe X. Jb. A. A.-V. M., S. 72.

[5]) Siehe später S. 167 und X. Jb. A. A.-V. M., S. 71.

Monte Ciuntrone
2670 *m*

Monte Cinto
2710 *m*

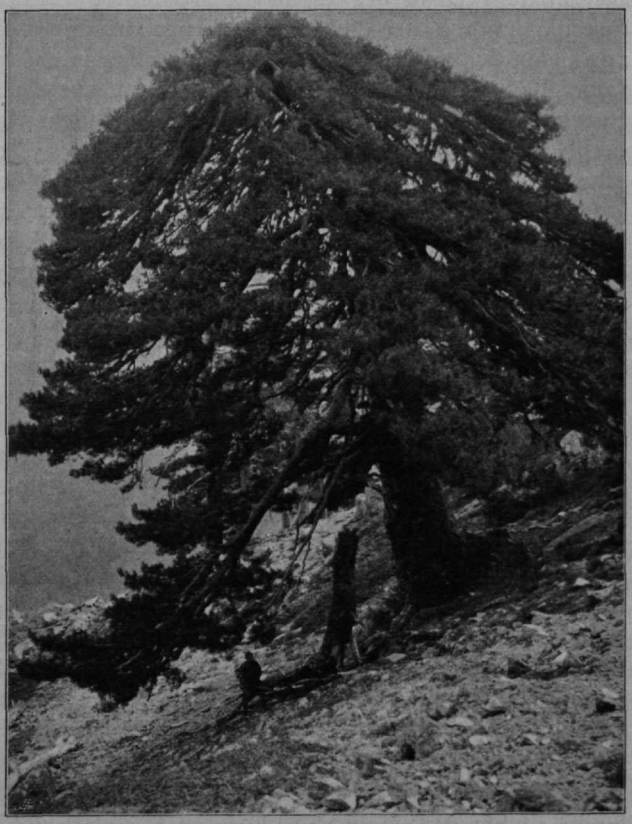
Capo al Borba
2309 *m*

Naturaufnahme von Franz Scheck.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Monte Cinto (2710 m) aus dem Ascotal.

di Missodio nächster Nachbar im Norden. Auf der alten Landesaufnahme trägt sie den Namen Capo alla Culaja und ist als trigonometrischer Punkt verzeichnet. Im Ascotale, aus dem der Gipfel nur sehr schwer zugänglich ist,[1]) vernahmen wir niemals diesen Namen, der allem Anscheine nach im Taitatale der gebräuchliche ist, aus dem auch wahrscheinlich die erste Ersteigung der Punta Stranciacone gelegentlich der Landesvermessung bewerkstelligt wurde. Zu verwundern ist, daß die damals gefundene Höhe von 2070 *m* durchaus nicht mit der Wirklichkeit in Einklang steht. Wir fanden auf Grund einer Barometermessung eine Höhe von 2150 *m*, welche sich durch Anvisieren der übrigen kotierten Punkte als annähernd richtig erwies. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf einige große Ungenauigkeiten der französischen Generalstabskarte hinweisen, an denen dieser Abschnitt des Hauptkammes besonders reich ist. Der Scheidekamm zwischen dem Tal von Larghia Vecchia und dem Taitatal mit dem Capo alle Poste und der Punta de Scaffa (1834 *m*) zweigt, wie schon oben erwähnt, vom P. 2080 (An.) des Hauptkammes ab, und nicht vom P. 2231 (Punta di Missodio), der übrigens etwa 500 *m* zu weit südlich eingetragen ist. Ferner hat der zum P. 1622 (Collo Lucchisi der alten Landesaufnahme) ziehende Grat nicht seinen Ausgangspunkt in der Punta Stranciacone, sondern beinahe 1 *km* südlicher in der Punta di Missodio. Ich habe mich bemüht, diese Verhältnisse in der Kartenskizze einigermaßen richtig zu stellen.



Laricciokiefer an der Baumgrenze.

Anfangs als zackiger Grat, in dem ein schlanker Felsturm besonders hervorsticht, dann aber als breiter Felsrücken zieht der Kamm nordwärts bis zum Knotenpunkt La Mufrella (2148 *m*), von dem einer der bedeutendsten Seitenkämme der Nordkette in westlicher Richtung abzweigt. In steilen Wänden fallen nach Norden die Gipfel dieses Seitenkammes, der Capo Penne Rosse (1982 *m*), die Punta Petrinaccia, der Capo Meta di Filo (1789 *m*) und die Punta Pittinaia (1920 *m*) in den düsteren Kessel von Spasimata ab. La Mufrella ist aus allen drei Tälern ohne Schwierigkeit erreichbar; an ihrem Nordabhang liegt der kleine Mufrellasee (ca. 1950 *m*).

Folgen wir dem Hauptkamme weiter. Etwa 600 *m* nordöstlich entragt ihm der P. 2166 der französischen Generalstabskarte, den ein übermannshoher Steinmann

[1]) Siehe später S. 168 und X. Jb. A. A.-V. M., S. 72.

(Vermessungszeichen) schmückt; er wird im Ascotale allgemein Capo di Marcia genannt. In steilen Plattenwänden stürzt er nach Süden und Osten ab. Aus seiner Ostwand springen zwei schlanke Türme vor, die uns von den Hirten von Finuselle als Colonne di Marcia bezeichnet wurden. Im weiteren Verlauf der Nordkette sehen wir den Hochgebirgscharakter teilweise verloren gehen. Die breiten Felskuppen des Capo al Carozzo (2140 *m* An.) und des Capo Mezzagno (2100 *m* An.)[1] überragen nur um Weniges die Kammhöhe. Nur die Punta Gialba (2101 *m*) verteidigt sich nach drei Seiten durch steilere Wandgürtel. Nördlich der Punta Gialba ist der Col d'Avartoli (1900 *m*) eingeschnitten, ein Übergang aus dem Valle Troncello ins Violintal. Mit ihm beginnt der nördliche Teil unserer Kette. Der breite Felsbau des Capo Ladroncello (2144 *m*) sendet nach Westen einen Seitenkamm aus, der die schroffe Punta Piciaia (2027 *m*) trägt, und der in steilen, von tiefen Schluchten durchrissenen Wänden in das Valle Troncello abbricht.[2] Vom Capo Ladroncello senkt sich der Kamm zur flachen Einsattelung des Col de Petrella (1963 *m*), um sich jenseits zum nördlichsten, orographisch wichtigen Punkt der Hauptkette, zur geröllbedeckten Kuppe des Monte Corona (2143 *m*) aufzuschwingen. Die Fortsetzung des Kammes nach Norden mit dem Capo al Dente (1991 *m*) und der Punta Radiche (2010 *m*) bietet nur mehr geringes touristisches Interesse. Die ganze nördliche Begrenzung des Ascotales bildet die Kette des Monte Padro, die sich am Monte Corona vom Hauptkamme nach Osten loslöst und im Monte Padro (2396 *m*) gipfelt, der somit die höchste Erhebung im Bereiche der Nordkette darstellt.

Es ist der 13. Oktober. Heiter lacht der blaue Himmel. Nur die nassen Felsen, die tropfenden Gräser und der leuchtende Neuschnee dort oben erinnern an das Unwetter der letzten Tage. Um 7 Uhr brechen wir auf, zunächst hinab zum Vereinigungspunkt der Bäche. Es ist der einzige kotierte Punkt ringsum und unsere Aneroide haben eine Korrektion dringend nötig! Beim Brüllen der angeschwollenen Wildbäche stellen wir unsere Instrumente und steigen dann empor durch den hochstämmigen Laricciowald. Schwache Steigspuren weisen uns die Richtung. Eine Stunde aufwärts, dicht über der Baumgrenze, auf freiem Plan in einer Lage, die der schönsten eine ist im ganzen Hochgebirge, steht die Bergerie von Stagno, eine kleine Hütte nur, notdürftig gedeckt, herum einige offene Steinpferche. Drei Hirten treffen wir oben an samt einem alten Weib, das keifend von den Schrecken des Sturmes berichtet. Freundlich werden wir begrüßt; doch rasten wir nicht lange. Wir wollen die Mufrella angehen, um über den Kammverlauf und die Lage der Gipfel in der Nordkette Gewißheit zu erlangen. Zwischen einigen uralten Laricciokiefern schreiten wir aufwärts; mächtige Baumgreise sind's mit knorrigem, weitauslangendem Geäst, die zähe noch aushalten dort oben an der Baumgrenze. Und dann kommt der Fels. Hier trennen wir uns. Die Rinne zur Linken wählen Schlagintweit und Vollnhals — sie vermittelt den kürzesten Weg zum Ziel; wir zwei anderen jedoch schlagen uns zur Rechten, den Punkt 2166 — Capo di Marcia nennen ihn die Hirten — über dessen Südwand zu ersteigen. Oben sollen wir dann zusammentreffen. Ich will den Leser nicht ermüden mit genauem Bericht über Risse, Kamine, Traversen;[3] doch ist der Weg nicht gar einfach und die Kletter-

[1] Beide auf der französischen Generalstabskarte weder kotiert noch benannt.

[2] Siehe Vollbild.

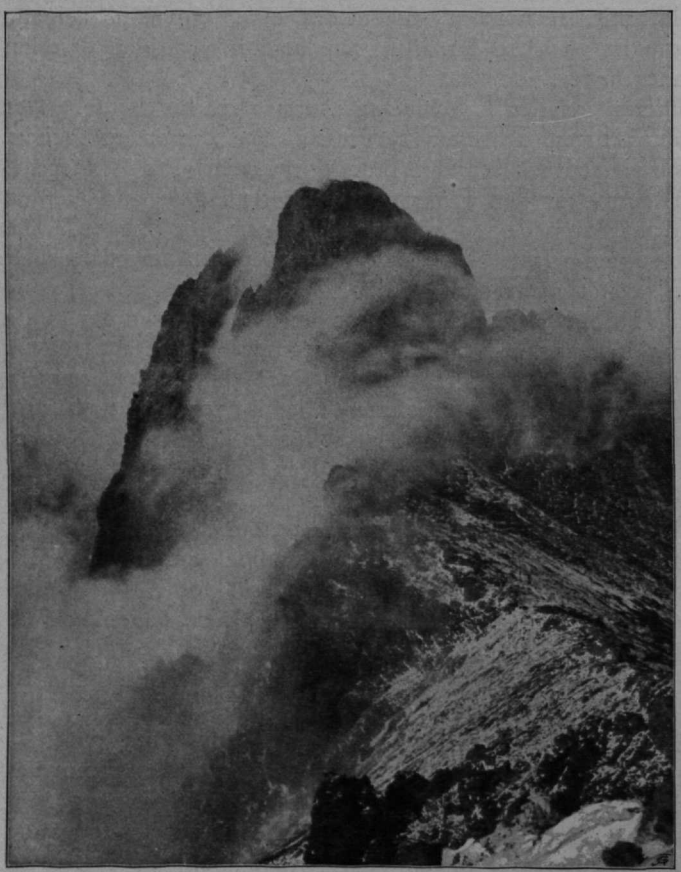
[3] Die genaueren Beschreibungen der von uns auf Korsika 1902 ausgeführten neuen Touren sind im X. Jahresbericht des Akad. Alpenvereins München (S. 71—73) veröffentlicht; ebenso sind auch die des Jahres 1899 im VII. Jahresbericht S. 40—41 zu finden.

schuhe tun uns gute Dienste auf dem glatten, steilen Granit. Oben auf dem Grat wallt dichter Nebel. Wir rufen — sie antworten drüben im Osten. Bald sind wir vereint; ein gewaltiger Steinmann ist's, neben dem wir stehen. Mein Aneroid zeigt genau 2160 m — ohne Zweifel der Capo di Marcia. Der Nebel will nicht weichen. Im Westen von uns taucht jetzt ein Grat auf. Rot ist das Gestein und die Gipfel, die er trägt, fallen senkrecht nach Norden ab. Der Capo Penne Rosse ist der eine, die Punta Petrinaccia der andere. Schneidige Gipfel! Sie verschwinden und wir machen uns auf zur Mufrella, die wir nach einer halben Stunde über den breiten Kamm erreichen. Es wird heller um uns. Endlich kommt Licht und Schatten in das graue Gewoge — die Nebel sinken. Wir stehen auf unserem Felseneiland und blicken über das wallende Wolkenmeer hinüber zu den Hochzinnen der Cintokette. Ein imposanter, einzig schöner Anblick, diese Gipfelreihe in der warmen Beleuchtung der Nachmittagssonne. Doch auch im Südwesten wird's lichter. Dort wieder zwei Gipfel! Nicht gar weit von uns auf dem Hauptkamme, undeutlich noch im Nebel, doch von schroffen Umrissen. Die Punta Stranciacone ist's und der Punkt 2231, für den wir später den Namen Punta di Missodio in Erfahrung bringen. Drüben im Westen, über grell beleuchteten Wolken glitzert und blinkt das Meer. Wir sehen es zum ersten Male wieder, aus luftiger Höhe. Dann steigen wir talwärts. Ein Stündchen plaudern wir noch unten bei den Hirten von Stagno, und hinab geht's durch den dunklen Wald zur Bergerie von Finuselle. Die Nacht ist hereingebrochen, doch der Mond gibt uns das Geleite. Unten treffen wir zwei Hirten an, schwarzbärtig und wild, mit stechenden Augen der eine, ein Kind beinahe noch der andere. Der Raum ist zu klein für alle. Die beiden nächtigen draußen und unterhalten ein loderndes Feuer.

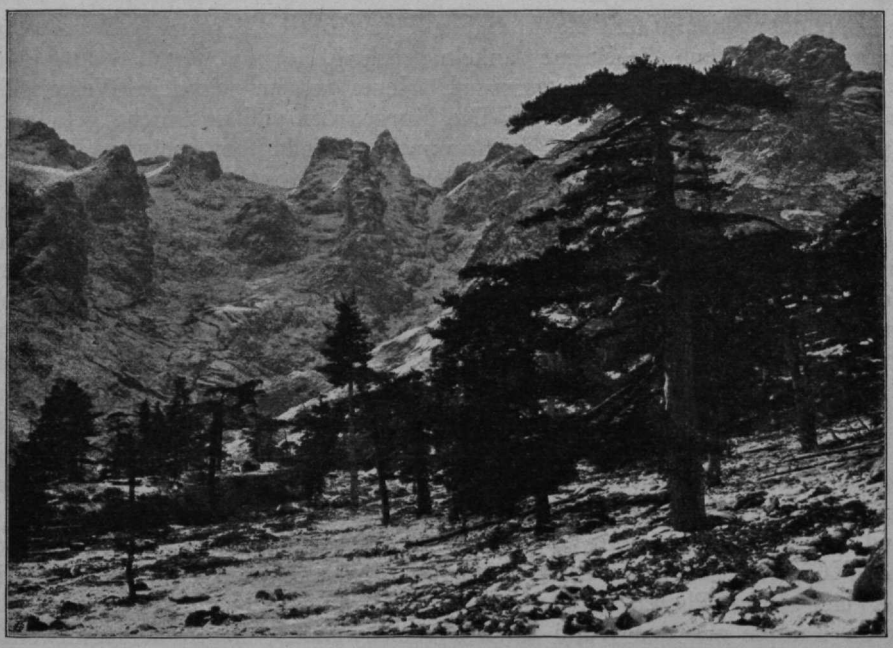
Wieder ist das Barometer gefallen. Schlechte Aussichten für heute. Der Himmel ist trüb. Die beiden Hirten schreiten bergwärts, ihre Ziegen zu suchen. Auch wir brechen auf. Doch wälzen wir schwere Blöcke vor unser »Proviantdepot«, stellen einen großen Baumstamm vor den Eingang zu unserer Höhle und merken uns wohl die Lage. Auch auf Stagno oben suchen die Hirten ihre Ziegen. Die Alte ist allein und gafft neugierig, wie wir Thermometer- und Aneroidablesung vornehmen. Dann geht es weiter auf neuen Pfaden, dem Col von Stranciacone zu. Rasch gewinnen wir an Höhe. Oben dicht unter den Ostabstürzen der Punta Stranciacone finden wir einen kleinen See. Wir bestimmen seine Höhe auf 1660 *m* und nennen ihn Lac de Stranciacone. Zur Linken auf einem Felsrücken wurzeln die letzten zerzausten und knorrigen Wetterkiefern. Hier halten wir Rast und Umschau. Dort drüben der Capo Larghia! Er ist der schönste Berg in der Runde, ein Doppelgipfel, wie man ihn selten sieht im Gebirge. Der Punta Minuta sind wir zu nahe; sie ist verdeckt durch die Ausläufer ihres Nordgrates. Wir steigen weiter. Valle Rosse nennt die alte Karte diesen Teil des Hochtales. Zur Rechten begleiten uns die Abstürze der Punta Stranciacone und Punta di Missodio. Ein kalter Nordwest empfängt uns oben auf der Kammhöhe. Unten im Kessel von Aghia Minuta brauen die Nebel; auch drüben an den Felsgipfeln der Südwestkette ballen sich die grauen Wolken. Am nächsten ist uns die Punta di Missodio im Norden. Sie gefällt uns. Nicht sonderlich hoch, aber herausfordernd ist sie; denn kühn ist ihr Aufbau und senkrecht die Wand, die sie im Westen stützt. Wie wär's mit ihrer Ersteigung? Zwar fallen schon einzelne Tropfen und der Wind pfeift — doch man kommt nicht alle Tage hierher in den obersten Boden des Stranciaconetales mitten in Korsika! Wir queren durch widerborstiges, nasses Erlengestrüpp zum Einstieg in die Südostwand. Es regnet. Über nasse, glitscherige Platten geht die Kletterei. Es gilt eine kleine Erlenterrasse in halber Höhe der Wand zu erreichen. Dichte Nebel fallen ein, in den Rinnen und Kaminen rieseln die Wasser. Oben

auf der Erlenterrasse haben wir harte Arbeit mit dem nassen Gesträuch. Wir sind froh, als wir wieder festen Fels unter den Füßen haben, wenn auch die Kletterei nicht leicht ist und das Seil zu seinem Rechte kommt. Um 2 Uhr stehen wir auf dem jungfräulichen Gipfel — doch unseres Bleibens ist nicht lange; denn der Wind treibt uns Regen und Hagel ins Gesicht. Also hinab! Schlagintweit und Vollnhals voraus; doch sie bedenken törichterweise nicht, daß wir anderen den Proviant in den Rucksäcken bergen. Unter einem kleinen Überhang in der Wand, wohl geschützt vor dem Unwetter, verzehren wir Wurst und Schinken, Käse und Brot. Mit der Schinkenschwarte schmieren wir unsere Stiefel — sie haben's nötig. Unten erfahren es die anderen. Sie schimpfen weidlich und wären wir nicht auf Korsika gewesen, wer weiß, sie wären grollend von hinnen gezogen.

Sturm und Hagel, als wir um 5 Uhr die Bergerie von Stagno betreten! Erstaunt machen uns die Hirten am Feuer Platz. Morgen verlassen sie das Tal — es wird zu kalt, meinen sie. Denn der Korse fürchtet Schnee und Kälte. Uns ist's recht; dann können wir wenigstens umziehen. Ist doch die Hirtenhütte von Stagno weit günstiger gelegen als die Höhle von Finuselle; auch scheint sie etwas regendichter zu sein. Wieder dunkelt es, als wir aufbrechen. Doch waren wir nicht untätig — einen jungen Geisbock haben wir erstanden, um etwas Abwechslung ins Menu zu bringen. Es schüttet in Strömen. Wir verirren uns in der Dunkelheit; denn überall rauschen Gießbäche herab, denen wir noch nicht begegnet. Über Wurzeln, Blockwerk und durch Wald, oft halb im Wasser, stolpernd und stürzend, doch immer mit hochgehobenen Laternen, daß sie uns nicht verlöschen, ziehen wir talwärts, unserer Höhle zu. Heute wundert's mich noch, daß wir den Weg gefunden. Doch wir können nicht herüber über unseren »Höhlenbach« — er ist ein reißender Fluß geworden und die Nacht ist heute doppelt schwarz und finster. Vielleicht geht's weiter oben. Ein langes Brett, das wir unten bei den Pferchen gefunden, schleppen wir mit. Die Wasser brüllen und tosen, daß wir uns nur schreiend verständigen können. Dazu regnet es unaufhörlich. Kaum reicht der Laternen Schein ans andere Ufer. Scheck opfert sich, wird ans Seil gebunden und wagt



Punta di Missodio (2231 m) von der Bocca di Stranciacone.



Kessel von Trinbolaccia mit Capo Larghia (2525 m).

den Sprung zu einem Block, um den die Gischt schäumt. Er springt zu kurz und stürzt bis zur Brust in den Wildbach. Doch drüben ist er. Nun erleichtern uns Brett und Seil wesentlich die Arbeit. Fast drei Viertelstunden dauert der Übergang. Wir sind alle naß bis auf die Haut. In unserer Höhle ist es grundlos. Endlich brennt das Feuer. Erbswurstsuppe, Tee und Käse gibt's heute abend. Spät erst kriechen wir in unsere Schlafsäcke. Es ist die letzte Nacht auf Finuselle.

Der 15. Oktober — ein schöner Tag! Heute ziehen wir um. Denn jeden Abend über 300 *m* tiefer abzusteigen als eigentlich nötig, ist doch sicher recht unzweckmäßig. An die Arbeit also! Wir wälzen die schweren Blöcke vom Eingang unseres »Proviantdepots« — aber o Schrecken: Alle Säcke sind geöffnet, ihr Inhalt durcheinandergewühlt. Also Einbruch und Diebstahl! Natürlich der bärtige Hirte von gestern. Sogar die Schachteln mit den photographischen Platten sind geöffnet. Es fehlt ein Aneroid, eine Bussole, Revolver, Messer, Gabeln und Tabak. Warte Schurke! Doch wir haben ihn nicht erwischt. Der Ausländer ist zu sehr im Nachteil und findet gar keine Unterstützung. Keiner will den Mann gekannt haben.

Derweilen die anderen schwerbepackt sich auf den Weg zur Bergerie von Stagno aufmachen, bleibe ich zurück, den Rest des Gepäckes zu bewachen. Vier Stunden liege ich im Gras. Auf dem Cinto und dem Ciuntrone blendender Neuschnee. Hinter dem Zackenkamm des Capo al Borba lugt neugierig der Capo Larghia-Westgipfel hervor. Punta di Pampanosa nennen ihn die Hirten. Im Norden, dicht über mir, türmen sich die Colonne di Marcia zum blauen Himmel. Um die Mittagszeit kommen die anderen zurück. Lebe wohl, Höhle von Finuselle! Mit dem Rest des Gepäcks beladen schreiten wir langsam aufwärts. Rot erglühen rings die Berge, als wir oben im Stagno anlangen. Ein Kerl sitzt drinnen, bärtig, mit stechenden Augen, genau wie der andere drunten auf Finuselle. Sein Gewehr lehnt neben ihm. Ein Mufflonjäger sei er und komme heute von der Bergerie de Manica drüben am Cinto. Wir sind nicht sonderlich erfreut über den neuen Gast.

Eng ist's; denn knapp fünf Leute haben Platz in der Bergerie. Draußen weht ein kalter Wind; doch die Sterne funkeln prächtig.

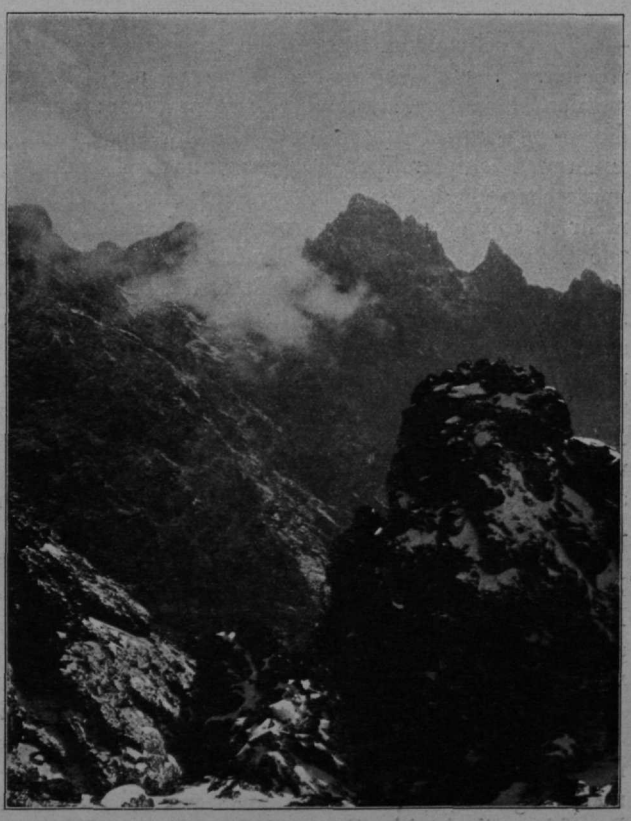
Früh um ½6 Uhr brechen wir auf. Heute wollen wir dem Westgipfel des Capo Larghia auf den Leib rücken. Die Morgenröte will uns nicht gefallen. Es gibt sicher Schnee, meint Scheck. Bald nimmt uns der Felsenkessel von Trinbolaccia auf. Wie poliert sind überall die Granitfließen; denn wir schreiten auf dem Grunde eines großen diluvialen Gletschers. Draußen ziehen sich die mächtigen Seitenmoränen weit hinaus ins Tal. Überall um uns starrt steiler Fels, gegen Süden der imposante Turmbau unseres Gipfels, zur Rechten die Punta Minuta. Ehrfürchtig blicken wir zu den gewaltigen Türmen ihres Nordgrates empor, die gefeit scheinen gegen des Kletterers Ansturm. Oben teilt sich unser Kessel, der westliche Teil bildet ein ungemein düsteres Hochkar. Ein kleines Firnfeld lagert in ihm und jäh baut sich die Nordostwand der Punta Minuta darüber auf. Unser Weg führt uns jedoch in den östlichen Teil des Kessels, der durch den schroff abstürzenden Nordgrat der Punta di Pampanosa von jenem getrennt ist. Zwei Schneefelder lagern übereinander in der Nordwand des Capo Larghia. Vom obersten muß der Zugang zu unserem Gipfel erzwungen werden. Das hatte ich schon vor zwei Jahren mit Freund Kleintjes vom Larghia-Ostgipfel aus ausgekundschaftet. ½10 Uhr ist's, als wir den Gipfelaufbau über dessen Ostwand in Angriff nehmen — vergebliche Mühe: die glatten Platten vereiteln jeden Ansturm. Derweilen die anderen ihre Kraft im Kampfe mit der Wand nutzlos verschwenden, haben Schlagintweit und ich einen Zugang von der großen Scharte im Gipfelgrat des Larghia entdeckt. Kurz, aber schneidig ist die Kletterei. Um ½11 Uhr stehen wir vereint auf dem luftigen Gipfel. Kaum haben wir alle Platz auf der Schneide. Von Westen her jagen die Nebel heran, stoßweise setzt der Sturm ein und ungemütlich wird der Aufenthalt hier oben. Ein Blick noch auf die Paglia Orba, die wie eine Vision aus der anderen Welt über weitem Wolkenmeere thront — dann geht's hinab. Drüben über der Bocca Stranciacone wälzen sich die regenschwangeren Wolkenmassen. Schlechte Aussichten für morgen! Gegen Abend erreichen wir wieder die Hütte. Lange sitzen wir beisammen am Feuer. Ziegenbraten gibt's; doch mundet er nicht sonderlich. Draußen ist es empfindlich kalt — 0°.

Sturm, Hagel und Regen die ganze Nacht. Überall rinnt und tropft das Wasser auf uns herab. Ein elendes Loch doch, diese Bergerie von Stagno. Möge sich der Leser nur ja keine Hütte in unserem Sinn darunter vorstellen. Ein ovaler Steinpferch ist's, einige Bretter und Balken darüber, offen nach allen Seiten, ein kleines Gatterl als Türe, das ist unsere Behausung. Hätten wir nicht unsere trefflichen, gefütterten Schlafsäcke, wir würden nicht so lange oben ausharren. Langsam, kriechend vergehen die Stunden des 17. Oktober. Oben liegt tiefer Neuschnee — wir sehen's, wenn auf Augenblicke sich die Wolken teilen. Vergebens bemühen wir uns, unser primitives Dach regendichter zu machen. Nachmittags wird's etwas lichter. Wir haben kein Holz mehr. Scheck und Schlagintweit gehen auf die Arbeit ins nahe Gehölz. Sie sind fleißig, denn stundenlang hört man die hallenden Beilschläge. So wird's Abend. Wieder gibt es Ziegenbraten, dazu Thee, Cakes und Schokolade.

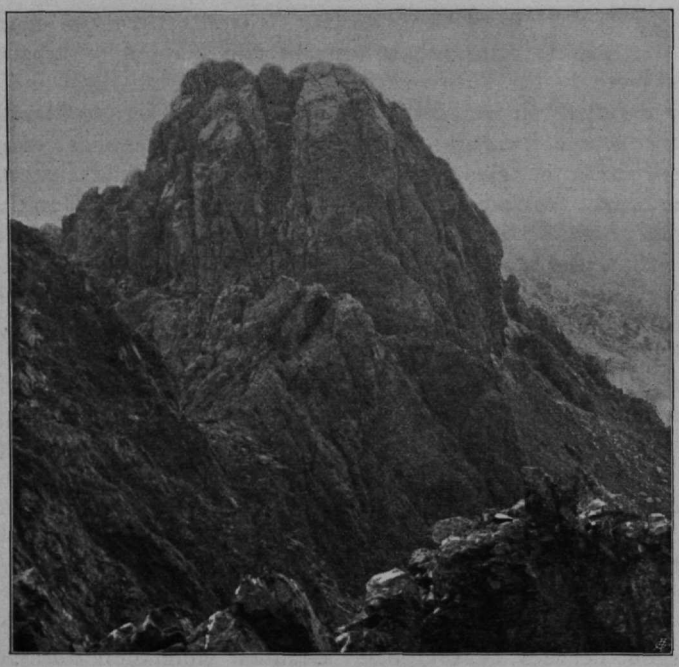
Eine nette Überraschung am nächsten Morgen! Blendender Neuschnee draußen! 8 *cm* tief liegt er vor der Hütte. Doch die Sonne scheint und in tiefem Blau wölbt sich der Himmel über dem winterlichen Hochgebirge. Mit unseren photographischen Apparaten brechen wir um 9 Uhr auf, der Bocca di Stranciacone zu. Unerträglich blendet der Schnee in der Sonne. Sie will es wieder gut machen, was sie versäumt die letzten Tage. Um die Mittagszeit stehen wir auf dem Hauptkamme, zwischen Punta Rossa und Missodio auf einem kleinen Felskopf, dessen Höhe wir

auf 2080 *m* bestimmen. Es ist der schönste Punkt in der Gegend. In mächtigen Wänden baut sich vor uns die Südwestkette auf, beherrscht von der Paglia Orba; rechts von ihr des Capo Tafonato kecke Turmgestalt. Unten dunkler Wald und rauschende Wasser. Weiter draußen felsige Vorgebirge und das glitzernde Meer bis weit zur fernen Wolkenbank am Horizont, über den, deutlich erkennbar, die Ligurischen und die Seealpen im Sonnenglanze strahlen. Dann wieder in nächster Nähe der kühne Felsbau der Punta Missodio und der gewaltige Minuta-Nordgrat. Das sind Kontraste, Hochgebirge und Meer, wie man sie nicht leicht findet wo anders. — Scheck und ich haben viel zu tun mit Photographieren. Die zwei anderen sind's nicht zufrieden, sie wollen noch höher, auf die Punta Rossa, einmal weil sie noch unerstiegen, dann auch, um den obersten Boden des Kessels von Aghia Minuta auszukundschaften. Eis und Neuschnee erleichtern ihnen nicht gerade die Arbeit. Um 4 Uhr kehren sie zurück und berichten, daß die Scharte zwischen Minuta und Punta Rossa gangbar sei, daß man aber tief unten die Minuta-Westwand umgehen müsse, um über die Bocca Minuta ins Virotal gelangen zu können. Nur ungern verlassen wir unseren Standpunkt. Kalt weht der Wind und graue, nasse Nebel ziehen über die Jochhöhe. Abend ist's, da wir die Bergerie erreichen. Schüchtern wagt sich von Zeit zu Zeit der Mond hervor zwischen den hastig eilenden Wolken und gespenstisch gleitet sein fahles Licht über den bleichen Schnee und die schwarzen Laricciokiefern. Hell lodert und prasselt unser Feuer in der Bergerie. Das Thermometer zeigt 2° unter Null.

Ein trüber, kalter Morgen, der des 19. Oktober. Draußen wütet der Sturm, Schnee und Regen vor sich hertreibend. Einen großen Kienstamm schleppen wir in die Bergerie — er soll uns Wärme spenden; wir wollen heute nicht sparen mit Holz. Beinahe wäre uns aber das Dach unserer Hütte dabei verbrannt, der einzige notdürftige Schutz vor dem Unwetter. Doch nicht müßig verbringen wir die langen Stunden. Eifrig wird geflickt und genäht und jeder sucht's dem anderen zuvorzutun an Fleiß und Geschick. Derweilen wir häusliche Arbeiten verrichten, hat sich der Himmel etwas aufgeklärt und mancher helle Sonnenstrahl bahnt sich seinen Weg durchs graue Gewölk. So ist der Tag doch nicht verloren und wir brechen auf, gewappnet und gerüstet, um der Punta Stranciacone zu Leibe zu rücken. Es ist Mittag — spät für den Versuch. Nach einer Stunde



Paglia Orba (2523 m) von Nordosten.



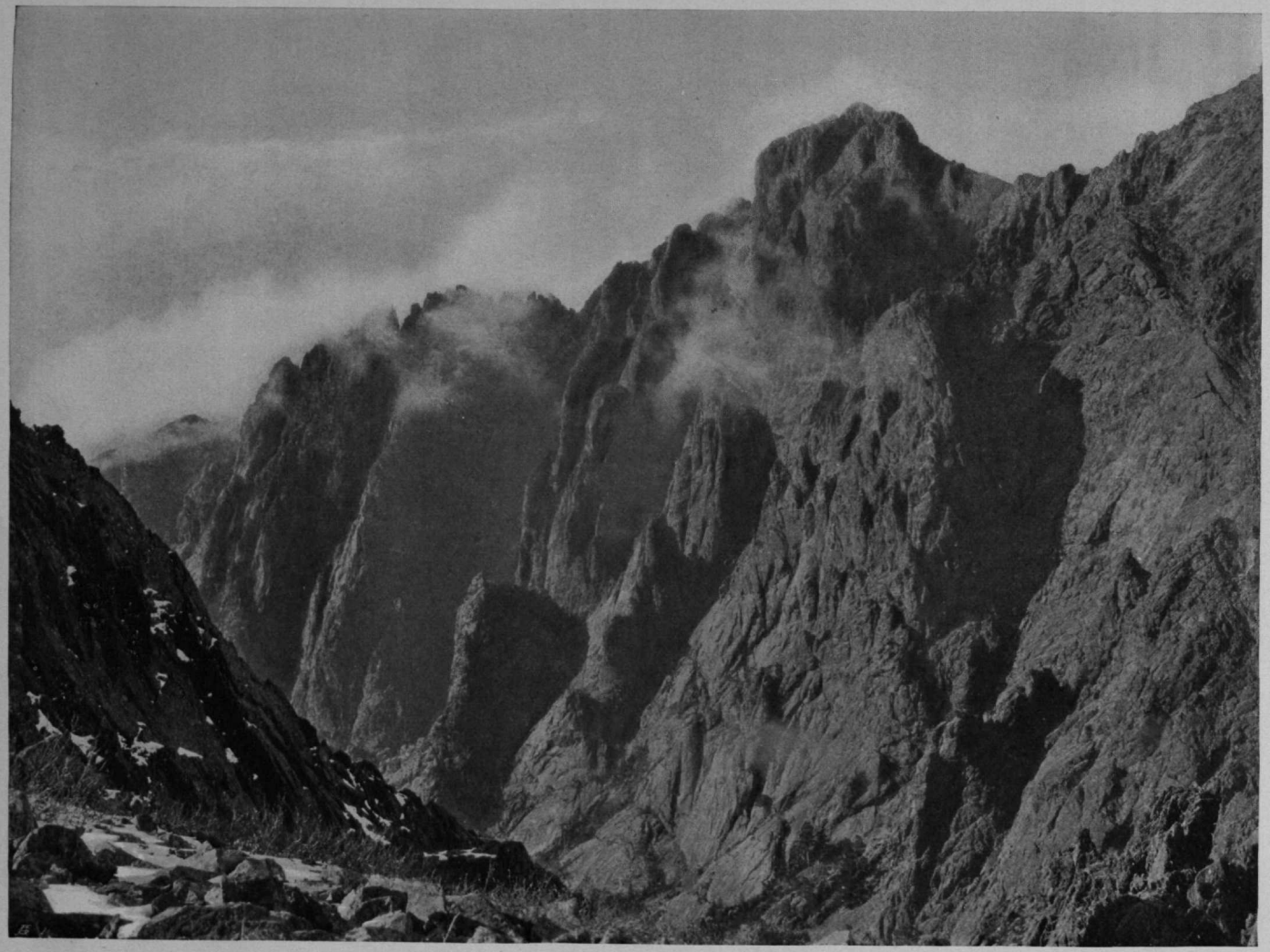
Punta Stranciacone (2150 m An.) von Südwesten.

schon stehen wir in der Scharte, die tief eingeschnitten ist in den Hauptkamm im Westen unseres Gipfels (2045 *m* An.). Eine steile Rinne, in der ein mächtiger Block eingeklemmt ist, oben einige schwarze Risse, dies ist der einzige Zugang, den wir von der Punta di Missodio feststellen konnten. Die Arbeit ist nicht leicht. Der obere Riß besonders, ein schwieriger Stemmkamin, erfordert Kraft und Mühe. Gegen 3 Uhr stehen wir auf dem Gipfel (2155 *m* An.), einer kurzen, schmalen, von West nach Ost verlaufenden Schneide. An der Ostecke die Reste eines großen Steinmanns, — doch schwanken wir lange, ob Menschenhand, ob Verwitterung hier gearbeitet. War's die erstere, so muß der Gipfel bei der Vermessung erstiegen worden sein, doch kaum auf unserem Wege; denn über Stemmkamintechnik haben die Vermessungsbeamten oder die für sie arbeitenden Hirten kaum verfügt. Ein anderer, leichterer Weg führt demnach auf den Gipfel. Wir wollen ihn finden. Inzwischen sind die Nebel wieder eingefallen. Die Punta di Missodio ist nur mehr in ihren eckigen, schroffen Umrissen erkennbar, doch drüben über dem Ascotale thront im blendenden Winterschmuck der Monte Cinto mit seinen Trabanten. Wir brechen auf. Schlagintweit und Vollnhals verschwinden wieder in den senkrechten Rissen der Westwand; denn ihrer wartet unten der zurückgelassene Rucksack. Wir zwei anderen wenden uns nach Osten. Richtig, von der Scharte dort unten führen steile, doch gangbare Schrofen nach Norden gegen die Bergerien von Taita hinab, die vermutliche Route der Erstersteiger. Gen Süden leitet eine tiefe, finstere Schlucht hinunter auf die Blockhalden des Valle Rosse. Ihr vertrauen wir uns an; sie spaltet die Südwand des Berges. Unten müssen wir uns 8 *m* frei abseilen. Ein kleiner Wasserfall stürzt hier herab und patschnaß erreichen wir den Ausstieg.

Die Dunkelheit bricht herein. Stolpernd und irrend steigen wir hinab zwischen Blöcken und Baumstämmen zur Bergerie. Großer Kriegsrat ist heute abend. Der Proviant geht zur Neige, Brot und Cakes reichen gar nur mehr für einen Tag, auch der Geisbock ist verzehrt. Es wird also Zeit an den Abzug zu denken. Er wird für übermorgen festgesetzt.

Draußen glitzern und funkeln die Sterne. Es wird gutes Wetter morgen!

Noch ist's Zwielicht im Tale, als wir aufbrechen. Doch drüben im Osten flammt die Morgenröte, den nahen Tag verkündend. Freund Scheck ist heute mein Begleiter, die anderen zwei wollen für den Abzug rüsten. Unsere heutige Bergfahrt gilt der Nordkette. Wir wollen auf dem Hauptkamme vordringen bis zur



Naturaufnahme von Franz Scheck.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Punta Piciaja (2027 m) aus dem Val Troncello.

Punta Gialba und noch weiter, wenn es geht. Langsam schreiten wir bergwärts, auf bekannten Pfaden zur Mufrella. Im Golde der Morgensonne erglüht rings der Bergeskranz, als wir um 1/28 Uhr die Kammhöhe erreichen. Weit draußen glänzt das Meer. Unter uns noch im Schatten des Bergzuges das stille Tal von Taita mit seinen dunklen Wäldern und den silbernen Wassern, deren Rauschen leise zu uns empordringt. Auf der Mufrella halten wir Rast, zeichnen und photographieren; denn instruktiv ist die Rundschau. Unten, gegen den Kessel von Spasimata glänzt der kleine Mufrellasee. Das Mufflon soll dort häufig anzutreffen sein, wie uns der Jäger vor einigen Tagen zu berichten wußte. Wir schreiten weiter auf dem Felsgrat zum Capo di Marcia, dem höchsten Punkt im Hauptzuge der Nordkette. Packend ist der Tiefblick hinunter über die Ostwand zur Bergerie von Finuselle. Immer weiter geht's auf dem Grat nach Norden. Zur Linken sehen wir in eines der verlassensten und düstersten Hochtäler von Korsika, in den Kessel von Spasimata. Steile Wandfluchten, von Schluchten und Kaminen zerrissen und zerfurcht, bilden seine Umrahmung. Wir überschreiten den Capo al Carozzo (2145 *m* An.) und die Punta Mezzagno (2100 *m* An.). Dort unten erkennen wir zwischen vereinzelten, großen Laricciokiefern die runden Steinpferche der Carozzo-Bergerie in wilder, großartiger Lage. Mittag ist's, als wir den Gipfel der Punta Gialba (2101 *m*) betreten. Von seltener Klarheit ist heute der Tag: das leuchtende Meer und die buchtenreiche Küste, zu unseren Füßen wasserdurchrauschte, einsame Waldtäler und gegen Süden die tiefverschneite Kette von der Zackenkrone des Traunato bis hinüber zur Nadel des Tafonato. Über eine Stunde halten wir Rast; dann steigen wir hinab zum Col d'Avartoli. Wie eindrucksvoll in seinen Kontrasten ist doch der Blick in das tiefeingeschnittene Felstal von Troncello und die steile, zerklüftete und zerrissene Südwand der Punta Piciaja (2027 *m*), die sich scharf und düster abzeichnet von der sonnigen Landschaft draußen und der glitzernden Fläche des Meeres![1]) Schon neigt sich die Sonne — wir müssen eilen; denn weit noch und beschwerlich ist unser Heimweg. Pfadlos über steile Schrofen, zwischen Erlen, Wacholder und Ginster, durch Blockwerk und Rinnsale geht es abwärts ins Waldtal von Violin, wo in dichten, herrlichen Beständen noch unberührt und unausgebeutet die Laricciokiefer steht. Eng eingezwängt im felsigen Bette rauscht neben uns der Bach, dessen Lauf wir folgen. Eben geht die Sonne unter hinter dem breiten Rücken des Capo al Carozzo. Langsam und träge steigen die Schatten empor am jenseitigen Berghang und bald dämmert's unten im Talgrund. Rüstig schreiten wir durch den dichten Wald. Bei der einsamen Bergerie von Violin überschreiten wir den Bach. Wir finden einen schmalen Pfad, der am steilen Gehänge hinleitet zwischen mannshohem, dichtem Erikagesträuch. Über den dunklen Wäldern vor uns steigt im Abendgolde des scheidenden Tags des Capo Bianco beschneiter Felsbau mächtig auf. Wir eilen weiter. Kaum erkennbar senkt sich der Pfad zum Bach. Wir durchwaten ihn — er ist breit und tief. Jen-

Die Bergerie von Stagno (1450 m An.).

[1]) Siehe Vollbild.

seits geht's weiter durch Wald und über Blockwerk. Da wird's lichter zwischen den Stämmen — wir stehen am Stranciacone. Schnell entkleiden wir uns — der dritte Bachübergang heute! Eisig kalt ist das Wasser. Drüben treffen wir einen leidlichen Waldweg. Er ist uns bekannt. Mit den Maultieren sind wir hier vor zehn Tagen gegangen. Doch dunkel ist's und die ersten Sterne glänzen am Himmel. Wohl eine Stunde steigen wir dicht am Flusse beim spärlichen Schein unserer Laternen bergan. Oben, in der Nähe der Kote 1145, müssen wir zum viertenmal durch den schäumenden Wildbach. Es ist schwarze Nacht; wir erkennen nicht einmal das jenseitige Ufer. Zweimal versuchen wir den Übergang; doch der Fluß ist zu tief und zu reißend. Doch weiter oben geht es. Die schweren Rucksäcke auf den Schultern, in der Rechten den stützenden Pickel, in der Linken die hochgehobene Laterne, bis über die Knie im strömenden, kalten Wasser durchschreiten wir den Bach. Endlich sind wir drüben. Anderthalb Stunden müssen wir noch pfadlos bergauf durch den finsteren Wald, bis wir spät abends anlangen bei den Freunden am Hirtenfeuer von Stagno. Zwei fremde Männer sitzen noch außer ihnen in der Bergerie, Hirten aus dem Ascotale. Sie sind gekommen, ihre übrigen Ziegen und Schweine zu suchen. Schlagintweit und Vollnhals schlafen heute draußen; denn zu eng ist's für sechs im kleinen Raum. Es ist die letzte Nacht heute in der Bergerie. —

Sechs Tage später — wir haben inzwischen über Corte und Calacuccia das ganze Gebirge umgangen — sitzen wir zu dritt auf der Bergerie von Ballone (1480 *m* An.) zu oberst im Virotale. Freund Schlagintweit hat uns in Calacuccia verlassen. Er ist zur sonnigen Küste geeilt, um erst später wieder mit uns zusammenzutreffen. Wir haben uns gut versorgt diesmal! In den Säcken für zehn Tage Proviant, 12 *qm* wasserdichtes Tuch, ein neues großes Beil und eine Säge. In Corte haben wir das alles erstanden. Manche Erinnerung wird wach in mir da oben auf der Bergerie. Mit Freund Kleintjes habe ich hier gehaust vor drei Jahren. Schöne Sommertage waren es damals. Jetzt aber ist der Winter im Anzug, kurz und kalt sind die Tage, dazu Schnee und Eis im Gebirge. Wir haben noch Arbeit heute. Unser großes Wachstuch spannen wir über die Hütte; denn Regen, Sturm und Schnee werden nicht lange auf sich warten lassen. Dann gehen wir hinaus in den Wald mit Beil und Säge, Holz zu fällen, bis es Abend wird. Ganz gemütlich ist es in der Bergerie beim lodernden Feuer. Zwar pfeift der Wind durch den Bau, aber wir haben doch mehr Platz als auf Stagno oder gar auf Finuselle.

Im fahlen Dämmerlichte des Morgens brechen wir am 27. Oktober auf. Klar ist heute der Tag. Dem Uccello gilt der Kriegszug und dem Capo Tighietto. Wir steigen in jener Schlucht empor, die wir schon damals zum Aufstieg erkoren, und manche Stelle erkenne ich wieder. An frischer Quelle, oben im Felsenkessel, halten wir kurze Rast. Hier war es, wo wir zum Südgrat emporkletterten — heute lassen wir diesen Scherz; denn nicht der günstigste Weg war's, den wir damals gewählt. 1/2 10 Uhr — wir stehen auf dem Gipfel, begrüßt von unserem Steinmann, den wir vor drei Jahren gebaut. Er hat sich nicht verändert, selbst unsere Karten, die wir nur flüchtig eingefügt, hat ihm der Sturm noch nicht aus den Zähnen gerissen! Was uns damals die dichten, schweren Nebel, die uns umwallten, versagt hatten — heute sehen wir es: Es ist der stolze, glatte Felskoloß der Paglia Orba, der ernst und majestätisch auf wuchtigen Graten thront, unnahbar und abweisend. Auch in den Kessel von Tondo blicken wir heute hinab und in den von Aghia Minuta. Es sind Wände da hinunter, wie man sie auch bei uns nur selten sieht im Hochgebirge. Beklemmende, drückende Ruhe dort unten über den einsamen Karen und den dichten, düsteren Wäldern. Wohl erkennen wir deutlich den breiten Bach von Larghia Vecchia, wie er ungestüm hinabeilt ins Tal, doch dringt kein

Laut an unser Ohr. Auf dem Monte Cinto lastet noch tiefer Neuschnee, an der Minuta aber und dem Capo Larghia hat ihm die Sonne schon ordentlich zugesetzt und nur mehr an der Nordseite und in den Rinnen und Couloirs hält er sich noch zähe fest. Erwartungsvoll blicken wir hinüber zu unserem Nachbar im Nordosten, zum Capo Tighietto. Ob wohl der Gratübergang ausführbar ist? Wir lassen für heute die Frage offen; zwei mächtige senkrechte Abbrüche im Nordostgrat des Capo Uccello — ich habe sie bereits im orographischen Teil dieses Aufsatzes erwähnt — haben uns kein sonderliches Vertrauen zu dieser Tour eingeflößt. So umgehen wir diesen Grat tief unten an der Südseite und erreichen um 1 Uhr den Capo Tighietto (2285 *m* An.), wo wir uns neben dem Steinmann zur Mittagsrast niederlassen. Immer wieder blicken wir hinaus nach Westen. In harmonischer Tonabstufung folgen sich die Felskulissen, die Grate und Wandkanten unserer Bergkette bis zum steilen Abfall des Capo Scafone, schweigend ruhen dort unten die Felskare, die Schluchten und die Wälder, und weit draußen glitzert und funkelt das Meer. Wie oft schon haben wir in diesen Bergen Ähnliches geschaut und doch wie neu, wie mächtig ist jedesmal der Eindruck von Meer und Hochgebirge vereint in einem Rahmen.

Felsentor im Capo Tafonato (2343 m) gegen Westen.

Gegen 2 Uhr verlassen wir den Gipfel. Den Nordostgrat wählen wir zum Abstieg. Er leitet uns zu einer Scharte, von der wir nun sorglos hinabeilen über leichtes Geschröf in der Richtung unserer Bergerie. Doch zu rasch ist unser Gang. Scheck, unser berggewohnter Freund, strauchelt und verstaucht sich den Fuß. Es ärgert ihn weidlich; haben wir uns doch alle schon gefreut, morgen zusammen den jungfräulichen Tafonato anzugehen. Ganz langsam und bedächtig geht es nun abwärts; denn jeder Schritt im losen Blockwerk verursacht dem Freunde Schmerz und Pein. Dunkel ist's, als wir die Bergerie erreichen. Wir machen es uns bequem im kleinen Raum und bald brodelt und kocht die Suppe im Kessel über dem Feuer. Draußen abe rauscht der Bach sein eintönig Lied und schwarz und finster ragen die Berge zum sternbesäten Himmel.

Der Morgen des 28. Oktober läßt sich nicht übel an. Unten im Tal zwar liegen breit die Nebel; doch der Himmel ist klar. Das Barometer ist aber arg gefallen in der Nacht. Scheck bleibt heute zurück — ihn schmerzt noch der Fuß. Gerne würden wir bei ihm bleiben; doch er überredet uns, den schönen Tag, den letzten vielleicht vor Winterseinzug, nicht untätig zu verbringen — und so ziehen wir fort, Vollnhals und ich, den letzten noch unbetretenen unter den Hauptgipfeln von Korsika zu bezwingen. Mich reizt die Tour auch persönlich in hohem Maße: Es kommt mir vor, als sei der Tafonato noch ein unbeschriebenes Blatt in der Erschließung des korsischen Hochgebirges. Um 6 Uhr brechen wir auf. Langsam ziehen die Morgennebel talein. Dem Col Foggiale streben wir zu, doch nicht oben

über der Baumgrenze wie vor drei Jahren — es war ein mühevoller, beschwerlicher Weg damals —, sondern unten auf Umwegen, zuerst das Virotal hinab, dann am Prugnolibache hinauf. Heute sehen wir nichts vom mächtigen Felsbau der Paglia Orba. Wir stecken im Nebel, der immer dichter wird und kälter. Um 9 Uhr stehen wir auf dem Paße. Heulend fegt der Wind über die Blöcke, dichter und dichter wird das Grau um uns -- es beginnt zu regnen. Wir wenden uns nordwärts, den obersten Karboden zu gewinnen. Über Schnee, nasse Platten, zwischen riesigen Blöcken, auf Geröll und losem Geschiebe geht es vorwärts, immer nach Norden; denn dort vermuten wir die Felsen des Tafonato. Ein kurzer Lichtblick. — Da, vor uns, kaum sichtbar im Nebel eine steile Felskante. Es ist der Westgrat. 1/211 Uhr ist's, als die Kletterei beginnt. Nicht leicht ist's, an den nassen Felsen emporzuklimmen; doch unverdrossen streben wir aufwärts — sie soll unser werden heute, die stolze Zinne, trotz Sturm, Nebel und Kälte. Hart ist die Arbeit am Grate; trügerischer Neuschnee bedeckt die Platten, die jäh und unvermutet abstürzen nach Nordwesten ins Valle della Rossa. Anderthalb Stunden mögen verronnen sein, seit wir in die Felsen eingestiegen sind — wir stehen in einer kleinen Gratscharte. Da reißt urplötzlich das graue Gewölk und des Tafonato mächtiger Gipfelturm steht vor uns, eine unheimlich kühne Felsnadel, noch über 100 *m* hoch über uns aufschießend, glattwandig, unbezwingbar. Sprachlos starren wir das seltsame Felsgebilde an, nur einige Sekunden, dann jagen wieder die Wolken einher, vom Herbststurm gepeitscht, und bald umgibt uns wieder düsteres, lichtloses Grau. —

Es ist 1/4 nach 11 Uhr. Wir errichten einen kleinen Steinmann. Keiner verliert ein Wort — der Berg hat sein entschiedenes »Nein« gesprochen. Ein kleiner Kamin leitet hinab gegen die Südwand. Wie wär's, wenn wir versuchten, das berühmte Loch des Tafonato von hier aus zu erreichen? Vorsichtig queren wir auf schmalen Bändern in die windgeschützte Südwand, immer in östlicher Richtung. Da öffnet sich plötzlich zur Linken die Wand und wir stehen in dem gewaltigen Felsentor, das der Teufel hier durch den Berg geschlagen. Noch nie habe ich Ähnliches geschaut. Kann die Verwitterung allein solches zu Wege bringen? 30 *m* in der Breite und wohl 10 *m* in der Höhe mißt dieses seltsame Loch, über dem der ganze Gipfelbau noch lastet.[1]) Jedermann kennt es in Korsika, oder hat davon vernommen. Denn vom Col de Vergio, wie aus dem Fangotal ist es sichtbar und manche Sage hat sich um den merkwürdigen Berg gewoben. Niemand hat bisher das Loch betreten — kein Wunder, daß die unglaublichsten Gerüchte über dessen Größe im Volke kreisen. Selbst der sonst zuverlässige Guide Joanne gibt ihm 150 *m* im Durchmesser. Sein Boden ist eine einzige, steil geneigte Platte, die etwa 10 *m* tiefer in die furchtbare Nordwand des Berges abbricht. An der südlichen Öffnung bildet der Rand dieser Platte eine schmale Kante, die über dem unteren Teil der Südwand überhängt und die sich als Verschneidung nach Osten in die Wand hinaus fortsetzt. Ein Stück klettern wir noch hinaus in der Verschneidung und gelangen zu einer kleinen Kanzel, von der sich steil und glatt ein Kamin emporzieht. Sollten wir vielleicht von hier aus den Gipfel überlisten können? Wir beratschlagen — es ist unheimlich kalt auf dem luftigen Balkone. Da wirbeln weiße Schneeflocken im Nebel und bald bedecken sich die Felsen mit nassem Neuschnee. Zurück also, es ist höchste Zeit! Vollnhals, der noch ein gutes Stück im Kamin emporgeklettert war, berichtet, daß die Gipfelwand oben senkrecht und grifflos sei, daß aber ein Riß zum Grat sich emporziehe. Eilends wird der Rückzug angetreten. Im Tunnel pfeift der Wind, jagen die Nebel und wirbeln die Flocken im tollen Tanz. Viel Vorsicht erheischt im Abstieg der neue Schnee

[1]) Siehe Textbilder S. 171 u. 173.

auf den Platten, der teilweise schon unsere sorgfältig ausgelegten Markierungsblätter bedeckt. Glücklich erreichen wir den Ausstieg — es ist 3 Uhr. Schnee und Regen treiben uns heimwärts. Den Tafonato habe ich nicht wiedergesehen. Naß, müde und mißmutig kommen wir abends zu unserer Bergerie. Draußen geht der Herbststurm, prasselt der Regen, dröhnen die Wasser. Scheck war fleißig gewesen. Holz für vier Tage ist hochaufgeschichtet in der Hütte.

Der 29. Oktober bricht an, trüb, kalt und regnerisch. Tief hängen die Nebel an den Wänden und in den Schluchten. Um Mittag beginnt es lustig zu schneien. Ich fühle mich unwohl heute und bleibe im Schlafsack. Das Thermometer zeigt 3° Kälte — es hat keinen Sinn mehr, hier oben auszuharren in Sturm und Wetter.

Am letzten Oktober verlassen wir die Bergerie. Tiefer, blendender Neuschnee lastet im Gebirge, in den Hochtälern schäumen und brausen die Wasser der angeschwollenen Bäche.

Lebt wohl, ihr trotzigen, wolkenumtürmten Gipfel, ihr zackigen Grate! Der Winter ist bei euch eingezogen mit Sturm und Nebel, Eis und Schnee. Wir eilen hinaus an die sonnige Küste, wo in den warmen Tälern der silberne Ölbaum steht, wo die Agave und die Opuntie stachelig wuchern an den Hängen und die myrten- und erikabestandenen Vorgebirge weit hinausragen ins blaue, leuchtende Meer. Herrliche Sommertage durchleben wir noch unter dem lachenden, blauen Novemberhimmel des Südens dort draußen am Gestade des Cap Corse und wie ein Märchen kommt es uns vor, daß wir bereits den Winter durchkostet haben oben im Hochgebirge.

Felsentor im Capo Tafonato (2343 m) gegen Osten.

Führerlose Fahrten in der Maurienne und im Reiche der Meije.

Von

Aemilius Hacker und Ing. Eduard Pichl.

Aiguilles d'Arves (3412 *m*, 3514 *m*, 3509 *m*) — Aiguilles de la Saussaz (3315 *m*, 3321 *m*) — Aiguille du Goléon (3429 *m*).

Ae. H. Südlich der Romanche liegt das märchenhafte Alpenland des Dauphiné. Ernst und feierlich sind seine tiefeingeschnittenen Hochtäler. Von den eisstarrenden, zerklüfteten Zinnen quellen Hängegletscher, in blaugrünschillernde Seraks aufgelöst, den tollen Kaskaden seiner wildschäumenden Bergströme gleichend, zur eisüberfluteten oder trümmerbedeckten Talsohle. Selten nur erfreuen in tieferen Regionen spärliche Hochwälder oder lieblich grünende Alpenmatten das Auge. Und wie seine Heimat ist das Bergvolk still und ernst, kaum jemals tönt ein Lied von seinen Lippen.

Nördlich von diesem wilden Berglande bohren sich gleich Dolchklingen die Aiguilles d'Arves in den Äther.[1])

An deren furchtbaren Wänden und Graten unsere Klettertüchtigkeit zu erproben, war unser erstes Beginnen.

Mitternacht des 9. September 1902 verließen Ingenieur Eduard Pichl, Präsident des Österreichischen Alpenklubs, und ich, aus Oberitalien kommend, den treno diretto in St. Michel und stiegen im Hôtel à la gare ab.

Nach Abschluß der Unterhandlungen wegen Beförderung unseres großen Gepäcks nach La Grave en Oisans ging's schwer bepackt den steilen Abkürzungsweg zum Col du Galibier und durch den langen, den Bergrücken durchsetzenden Straßentunnel nach Valloire. Eine bildhübsche schlanke Maid mit schwarzen Sammetaugen und blauschwarzem Haar servierte uns das Diner, und als wir nach kurzer Rast schieden, winkte uns noch lange der Holden Tüchlein den Abschiedsgruß.

In frohster Stimmung wanderten wir talauf zum Weiler la Ravine, überholten dabei Proviantmulis französischer Chasseurs, stiegen dann, den Bach querend, rechts über Trümmer und Rasenhänge zu den weithin zerstreuten Alphütten Au Commendraut empor, deren vorletzte wir vor Eintritt der Dunkelheit erreichten. Butter, Brot und Milch brachte uns der freundliche Senne.

Zum ersten Male kochten wir auf Feuer von Kuhdünger, denn Holz gab's weit und breit nicht. So arg aber, wie andere dies schildern, fand ich's weitaus nicht — es ist eben alles nur Gewohnheit!

---

[1]) Von den Aiguilles d'Arves bestehen nur zwei von E. T. Comptons Hand herrührende Bilder: »Die Aiguilles d'Arves von Westen« und »der Mauvais pas«. Beide sind schon in der »Zeitschrift« 1895 als Titelbild und auf Seite 81, sowie in »Purtscheller, Über Fels und Firn«, von H. Hess, Seite 225 und 231, reproduziert. Von den Aiguilles de la Saussaz und der Aiguille du Goléon können wir zu unserem Bedauern Abbildungen nicht geben, da Photographien dieses Gebietes nicht zu beschaffen waren.

Hat mir vielleicht der Qualm von feuchtem Latschenholze in rauchiger Almhütte je Vergnügen bereitet, oder auf einer Schutzhütte, wo der Herd, wie so oft, nicht funktioniert — oder dem Leser vielleicht? Segensreich wäre es meines Dafürhaltens, auf unseren hochgelegenen, holzarmen Almen die Kuhmistfeuerung einzuführen. Vielhundertjährige Wetterbäume, die sonst schonungslos zum Opfer fallen, möchten späteren Generationen erhalten bleiben.

Im Heu ruhen wir aus, hoffend, daß uns der Wettergott gnädig — denn er hatte uns des Abends ein griesgrämig Antlitz gezeigt.

Noch ist's Nacht, 4 Uhr 30 Min., die Sterne funkeln, die Pointe d'Argentière und der von ihr zur Aiguille Méridionale ziehende Felsgrat zu unserer Linken sind nebelfrei, als wir das Steiglein talaufwärts verfolgen — aber gar bald haben wir's verloren —, und bei Laternenschein geht's über Trümmerfelder, Wandabsätze, dann wieder über blumenüberwucherte Matten dem innersten Talkessel zu. Die Dämmerung bricht an, da tauchen über einer Talbarre die drei ersehnten Nadeln auf, kühn, himmelanstrebend.

Ganz nördlich wenden wir unseren Kurs zum Col de Sarrazin. Wollen wir doch den Aufstieg über den Nordabsturz der Aiguille Septentrionale uns erzwingen, der überhaupt nur einmal und da im Abstiege von Purtscheller, Prof. Kellerbauer und Schulz am 20. Juli 1885 begangen worden, und der im untersten Viertel so schwierig und mühsam war, daß Schulz im 21. Jahrgang des Jahrbuches des Schweizer Alpenklubs, 1885—86, erklärte, »der Weg dürfte sich kaum zur Nachahmung empfehlen«. Zwei Wandabsätze hatten die Genannten mittels Abseilens passiert, und nur Purtschellers Energie war ausschlaggebend gewesen, im vollen Bewußtsein, daß dadurch der Rückweg abgeschnitten sei, das Seil vom ersten platten Wandabsatze abzuschnellen, den zweiten zu passieren und den Abstieg zu forcieren! Was mochten uns wohl diese Wändchen aufzulösen geben?

Die Aiguilles d'Arves sind drei in der Richtung von Südsüdwest noch Nordnordost liegende Felsenhörner. Dem Hauptkamme steht am nächsten die Aiguille Méridionale (3509 *m*) und nördlich von ihr die Centrale (3514 *m*) und Septentrionale (3412 *m*). Südlich der Méridionale sind sie durch den Col Lombard vom Bec de Grenier, im Massive der Aiguilles de la Saussaz, getrennt, nördlich durch den erwähnten Col de Sarrazin von der Aiguille de l'Epaisseur, einem leicht ersteiglichen Gipfel. Zwischen den Nadeln liegen tiefeingeschnittene Gletscherpässe, der nördliche Col des Aiguilles d'Arves und zwischen der mittleren und südlichen Aiguille der Col de Gros Jean; er ist des wildzerklüfteten Ferners wegen äußerst schwierig passierbar. Am 4. Juli 1882 wurde er von Reverend Coolidge mit den beiden Almers in der Richtung von den Almen au Commendraut nach denen von Rieu blanc überschritten. Eine Wiederholung fand nicht statt.

Mystisches Dunkel ruhte durch Jahrzehnte auf diesen Aiguilles.

Matterhorn und Barre des Écrins sind durch Whymper erstiegen worden — die Aiguilles und die Meije aber vermochten ihm ehrfurchtsvollste Scheu einzuflößen! Die Märe ging, daß die Aiguille Centrale schon erstiegen worden und »verhältnismäßig« zugänglich sei. Nach Joannes Reisebuch »Itineraire du Dauphiné«, Paris 1862—63, soll Notar Benoit Nikolas Magnin aus Saint Michel dieses Heldenstücklein vollbracht haben, und zwar schon am 2. September 1839 gelegentlich einer Jagd — nach anderer Legende wieder der Gemsjäger Savoie aus Valloire. Dem begreiflichen Wunsche, dies zu prüfen, hatte der kühne Michel Croz, als Whymper, Moore und Walker 1864 den leicht passierbaren Col des Aiguilles d'Arves zwischen der nördlichen und mittleren Nadel passiert hatten, achselzuckend nur die Worte entgegengesetzt: »Bei meiner Seele, Sie täten besser, dies anderen zu überlassen«, und der wackere Christian Almer sen. bekräftigte diesen klassischen

Ausspruch noch durch den Zusatz: »Nicht um tausend Franken ginge er mit.« Whymper und Genossen waren eben keine Führerlosen und mußten sich damit bescheiden.

Zehn Jahre nach Whymper, am 10. Juli 1874, erstieg Reverend Coolidge mit den beiden Almers, Vater und Sohn, die Aiguille Centrale von Norden, mußte aber zu seinem großen Erstaunen die Reste eines Steinmannes auf dem Gipfel konstatieren. Sie rührten entweder von Magnin oder Savoie her. Am 22. und 23. Juli gleichen Jahres unterlagen ihrer Werbung die beiden anderen Felsjungfrauen — von Süden her.

Am 20. Juli 1885 hatten Purtscheller und Genossen im Anschlusse an die Traversierung der Septentrionale von Süden nach Norden auch die Centrale in Angriff genommen und von Nord nach Süd traversiert mit Abstieg durch das zweite Hauptcouloir in der Südwand zum Glacier de Gros Jean, nachdem der Versuch, durch Traversierung der Südwand den Col de Gros Jean zu gewinnen, aufgegeben worden war. Am 22. Juli 1885 kehrten Purtscheller und Begleiter an der Aiguille Méridionale unter dem »Mauvais pas« um. Daß Purtscheller trotz schönsten Wetters nicht unter dem »Mauvais pas« hinaustraversierte und von rechtsher den Aufstieg über die furchtbaren Steilplatten zu erzwingen suchte, wie es späterhin einmal ausgeführt wurde, gilt mir als Beweis, daß er diesen Weg als für Nagelschuhe ungangbar erachtete und sich in ein Spiel ums Leben nicht einzulassen willens war.

Am 23. Juli 1893 erstieg Purtscheller mit Dr. Blodig diesen kühnen Felszahn in Kletterschuhen und berichtete hierüber in dieser Zeitschrift, 1895.

Von den genannten Routen war seither nicht abgewichen worden.

Dies ganze alpine Leben schwebte uns während der einstündigen Rast auf dem Col de Sarrazin, 3100 *m*, vor Augen; unser Plan war: die Überschreitung sämtlicher Aiguilles von Nord nach Süd zu versuchen.

In der vereisten Sohle des mächtigen Risses, der, im oben verengten Teile einen weit vorspringenden, unpassierbaren Überhang bildend, die Nordabstürze der Septentrionale spaltet, stiegen wir vor 10 Uhr an, kletterten nach links über eine mit kleinen, aber guten Griffen versehene Steilwand, 25 *m* hoch, auf, woselbst sich ein gutes Plätzchen fand. Über einen kleinen Vorsprung traversierten wir auf ein 1/2 *m* breites, glattes Band in die Ostflanke hinaus, bis es endigt. Schlechte Griffe an einer Platte, die überdies nicht ganz fest ist, nötigten Pichl, zu mir zurückzukehren.

Rasch sind die Kletterschuhe angelegt, die Platte ist überwunden, und durch eine enge Rinne geht's wieder auf eine Platte am Fuße eines von Süd nach Nord sich verjüngenden, überhängenden Wandgürtels. Ein fester Block auf stark geneigtem Bande über der turmhohen Ostwand erlaubt mir, Pichl gut zu versichern. Ich befinde mich etwa fünf Schritte von der Wand weg und habe mir schon zwei Anstiegsrouten ausersehen; äußersten Falles müßte man rechts über morsches Gestein absteigen, dann über ein schmales Band unter einen aus brüchigen Felszacken bestehenden Überhang traversieren und diesen überwinden.

Staunend sehe ich, wie Pichl jeden Griff in der ganzen Wand probiert, alles abtastet, wieder zurückgeht, nochmals vergebens versucht und endlich darangeht, zum Trümmer-Überhange abzusteigen. Trotz meines unbedingten Vertrauens zu seiner Kletterkunst, konnte ich mir's nicht versagen, ihn auf meine Wahrnehmungen aufmerksam zu machen.

»Versuch's« — war die Antwort. Welch anderen Anblick aber gewährten meine erlesenen Durchstiege, um die paar Schritte näher! Der erste, mit herabgeneigten Griffen — überhängend, völlig aussichtslos — den anderen, dort, wo der Wandabsatz ober der Platte nördlich am tiefsten ist und ganz rechts draußen auf der Gratkante ein Griff erreicht werden mußte, ohne Seilversicherung anzugehen, heller Wahnsinn! Sonst in der ganzen Wandbarre kein Durchstieg.

Pichl klettert nun nordwärts von der Platte auf ein schmales Trümmerband hinab, das nach wenigen Schritten abbricht, und spreizt dann an die etwas vorspringende Wand, die oben mächtige, große Blöcke aufliegen hat, hinunter. Vorsichtig stürzt er einen Block nach dem anderen zur Tiefe, bis einige feste Griffe sich ergeben.

Geht's hier nicht — waren wir gleich zu Beginn unserer Fahrt gescheitert! Freilich hatten wir mit »Ungewissem« begonnen.

»Pickel her — ich stehe sicher,« ruft Pichl.

Die Versicherung freigebend, klettere ich vorsichtig zu ihm hinüber, reiche den Pickel, und nun versucht er wohl an die zwanzigmal, unermüdlich mit dessen Hilfe das Seil um einen hoch ober ihm vorspringenden Zacken zu legen —, immer wieder gleitet die Schlinge ab — endlich liegt sie fest. Beide ziehen wir, der Block hält. Zwei Griffe, im nächsten Augenblicke steht Pichl aufatmend oben. Auf schrägem Bande steigt er ober mir empor, Rucksäcke und Pickel werden aufgehißt. Nunmehr im Falle etwaigen Sturzes gesichert, gehe ich die rechte niederste Wandstufe nochmals an. Ein Tritt für den linken Fuß, ein Griff für die Linke findet sich wohl, aber erst weit rechts draußen ist ein Zacken für die Rechte. An die Wand geschmiegt, strecke ich mich rechtshin, fasse behutsam den Zacken — er hält; — greife mit der Linken nach, ein Ruck, eine halbkreisförmige Pendelbewegung und ich schwinge mich auf die Wandkante. Gleich darauf bin ich neben Pichl, der mich bei lockerem Seile versichert hatte. Wir stehen an dem die Wand durchsetzenden Risse, der Fortsetzung des Einstiegrisses, vor dem zweiten Wandabbruche. Ein glatter, 2 *m* hoher Überhang, etwas zur Rechten, im südlichen Ende des Risses, war bald überwunden — die Bahn zum Gipfel frei, das schwierige Problem gelöst. Volle 1½ Stunden hat dies kurze Wandstück zu seiner Bezwingung erheischt. Unschwierige Platten mit guten, festen Griffen, die das Gestein der Aiguilles d'Arves, Breccien und Konglomerate mit zahlreich eingebetteten, runden, braunschwarzen Kieseln, durch Ausfallen derselben allenthalben bietet, folgten, und wir erreichten, uns rechtshin wendend, um 2 Uhr 15 Min. die luftige, scharfe Spitze, deren Wände nach Ost und West jäh abbrechen.

Ein Wolkenmeer lagerte ringsum über der Bergwelt. Um 3 Uhr stiegen wir östlich zur Scharte zwischen dem südlichen Vorgipfel und unserem Hauptgipfel ab. Ging's da schon schwierig, so hätten die letzten 20 *m* gar Abseilen erfordert. Da kletterten wir lieber zurück zur eben verlassenen Spitze, dann über die Westwand direkt etwa 30 *m* hinab bis ober den furchtbaren Absturz und auf Bändern südlich zur Scharte, von dieser über Platten südöstlich auf einen plattigen Vorsprung, dann noch eine Seillänge in den Grund der Schlucht zwischen Nord- und Südgipfel; drüber hinaus in die plattigen Schrofen des Südgipfels, direkt südlich weiter; endlich durch eine Schuttrinne auf den Col des Aiguilles d'Arves, 6 Uhr 20 Min. abends.

Tief unter uns lagen im Abendgolde auf grünen Matten die Alphütten von Rieublanc; Schnee, dann Schutt hätten uns in kürzester Zeit hinabgebracht, aber der Aufstieg am nächsten Morgen unnötigen Zeitverlust verursacht. Zudem löste die untergehende Sonne die Wolkenschleier in Dunst auf und eine klare ruhige Nacht stand in Aussicht.

Rasch entschlossen zum Biwak, teilten wir uns in die Arbeit. Pichl holte in Kochgeschirr und Aluminiumflasche Wasser aus einem an der tiefsten Stelle des Cols von Eis umschlossenen Wasserbecken, ich richtete mittels plattiger Steine auf vereistem Schutt die Lagerstätte her. Dann wurde abgekocht und wir streckten uns zur Ruhe hin. Ein eisiger Wind strich nach Mitternacht über den Col — alte Biwakerinnerungen tauchten auf. Nicht einmal am Uschba, Ende Oktober 1895, in mehr als 4000 *m* Höhe hatte ich so jämmerlich gefroren wie diesmal, wonniglich

dagegen zu nennen waren die fünf Nächte auf dem Gipfel der Batumspitze, 3600 *m* hoch.

Freilich hatte ich damals nicht den Versuch gewagt, wie diesmal in Mosetigbattist-Hose und -Mantel der Kälte zu trotzen; und Freund Pichl in seinem Billrothbattist-Schlafsacke lachte mich noch aus darob.

Die plattige Nordwand der Aiguille Centrale ist von drei Rinnen durchfurcht —, die sämtlich vereist sind. In die östlichste derselben stiegen wir 3/4 8 Uhr ein, verfolgten sie steigeisenbewehrt bis zu ihrem Abschlusse, traversierten über brüchiges Gestein sehr vorsichtig auf schmalem Bande linkshin und gelangten über eine gänzlich vereiste Felsstufe von etwa 2¼ *m* Höhe auf ein Band, das auf die ostwärts führende Kante des Berges leitet, 8 Uhr 30 Min. Etwas nach Süden absteigend, dann über ein Band mit Steinmanndl, bogen wir in das große Couloir ein und erkletterten sodann den Grat; weiterhin kamen wir auf ein schönes Schuttband, wieder herum in die Nordseite, dann etwas aufwärts, nach links und abermals auf ein Schuttband, das linkshin zum Beginne der großen, steilen Platte führt.

Bedrückend wirkt die Wucht des nun auftauchenden gewaltigen Gipfelturmes. Rucksack und Pickel wurden hier zurückgelassen. Die glatte Plattenflucht spaltet ein schmaler Riß. Entlang demselben kletterten wir in Kletterschuhen auf winzigen Tritten zur Scharte empor und nach links (Steinmann) schwierig herum in die letzte Scharte vor dem Hauptgipfel. Meine Vermutung stellte sich als richtig heraus, daß diese Stelle zwischen den beiden letzten Grateinschnitten direkt, aber sehr schwierig nordwärts zu erklettern sei. Über Platten stiegen wir auf den aus gewaltigen Gipfelblöcken bestehenden schmalen Gipfelgrat, der von Nord nach Süd verläuft, 10 Uhr 10 Min.

Außer den schwierigen kahlen Steilplatten war am schwersten die Steilstufe beim Ausstieg aus dem Einstiegscouloir, die auch Purtscheller am 20. Juli 1885 gänzlich vereist getroffen und sehr schwierig befunden hat. 10 Uhr 40 Min. schon stiegen wir ab. Einen Blick auf die Meije abzuwarten, schien aussichtslos. Wilde Felstürme, stückweise Eis- und Wandpartien wurden sichtbar, um sofort wieder im Nebel zu verschwinden. »Dort mag's fein sein, das wäre ein Meijewetter«, meinte mein Freund.

Lebhaft bedauerten wir, die Rucksäcke nicht bei uns zu haben, sonst wären wir direkt auf dem Südgrate abgestiegen. Schon 11 Uhr 5 Min. waren wir nach glatter Überwindung der Steilplatten bei den Säcken, frühstückten, stiegen dann 11 Uhr 30 Min. über die zwei Bänder im Zickzack in die Scharte und dann links neben dem Couloir hinab, etwas tiefer, als wir beim Aufstiege in die Südwand traversiert hatten. Durch die plattige Südwand führt ein einziges Band tief unter uns in der Richtung vom Col de Gros Jean. Wir querten die Rinne und betraten das Band. Kein Zweifel, daß dies dasselbe ist, das Purtscheller 1885 verfolgt und von dem er festgestellt hat, »daß es weiterhin abbreche und der Col de Gros Jean nur unter den größten Schwierigkeiten zu erreichen wäre«. Äußersten Falles blieb uns immer noch der Abstieg, den damals Purtscheller gemacht, direkt durchs Couloir zum Glacier de Gros Jean, um uns dann gleich Coolidge den schweren Weg zum Col durch die Gletscherbrüche zu erzwingen. Da hätten wir aber viel an Höhe verlieren und wiederum weit aufsteigen müssen. In Verfolgung des Bandes erblickten wir rechtshin in gleicher Höhe den Col — aber das Band bricht ab, ein mächtiger Plattenschluß zieht vor uns hin. Ober uns scheint's etwas besser zu gehen. Etwa drei Seillängen klettern wir vorsichtig empor, einer scharfen Einsenkung im Grate zu, queren die westlichste Rinne, die knapp neben dem Hauptgipfel herabkommt und deren Gangbarkeit wir schon vom Gipfel her konstatiert hatten, dann geht's ganz hinaus an die Südkante des Berges. Nun etwa 50 *m* direkt hinab in die

Scharte gegen den Col de Gros Jean, wo der zerrissene Hahnenkamm, der die Verbindung mit dem Col herstellt, ansetzt. Bevor ich nachkomme, seilt Pichl sich los und klettert über einige Türme des Hahnenkammes hinaus, der unvermittelt nach Ost und West als scharfe, zerklüftete Gratschneide abbricht, um das endliche Abstiegsterrain zu rekognoszieren; denn bedrohlich hat das Wetter sich gestaltet — längst ist jeder Blick in die Ferne durch Nebelfetzen verhüllt und gewaltig umbraust uns der Südsturm, feine Schneekörner uns ins Antlitz schleudernd. Geht's nicht, dann heißt's hurtig zurück über den gefährlichen Plattenschuß, um auf Purtschellers Route den Gletscher zu gewinnen, bevor der Schneesturm die Platten unpassierbar gemacht.

Lange kein Ruf von Pichl, der flach auf dem Grate hingestreckt über die Westabstürze hinablugt — eine Ewigkeit deuchten mich diese bangen Minuten bis zur Entscheidung. Endlich tönt's: »Es geht!« Meine volle Ruhe war zurückgewonnen. Einen heißen Kampf gilt's, das war mir klar. Rasch klettere ich ab. Pichl ist schon rechtshin verschwunden, wieder angeseilt. Volle 50 *m* reichen unsere beiden verknüpften Seile. »Festhalten!« ertönt's. Bald darauf »Nach!« Einige Meter hinaus nach rechts — eine exponierte Traverse von etwa 20 *m* und ich stehe vor einer 10 *m* hohen, stark plattigen Steilwand. Unter mir zieht ein meterbreites Schuttband links bis zur Westwand des Hahnenkammes, mit der die anschließenden Plattenschüsse eine Verschneidung bilden, die weiter unten in eine Rinne übergeht und auf den Schutthalden endigt. Ein Blick hat mich überzeugt, daß es gehen wird, aber wie! Pichl steht am Ende des Bandes, hart an der Verschneidung. Um einen Block schlage ich das von ihm straff angezogene Seil. Das andere Ende um den Arm geschlungen, klettere ich vorsichtig den Wandabsatz hinab. Es ist sehr schwer und würde entschieden erleichtert, wenn man weiter nach rechts (nördlich) querte. Aber jede Minute war kostbar. Schon stehe ich neben Pichl. Mit voller Wut hat indessen der Südsturm eingesetzt, die Nebel flattern aus der Tiefe herauf — ein bodenloser Abgrund scheint unter uns zu gähnen. Hurtig klettert Pichl hinab, erst über eine 5 *m* hohe, schlechte Wand mit Standpunkt an ihrem Ende, und eine sehr steile, besser gestufte Rinne 20 *m* tiefer, bis auf einen bequemen, aus der Wand vorspringenden Kopf, der die Rinne teilt.

Der Schneesturm hat indessen die Platten voll Graupen angeworfen. Ich suche nach einem Abseilblock. Am ganzen Bande ist keiner zu finden, alles ist brüchig, wackelig. Ein kammartiger kleiner Felsvorsprung ganz rechts bei der Verschneidung findet sich endlich. Wuchtig fallen die Pickelhiebe, um eine Scharte herauszuschlagen. Endlich splittert der Zacken, aber das umgelegte Seil gleitet ab — es geht nicht. Da — ein Blitz, daß ich fast geblendet bin, und ein scharfer Knall und wie wenn des Himmels Tore hierdurch geöffnet wären, schlägt im gleichen Momente der Sturm Unmassen Schnees mir ins Gesicht. Mein eben erwogener Plan, frei in Kletterschuhen abzuklettern, ist vernichtet; denn im Augenblicke liegt eine handdicke Schneeschicht auf der Plattenflucht. Die Steigeisen denn heraus und den Mauerhaken. Steigeisenbewehrt schlage ich mit dem Pickel den Mauerhaken in eine Ritze neben dem ausgesprengten Abseilblocke, 1 *cm* nur, dann geht's nicht weiter. Ich suche ihn herauszureißen — alles Mühen umsonst. So schlage ich ihn denn krumm hinüber zum Blocke und ziehe das Seil durch. Der offene Rucksack ist indessen schon im Schnee begraben. Die Hände sind ganz starr geworden, eisige Kälte durchschauert mich, und Schlag auf Schlag folgt den Blitzen der Donner. Hui, wär' das ein Biwak! »Los!« ruf ich hinunter, fasse das doppelte Seil, das ich überdies in etwa 10 *m* Länge um mich geschlungen, einen Spielraum von 5 *m* lassend, mit der Linken und mit einem gewaltigen Satze springe ich zur ausgebauchten Wand am oberen Ende der Verschneidung, da mich ein

»Abseilen« direkt in die Mitte der Platte gebracht hätte und die Traverse dann ein Pendeln befürchten ließ. Die Eisen knirschen — ich erfasse einen Block und stehe auf dem Plätzchen vor der langen Rinne —, während Felstrümmer, die ich losgetreten, dieselbe hinabpoltern. Pichl erzählte mir nachträglich, er habe gefürchtet, ich käme mit. Vorsichtig, um nicht hinauszupendeln, geht's die Rinne hinab bis zu einer guten Felsstufe und nun versuche ich das Seil durchzuziehen. Aber das hängt fest und hat sich zwischen Fels und Mauerhaken offenbar eingeklemmt. 40 *m* Seil verlieren — das ging nicht an. Mir war indessen ganz behaglich warm geworden. Ich kletterte etwa 10 *m* zurück bis zur Knotung, durchschnitt das Seil, knüpfte die Enden fest zusammen, zog durch diesen mächtigen Ring das Seil durch und kletterte wieder zurück — alles unter Blitz und Donner und Schneesturmgraus — aber 20 *m* Seil hatte ich zurückerobert. Eben trat ich zu Pichl, da blendete ein Blitz. Pichl, der mit dem Gesichte zur Wand stand, zuckte zusammen — auf meine Anrede stöhnte er. Eine halbe Stunde hatte mein Abstieg erfordert. Die furchtbare Kälte hatte seine Hände leblos gemacht und ihn einer Ohnmacht nahe gebracht. Die letzte elektrische Entladung hatte ihn leicht gestreift.

Scharfes Frottieren stellte ihn bald wieder her und wir kletterten mit möglichster Eile die linke Rinne ab, etwa 5 *m* zum eingekeilten Blocke und nach Überkletterung desselben weiter zur Vereinigung der beiden Rinnenäste, zu deren Rechten glatte Plattenschüsse herabziehen. Leicht wird die Schutthalde erreicht — wir sind außer Gefahr. Der kräftige Händedruck, den wir wechseln, bedarf keines Dolmetsches. 3 Uhr ist's geworden. Da wir unter sotanen Umständen die morgens gehegte Absicht, auch die berühmte »Méridionale« gleich anzugehen, nicht weiter zu erörtern not hatten, stampften wir im dichtesten Nebel über die verwitterten Schieferhänge, deren Grund ganz aufgeweicht war, gegen den Col Lombard, in der Absicht, nach La Grave abzusteigen, änderten aber dann, um näher der »Méridionale« zu sein, unseren Entschluß, da ja mit der Meije auf Tage hinaus nichts zu erhoffen war, querten die Hänge nach Norden zu, bis wir den von der »Centrale« nach Rieublanc herabziehenden Felskamm trafen, und verfolgten diesen, bis der Nebel durchsichtiger wurde und in der Tiefe grüne Matten durchschimmerten, die uns dann zu den Hütten von Rieublanc leiteten. Nicht wenig erstaunt waren die Leutchen, als sie erfuhren, woher wir kamen, und sie wollten es nicht glauben. In zuvorkommendster Weise boten sie uns Milch, Butter und vorzügliches Brot. Dann trockneten wir unsere triefenden Kleider und den Inhalt meines Rucksackes, den der hineingewehte Schnee gründlich durchnäßt hatte. Rieublanc besteht aus mehreren Hütten, in denen drei Familien mit Kind und Kegel die Wirtschaft führen. Unsere Familie, namens Guille, bei der wir nun zu Hause waren, bestand in Abwesenheit der Mutter als Familienoberhaupt in zwei bildhübschen Mädchen im Alter von 17 und 19 Jahren, mit blauen Augen, blonden Haaren und zarten Zügen — das eine das reinste Gretchen in glockenförmigem, mit blauem Tuche verbrämtem Faltenrocke aus dunklem Loden und ebensolchem Miederjäckchen. Aber Sauberkeit schien nicht der Mädchen Leidenschaft, gleich ihren vier jüngeren Geschwistern bis zum Alter von fünf Jahren herab — alle waren aber blühend und pausbackig.

Sie schliefen allesamt in sogenannten Betten in einer stillen Ecke des Kuhstalles, in dem an die 30 Stück wohlgenährten Viehes standen. Oberhalb war die Heutenne, in deren tiefem Pfühl wir wohltuende Ruhe fanden. Den ganzen Tag über waren die Kinder mit der nutzbringenden Beschaffung von Feuerung beschäftigt, indem sie den frischen Dünger mit höchsteigenen Händchen breitdrückten und an allen Ecken und Enden der Gebäude und umliegenden Felstrümmer anklebten. Dort bleibt er, bis er in Luft und Sonne trocknet und abfällt. Fanden

sie Zeit, so halfen ihnen ihre liebreizenden älteren Schwestern treulich mit. Es ist halt doch etwas ganz anderes auf Almen, wo nur französisch parliert wird und selbst die Kühe französisch verstehen. Abgesehen davon, waren die Mädchen und Kinder von solcher Artigkeit und Bescheidenheit, daß sie Prinzessinnen im Vergleiche zu jenen weiblichen Almungeheuern, wie sie gewöhnlich zu finden sind, genannt zu werden verdienten.

Am zweiten Tage kam die Matrone, eine biedere, rüstige Frau von fabelhafter Zungengewandtheit. Sie kochte uns ein Gericht nach folgendem Rezept: In einen halbvollen Kessel kommen einige Handvoll Makkaroni und geschälte Kartoffeln — ist dies gar gekocht, Salz, ein Stück Butter, dann wird die Hälfte gute Milch dazugegossen und endlich ein Napf voll abgerührten Rahms und Mehl dickflüssig hineingerührt. Das ist die Kost der pausbackigen Fratzen und war auch die unsere zwei Tage lang. Jedenfalls schmeckte es uns besser, als es weiland Purtscheller und Dr. Blodig auf Commendraut geschmeckt hatte. Das waren die gewonnenen Erfahrungen vom 13. September 1902, während es draußen unaufhörlich regnete. Die übrige Zeit schliefen wir. Am Morgen des 14. September, um 8 Uhr, krochen wir endlich verdrossen aus dem Heu. Nebel schlug uns durch die Bodentür entgegen und fußtiefer Schnee deckte die Alm.

In gehobener Stimmung machten wir uns ans Frühstück. Gegen 9 Uhr lichtete sich der Nebel. Titanenhaftes Ringen der Lichtspenderin mit den Dämonen der Finsternis hub an. Da — ein Sonnenstrahl, die Nebelschleier zu Häupten zerfließen und aus einem Meer von Licht und Glanz starren drei, dem Orkus entstiegene finstere Riesen drohend empor in den tiefblauen Äther. Der wildeste ist der rechte — die »Méridionale«. Das wird ein Kampf, wenn sie mit Eis sich wappnet! Nebel wogen herein — der Zauber ist gebrochen, aber tief in der Seele bleibt sein Bild ewiglich eingegraben.

Nachmittags bummelten wir durch die Nebel empor, lichter und lichter wird's, je höher wir steigen, und geisterhaft — ein Traumbild — erscheinen die edlen Formen der Aiguilles durch die Dunstschleier.

Endlich stehen wir über dem Wolkenmeere, das in endlosen Wogen zu Füßen flutet, und queren gegen den Kamm des Basse du Gerbier. Wir blicken nordwärts hinab in einen gewaltigen Kessel, dessen Boden saftiggrüne Alpenmatten schmücken, in welche zierliche Hüttchen eingestreut sind. Die Sonne sinkt nieder, westlich der Aiguille de l'Epaisseur ein schmaler Streifen flammender Lohe. Wir ahnen, wozu's gehört. Hastig stürmen wir den scharfen Grat aus verwittertem Schiefer empor — nach wenigen Minuten ist die Gipfelschneide erreicht — jetzt erst wende ich mich um, und purpurn erglühend entragt der König der Berge, der Montblanc einem endlosen Wolkenmeere wohl 3000 *m* hoch — ungeheuerlich durch die Wucht seiner Massigkeit. Scharf sticht der Dent du Géant, die kühne Aiguille Verte vom abendlichen Himmel ab. Wie klein mögen die Walliser Berge daneben erscheinen! Leider deckt sie unerbittlich die Aiguille de l'Epaisseur im Vordergrunde. In tiefer Dunkelheit langen wir bei den Hütten wieder an.

Der 15. September sollte einem Rekognoszierungsbummel der Westwand der Méridionale gewidmet sein, dann wollten wir uns ihren Ostgrat ansehen und die Aiguille de la Saussaz. Um 7 Uhr 15 Min. gingen wir, nur mit dem Allernotwendigsten versehen, ab, folgten unserer Abstiegsroute über den Grat an den Westfuß der Centrale und traversierten mit Steigeisen über glashart gefrorene, verwitterte Schieferhänge zum Col de Gros Jean, von dem ein wildzerklüfteter Gletscher ostwärts hinabzieht. Unter den Wänden der Aiguille Méridionale gings dann weiter. Die Rekognoszierung der Westwand ergab das Resultat: Vom Südwestfuße der Wand her sind zwei Drittel der Wandhöhe unter Schwierigkeiten ersteigbar

— dann zwei Wandabsätze, ein Riß — zweifelhaft, wenn überhaupt möglich, jedenfalls enorm schwer und exponiert, dies selbstverständlich bei aperen Felsen; unter den jetzigen Verhältnissen wäre der Versuch, um den kräftigsten Ausdruck zu gebrauchen — lächerlich gewesen. Während Pichl zum Col Lombard traversierte, packte ich gleich die nächsten Felsstufen hinter der Südwestecke an, da sie größtenteils schneefrei waren, um so rasch als möglich einen Blick in die Westflanke zu gewinnen. Über Couloirs, Bänder und Kamine gelangte ich auf die schiefe Terrasse, die Pichl vom Col Lombard herkommend gewann. Unglaubliches hatte die Sonne gestern und heute geleistet, die ganze Westflanke bis auf die Couloirs war aper. »Hinauf«, war unsre Losung, »so weit's eben geht.« Über Platten stiegen wir empor zum Couloir, in dem Purtscheller aufgestiegen ist. Eis deckt den Grund. Freund Pichl kitzelt der Kraftüberschuß der zweitägigen Alm-Milchkur. Er lechzt nach Eis. Dazu schaut das Gewände neben dem Couloir recht wenig vertrauenerweckend aus. Schon ist er in der Rinne und Schlag auf Schlag klingt sein Pickel und splittert glashartes Eis. Wütend hackt er drauf los — sieht nicht rechts, nicht links — und merkt es gar nicht, daß ich den linken (orographisch rechten) Couloirrand erklettert habe und längst weit ober ihm im Gewände sitze. Als er endlich mal ausschnaufend aufblickt, tönt ihm mein neckisches »Bravo, fein durchgehackt«, entgegen. Da läßt denn auch Pichl den Pickel zur Ruhe kommen und folgt mir nach. Etwa 30 *m* unter der Scharte hemmt ein eisüberronnener, senkrechter Absatz in dem bis auf 3/4 *m* verengten Couloir unseren Kletterwettlauf, schwierig müssen wir nach rechts hineintraversieren. Kein Griff bietet sich. Mit Füßen und Rücken an die Wände der Rinne mich stemmend, arbeite ich mich anstrengend empor, dann noch kurze Stufenarbeit in der eisüberronnenen Sohle und die Scharte ist erreicht.

Wo wir die Rucksäcke unterbringen sollen, erfordert eingehendes Studium, so luftig sieht's da oben aus; ins Bodenlose bricht die Scharte wenige Schritte vor uns ab. Endlich haben wir's! Erst Pichl, dann ich, denn für beide ist kein Platz, stemmen uns mit dem Rücken, etwas unterstützt durch eine kleine, schiefe Platte, an die rechte (orogr. linke) Wandseite, mit dem einen Fuße auf die linke, einige Meter oberhalb des Schartengrundes. Der Rucksack liegt zwischen den Knieen und hurtig werden die Kletterschuhe angelegt, Stiefel und Rucksack geknüpft, über einen Zacken gehängt und eben will ich los, als Pichls Ruf hinter der plattigen Wandstufe im Nordhange, wohin er vorausgeklettert war, ertönt: »Mauvais pas voll Schnee und Eiszapfen, unmöglich!« Meine fieberhafte Aufregung, die ich bisher gewaltsam zurückgedämmt hatte, bricht durch: »Niederlage also!« Wie muß das Ungetüm wohl aussehen, das o h n e Eis und Schnee einen Purtscheller einst zum Rückzuge gezwungen! Meine Muskeln zittern vor Erregung, wie ich hinüberklettere über die Steilplatte, die, selbst 50° geneigt, nach wenigen Schritten abwärts in eine an 500 *m* hohe, glatte Wand abbricht. Ich habe das Gefühl, »wir müssen hinauf«, es gibt keinen Rückzug, und nun stand mir der Moment bevor, wo ich den Dämon erblicken sollte. Da, 5—6 *m* weiter hängt ein Eisfall über das Band herab, einige Eiszapfen reichen bis herunter. Wohl ist rechts davon in Kopfeshöhe ein handlanger, zwei Finger dicker Holzkeil in die Wand geschlagen und straff daran ein Seil gespannt. Aber armdick ist es vereist. »Da hinaufmüssen? Grauenhaft!« Ich kehre zu Pichl zurück und klettere den scharfen Zahn links von der Scharte an und reite ein Stück über den Grat, um die Westflanke zu rekognoszieren. Alles plattige, glatte Wand, jeder Absicht hohnsprechend. Beide klettern wir nun wieder hinüber. Beim Holzstift bleibe ich zurück, versichere Pichl und dieser traversiert die Platten entlang, um die schon einmal erzwungene Umgehung von rechtsher zu versuchen. Er probiert, probiert — es vergeht eine halbe Stunde; die Platten erweisen sich als schlecht geschichtet,

Schnee liegt in allen Fugen. »Es geht nicht«. Ich selbst warne ihn vor etwaigem Wagnisse. Wieder kehren wir zur Scharte zurück, 3 Uhr 35 Min.! Beide sind wir von der Kälte ganz erstarrt, die Hände steif, noch streifen die letzten Sonnenstrahlen den Grund der Scharte und belebend wirkt ihre Kraft; ich warte nur, bis meine Finger wieder gelenk, dann brech' ich das dumpfe Schweigen, »ich versuch's«! »Ich nach dir, wenn's mißlingt, und geht's nicht — kommen wir in zwei Tagen wieder!« Die Steilplatte hat längst jeden Eindruck auf mich verloren, ja selbst der mauvais pas, durch das immerwährende Anblicken, war mir vertrauter geworden. Ich stehe vor ihm, klirrend splittert der Eisbelag, die Schollen klingen auf der Platte und sinken lautlos in die Unendlichkeit. Einige Pickelhiebe und auch das dünne Seil ist von der Eislast frei. Ich fasse es mit der Rechten, um mich zu einem Griffe, den ich mir aus dem Eise gehauen, aufzuschwingen.

Noch ist aber der letzte Rest der Erregung nicht niedergekämpft, noch das Blut nicht kalt genug zu so ernster Arbeit. Ich kehre abermals zur Scharte zurück, um mich zu sammeln. Und wie ich zum vierten Male vor ihm stehe, da ist der Dämon aus dem mauvais pas entschwunden, leblosen Fels, starres Eis seh' ich vor mir, sonst nichts; eherne Kraft fühl' ich in meinen Muskeln und das Bewußtsein des Sieges trag' ich im Herzen.

Über 10 *m* Seil lasse ich frei, schlinge es über den Holzstift zwischen Fels und fixiertem Seil und reiche es Pichl, der einige Schritte daneben an der Wand lehnt. Eine sonstige Versicherung ist ohne Mauerhaken unmöglich. »Nun los!« Mit einem Ruck fasse ich den Zacken linkerhand — in wenigen Sekunden ist der Überhang überwunden. Ober mir ein blanker Eisstrom, das Seil armdick und weiter hinauf unterhalb der Eisdecke eingefroren. Einige Pickelhiebe sprengen das Eis teilweise ab, das vom Wasser durchtränkte Seil aber bleibt dick und glatt. Mit beiden Händen faß ich's nun und spreize über die Rinne auf einen Tritt — da reißt das angefrorne Seil los vom Fels — ein Ruck und etwa zwei Fuß gleitet es durch meine Hände. Das war ein gefährlicher Moment. Noch ein paar rasche Griffe und Tritte und ich stehe vor dem eingefrornen Blocke, an dem das Seil hängt, trete vorsichtig zwei Schritte links auf den Kamm und habe wieder Fels unter den Füßen.

Ein Jauchzer aus vollster Seele kündigt meinem bange harrenden Freunde in der Tiefe den Erfolg. Sekunden nur hatte der Aufstieg in Anspruch genommen — Minuten bedurfte ich zur Erholung von der furchtbaren Anstrengung, die auch meinem Gefährten nicht erspart bleiben sollte.

Vereint ging's dann noch über steile, verwitterte Platten leicht 30 *m* hinauf auf den Grat und über diesen auf den Gipfel, 4 Uhr 30 Min.

Herrlicher Lohn ward unser. Zum ersten Male in der Runde erblickten wir den gewaltigen Montblanc und die Walliser Berge, das Pelvoux-Massiv mit der firnstarrenden Barre des Écrins und dem furchtbaren Meijegrate und all die Hunderte von eisprangenden Trabanten in ihrem Gefolge, — den Râteau, die Gletscher der Grandes Rousses.

Neben dem stolzen Weißhorn das Matterhorn. Wer den kühnen Berg Zermatts in seiner nichtssagenden Schlichtheit wohl in ihm vermutet hätte?

Nur wenige Minuten für all die Herrlichkeiten sind uns gegönnt. Schon sind wir wieder beim Blocke, um den das eingefrorne Seil mehrfach gewunden ist. An ihm ist auch ein eiserner Abseilring befestigt. Durch diesen ziehen wir das Seil, das Pichl, am Grate stehend, langsam nachgibt, während ich abklettere. Dann folgt er und ich lasse das freie Seil vorsichtig durch den Ring gleiten. 5 Uhr 5 Min., also 35 Minuten nach Betreten des Gipfels, legen wir schon in der Scharte die Nagelschuhe an und in frohem, lustigem Wettklettern gelangen wir

6 Uhr 15 Min. schon zum Ausstiege aus den Felsen — um 7 Uhr 50 Min. nach Rieublanc.

Die sorgsame Almmutter hat uns ihren ältesten Stammhalter, einen 14jährigen netten Kerl entgegengesandt, um uns durch den dichten Talnebel mit der Laterne die Richtung zu weisen. Als sie erfuhr, wo wir gewesen, wiegte sie gewichtig das Haupt mit einem Blicke, der uns unzweifelhaft ihren tiefen Gedanken verriet: »Ob's bei denen wohl richtig ist im Oberstübchen, daß sie bei dem Schnee da hinaufgehen?«

Sie hat in uns die ersten deutschen Bergsteiger erblickt. Einmal nur waren drei Italiener mit Führern bei ihr mehrere Tage eingeschneit gewesen, um darauf auf die Méridionale zu gehen. »Das waren große Herren, 20 Franken hätten sie ihr gegeben«, erzählte sie funkelnden Auges.

Als wir am nächsten Morgen schieden und zum Abschiede ein blitzendes Goldstück in der Alten Hand glitt, da rief sie eilends ihre Kinder und alle sagten uns ehrerbietigst Lebewohl. Hatte sie wohl ahnen können, daß so schlichte Männer, die nicht einmal Führer hatten, solche Krösusgeschenke machen sollten? Die Italiener aber waren damit ausgestochen! Ja, der Mammon!

Belustigt stiegen wir direkt südlich über die Almen ab. Es war 8 Uhr. Wir querten den Gletscherbach und arbeiteten uns mühsam die jähen, verwitterten Schieferhänge, die zum größten Teile gefroren waren, gegen den Martignarepaß empor. Das war ein Schinder, der jeder Beschreibung spottete.

Ich hatte die Kammhöhe in der Fallinie angegangen, Pichl war rechtshin auf den Kamm und über diesen dann nach links auf den Col gestiegen. Gegen die Westabstürze der Aiguilles de la Saussaz zieht sich ein schiefriger Kamm, der gänzlich vereist war, in etwa 45° Neigung empor. Ohne Steigeisen hätten wir da heimziehen können, denn da nutzt kein Pickel und mit Nagelschuhen ist das Aufklettern unmöglich. Bald müssen wir durch Schnee, der unter den Wänden gegen die Scharte zwischen Mittlerer und Südlicher Aiguille immer tiefer wird. Diese Scharte ist unser heutiges Ziel. Etwa 30—40 *m* unter derselben zieht ein jäher Plattenschuß zu Tal. Die Eisen knirschen und vermögen in dem tiefen Schnee, der pulverig die vereisten Platten deckt, keinen Halt zu finden. Das Gestein ist widrig geschichtet, nirgends ein Versicherungsblock, die Neigung enorm. Zurück denn mit größter Vorsicht! Sodann traversieren wir um den Südwestfuß der südlichen Aiguille und erreichen ostwärts über gänzlich ausgeaperte leichte Schrofen und Schutt um 3/4 2 Uhr die Scharte. Westwärts hinabblickend auf die dräuenden, mit tiefem Schnee bedeckten Platten freuen wir uns unserer Vorsicht rechtzeitiger Umkehr.

Ohne Rucksack und Pickel wurden nunmehr die Südliche und Mittlere Aiguille de la Saussaz erstiegen. In 3300 *m* Höhe, etwa 20 *m* unter dem Gipfel der mittleren, blühte ein Stöckchen herrlichst duftender Edelraute.

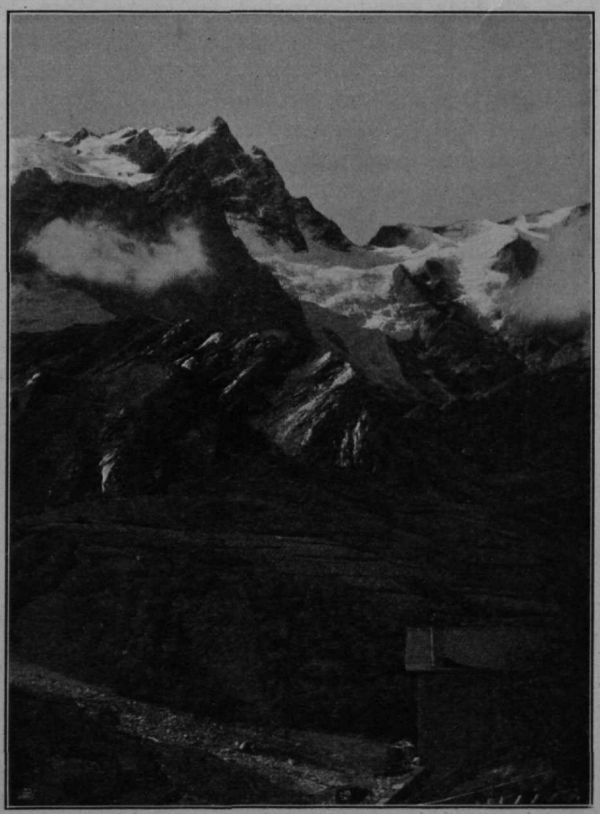
Um 3 Uhr 21 Min. waren wir schon wieder bei den Rucksäcken und hielten bis 4 Uhr Mittagsschmaus. Dann querten wir den weiten, fast spaltenlosen Glacier Lombard, in dessen Mitte wir eine mächtige, von dem südlichen Umfassungsgrate, wie aus der frischen Spur ersichtlich, eben abgestürzte Bergkristallidruse fanden, und erkletterten über den langen, anfänglich gestuften, späterhin zerscharteten Westgrat die Aiguille du Goléon, 3429 *m*. 4 *m* im Geviert mißt der etwa 5 *m* hohe Steinmann, der aus schiefrigen Blöcken säuberlich aufgeführt ist, wie denn überhaupt mächtige Schieferplatten und Blöcke an diesem Berge überall zutage treten. Mit Muße halten wir Umschau. Im Norden erblicken wir die stolzen Nadeln von Arves — sie sind uns ans Herz gewachsen, wie ihrem ersten Bezwinger Reverend Coolidge, der das Geständnis nicht scheute, wenn er ein Jahr lang sie nicht sehe, erfasse ihn aus Sehnsucht nach ihnen »Le mal des Aiguilles« — dahinter den Montblanc und

die Bergriesen der Schweiz. Aber im Süden thront die Meije — das Ziel unserer sehnsuchtsvollsten Wünsche. Vom Montblanc zur Meije mit einem Augenaufschlage — Herz, kannst du all die Schönheit fassen? Wolkenlos blaut der Himmel, das ist ein Meijewetter! Ein eisiges Nordlüftchen gemahnt uns der vorgerückten Stunde. 5 Uhr 30 Min. ist's geworden, im Fluge war die Zeit entschwunden.

So gings denn hinab über den scharfen Nordgrat, dann in die Flanke und durch ein wüstes Trümmerkar auf die Alpenmatten, die südwärts gen La Grave hinabziehen. Weich wie auf Polster tritt der felsgewohnte Fuß. Schon steht die matte Mondesscheibe am östlichen Himmel, als die Sonne niedersinkt. Die blasse Meije vor uns gewinnt Leben. Rosig — purpurn erglühen die wildzerklüfteten Eisfelder und Seraks der Glaciers de Tabuchet, de la Meije, du Râteau und das weite Firnmeer des Glacier de Mont du Lans.

Bebend stammeln meines Freundes Lippen weiland Purtschellers Gebet an dieser Stelle: »Es gibt nur einen Gornergrat und einen Brévent — aber wer die kühn herabhängenden, wild zerrissenen Hängegletscher der Meije nicht sah, der hat nichts gesehen!« — Und ich bete mit.

Die Farben erblassen, fahl wie ein Leichentuch schimmern die Eisfelder. Und wie das letzte Aufflammen vor dem ewigen Schlafe zucken noch einmal zarte Lichter über die Firne als letzter Reflex der versunkenen Urquelle des Lichts — wieder wird's fahl und öde — und dann beginnt's droben zu blitzen, Grate und Linien treten aus dem Eismeere hervor, immer schärfer heben sich die Schlagschatten westlich ab, die Nacht und mit ihr der Mond, blitzend und gleißend in trügerischer Pracht, hat die Herrschaft angetreten.



Die Meije von Norden.

Stumm, vergehend im Gefühle des eigenen Nichts, staunen zwei einsame Kreaturen der Unendlichkeit Walten an. Im überirdischen Banne erklingt ihnen der Sphären Harmonie aus dem endlosen Sternenmeere zu Häupten. Glücklich zu preisen, dem sich die Urgewalt so offenbart.

Die Meije (3987 *m*).

E. P. Kaum achten wir des Weges, den wir abwärts stolpern, immer hängt das sehnende Auge unverrückbar an dem Berge gegenüber.

Was langgehegte stille Hoffnung gewesen, war zur Wirklichkeit geworden: vor uns stand die Meije.

32 Jahre sind es her, seit W. A. B. Coolidge und Miß Brevoort mit den beiden Almers und Gertsch zum ersten Male den Pic Central (3970 *m*) erstiegen, doch wegen der Weigerung Almers, weiterzugehen, umkehren mußten. Dort links von ihm der Rocher de l'Aigle, der Biwakplatz der ersten Meijekrieger, die deren Ersteigungsmöglichkeit von Norden her zu beweisen suchten. Dann vom Pic Central nach Westen streichend der abenteuerlich zersägte Ostgrat »les arêtes«, der wiederholt versucht worden und erst dem Ansturme deutscher Bergsteiger gefallen war: Emil und Otto Zsigmondy mit L. Purtscheller gelang die kühne Tat; am 26. Juli 1885 erreichten sie über den Ostgrat den Grand Pic (3987 *m*), biwakierten beim Abstieg am Rande des Glacier Carré und kehrten am anderen Tage über die Brèche de la Meije nach La Grave zurück.

Und da gerade vor uns das kecke Horn des Hauptgipfels; wie war doch von allen Seiten versucht worden, denselben zu erobern, vergeblich, die Schwierigkeiten waren für damals zu arg, und doch fiel er dank der Ausdauer und Tüchtigkeit Boileaus de Castelnau mit den beiden P. Gaspard am 16. August 1877. Schon 1876 war Duhamel bis zum »Grand Mur« von Süden aufgestiegen, hatte aber nach Erbauung der nach ihm benannten »Pyramide Duhamel« den Kampf aufgegeben. Nachdem nun Boileau de Castelnau am 4. August 1877 zuerst über die Pyramide hinaus vorgedrungen war, die Kletterbarkeit der folgenden Felsen erkannt und ein Seil befestigt hatte, gelang seiner Partie wenige Tage später die Bezwingung des Gipfels.

Wenige Berge gibt es, die eine Geschichte aufzuweisen haben, ähnlich jener der Meije.

Im Annuaire des C. A. F. vom Jahre 1894 ist ein Bild zu sehen, betitelt: Les Adorateurs de la Meije. Ein endloser Zug aller möglichen Völker und Stämme aus den ungekanntesten Gegenden der Erde, eine Prozession ist es, die, in höchster Verzückung dahinschreitend, die Arme erhebt oder sich in tiefster Anbetung vor einem Berge im Grunde des Bildes zu Boden wirft, und im Hintergrunde — da ragt die Meije.

Und wer sie je geschaut hat, der versteht das Bild, der wird zum Anbeter der Meije.

An Pramelier vorüber ging unser Weg zur Tiefe und schon lange brannten die Sternlein am Himmel, als wir die Straße erreichten, die uns in vielen Windungen der rauschenden Romanche näher brachte. Jetzt flammten bereits die Lichter von La Grave unweit von uns herauf, doch die Straße führte zu unserem Ärger ganz entschieden weg von unserem Ziele nach Villard d'Arene hin. Direkt hinab konnten wir wegen der Abbrüche nicht, so daß wir schon meinten, den richtigen Pfad verloren zu haben, und wieder ein Stück zurückgingen, bis wir uns doch bequemten, ein Zündholz zu opfern und die Karte zur Hand zu nehmen, die uns sogleich Aufschluß gab. Die Straße kehrt nämlich durch einen von oben unsichtbaren Tunnel wieder nach La Grave zurück.

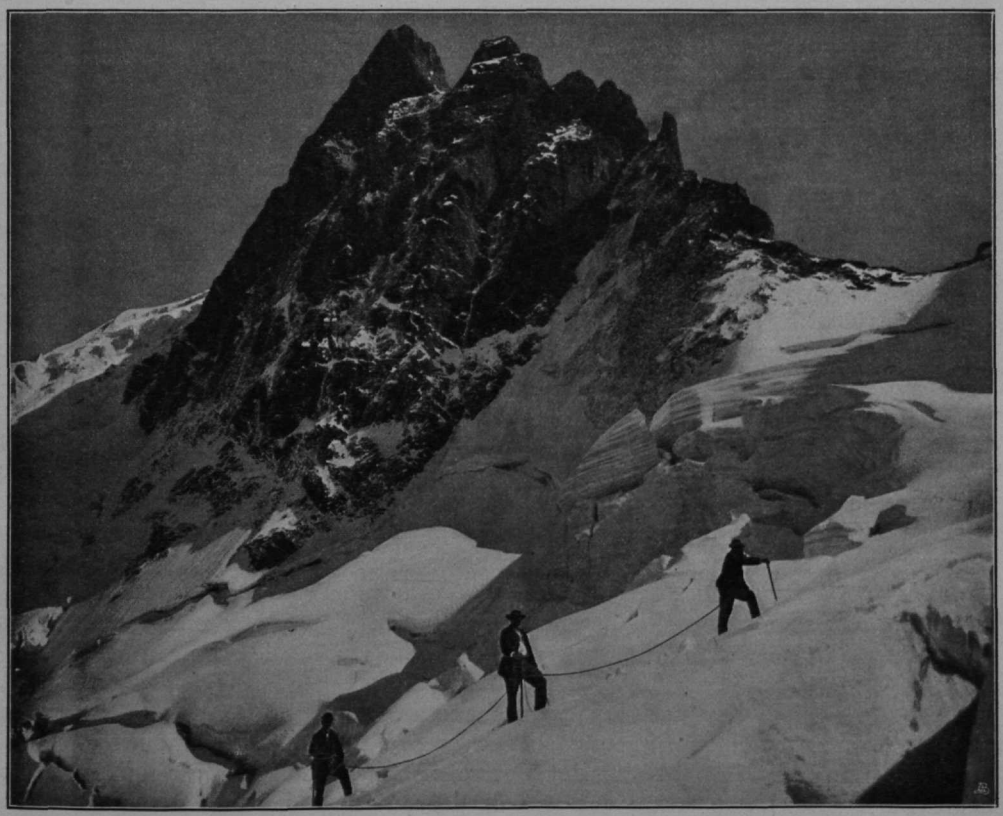
Bald wiederhallten unsere Schritte in dem mit sechs Bogenlampen erhellten Tunnel und nicht lange hernach polterten unsere schweren Schuhe über die Schwelle des Herrn Juge im Grand Hôtel de la Meije. Das ergreifende Bild der Meije, der Gang durch den langen Tunnel, der plötzliche Komfort im Hôtel nach dem bisherigen Almleben mit Kuhmistheizung, alles das war uns so neu und märchenhaft, als wären wir in eine ganz fremde, überirdische Welt verzaubert worden.

Im Hôtel Juges frères waren wir vorzüglich aufgehoben und die Verpflegung wetteiferte an Güte mit der Liebenswürdigkeit des Wirtes, der uns in vieler Beziehung sehr hilfreich an die Hand ging. Wir fanden überhaupt im Dauphiné nur freundliche Leute. —

Der nächste Tag war Rast- und Rüsttag. Vor dem Hôtel steht ein vorzüg-

liches Fernrohr, mit dem man die Meije eingehend studieren kann. Deutlich war die Spur einer wenige Tage vorher über die Brèche de la Meije gezogenen Partie zu sehen. Große Fußstapfen vom oberen Ende der Enfetchores gegen die Brèche hin verrieten, daß noch hinreichend Schnee oben sei und der Steilhang zur Brèche noch gut sein mußte. Nachmittags ging ich, damit wir am nächsten Morgen keine Zeit mit dem Wegsuchen verlören, hinauf zum Fuße jenes »Enfetchores« genannten, schmalen Felsrückens, der den Glacier de la Meije durchschneidet. —

Heller Mondenschein durchflutete die kühle Nacht und warf silberne Schimmer auf die zierlich dahintanzenden Wellen der Romanche, als wir am 18. September



Die Nordwand der Meije. Glacier de la Meije

um 3 Uhr 50 Min. früh das Hôtel mit seinen für den Bergsteiger gefährlichen üppigen Pfühlen verließen, nach wenigen talabwärts gerichteten Schritten nach links zur Brücke hinabstiegen und am jenseitigen Hange auf bequemem Steige emporstrebten. Bald war der tief eingefressene Torrent de Cavalchère erreicht und nun darf man nicht, wie man verleitet werden kann, auf schönem Stege über den Wildbach, sondern man geht an dessen rechtem Ufer an den edelweißreichen Hängen zu den Chalets. Der Weg führt weiter etwas abwärts und über den Bach, worauf der jenseitige Hang solange als möglich ober der nahen Moräne benützt wird; schließlich geht es über diese und durch die blaugrünen Trümmer abgestürzter Seraks zum Sockel des nashornartigen Felsrückens der Enfetchores.

Von linksher erreichten wir mühelos den ersten Felskopf des Rückens, 2 3/4 Stunden nach dem Abmarsche von La Grave. Um 7 Uhr nahmen wir unsere schwere Last wieder auf und wandten uns nunmehr in die Westseite des Felsrückens. Der Weg ist nicht zu verfehlen, die Kletterei in dem festen Gneisgranit ein wahrer Genuß. Wie unheimlich steil und ungangbar hatte doch dieser Rücken von der Aiguille du Goléon her ausgesehen und wie spielend ging es hinauf! Um 1/4 10 Uhr betraten wir den durch Konservenbüchsen kenntlichen Frühstücksplatz. Wir wußten hier nicht genau, ob wir geradeaus weiter über die Felsschneide oder in den aus dem Eise hervorragenden Felsen rechter Hand gehen sollten. Hacker kletterte neben einem durch ein Mäuerchen geschützten Biwakplatz (vielleicht dem des Émile Pic) schwierig auf die Schneide hinauf, sah aber, daß auf dem messerscharfen Grat kein Fortkommen war, stieg daher wieder ab und querte auf dem steilen, vereisten Hang zu mir herüber, der ich mittlerweile nach rechts gegangen war. Als wir wieder beisammen waren, brachte uns eine kleine Anzahl Stufen über die vereiste Schneezunge in die Felsen rechts und der Schnee neben denselben in kurzer Zeit auf die letzten im Eise versinkenden Felsen. Es war 1/2 11 Uhr. Da wir Zeit in Fülle hatten und bei einem Übergang über die Brèche eine kleine Nebentour nicht möglich ist, so konnte Hacker diesmal ohne Einwand meinerseits seinen Über-Rucksack öffnen, seinen vielgeliebten Über-Kochapparat in Tätigkeit setzen und einen Über-Tee brauen.

Indes mustere ich unsere Nachbarschaft.

Aus dem wild zerrissenen, in überstürzenden Wogen zur Tiefe wallenden Eismeere baut sich dort drüben die Nordwand der Meije auf, viel Schnee liegt in den finsteren Wänden und schreckhaft jäh schießen die düsteren Rinnen an dem Berge herab. Hier das von der Brèche du Petit Doigt herabziehende Couloir, weiter gegen Osten das lange Felscouloir, das zwischen Épaule und Pic du Glacier Carré einschneidet, ferner das mittlere, große Couloir aus der Scharte zwischen Pic du Glacier Carré und Grand Pic, noch weiter gegen Osten die Rinne, welche Eugène Gravelotte am 23. September 1898 mit vier Führern, M. Gaspard und seinen beiden Brüdern Casimir und Devouassoud, sowie J. Turc nach einem Biwak in den Enfetchores zum Aufstieg erwählte, worauf er nach ungemein gefährlicher Arbeit die Brèche Zsigmondy betreten konnte.

Zwei Stunden waren im Fluge entschwunden. Über den obersten Teil des Glacier de la Meije wand sich weiter unser Pfad, durch die wenigen Klüfte hindurch, zuerst gegen den Râteau, dann scharf links unter die Brèche, von deren Höhe uns noch ein beträchtlicher Schneehang trennte. Die Randkluft übersetzten wir mit einem weiten Schritte und stiegen in den zur Linken befindlichen Felsen zur Brèche empor. Ein Jubelruf der Überraschung erscholl, als wir um 2 Uhr in der Scharte auftauchten, denn das was da drüben im Süden lag im flimmernden Sonnenglanz mit unzähligen funkelnden Scheiteln, gleißenden Wänden und verderbenbringenden Eisströmen, das war unser Traum, das Dauphiné. Ein leiser Wind strich durch die Brèche, aber auf der Südseite, wenige Meter unterhalb, war es heiß, und dort lagerten wir uns, nachdem Hacker seine Mosetig-Battistschlafsackhose an seinem Pickel gehißt hatte, so daß sie sich an Gestalt gleich einem zigarrenförmigen Fesselballon im Winde blähte.

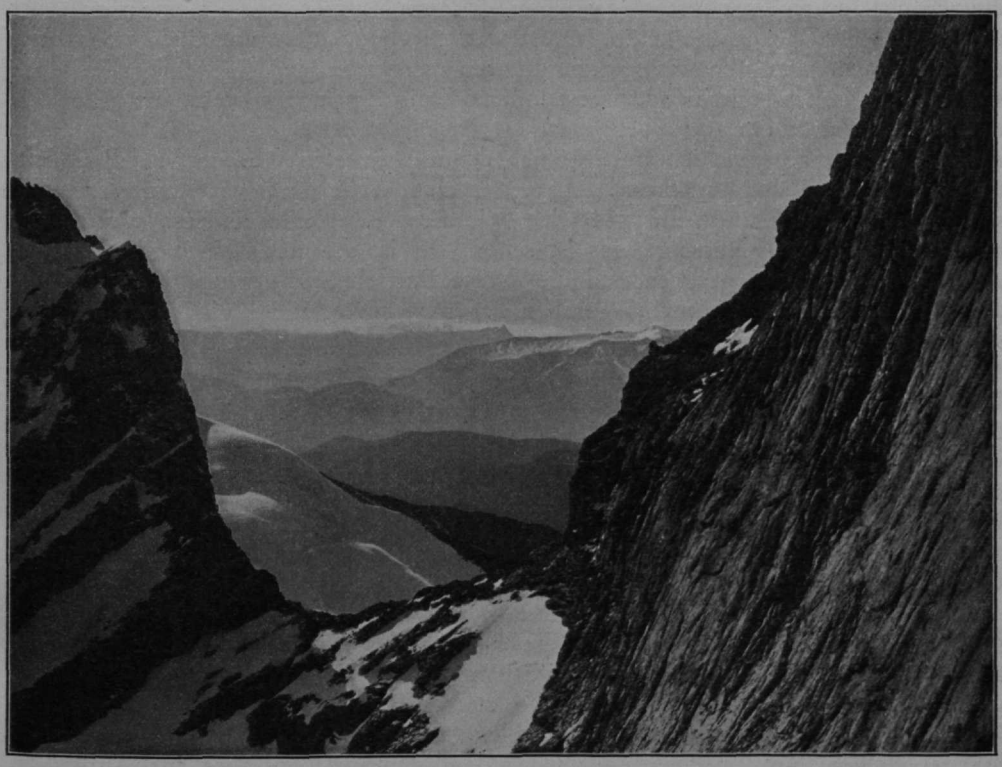
Im Hôtel hatte man uns natürlich fortwährend beobachtet und freute sich jetzt über den Gruß mit der sonderbaren Fahne.

A. W. Moore, H. Walker und E. Whymper mit Chr. Almer sen. und Michel Croz waren die ersten, die am 23. Juni 1864 ohne Schwierigkeiten diesen 3300 *m* hohen Paß von La Grave nach La Bérarde überschritten hatten. Von hier aus waren auch so manche Versuche, den Grand Pic zu ersteigen, gemacht worden

und gescheitert, so der Paul Guillemins mit Émile Pic. Mehr Glück hatte C. Verne mit P. Gaspard sen. und jun., M. Gaspard und Rodier am 2. Juli 1885, die von der Brèche aus über den Westgrat anstiegen, den Petit Doigt an der Nordseite umgingen, durch ein Couloir die Schulter gewannen und am Doigt vorüber den Glacier Carré und damit den alten Südweg erreichten.

Dort unten, wo sich der Südgrat der Meije noch einmal zusammenschnürt, um dann in ausgebreiteter Fächerform als »Promontoir« unter das Eis des Étançongletschers zu tauchen, blinkt uns liebliches Willkommen entgegen, das funkelnde Blechdach der neuen Hütte, verwegen auf die Felsschneide geklebt.

Eine Stunde verrann rasch in seligem Schauen, dann nahmen wir den Weg



Le Râteau *Brèche de la Meije von Süden.* Meijewand

abwärts über die plattigen Felsstufen und liefen über den Gletscher hinunter, bis uns die Klüfte wieder zwangen, das Seil zu nehmen und mit mehr Vorsicht zu unserem Obdach zu steuern. Eine hochtouristische Hütte, wie sie schöner kaum gedacht werden kann, für deren Schaffung die Société des Touristes du Haute Dauphiné den wärmsten Dank aller Meijefahrer verdient. Auf schmalen Felsgrat ist das Holzhüttchen hingezimmert, zwei Drahtseile auf jeder Seite dienen als Anker, kein Steig führt zu ihr, wer hinein will, muß klettern. Die Tür besteht aus zwei getrennten, übereinander stehenden Hälften, damit bei vielem Schnee durch die obere, für sich zu öffnende Hälfte hineingestiegen und die innere Tür aufgeschlossen werden kann.

Und drinnen erst! Alles blitzsauber und nett; alles ist vorhanden, was der Hochtourist braucht und noch mehr.

Der Rucksack wird hingeworfen und ich jage die groben Felsen ober der Hütte hinauf, bis sie ganz frei vor mir liegt: die Südwand der Meije.

Keine Wolke schwächt das leuchtende Blau des Himmels, in den sich die ungeheuere Felswand da vorne in erdrückender Wucht hineinreckt; von mir weg klettert der dünne Grat aufwärts, bis er an jener fast senkrechten Wand landet, die den Namen »die große Mauer«, »Le Grand Mur«, führt, und darüber das glitzernde Eisfeld des Glacier Carré. Und da, ewig abweisend herüberdrohend, wie eine Säule dem Gletscher entwachsend, der höchste Gipfel, der Grand Pic, dessen hornartig gebogene Spitze einem Chapeau de Capucin ähnelt. Dieweil der Atem stockt vor Aufregung und Ehrfurcht, läuft der Blick weiter über die tief eingeschnittene Brèche Zsigmondy hinüber zum Pic Central und gleitet zurück über die »Brèche Joseph Turc« östlich desselben, die Aug. Reynier und C. Verne mit J. Turc und den beiden Gaspards am 20. Juli 1895 zum ersten Male von Süden her überschritten haben, zu den wahnwitzig glatten Abstürzen der Südwand. Unlöslich sind beide Namen miteinander verbunden, Emil Zsigmondy und die Südwand der Meije. Fiducit!

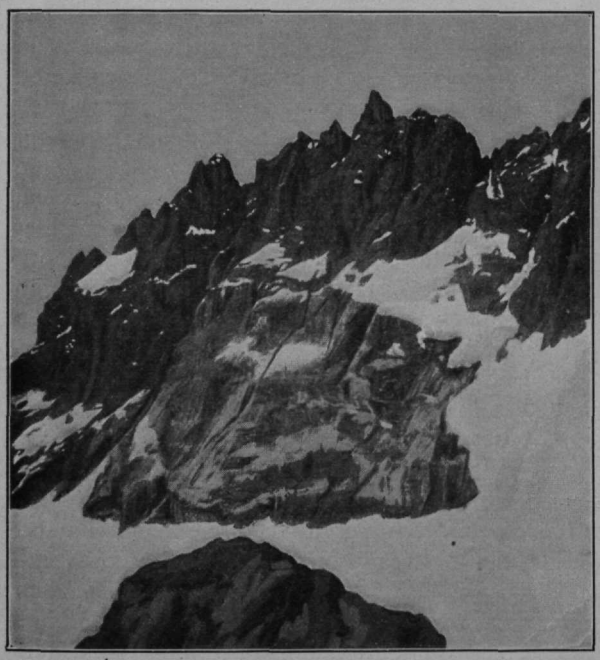
Lange, lange stehe ich unbeweglich da und sinne in Wehmut, bis die Pflicht zur Arbeit, zur Hütte zurückruft. Aber nur eine Weile und wir steigen gemeinsam wieder herauf und sind glücklich wie Kinder. Nichts anderes können wir herausbringen, als: »Herrgott, das ist schön, das ist schön!« Noch nie habe ich solches in den Alpen gesehen und die Worte Purtschellers ergänze ich so: »Wer die Meije nicht sah, hat nichts gesehen, aber wer die Meije nicht von Süden sah, der hat die Meije nicht gesehen!«

Allmählich senkte sich der Abend nieder, wir mußten hinab in unser neues Heim.

Ich hatte für den nächsten Tag die Überschreitung zum Pic Central geplant, doch Hacker steckten der Westgrat und die ideal schöne Lage der Hüte, zu der er wieder zurückkehren wollte, zu sehr im Kopfe, so daß ich schließlich einwilligte, am anderen Morgen nur den Grand Pic zu ersteigen und den Westgrat auf seine Begehbarkeit im Abstiege zu versuchen. Dafür verpflichtete sich Hacker, am zweitnächsten Tage unter allen Umständen meinen Wunsch zu erfüllen, den Grat zu machen. —

Mildes Mondlicht webt sich draußen um die Berge und hüllt sie in gespenstische Töne, schwarz gähnen die Spalten des Eismeeres herauf und über allem dem zucken die Sterne wie Irrlichtlein um die Gipfel der wild durcheinandergeworfenen Spitzen, aber feierliche Ruhe, starres Schweigen lagert auf der ganzen Welt ringsum und auch über den Zweien, die es noch einmal unwiderstehlich hinausgetrieben, um wieder und wieder dem dämonischen Berg ins Antlitz zu blicken. Ja, ein dämonischer Berg ist die Meije, unheimlich, niederschmetternd, und doch hinreißend schön; wer sie einmal gesehen, der ist ihr verfallen sein Lebenlang. — Ein prachtvoller Morgen guckte bereits durch die Fenster, als wir am 19. September um 5 Uhr 30 Min. früh unser liebes Hüttlein hinter uns verriegelten. Das meiste von unserem Gepäck hatten wir zurückgelassen und nur das Nötigste an Ausrüstung und Proviant mitgenommen, da wir ja abends wieder da sein wollten. Wenige Schritte über den Grat und wir standen an dem kleinen Mäuerchen, hinter dem ein etwa 15 *m* hoher Kamin nicht leicht auf die höhere Gratstufe leitet. Dort ging es bequem und aufrecht weiter, bis der Grat wieder steil aufsteigt und wir an seiner westlichen Flanke auf schönen Bändern in das Grand Couloir hineinquerten.

Der Fels ist trocken, Eis ist keins zu sehen und schnell klettern wir über den gut gestuften Fels in der Rinne zur Höhe. So harmlos das Couloir jetzt aussah, so bösartig kann es bei schlechtem Wetter werden, wie der Unfall Payerne-



Glacier des Étançons

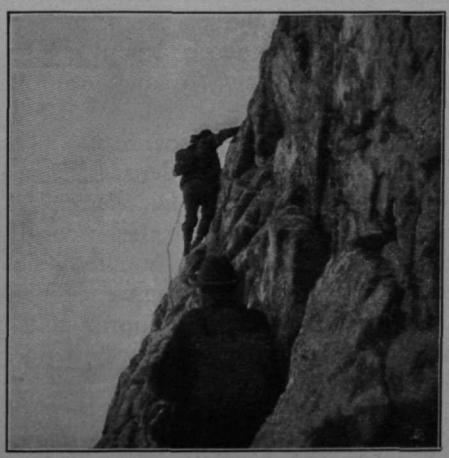
Die Südwand der Meije von Osten (vom Col du Pavé).

Der Absturz Emil Zsigmondys am 6. August 1885 erfolgte von den Felsen etwas oberhalb der Spitze des höchsten, westlichsten Schneedreieckes in dem von Ost nach West in die Südwand hineinziehenden, breiten Schneebande.

Thorant zeigt. Die beiden französischen Alpinisten waren am 20. August 1896 nach glücklich ausgeführter Ersteigung des Grand Pic beim Abstieg zu einem Biwak gezwungen worden und fanden am nächsten Morgen bei Passierung des vereisten Grand Couloirs durch Absturz auf den Glacier des Étançons ihren Tod. Auf dem Kirchhofe von St. Christophe fand Thorant neben E. Zsigmondy seine letzte Ruhestätte. Die Meije hatte sich die zweiten Opfer geholt, mögen es die letzten sein. — Vom oberen Ausgang des Couloirs ist nicht mehr weit zu der historischen Stelle, wo ein steinumfriedetes Plätzchen so manches von den Belagerungen der Meije erzählen könnte, es ist die Pyramide Duhamel, über die hinaus weder Duhamel noch seine Nachfolger bis auf Castelnau gedrungen waren, weil sie es für unmöglich gehalten hatten.

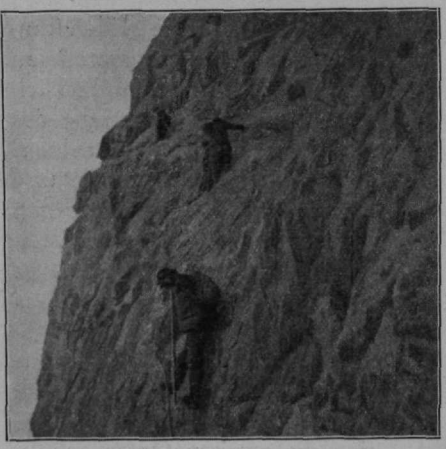
Der Eindruck, den der Grand Mur macht, ist wohl entmutigend. Gegen 200 *m* hoch steigt die fast ungegliederte Wand zur Linken in die Höhe, indessen sie rechts 600 *m* tief zum Étançonsgletscher hinabstürzt. Dort, wo die große Mauer in die schwarze Wand unter dem Glacier Carré hineinwächst, klirren die vom Gletscherrand herabfallenden Eiszapfen auf den Felsen und singen mit klingender Stimme ihr Sterbelied.

Von der Pyramide Duhamel führt ein Band nach rechts und gleich darauf stehen wir bei einem herabbaumelnden Seil, neben dem es nun einige 20 *m* über plattige Felsen schwierig hinangeht; man befindet sich nun wieder an einem der interessantesten Meijepunkte, bei dem »Campement de Castelnau«; ein schmales Band, auf dem die ersten Bezwinger der Meije beim Abstiege in Frost und Neuschnee übernachten mußten, worauf sie erst am anderen Tage unter den größten Schwierigkeiten die Pyramide Duhamel und damit leichteres Terrain erreichten.



Am »Grand Mur«.

Wir querten gegen die schwarze Wand unter dem Glacier Carré hin gegen die Region der fallenden Eiszapfen, um sodann wieder links aufwärts zu klettern. Die Wand ist sehr steil; auf die gewaltige Ex-



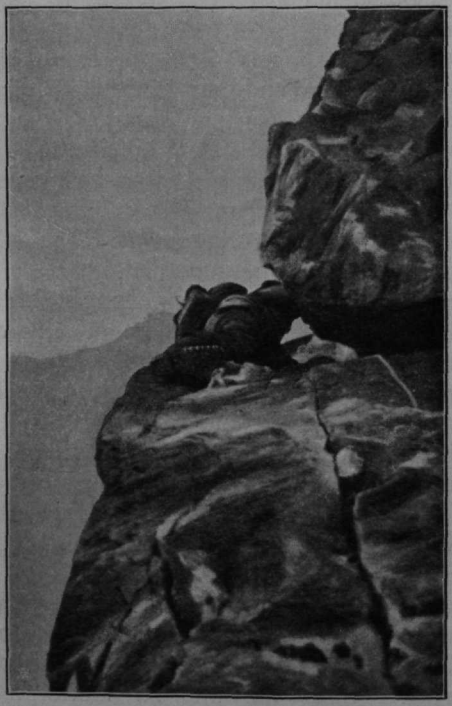
Kletterei am »Grand Mur«.

position achten wir schon längst nicht mehr, die Griffe und Tritte sind zwar fest wie Eisen, aber oft weit auseinanderliegend, so daß hier der Besitz einer tüchtigen Portion Länge, wie sie Freund Hacker auszeichnet, sehr wünschenswert ist.

Da die Felsen rechts immer schwieriger wurden, so drängten sie uns nach links, so daß wir nahe zur Kante der Wand kamen. Links sehen wir zur Brèche hinunter, hier mußte der »Pas du Chat«, der Katzentritt, sein. Doch Hacker gewahrt an einem an der Ecke befindlichen Blocke Kratzspuren und so gehen wir gleich dahinauf. Oberhalb gelangen wir auf ein schmales plattiges Band, das nach rechts ziehend noch an Ausgesetztheit gewinnt und mit wenigen Schritten in einen Felswinkel führt, wo uns eine große, steil aufgerichtete Platte das Weitergehen fraglich macht. Sie kommt uns etwas zu schwierig vor und ich gehe daher aus dem Winkel nach rechts um eine Ecke höher in die freie Wand hinaus. Ein ansteigendes schlechtes Band führt mich in riesig ausgesetzte brüchige Wandpartien. Noch plage ich mich ein Stück weiter, bis ich überzeugt bin, daß ich falsch sei, und behutsam den Rückzug antrete. Freilich war indessen eine kostbare Stunde dahingegangen. Als ich wieder bei Hacker war und kaum begonnen hatte, die Platte zu erklettern, gewahrte ich ein Stück ober mir einen alten Haken und jetzt wußten wir, daß die Route über die Platte führe. Zu dumm, warum hatten wir nicht gleich besser geschaut! Die Platte war nicht gar so arg, höher oben war ein weiter Tritt nötig und wir konnten wieder in leichterem Fels nach links klettern, bis wir in furchtbarer Exposition ganz an der Kante standen und nun mit einem Klimmzug an der Kante aufwärts kletterten. Hacker war sehr enttäuscht und taufte den Katzentritt in einen anderen, viel minderwertigeren, allerdings sehr ähnlich klingenden Namen um. Jedenfalls haben wir den »Pas des Autrichiens«, eine Variante des »Pas du Chat« gemacht.

Auch die Wandpartie ganz rechts, beinahe schon unter dem Glacier Carré, wurde schon besucht. Die vierten Ersteiger und ersten Führerlosen, Gebrüder Pilkington und F. Gardiner mußten sich am 26. Juni 1879 beim Abstieg wegen Vereisung des Grand Mur über die enorm steile Wand wiederholt abseilen. Ein ergreifender Tiefblick bietet sich von der Kante auf die Brèche und nach Süden; einer der vielen Glanzpunkte der Meije.

Ohne Schwierigkeiten schreiten wir



Pas du Chat.

Naturaufnahme von V. Sella.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann imbr.

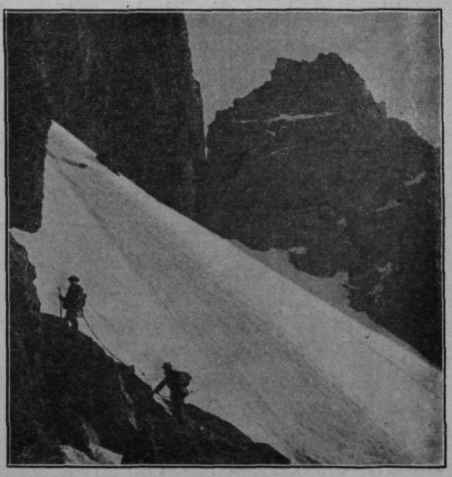
Agneaux und Écrins von der Meije.

gegen den Doigt und links um den ansteigenden Grat herum zum alten Schlafplatz, wo ein paar ehrwürdige, zerrissene Decken ein einsames Dasein fristen.

Noch einige Meter nach rechts abwärts und wir betreten den westlichen Rand des Glacier Carré. Die Uhr zeigt bereits 1/2 1.

Der zwischen Doigt, Pic du Glacier Carré und Grand Pic eingebettete viereckige Gletscher steigt in beträchtlicher Neigung an, was bei gutem Schnee gewiß kein Hindernis ist, uns aber, die wir in der glühenden Hitze der dünnen Neuschneeschichte nicht vertrauen durften, nötigte, die längs der Felsen hinaufziehende Randkluft zu benützen, denn eine Glissade über den Gletscher und eine Abfahrt über eine 700 *m* hohe, senkrechte Wand darunter, wäre sicherlich nicht »das höchste der Gefühle«. —

Grand Pic de la Meije



Übergang vom Grand Mur auf den Glacier Carré.

Mit Stufenschlagen, mit Verwendung der Kluft und der Felsen mühten wir uns an dem Doigt aufwärts bis zur Brèche du Doigt, von dort kamen wir unter dem Pic du Glacier Carré schneller in die Brèche du Glacier Carré. Hier bietet sich der erste Blick nach Norden, nach La Grave, wo man uns, wie wir später hörten, schon ungeduldig zu sehen erwartete.

Lustig ging es nun in den Schrofen des Grand Pic durch Rinnen und über Wandstufen bis zu dreiviertel der Höhe. Ober uns hing jetzt der Zipfel der Kapuzinermütze herein, ein achtenswerter Überhang, der die ersten Ersteiger um ein Haar zurückgeschlagen hätte, hätten sie sich nicht entschlossen, reiten zu lernen. Das »Cheval rouge« gestattet hier den einzigen Ausweg, allerdings wieder eine der großartigsten Kletterstellen an der Meije.

Man muß nach links zu einer rötlichen, steilen, dachförmig zulaufenden Platte hin und mittels winziger Griffe zu der Kante emporklettern. Die Nägel knirschen vor Wut, doch schon legt sich die Hand auf den First und mit einem Schwunge sitzt man oben. Das rechte Bein gravitiert nach La Bérarde und mit dem linken über den unerhörten Absturz zum Glacier de la Meije hinabbaumelnden Fuße winken wir nach La Grave hinab.

Wie in einer Spielzeugschachtel liegen die grauen Häuschen eng aneinander geschmiegt, als hätten sie Furcht vor der Riesin Meije und jetzt sehen sie uns da unten, beinahe 2500 *m* tiefer, zum ersten Male.

Nun heißt es Stand genommen auf dem Rücken des Rosses und fein vorsichtig in die Nordseite hinaus.

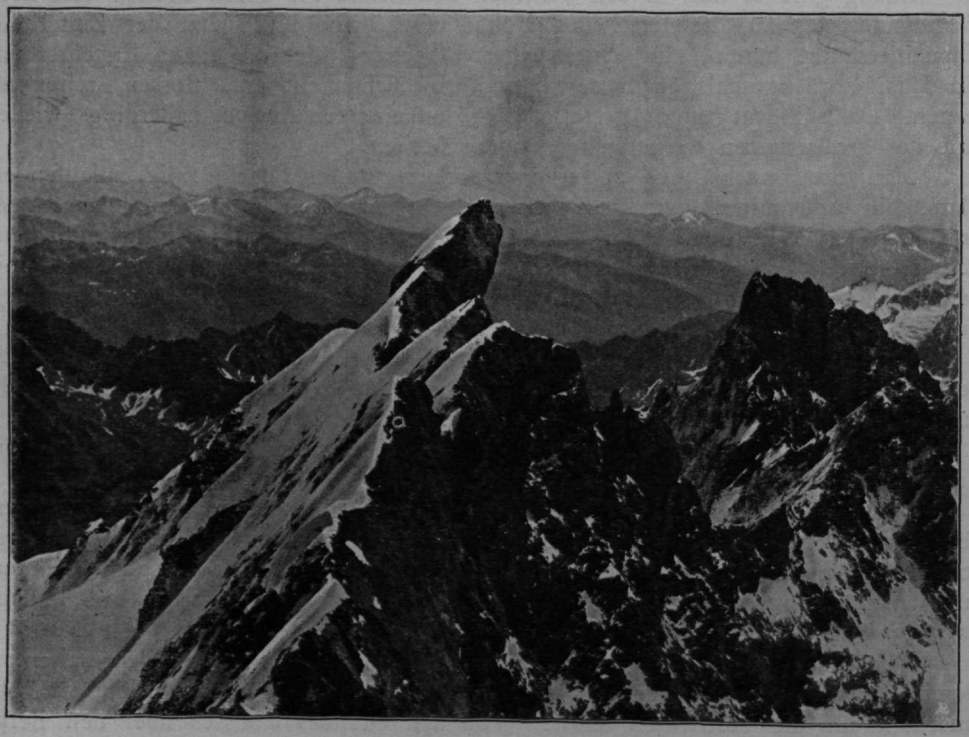
Auch hier hängt jetzt ein Seil, mit dessen Hilfe es in den verschneiten Felsen der Nordseite, 1000 *m* über den geöffneten Rachen des Meijegletschers, anstrengend einige Meter hoch auf den Grat emporgeht. Noch einige Minuten und wir stürmen hinauf zum Steinmann, die stolze Meije liegt zu unseren Füßen. Es ist 3 Uhr.

Kein Hauch rührt sich, in unendlicher Klarheit umringen die Bergesalten in Demut ihre Herrin, ein zarter Duft schwebt über der Natur und legt sich berauschend um die bestrickten Sinne. Von den Grandes Rousses über den Bergkranz des Dauphiné mit der in tadellosem Weiß gleißenden Barre des Écrins, über

den Monte Viso, die Zermatter Riesen bis zum Koloß Montblanc breitet sich eine maßlos erhabene Rundschau, die voll zu genießen uns leider die Zeit mangelt.

Doch was nun? Zum Rückweg über den Westgrat oder auf dem gewöhnlichen Wege zur Hütte war es zu spät, denn nach einem Campement Castelnau sehnten wir uns nicht im mindesten. Hacker meinte, den Biwakplatz am Rande des Glacier Carré, in den Felsen des Doigt aufzusuchen und die dort befindlichen Decken für das Biwak zu benützen. Doch in mir war inzwischen ein anderer Plan gereift. Es war ein gottvoller Tag, kein Wind, absolut sicheres Wetter, der Mond war für ½8 Uhr abends zu erwarten, warum sollten wir nicht zum Pic Central hinübergehen? Drum sagte ich zu Hacker: »Für's Biwakieren haben wir zu wenig zum Anziehen, die Schlafsäcke und andere schöne Dinge liegen in der Hütte, gehen wir lieber weiter über den Ostgrat. Auf den Turm hinter der Brèche Zsigmondy kommen wir jedenfalls vor Anbruch der Dunkelheit, damit wird das Schwierigste überwunden sein und der Mond wird weiter helfen.«

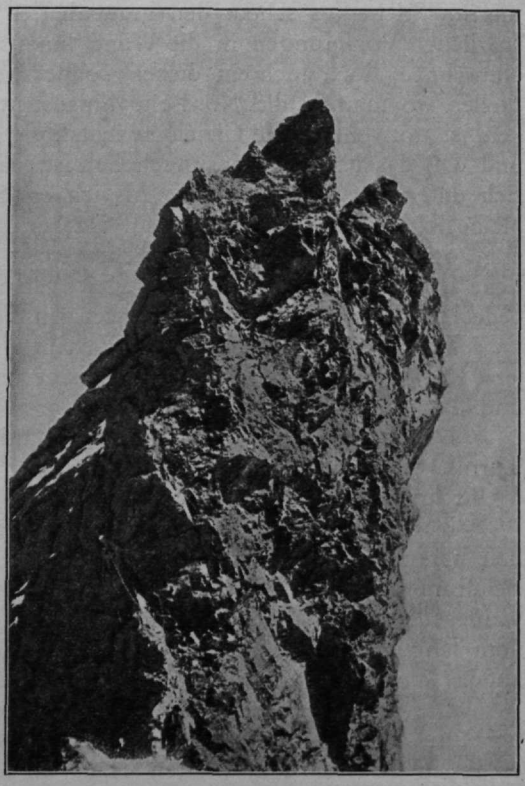
Hacker schlug ein und um 3 Uhr 15 Min. wandten wir uns nach Osten. Der gewöhnliche Abstieg erfolgt links (nördlich) von der Gratlinie, wo man sich mittels eingetriebener Haken abseilen kann. Für uns war das nichts, denn die Felsen steckten dort in tiefem Neuschnee und von Eisenstiften war nichts zu entdecken. Da der Grat selbst nicht weiter benützbar ist, so beschlossen wir, die Südseite zu versuchen. Hacker stieg durch eine Rinne rechts vom Grate etwa 5 *m* hinab und querte sodann nach links, bis er, direkt über sehr schwierige Platten absteigend, einen Stand fand, wohin ich nachkommen konnte. »Es geht sehr schlecht, Vorsicht!« tönte es herauf. Auch wieder eine Kletterstelle, die sich sehen lassen kann. Wer dort rutscht, der fällt direkt ins große Couloir und auf den Glacier des Étançons, kleine 1000 *m*. Etwa 10 *m* kletterte ich über die Platten



Pic Central und Pic Oriental de la Meije (vom Grand Pic gesehen).

hinab zu Hacker, worauf wir nach links gegen den Grat hinüberqueren konnten.

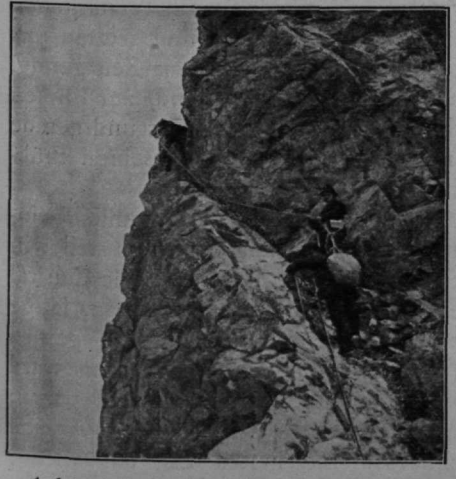
Von einem Köpfel sahen wir hinunter zum Grat, ein Traversieren ging nicht, auch unter uns war kein kletterbarer Fels, aber Abseilen war möglich. Das Köpfel bildete die Spitze eines Pfeilers und in seiner Verschneidung mit der glatten Wand konnte man sich verklemmen, wodurch das Seil nur als Reservehilfsmittel verwendet wurde. Nachdem ich so 8 *m* hinabgeglitten war, folgte Hacker und jetzt war der Grat erreichbar, von wo wir nur mehr eine niedrige Stufe zur Brèche Zsigmondy hinabzuklettern hatten. Aber viel Zeit hatte es gekostet, 3/4 6 Uhr war es geworden, bis wir die Scharte betraten.



Westabsturz des ersten Gratturmes zur Brèche Zsigmondy.

Gerade schickte sich der feurige Sonnenball an, im Westen zu versinken, und entzündete die Korridors, die jähen Eisflanken des Grates zu unseren Füßen, als wir darangingen, dem berüchtigten Abbruch des ersten Turmes zu Leibe zu rücken.

Am Fuße des Turmes ist der ebene Schartengrund ausnahmsweise etwas breiter und dort standen wir nun, schlugen die Arme nach internationaler Sitte übereinander, um uns zu erwärmen, und schauten uns den Absturz ober uns an, der den berühmten Siegern Emil, Otto Zsigmondy und Purtscheller so kolossale Mühe bereitet hatte.



Aufstieg aus der Brèche Zsigmondy auf den ersten Gratturm.
(Detail zu dem obigen Bilde.)

Dieweilen drängte man sich vor dem Hôtel de la Meije um das Fernrohr und suchte unsere Absichten zu erraten. Die Führer sagten, als sie unsere Bewegungen sahen, daß wir erfrieren müßten, denn die Nacht sei schrecklich kalt und auf den Felsen sei »Le verglas«. Im Dauphiné spielen der »bergsrond« und die vereisten Felsen, der »verglas«, eine große Rolle bei dem Bergsteiger.

Wir aber müssen zum Werke schreiten, denn sonst gefriert das an der Nordseite eingezogene Seil, soweit es nicht ohnehin im Schnee begraben ist.

Über ein Band geht es nach links aufwärts zur schlimmen Ecke, um die herum ein dünnes Seil zur Fixierung des dicken Taues in der Nordseite läuft. Das Band geleitet uns nur bis zur Ecke, dann läßt es

uns im Stiche, es scheut den grauenhaften Absturz drüben, und wir müssen auf spärlichen Vorsprüngen in die Wand hinaus. Natürlich, da ist ja der verwünschte Neuschnee, doch auch ein dickes, solides Seil, das den Weg zur Spitze weist. Die Stelle, wo man in die Nordseite hinaustritt, ist sehr schlecht, peinliche Achtsamkeit ist notwendig, die Gleichgewichtsfrage muß dabei völlig korrekt gelöst werden, und daß das bisher immer geschehen ist, dafür sorgt der schauerliche Abgrund, der sich unter den Füßen auftut. Als ich ein Stück in die Wand hineingequert habe, bleibe ich stehen und warte auf Hacker. Der hat mittlerweile die Kletterschuhe angezogen, da er sehr gefährliche Arbeit wittert, und nachdem er sich um die Ecke herumgelotst hat, geht er gleich dem Seile entlang weiter über die schneebedeckten, noch immer sehr schwierigen Felsen auf die Spitze des Turmes.

Der Schnee, der das Seil mit seinen kalten Armen umfangen hat und den jetzt Hacker durch Losreißen des Seiles herunterwirft, fällt mir auf Kopf und Nacken, und das ist wenig angenehm.

Dann klettere ich nach und suche mir einen Sitzplatz auf der Schneide des Turms, das Schlimmste ist hinter uns, der Weg zum Pic Central steht uns offen. 6 Uhr 30 Min.

Bisher hatte uns das Fernrohr von La Grave verfolgt, nun kam die Dunkelheit herangekrochen und kopfschüttelnd, Neugierde und Mitleid im Busen, gehen sie drunten zum Diner im festlich erleuchteten Saal und setzen sich an die blendend weiß gedeckten, blumengeschmückten Tische und essen aus Mitgefühl und hungrig vom langen Schauen heute das Doppelte, schmatzen, schwatzen und trinken auch auf das Wohl der zwei armen, erfrierenden Bergsteiger dort hoch oben in den Sternen.

Die zwei aber essen nichts und trinken nichts, sie öffnen bloß die Rucksäcke, um ihre Schwitzer, Schneehaube, Fäustlinge und Eisen anzuziehen. Dabei geht es ihnen so wie dem uralten Haus in dem schönen Märchen. Das war schon recht alt, so daß es am liebsten umgefallen wäre, da es aber nicht wußte, auf welche Seite es fallen solle, so blieb es stehen. Auch wir fielen aus diesem Grunde weder nach La Grave, noch gegen die Hôtelküche von La Bérarde, sondern blieben auf der scharfen Schneide und warteten, bis der liebe Mond käme.

Als ob man uns durch ein Feuerwerk den letzten Trost, die letzte Ehrung spenden wolle, so flammten unten die hellen Lichter auf, bis die ganze Stadt in Brand zu stehen schien, und das blieb so die ganze Nacht, für uns von unvergeßlichem Eindruck. Bis 1/2 8 Uhr waren wir festgebannt, denn zum Weitergehen war's zu finster; dann kam der Mond. Wir nahmen das Seil kurz und setzten uns in Bewegung; langsam mußten wir freilich gehen, doch wir hatten ja Zeit genug.

Zur Rechten immer die schwarze, mehr als 80° geneigte Südwand, zur Linken die etwa 65° steilen, vereisten und mit Neuschnee garnierten Korridors und gerade auf der Schnittlinie beider, wo das Leben noch mit Berechtigung seinen mühsamen Weg erkämpfen darf, da gingen wir ihn suchen.

Zuerst ohne besondere Schwierigkeiten, denn die Kletterei ist ziemlich einfach, gelangten wir auf die Spitze des zweiten Turmes und stiegen etwas steiler in die nächste Scharte ab. Meter für Meter rücken wir unserem Ziele, dem Pic Central näher, eine Seillänge nach der anderen wird eingezogen, so daß wir glauben, lange vor Mitternacht den Gipfel betreten zu können. Doch das ist Aberglaube — gar so spaßen läßt die Meije mit sich nicht. Beim Abstieg vom dritten Gratturm ward sie ruppig; der Felsgrat konnte dort nicht weiter benützt werden, so daß wir in die Nordflanke, in den Schnee übergehen mußten. Wenn's nur Schnee gewesen wäre, so aber deckte eine trügerische Neuschneeschichte hartes Eis, das wieder nicht kompakt und zum Stufenschlagen veranlagt war, sondern als dünner Überzug über ganz elenden Platten unsere Aufmerksamkeit auf die stärkste Probe stellte.

Zuerst stiegen wir direkt etwa 10 *m* hinab, dann querten wir nach rechts zum Schneegrat. »Wir sind aus dem Wasser,« rief Hacker. »Nur Geduld, es werden schon noch »Sachen« kommen,« war die Antwort. Nachdem wir wieder versammelt waren, ging es besser in die Scharte vor dem vierten Turm hinab. Auch dessen Höhe wurde verhältnismäßig gut gewonnen, leider traten wir jetzt in den Bereich des Mondschattens, den der Pic Central gegen uns warf und das erschwerte unser Vordringen sehr.

Wieder sahen wir uns genötigt, die verschneite Flanke zu Hilfe zu nehmen, und kletterten an dem Eishange mehr als 12 *m* zu einem aus dem Eise hervorstehenden Felsbrocken, der als Sicherungsblock dienen sollte, ab; während sich der eine weiter den Weg zur Scharte bahnte, legte der andere einen Seilring um den Block und ließ das Seil als Nachfolgender durchlaufen.

Endlich befanden wir uns in der Scharte vor dem Aufbau des Pic Central. Hurrah, da gab's schneefreie Felsen, finster war's zwar, aber unsere Augen waren auch schärfer geworden.

Den linken Fuß im Schnee, den rechten in den Felsen, so kletterten wir rüstig weiter, bis wir in halber Höhe zum Gipfel eine kleine Terrasse in der Südseite entdecken, die R. H. Schmitt als Biwakplatz des Professors Kellerbauer bezeichnet. Ein allerliebstes Fleckchen in der weithinaushängenden Südwand des Pic Central. Wir beschließen, zu rasten und etwas zu kochen. Um 12 Uhr 15 Min. nachts lagern wir uns hinter dem kleinen Steinwall und nehmen bei dieser Bergfahrt zum ersten Male das ein, was man bei anspruchslosen Bergmenschen so halbwegs Mahlzeit nennen kann. In meinem kleinen Schnellkocher schmolzen wir Schnee und taten Schokolade hinein, auf dem Deckel oben wärmten wir Wurst und mischten Wiener Torte dazu. Es war beinahe wie bei der Table d'hôte im Hôtel Juge, nur der Wein fehlte.

Eine Stunde ruhten wir so in emsiger Beschäftigung mit unserem leiblichen Wohle; erst als uns fror, dachten wir an den Aufbruch.

Bisher hatten wir nicht zu leiden gehabt, denn der Schwitzer, die gespannteste Vorsicht und die schwierige und gefährliche Arbeit am Schlusse hatten uns tüchtig eingeheizt, nun aber waren wir wieder froh, uns rühren zu können. Unsere Schätze fanden wir so ziemlich zusammen und kletterten das kurze Stück zum Gipfel empor.

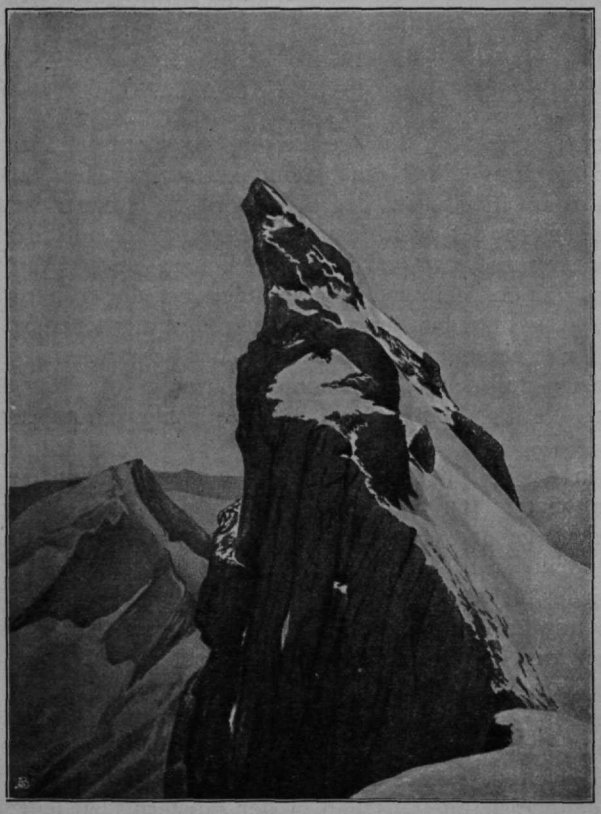
Eine halbe Stunde verweilten wir und begannen hierauf den Abstieg. Gewöhnlich steigt man direkt nach Norden ab, hält sich dann rechts und erreicht den Glacier de Tabuchet über eine in der Regel vorhandene, fein in das Eis gehauene Stiege. Wir gingen nicht nach Norden, weil wir erstens nicht wußten, daß das der übliche Weg sei, und zweitens es bei dieser Beleuchtung nicht hätten wagen können, dort abzusteigen, denn Eishänge täuschen in der Finsternis zu sehr; wir wandten uns daher gegen den Ostabsturz.

Anfangs ließ es sich ganz gut an, dann wurde der Weg erbärmlich schlecht. Eine unübersichtliche plattige Wand senkt sich vor uns zu der Scharte im Osten hinab, in der wir zu stehen wünschen.

»Nur hinunter, es muß gehen!«

Hacker klettert vorsichtig die schwierige Wand hinab, Schnee liegt auch noch darinnen, und unser bleicher Reisegefährte hat sich hinter dem Pic Oriental versteckt, er ist es schon müde geworden, uns zu leuchten. Nachdem Hacker Stand hat, komme ich zu ihm. Es ist eigentlich eine große Platte, deren rechter über dem unheimlich schwarzen Abgrund abbrechender Kante ich nun zusteuere, bis ich bei meinem Gefährten eintreffe; wir treiben nun einen Haken ein, denn sonst ist keine Möglichkeit zur Versicherung. Das Auge späht hinaus in die Finsternis und läuft suchend an den Felsen hinab, und was ihm ein Rätsel bleibt, das müssen die anderen Sinne erforschen.

Hacker wendet sich nun von der Kante ab, ein Quergang führt ihn in verschneite Felsen links auf ein Bändchen und damit in die aufgelösten unteren Schrofen. Noch einige Meter hinab und wir stapfen im Schnee hinüber zur Scharte. Die gefährlichste Kletterei an der Meije war uns gelungen. Ich will nicht behaupten, daß es die schwerste war, aber unter diesen Verhältnissen, wo der eiserne Wille, der rastlos arbeitende Geist die Nacht in den Tag umwandeln mußte, war die Kletterei die grausigste, die wir je geleistet haben, und doch war nichts gewesen, was über unsere Kraft gegangen war; wir hatten gedacht, gesucht, gefunden und gesiegt, der Preis unseres Lebens, das eben noch an die dunkle Pforte der Ewigkeit gepocht und nach seinem Schicksale gefragt, war wieder hoch emporgeschnellt, seelische Befriedigung und neue Freude am Dasein durchströmten von neuem unser Inneres.



Ostabsturz des Pic Central de la Meije.
(Unser Abstieg über die Kante.)

Um 3 Uhr früh betraten wir wieder aperen Fels und querten auf schönem Bande in der Südwand ein Stück nach Osten, bis ein Abbruch Halt gebot. Wir beschlossen, zu warten, denn es wäre heller Wahnsinn gewesen, den Eishang, welchen wir im Dämmerschein zum Glacier de Tabuchet hinab schießen gesehen hatten, während der Nacht machen zu wollen, das Innere der unten grinsenden Klüfte wollten wir nicht näher erforschen.

Wir warfen uns hin voll stiller Freude, daß unser Plan bisher so trefflich gelungen, und lugten hinaus in den erwachenden Osten, dem jungen Morgen entgegen, bis es uns um 1/26 Uhr mit dem ersten zarten Rot Zeit dünkte, den Abstieg über den Eishang anzutreten, und wir auf die Scharte zurückgingen.

Steiler, lockerer Schnee führte höchst unsicher zu den untersten Felsplatten und nun erwartete uns noch eine 50 *m* hohe, mindestens 60° geneigte Eiswand; hatten wir die passiert, dann konnten wir auf einen ziemlich friedlichen Gletscher-Ex-Bummel zu den schiefrigen Lehnen rechnen, die nach La Grave hinunterleiten. Doch 3 1/2 Stunden sollte uns der Hang kosten!

Das war eine fatale Geschichte! Das Eis war zumeist total blank und unter uns machte sich eine große Randkluft und unter der wieder eine andere offene Spalte breit, beide bereit, den Hinabsausenden auf Niewiedersehen zu verschlingen.

Zum Stufenschlagen von oben schien uns der Hang zu steil und die Arbeit zu langwierig. Ich schlug vor, weiter nach Osten zu gehen, wo der Felsen tiefer herabsteigt, doch auch das hätte zu viel Zeit erfordert.

Schließlich einigten wir uns dahin, daß ich beide Enden des langen Seiles um meine Mitte band, dasselbe um das letzte Köpfel legte und am doppelten Seile herabglitt. Außerdem verlangsamte Hacker, der vorläufig auf dem Köpfel blieb, durch das zweite Seil die Schnelligkeit.

Es war der letzte Akt der Vorstellung, die wir einem hochzuverehrenden Publikum von La Grave gaben. Mit beiden Händen hielt ich das doppelte, noch immer zu dünne Seil und hackte mit den Steigeisen unaufhörlich in das beinharte Eis, wobei ich mich möglichst senkrecht zur Eisfläche stellte. Langsam kam ich abwärts, hielt mich immer mehr nach Osten, wo Schnee zu sehen war, und gelangte endlich, nachdem ich mich unterdessen vom zweiten Seile hatte losbinden müssen, auf eine schüchterne Schneedecke und in alte, ausgeschmolzene Stufen, woselbst ich mich ganz losseilte und die Stufen ausbessernd zum Gletscher hinabstieg.

Freund Hacker hatte die schwierigere Aufgabe, er mußte sich am einfachen Seile ohne Unterstützung herablassen. Er hatte den Pickel als Bremse gegen zu rasches Abgleiten zu benützen gesucht und zu diesem Behufe kreuzweise das Seil um die Pickelhaue geschlungen, wobei er Seil und Pickelschaft in der Rechten festhielt, indes das rechte Handgelenk zum Widerhalte in der Pickelschlinge aus einem Steigeisengurte steckte. In besonderer Vorsicht hatte er überdies in 5 *m* Länge eine Schlinge ins Seil geknotet und diese um sein linkes Handgelenk gelegt, worauf er möglichst senkrecht zur Eiswand abgestiegen war. Infolge der furchtbaren Reibung und dadurch erzeugten Hitze war im Nu die Pickelschlinge durchgebrannt, riß unter dem Knotungspunkte, Hacker glitt blitzschnell die 5 *m* bis zur zweiten Seilschlinge hinab und hing frei am linken Handgelenke in der Eiswand, während mehrere Meter höher der Pickel vom straffen Seile festgehalten war. Systematisch den glasharten Hang mit den Steigeisen bearbeitend, mühte er sich mit übermenschlicher Kraft wieder am Seile empor zu dem unentbehrlichen Werkzeug und sammelte sich für die Wiederholung des kitzlichen Experimentes. Dann turnte er über dem unheimlichen Schrunde herab zu den Stufen. Seine Handschuhe hatten es freilich mittlerweile vorgezogen, ihren sonstigen Aufenthaltsort in den Taschen Hackers mit dem in der Kluft zu vertauschen. Da das kürzere Seil oben befestigt war, schnitt Hacker soviel davon ab, als er retten konnte, und gelangte in den Stufen zu mir.

Wir hatten rasch herabkommen wollen, hatten aber mehr Zeit gebraucht, als wenn ich, sobald ich bei den alten Stufen gewesen war, neue hinauf zu Hacker geschlagen hätte. Eine Lehre fürs nächste Mal. —

Munter trabten wir nun um die lauernden Klüfte, sprangen nach Bedarf darüber, immer den Rocher de l'Aigle, dann den Pic de l'homme als Richtung annehmend. Noch einmal mußten wir die Steigeisen, die wir von 7 Uhr abends bis 9 Uhr früh an den Füßen gehabt, aus dem Rucksack holen, denn der Schnee beim Bec de l'homme war steil und hart.

Uns war empfohlen worden, über den Glacier du Bec zwischen Bec de l'homme und Pic de l'homme abzusteigen, da der unterste Glacier de Tabuchet unpassierbar sei, wir aber wollten doch direkt durchkommen, so wie es noch Mitte August einer Wiener Partie gelungen war. Beim Pic de l'homme versperrte ein großer Abbruch den Weg, weshalb wir nach links in die Seraks, über Schneiden und Türme, Spalten und Löcher, auswichen, bis wir wieder gerade herunter konnten und in streckenweiser Abfahrt die Moräne nahe dem Gletscherende erreichten. 1 Uhr 30 Min. mittags.

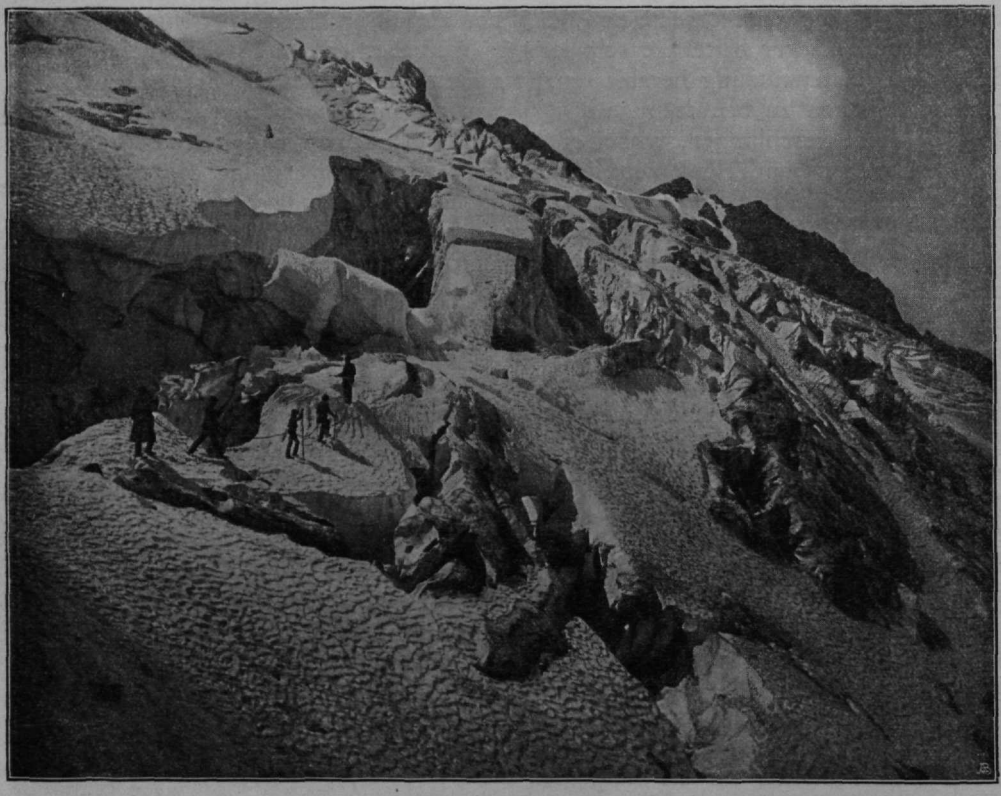
Ein köstliches Luftbad erquickte unsere von der Sonnenglut versengten Kadaver und auch unsere Augen empfanden die Wohltat der neuen Umgebung. Die Schneebrillen lagen natürlich wohlverwahrt in der Hütte auf dem Promontoire.

Eine kurze Rast und wir mühen uns die schmählichen Schutthalden, dann nach rechts querend, über die Grashänge nach La Grave hinab, schlendern den

schwarzen Schieferrücken entlang zum Bette der Romanche und treten um 1/24 Uhr nachmittags wieder die Straße von La Grave.

Dort war schon die Gendarmerie, das Hôtel- und anderes Volk vor dem Hôtel Juge versammelt, um uns zu begucken, zu photographieren, zu gratulieren und auszufragen.

Wie verwundert mögen die Meije-Habitués von La Grave am frühen Morgen dreingesehen haben, als sie die zwei Meije-Fahrer bereits im Abstieg auf den Tabuchetgletscher fanden. Es blieb nichts anderes übrig, sie mußten es glauben: Die berühmten arêtes de la Meije waren während der Nacht überschritten worden, und Deutsche waren es, die es getan hatten.



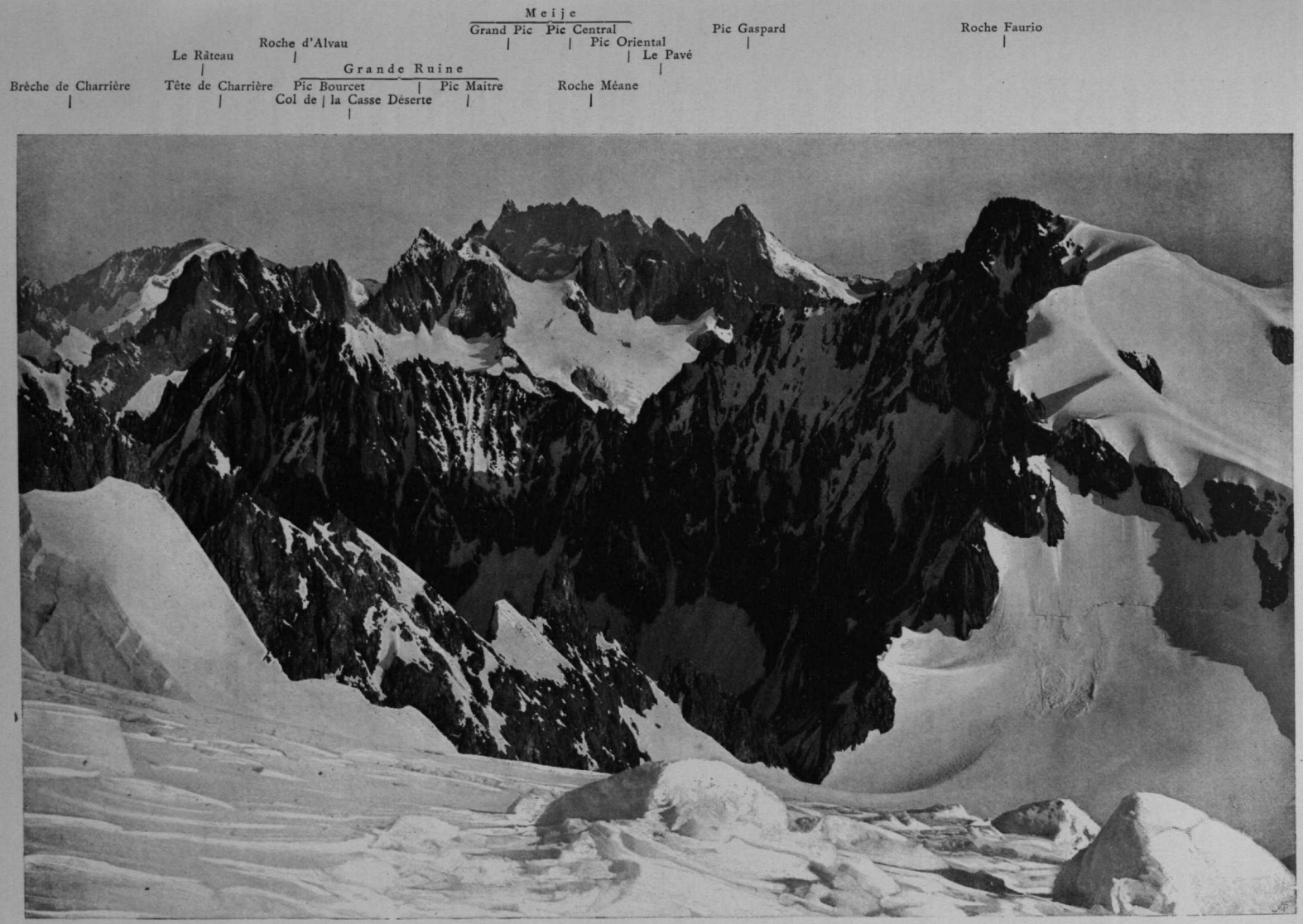
Glacier du Tabuchet.

34 Stunden waren wir unterwegs gewesen und doch waren wir weniger müde als nach mancher kurzen Bergtour, kaum daß ich das Bedürfnis empfand, die Schuhe abzulegen. Den guten Leuten wollte es nicht eingehen, daß wir nicht »très fatigués« seien.

Vor dem Hôtel draußen ließen wir uns nieder, mit dem Glase den Weg aufsuchend und verfolgend; richtig, da war ja auch das Stück Seil, das wir an der Eiswand unter dem Pic Central hatten hängen lassen, und dort hatten wir durch die Spalten des mächtigen Gletschers gefunden, alles so riesig hoch über uns und doch noch verkürzt gegenüber der Wirklichkeit.

Es war die 26. diesjährige Überschreitung, die 2. führerlose heuer und die 11. führerlose überhaupt gewesen.

Gewiß ist der Grat leichter geworden, seitdem der Absatz zur Brèche Zsig-



Naturaufnahme von V. Sella.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Blick von den Écrins nach Norden.

mondy durch ein starkes Seil gezähmt ist und seitdem die neue Hütte das Biwak in der Pyramide Duhamel entbehrlich macht, doch ein leichter Berg wird die Meije nie werden; man kann ihre verderbendrohendsten Stellen mechanisch umformen oder in Fesseln schlagen, der Mensch kann einzelne Glieder des stolzen Baues mit Hanf und Eisen erdrosseln, aber er kann nicht die ganze Meije versichern, und solange bleibt die Meije derselbe schwierige und gefährliche Berg, von dem schon Coolidge sagt:

»Nach meiner Erfahrung ist es die längste, immer schwierige Kletterei in den Alpen. Mit Ausnahme des Glacier Carré ist keine Stelle, die leicht genannt werden kann. — Weder das Zinalrothorn noch die Dent Blanche, noch das Bietschhorn können mit der Meije einen Augenblick nur verglichen werden.«

Grande Ruine (3754 *m*) — Col de la Casse Déserte (3510 *m*).

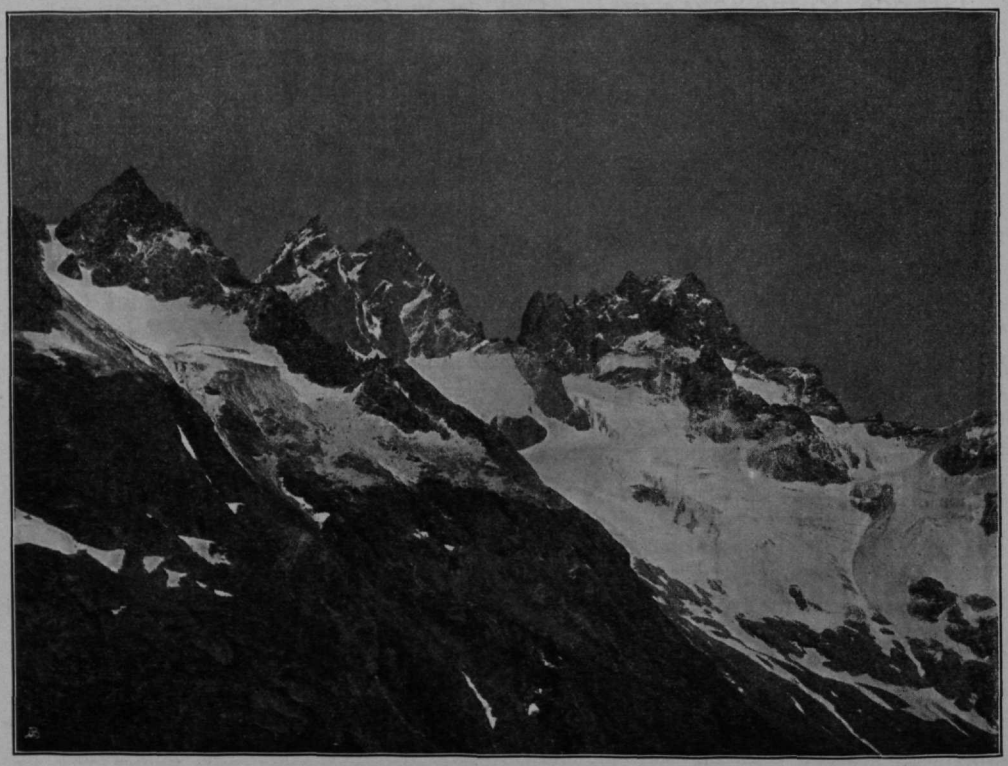
Ae. H. Der 21. September war wohlverdienter Rast gewidmet. Am nächsten Nachmittage um 1 Uhr wanderten wir bei glühendem Sonnenbrande die Straße aufwärts der Romanche durch die beiden mächtigen Tunnels, deren zweiter durch 34 elektrische Glühlampen erhellt wird, über Villard d'Arene, vorbei an dem prächtigen Wasserfalle der Romanche bei der ersten Talbarre, hinauf nach dem Refuge de l'Alpe, einem einfachen, blechgedeckten und geteerten Holzbau mit netten Zimmerchen, guten Betten und trefflicher Bewirtung (2100 *m*). 4 Uhr 20 Min.

Am 23. September, 6 Uhr 15 Min. morgens, stiegen wir den etwa 100-metrigen Abhang vom Refuge zur Romanche hinab und verfolgten diese, das zum Col du Clot des Cavales ziehende Tal rechts lassend, talauf. Ein mageres Weideland, in dessen innerstem Winkel uns ein frei herumstreichender Trupp Mulis und Esel mit freudigem Geplärre begrüßt; dann geht's über die Talbarre hinauf, und wir treten ein in ein Reich trostloser Öde, aber wildester Schönheit — ein Kampfplatz der ewig waltenden Naturkräfte. Südlich zieht die turmgekrönte Mauer vom Pic de Neige Cordier westwärts zum Roche Faurio, die Flanken von schillernden Serakbrüchen und steindurchfurchten Eiscouloirs durchsetzt, und anschließend Spitzen und Türme in weitem Bogen den trümmerübersäten, im Moränenschutte fast versunkenen Glacier de la Plate des Agneaux umschließend, nordwärts zu unserem heutigen Ziele, dem drohend herabblickenden Horne der Grande Ruine.

Ungezählte Moränenkämme und tiefe, mit Eis oder Gletscherwasser erfüllte Tobel, so weit der Blick reicht, dazwischen Eislawinen geborstener Seraks. Das ist echter Dauphiné-Charakter. Am Kamme der östlichsten Seitenmoräne fanden wir überraschend gutes Fortkommen, und als wir in der Fallinie der Grande Ruine angelangt waren, querten wir die haushohen Moränenrillen und ließen uns im hellen Sonnenscheine am Bächlein, das in zierlichen Kaskaden über eine plattige Wand vom Glacier superieur des Agneaux herabsprudelt, zur Frühstücksrast nieder. 9 Uhr 10 Min. Kalt war's des Morgens gewesen, scharf hatten wir ausgegriffen, aber jetzt machte sich Mattigkeit bei mir fühlbar und köstlich mundete ein Becher duftenden Tees. Wir kletterten sodann die Wandstufe empor, gelangten über einen scharfen, steilen Moränenrücken zum Gletscher und an dessen südlichem Rande uns haltend, die Randkluft benützend, wo der apere Gletscherbruch drohte, erreichten wir den steilen oberen Gletscherboden und durch erweichten Schnee um 1 Uhr 45 Min. den Sattel, von dem südwärts der Col de la Casse Déserte zum ersten Male zu erblicken ist. Rast tat mir not — aber die Zeit drängte, das apere Eis, der durchweichte Schnee und, abgesehen vom schweren Rucksacke, meine zunehmende Mattigkeit kosteten uns schon unnütze Stunden, und um 2 Uhr 15 Min. ging's unter Zurücklassung der Rucksäcke und Reserveseile bei besserem Schnee

in weitem Bogen aufs oberste Firnplateau, zwischen Grande Ruine, Pic maitre (nördlicher Gipfel) und Roche Méane, deren rotschillernder, kühner Felsbau mit plattiger Wand uns zugekehrt, dem Eise entsteigend, eine wahre Lust erzeugt, sich dran zu versuchen. Ganz südlich, wo der Bergschrund am niedrigsten ist, querten wir ihn und erreichten über mächtige Gratblöcke 3 Uhr 30 Min. den aperen Gipfel.

Nicht den Herrschern des Dauphiné, die in strahlender Schöne den Blick in Fesseln schlügen —, der Meije, der Barre des Écrins — gilt der erste Blick — nein — in die dräuende Tiefe gleitet er hinab, vom furchtbaren Bergschrund unterhalb des Col de la Casse Déserte über den oberen und unteren Gletscherbruch des Glacier de la Grande Ruine, auf den Grund der Vallée des Étançons,



Grande Ruine von Westen.

1500 *m* zu Füßen. Und als er sich erhebt, um all die Herrlichkeiten unvergleichlicher Eisespracht einzusaugen, da hat sich schon die Überzeugung in uns gefestigt, »es geht« — »es muß gehen«. Was die Führer ihrer Heimat unter den jetzigen Verhältnissen für unmöglich erklärt hatten, das wollten wir versuchen im Vertrauen auf unseren Glücksstern, im Bewußtsein unserer Kraft. Nun galt's noch vor Sonnenuntergang den Bergschrund zu passieren — das Weitere würde sich finden.

In der Mitte zwischen der furchtbaren Fels-Südwand der Meije und der gewaltigen Eis-Nordwand der Barre des Écrins gelegen, im Vordergrunde nördlich die kühngeformte Roche Méane mit den Pics des Cavales, südlich die gigantischen Türme des Pic Bourcet, verbunden mit dem Tiefblicke westlich in die Vallée des

Étançons, östlich in die eis- und trümmerübersäte Wiege der Romanche dürfte der Grande Ruine als Aussichtspunkt wohl der Lorbeer im Dauphiné gebühren.

Um 4 Uhr 20 Min. sind wir schon am Sattel bei unseren Rucksäcken, zehn Minuten später am Wege zum Col de la Casse Déserte, dessen steile Rinne zwischen dem senkrechten Abbruche des Nordgipfels des Pic Bourcet und dem Südgrat-Ende der Grande Ruine uns Besorgnis einflößt. Aber der Firn ist gut und 5 Uhr 5 Min. schon stehen wir auf der Scharte, von lichtem Sonnengold umflossen.

Wenige Schritte vor uns schießt der Firnhang zur Tiefe. Zur Linken blinkt graues Eis oberhalb des weit überhängenden Bergschrundes, dessen unterer Rand uns verborgen ist. Zur Rechten ist der Ausblick vorläufig noch gehemmt. Mit einem Schlage ist jedes Mattigkeitsgefühl dahin, nun es ernste Arbeit gilt. Vorsichtig gehe ich einige Seillängen hinab, von Pichl gefolgt. Nun zeigt sich bei der Felsecke der Bergschrund in seiner vollen Ausdehnung. Etwa 50 Schritte rechts zieht eine Lawinenfurche herab, deren unteres, schneebedecktes Ende den Schrund etwas überragt. Ringsum von feinem Schutt bedecktes graues Eis. Einige hundert Schritte rechts erscheint der Schrund schief überbrückt, wohl infolge seiner bogenförmigen Krümmung — aber überall trügerisches Eis.

Ich hacke mich nun nach rechts schief abwärts bis etwa 20 *m* ober den Schrund durch. Hier verankert sich Pichl und im Lawinenschnee steige ich bis knapp oberhalb des Kluftrandes ab, nehme 6 *m* Seil lose in die Linke und mit einem gewaltigen Satze springe ich etwa 2 *m* weit und 3 *m* tiefer über den Schrund, sinke zwar ein, bin aber mit einem Schritt aufwärts am untern Rande. Weit hängt der obere Rand über, aber seine Basis ist zu Eis erstarrt, ein Einsturz nicht zu befürchten. 6 Uhr ist's. Ein Sprung bringt Pichl an meine Seite. Am Nordturme des Pic Bourcet glühen die letzten Sonnenblitze und tiefblau hebt sich das Firmament von der blendendweißen Scharte ab.

Wir steigen gerade hinab bis zum ersten Gletscherbruche. Ein Blick von seinem Rande in die wilden Eiskaskaden zur Rechten besagt mir genug. Also linkshin. Zwischen zwei tiefen Klüften, von mächtigen, festgefügten Seraks bewacht, leitet ein schmaler Eiskamm durch und nach wenigen Schritten liegt vor uns, etwa 50 *m* tiefer unter einem welligen, spaltenlosen, aber gänzlich ausgeaperten Eishange der Firn des mittleren Gletscherbodens. Die Abstiegsroute wird geprüft. Erst im Bogen südlich, dann scharf nördlich gehalten, müssen wir den unteren Gletscherboden mühelos erreichen. Dieser freilich entzieht sich hinter mächtigen Seraks meinem forschenden Blicke. Dahin wenigstens wollen wir noch kommen, so lange es tagt.

In sausender Abfahrt über den Eishang hatten wir bald den guten Firn erreicht, trafen weiterhin auf mächtige Querklüfte, denen wir rechtshin auswichen, und langten endlich in tiefer Dunkelheit plangemäß unter dem Serakbruche an. Darunter mußte nach meinem Auslug der Abstieg forciert werden. Pichl hielt dafür, es weiter rechts davon zu versuchen. Dieser Versuch ergab immer breiter werdende Spalten und bürgte mir dafür, daß meine Berechnung richtig sei und unter dem von Seraks überthronten Felsabbruche die tiefste Senkung des Gletschers und demzufolge das dichtest zusammengedrängte Spaltengewirre zu finden sei, das am leichtesten einen Durchbruch gewähren konnte. Freilich, die drohenden Seraks zu Häupten konnten gefährlich werden; doch war mir nicht bange, denn es war ziemlich warm des Abends, der Schnee weich, überall rieselte das Wasser, und bevor dieses fror und die Seraks sprengte, war für uns nicht viel zu fürchten. Und bis der Frost eintrat, mußten wir ja längst außer dem Bereich der Seraks sein. Nun die Laterne heraus, denn es war rabenschwarze Nacht geworden, das Firmament meist überzogen, hier und da ein Sternlein trübe durchblickend. Der Mond war erst mit halber Sichel nach Mitternacht zu gewärtigen.

Eine Spalte nach der anderen wurde gequert, bald rechtshin, bald linkshin mußte ausgewichen werden, auf schmalen, blanken Eisbrücken schlug ich Stufe auf Stufe. Des öftern löschte ein Windstoß meine Laterne. Steil ging es abwärts. Jeder Schritt mußte geprüft werden - - es war ein Gang, wo jeder Sinn bis zum äußersten angestrengt war. Stunde um Stunde verrann, die Spalten wurden zahmer, steile, glasharte Eishänge zogen hinab — kein Zweifel, wir befanden uns schon auf der Gletscherzunge. Jeder feste, eingefrorene Block wurde nach Möglichkeit zur Versicherung ausgenützt. Vom Râteau, an der Meije drüben dröhnt dumpfer Lawinendonner. Auch ober uns beginnt's lebendig zu werden. Ein schriller Krach und sausend schießt ein Felsblock etwa 50 Schritte von uns rechts herab, des öfteren beim Aufschlage sprüht ein Funkenregen, seine Bahn bezeichnend. Ich hüte mich sorgsam vor jeder Rinne und bleibe, soweit mein Urteil reicht, auf dem sanften Kamme der Eiszunge. Aber nachgerade beginnt's auch mir unheimlich zu werden. Endlich muß ich wieder Stufen schlagen, es ist schon zu steil für die Eisen trotz der ausgefressenen Eisrinde. Noch wenige Schritte, da klingt es hohl und gleich darauf bricht unter meinen Hieben ein Eisloß zur Tiefe, dem Klange nach nur einige Meter. Scharf luge ich aus — schwarz ist's unter mir, schwärzer als das dunkle Eis, auf dem ich stehe —, aber zu erkennen vermag ich nichts.

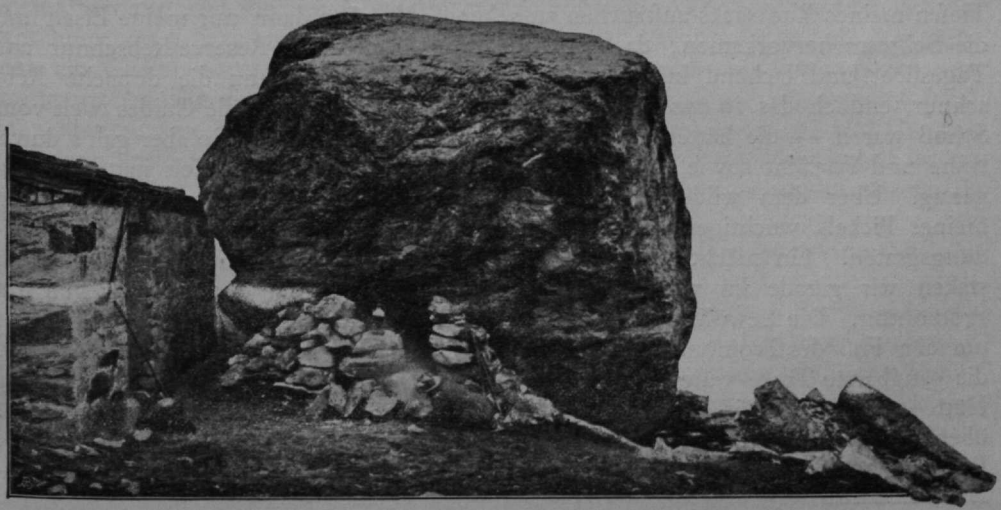
Also links hinüber einige feste Stufen. Gespenstisch weiß taucht's vor mir auf. Auf einen lichten Eisbruch scheint mein Stufenband zu führen. Nicht möglich. Ich nehme die an der Brust hängende Laterne hinter den Rücken. Überall rabenschwarze Nacht, vor mir der Gespensterspuk. Woher doch das Eis?

Die Laterne wird versichert. Splitternd klirrt das Eis unter meinen wuchtigen Hieben — da dröhnt's schon wieder hohl, aber der Geisterspuk in grausiger Gletscher-Mitternacht zerfließt — »Fels« juble ich zu Pichl hinauf und mit einem Sprunge stehe ich auf lichtem, blankgeschliffenem Gestein, das gleich Eiskaskaden zur Tiefe zieht. Bald ist mein Freund an meiner Seite und hinter einem gegen 6 *m* hohen Absatze lassen wir uns zu wohlverdienter Rast nieder, vor den tückischen Seraks endlich gesichert.

Es ist gerade 12 Uhr, sechs Stunden sind seit Überwindung des Bergschrunds im Nu entschwunden. Infolge der steten Versicherungen durchnäßt, von eisigem Winde durchschauert, gereicht uns die Muße nur zu spärlichem Genusse. Links und rechts rauschen die Gletscherwasser — wieder und wieder erdröhnt ferner Lawinendonner. Weiter denn! Über die blanken Blöcke und glatten Runsen gibt's ein lustiges Abklettern im trügerischen Laternenscheine, das mir bald warm macht. Endlich fließen die Gletscherwasser in einer tiefer eingeschnittenen Rinne zusammen, wir queren nach rechts auf Schutt, bald betreten wir Graspolster und unter uns taucht in mattem Mondeslichte, von silbern glitzernden Farben durchzogen die Vallée des Étançons auf. Über üppigen Rasen zwischen Felsabsätzen, welche mitunter leichte Kamine verbinden, geht's hinab. Endlich stehen wir in der trümmerübersäten Vallée selbst und wenden uns talauf, in spärlicher Mondeshelle das Refuge zu suchen. »Ob wir's finden ist eigentlich egal, drin ist ohnehin nichts, Decken sicherlich nicht — zum Promontoir müssen wir ja doch noch heute«, meint mein Freund. Ich weiß darauf keine Antwort — »aber zum Promontoir hinauf, nur wenn's sein muß«, ist mein im Stillen gefaßter Entschluß. Ein schäumender Gletscherbach kommt uns die Quere. Knapp gelingt mir's noch ihn im Sprunge über zwei Blöcke zu übersetzen. Pichl sucht sich was besseres oberhalb. Weit vor uns erscheint ein mächtiger dunkler Gegenstand auf leichter Bodenwelle. »Die Hütte«, meine ich zu Pichl, ohne selbst daran zu glauben. Näher kommen wir — die »Hütte« wird immer größer und schließlich stehen wir vor einem ungeheuren Granitblocke. Ganz wie ich mir's dachte. Wie ich links dran vorbeigehe, sehe

ich in einer Ausbauchung eine Feuerstelle — erhebe den Blick — da steht sie wahrhaftig und im selben Augenblicke erschallt Pichls Ruf auch schon »die Hütte«, gleich darauf fliegt die Türe auf — ein Streichholz flammt und verlischt im Luftzuge. »Stroh!« juble ich. Ein zweites flammt. »Decken, hurrah! Holz, Kochgeschirr!« stimmt Pichl ein. Schon ist die Laterne heraußen — und nun wird gestöbert. Auf einer Pritsche fußtiefes frisches Stroh, auf Stricken ein Dutzend Decken, Kochkessel und Hafen, Wasserkanne, Blechemailgeschirr die Menge, Teller, Schüsseln, Schalen, Gabeln, Messer — ein prächtiges Öfchen und eine Masse dürres und grünes Wachholderholz. »Du, da bleiben wir!« Jetzt erst fliegen die Rucksäcke herab. Ja was ist denn das? — und schon schlepp' ich einen gewaltigen Kasten, den ich unter der Pritsche entdeckt, herbei. Ein kompletter, tadelloser Verbandapparat mit mächtigen vollen Flaschen Kollodium, Sublimat, Karbol, Verbandzeug — das ist ja das reinste Paradies! Wir schauen unwillkürlich auf unsere stiefmütterlich behandelten Hände — alle Fingerkäppchen sind durchgeklettert und auf den Zeige- und Mittelfingern klaffen kreuzweise die Risse — die reinsten Gletscherspalten. Und meine Rechte sah auch nicht heiter aus — insbesondere klaffte am Goldfinger bis zum Knochen ein messerscharfer Schnitt. Aber dazu ist später Zeit! Pichl holt Wasser, ich mache Feuer und in einer halben Stunde brodelt die herrlichste Suppe, die je die Hüttengeister »geschmeckt«, aus guter hausgemachter Buttereinbrenne mit Kümmel und Tirolerspeck und Unmassen Fleischextrakt, darinnen an die Hunderte goldfarbiger Fleckchen schwammen, die in der häuslichen Küche in Wien bereitet, uns in ferner Bergeswelt zu Nutz und Frommen gereichen sollten. Und dann gab's Unmassen Tees, versüßt mit duftendem Berberitzensafte, Schokoladetorte aus Wien und Biskuit, worauf Ribisl- und Weichselmarmelade gar trefflich paßte. Zum Schlusse eine Zigarre vom grauenhaftesten Franzosenkraute, aber 20 Cent. das Stück. Gab's so ein herrlich Hüttenleben je in unseren Ostalpen?

Um 2 Uhr 30 Min. hatten wir das Refuge betreten, erst um 4 Uhr 15 Min. streckten wir uns in die warmen Decken. Um 8 Uhr 45 Min. stehen wir auf und holen von den umliegenden Hängen Wachholderholz, das in der Höhe unserer Alpenrosen zwischen Felsen hinkriechend zu armdicken Stämmen anwächst. Drohend hat das Wetter sich gestaltet, es trutzt herum bis 4 Uhr und bricht dann los; und ununterbrochen trommelt schwerer Schnürlregen bis zum nächsten Morgen um 9 Uhr Früh auf das Blechdach der Hütte. Trotzdem schliefen wir von 7 Uhr abends



Refuge du Châtelleret.

bis 8 Uhr früh gar prächtig. Dann endlich wurden die Finger verbadert — nach einem Sublimatbade der Hände aus Watte und Kollodium Fingerspitzen-Ueberzüge hergestellt, — eine Methode, die ich bestens anempfehle, — und nach kräftigem Imbisse wurde 12 Uhr 15 Min. zum Promontoir aufgebrochen, um unsere seit 19. September dort zurückgelassene Ausrüstung zu holen. Tief herab hatte es geschneit. Gleich weißem Linnen in der Sonne blendete der Neuschnee des Glacier des Étançons und die Südwand der Meije hatte sich mit Hermelin geschmückt. Wie anders sah sie heute aus — noch furchtbarer womöglich kamen die grauenhaften Abstürze zur Geltung, deren Zackenkrone hellblinkende Nebelschleier umflatterten.

Ha! Wie stieg sich's heute so leicht in Erinnerung der letzten Tour, die uns durch unsere geschwollenen Rucksäcke mit 5tägigem Proviante sauer gemacht worden war. Um voll zu genießen, hatte Pichl gar keinen Rucksack mitgenommen, ja selbst Steigeisen und Seil verschmäht. »Bah — am Gletscher liegt ja Neuschnee und lammfromm sieht er genug aus; schlimmstenfalls packen wir die Wand des Promontoir.« »Einverstanden.« Da hatte er aber doch heimlich einen Bund Rebschnur zu sich gesteckt und ich, von ihm unbemerkt, meine Eisen und zwei etliche Meter lange Seilreste im Bauche meines Rucksackes, der so groß ist, daß er noch niemals zu klein geworden, spurlos verschwinden lassen. Am Fuße der Osthänge der Tête du Replat bummelten wir über Trümmer und Schneehalden empor bis zur plattigen blankgeschliffenen Felsbarre südwestlich des Promontoirs.

Als einst in wilden Eisstürzen der Glacier des Étançons da herabgeflutet, weit hinab, wo heute endloser Moränenschutt von seinem Walten Zeugnis gibt, da mag die Meije das Ideal vollster Harmonie von Fels und Eis gewesen sein. Heute erscheint ihr Bild beeinträchtigt durch den Rückgang des Gletschers.

Während ich an den Platten, wo sie gerade am steilsten sind, Kletterübungen veranstaltete, eilte Pichl voraus, eine steile Schneezunge empor und mitten gegen den Bruch los, dann sah ich ihn Stufen hacken; aber auch der Pickel kam bald zur Ruhe und abwartend stand mein Freund in den Anblick der Meije versunken. »Gelt, wenn du jetzt die Eisen hättest?« Ein verschmitztes Lächeln war die Antwort und ich hielt mich vor einer Moralpredigt über Leichtsinn bei Gletschertouren, die ich eben loslegen wollte, weislich zurück, sah ich doch nur zu gut, daß er sich auf meine Kosten heute einen guten Tag machen wollte und felsenfest überzeugt war, Eisen und das schwere 30 *m* lange Seil aus den unerforschten Tiefen meines Rucksacks auftauchen zu sehen. Als aber dann nur meine Eisen und die Seilreste hervorkamen, da traten denn auch die 20 *m* Reserve-Rebschnur ans Tageslicht und lachend knüpften wir ein Stück 12 *mm*, dann die doppelte Rebschnur, endlich das 10 *mm*-Seilrestchen zusammen. Gut, daß alle Guides weit vom Schuß waren — die hätten vielleicht unsern Spaß mißdeutet. So aber galt's durch Ruhe und Vorsicht sowie Zeit die Ausrüstung zu ersetzen, und Zeit hatten wir ja genug. Über dem wilden Bruche lag fußtiefer Pulverschnee, unentwegt erklang meines Pickels wuchtiger Schlag an mannshohen Eisbarren und scharfen Verbindungsgraten. Ein prächtiger Eisbruch, das hätten wir beide nicht vermutet; freilich staken wir gerade im wildesten Teile, im zweiten Drittel der Breite gegen das Promontoir. Die gewöhnliche Route, die auch Dr. Paulcke eingezeichnet hat,[1]) hart um den Fuß des Promontoirs, war durch klaffende Randklüfte gänzlich ungangbar, die gangbarste Trace wäre entlang dem Râteau und in weitem Bogen ostwärts zur Hütte am Promontoir gewesen. Uns aber freute die Eisarbeit. 4 Uhr 10 Min. überschritt ich die letzte Spalte — wenige Minuten später betraten wir die Hütte. Da lag noch alles, wie wir es verlassen. Unser Wasserreservoir, eine Fels-

[1]) Jahrbuch des S. A. C., XXXVI. Jahrgang 1900—01, S. 42.

ritze etwa 30 Schritte von der Hütte, die ich nach Wegschlagen einiger Eisblöcke bloßgelegt hatte und die sich stetig gefüllt, war heute leer — und Eis mußte zum Tee und als Nutzwasser geschmolzen werden. Dann wurde abgekocht und in Decken gehüllt verbrachten wir die Zeit bis zur vollen Dunkelheit auf unserem Lieblingsplätzchen ober der Hütte — dem altehrwürdigen Biwakplatze. Heute ging die Sonne nicht goldig unter; nicht wie damals erglühte der Pic Oriental in flammendem Purpur, das Rosenrot der Meijewand übertönend. Auch tief unten in der Vallée des Étançons wogten keine Talnebel wie damals. Aber Sturm umtoste uns und sang schrille Melodien in den scharfen Gratzacken um uns her und oben auf dem Meijegrate da wirbelte die Windsbraut den Pulverschnee in tollem Reigen. Die Sonne sank hinter dem Râteau farblos hinab — Schatten der Dämmerung umfingen uns, starr und tot, im nächtlichen Grauen lag bald die Natur. Fröstelnd kletterten wir zur Hütte hinab — denn kein Mondesstrahl sollte heute die Todesstarre um uns her zu neuem Leben erwecken.

Der Sturm schwoll zum Orkan; unablässig erzitterte der schlanke Holzbau, pfiffen, knirschten und klagten die aus 6 *mm* Draht gewundenen Ankerseile. Endlich um Mitternacht war ich nahe daran, die Hütte zu verlassen, so furchtbar waren einzelne Stöße, so nahe schien mir der Moment gerückt, daß die Ankertaue der Elementargewalt weichen und wir mit der Hütte auf den Gletscher hinabfliegen müßten. Da endlich wurden die Stöße schwächer — länger die Zwischenräume und — von der Aufregung ermattet entschlief ich, im Traume den Kampf mit Titanen der Urzeit fortsetzend. Wehe, wenn dieser Orkan uns auf dem Ostgrate der Meije betroffen hätte!

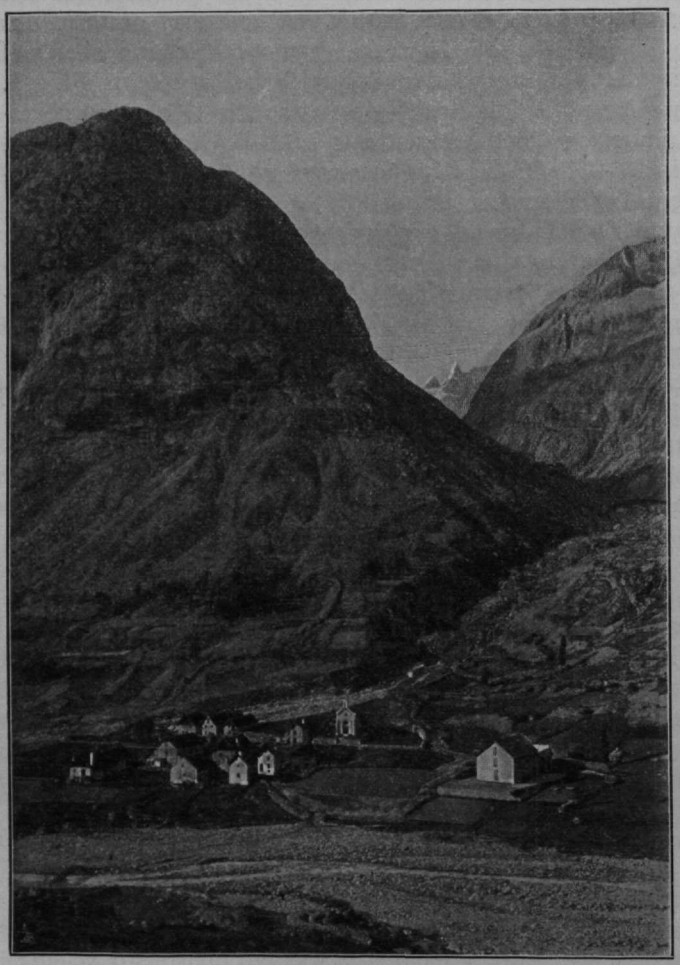
Des Morgens war der Himmel rein gefegt. Blitzblank wurde die Hütte in stand gesetzt — daß auch der französischen Guides schärfste Kritik keinen Tadel zu finden vermöchte —, so ziemt es sich für Führerlose. Um 10 Uhr begannen wir den Abstieg — diesmal direkt den Grat hinab. Schlechter wurden die plattigen Felsen, endlich — wohin wir auch auslugten — überall Abstürze. Östlich schien die Wand niedriger. Durch ein plattiges Couloir ging's hinab; schon haben wir unser Pseudoseil umgenommen — aber jämmerlich kurz ist's — kaum 10 *m*. Da kommt die schlechteste Stelle. Sie mit meinen abgewetzten Bergschuhen zu begehen, halte ich für unmöglich. So wandern denn diese in den Rucksack und in Strümpfen zwänge ich mich nach links auf spärlichen Griffen und Tritten unter einen Überhang und klettere schwierig in der folgenden Verschneidung hinab. Die Rebschnur, noch dazu einfach, zu kurz um zu reichen, war nur ein moralischer Halt, denn ein Gleiten hätte ein Pendeln mehrere Meter rechtshin zur Folge gehabt und drunter gähnte die zehnmetrige Randkluft. Der Rucksack folgte. Dann trieb Pichl einen Mauerhaken ein, schlang das Ende der Rebschnur um die Linke und kletterte mit seinen trefflichen Nagelschuhen frei ab. »Bravo, das war ein Meisterstückchen«, begrüßte ich ihn über der Randkluft. Selbst die Rebschnur gewannen wir durch Abschnellen zurück.

Ja die Meije! Aber darum haben wir sie ja so ins Herz geschlossen — ein Berg sondergleichen.

Hurtig ging's nun die spaltenlose Gletscherzunge, die endlosen Moränen hinab, um 2 Uhr betraten wir das Refuge du Châtelleret. Hier wurde geputzt, gescheuert und Holz gemacht und um 4 Uhr 30 Min. verließen wir unsere idyllische Heimstätte, die uns so wohl geborgen hatte. Immer wieder wandten wir uns zurück zur Meije; von einem mächtigen Blocke an der Talbiegung, wo sie unserem Blick entschwinden mußte, sagten wir ihr Lebewohl.

Es dämmert schon, als wir vom Hange der Tête de la Maye in die Vallée du Vénéon hinabsteigen, zu Füßen das Dutzend armseliger Hütten von La Bérarde,

1738 *m*. Wenige kleine Felder und Wiesen von mächtigen Steinmauern umgeben, zum Schutze vor abschießenden Regenwassern, die den letzten Rest der kargen Humusschichte fortzuschwemmen drohen, talaufwärts und talabwärts erfreuen einige Birkenhaine das Fels und Eis gewohnte Auge. Im Hôtel der Société des Touristes du Haute Dauphiné bei Herrn Tairraz finden wir treffliche Aufnahme. Es ist das einzige einstöckige, menschenwürdige Wohnhaus des ganzen oberen Tales.



La Bérarde mit der Tête de la Maye. — Im Hintergrund die Meije.

Grande Aiguille 3422 *m*) und Heimkehr.

E. P. Wir waren die einzigen Gäste. Beim Diner trug uns ein sehr nettes, gouvernantenartig bezwickertes Fräulein das ganz lobenswerte, wenn auch nicht gerade überreichliche Mahl auf, das wenigstens nicht so zur Unmäßigkeit verführte, wie jenes in La Grave, und da auch der Wein hier nicht »compris« war, so nahmen die Tafelfreuden ein rasches Ende und wir gingen daran, nachzugrübeln: was nun? Den Tag vorher hatte es tüchtig geregnet, beziehungsweise Neuschnee gemacht und das paßte uns gar nicht; auf die Barre hatten wir es gewiß scharf, aber zu Ende September bei Neuschnee, mit zerrissenen, mühsam verklebten Fingerspitzen, bei dem verwünscht kurzen Tage ein oder wahrscheinlicher zwei Biwaks durchkosten zu müssen, das ging uns doch über die alpine Hutschnur. Außerdem lag mein Urlaub schon in den letzten Zügen, ihn mit kühner Stirne zu überschreiten und eine lange schwierige Bergfahrt zu ertrotzen, dieser Frevel konnte schlimme Folgen nach sich ziehen, und schließlich dünkte es uns nach den vielen, schönen Erfolgen Unsinn, eine so böse Tour, wie die Barre es selbst bei guten Verhältnissen ist, versuchen zu wollen, dann abzublitzen und mit dem Unmut der Enttäuschten heimzuziehen. Und so ließen wir sie. Aber einen Dreitausender mußten wir noch einstecken und also beschlossen wir, noch die Grande Aiguille zu besuchen.

Hackers Schuhe schrieen nach dem Schuster; dieser war aber schwerhörig und wir konnten daher das freundliche Hôtel am nächsten Tage, dem 27. Sep-

tember, erst um 7 Uhr 30 Min. früh verlassen. Gegenüber dem Hause setzten wir, diesmal mit leichtem Gepäck über den Vénéon und verfolgten einen am Fuße der Grande Aiguille von Ost nach West aufsteigenden Pfad. Noch ehe wir das vom Gipfel des Berges herabstreichende große Couloir erreichten, stiegen wir über die gestuften Grashalden aufwärts zu den Wandeln, querten unter diesen ein Stück nach links zum Beginn einer engen Schlucht, von wo an ich unseren Weg reichlich mit Papierstreifen bezeichnete. Durch die Felsrinne kletterten wir flott hinauf bis zu ihrem Ende, verließen sie dann nach rechts und gelangten auf eine kleine Schutthalde, von der aus wir wieder durch unschwierige Wände aufwärts stiegen, bis wir über ein zackiges Gratstück den Nordnordwest-Grat des Berges gewannen. Zur Rechten schoß das breite Hauptcouloir zur Tiefe, das uns nun während des ganzen Weiterweges treu zur Seite blieb.

Nun sahen wir aber auch schon den Neuschnee vor uns und nach kurzem, leichtem Gehen und ebensolcher Kletterei über den Grat steckten wir in dem weißen Segen, der so herrlich zum Anschauen und so wenig erfreulich zum Klettern ist. Das Seil mußte heraus und das Tempo verlangsamt werden, denn es galt oft sehr acht zu geben, obschon die Kletterei sonst nicht schwierig ist und steilere Stellen sich links oder rechts umgehen lassen. Der Gipfel erschien schon nahe und doch dauerte es noch lange, bis wir ihn unter uns hatten, der Grat ist eben wenig steil und langgezogen. Endlich noch ein Schneesattel und wir stürmen über die Gipfelfelsen zum Steinmann. Es war bereits 2 Uhr 5 Min., so hatte der Schnee unseren Weg erschwert und seine Dauer vergrößert. Die Aussicht ist eine glänzende, namentlich das Hufeisen von uns hinüber zu den Rouies und über die Tête des Fétoules nach Norden sich schließend, erregte unser reinstes Entzücken. Und dort über dem Aussichtsmugel der Tête de la Maye unsere Freude, unser Glück: die Meije. Blendend weiß glitzern die Schneeflecken in der schwarzen, fürchterlichen Südwand, ein Bild majestätischer Pracht und überirdischer Größe.

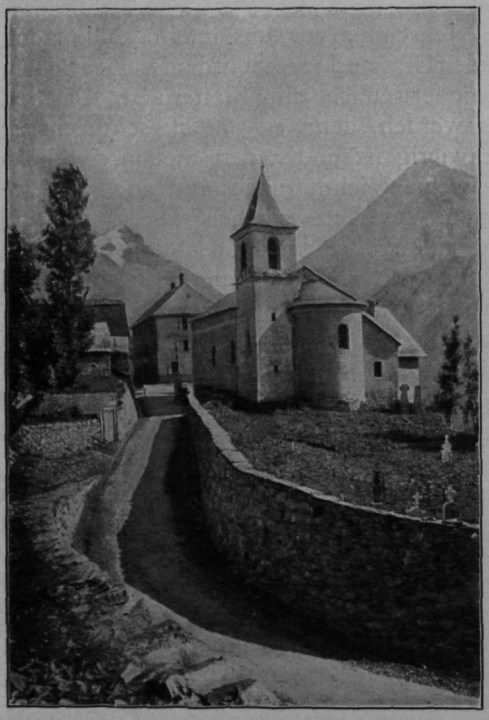
Hacker nimmt eine Marmeladenflasche, ich einen weißen Selbstbinder aus dem Steinmanne zur Erinnerung mit, dann werfen wir die Rucksäcke um und eilen um 2 Uhr 45 Min. hinab gegen La Bérarde. Solange es durch den Neuschnee geht, müssen wir wieder vorsichtig gehen und versichern, dann aber wird das Seil eingerollt und in wilden Sprüngen rennen wir über den Grat hinunter.

Anstatt später links über die Wände und durch die Rinne hinabzuklettern, steigen wir jetzt nach rechts über eine schrofige und grasige Wand ab, durcheilen ein Kar, wenden uns dann nach links, um nun durch das Gestrüpp und über Grasbänder jenen Punkt zu erreichen, wo wir beim Aufstiege in die Felsschlucht eingestiegen waren.

Es ist höchste Zeit, daß wir hinabkommen, schon legen sich die ersten blauen Schatten der Dämmerung über die Hänge und machen uns in wilder Hast weiterjagen, immer etwas abwärts, bis wir bemerken, daß wir schon zu weit nach Westen, gegen das große Couloir geraten seien. Also wieder zurück. Die Dunkelheit ist hereingebrochen, doch das Auge schärft sich und sucht eine passende Rinne, durch welche wir abwärts können. Unter uns sind Wände, die uns bei diesem Lichte nicht sehr sympathisch erscheinen, bei einer anderen Rinne wagen wir es jedoch; mit Hilfe einiger Sträucher lassen wir uns hinab in den Grund der Rinne, noch eine kurze Kletterei und wir ahnen, daß es nun über Gras und Schutt ungehindert zum Geröll oberhalb des Flußbettes gehen werde.

Schwitzend von dem Wettlauf mit dem schwindenden Lichte, stolpernd über trügerische Steinhaufen langen wir um 6 Uhr beim Flusse unten an, — der »easy mount« hatte uns doch freigeben müssen. Das hätte uns aber auch gefehlt: Ein Biwak in den Hängen der Grande Aiguille. Ja, wer nächtliche Klettereien nicht

liebt, wer nicht gerne biwakiert und doch Bergtouren im Dauphiné machen will, der darf nicht bis Ende September warten — diese Berge verlangen ein langes Licht und die Laterne kommt hier des Morgens und des Abends zu hohen Ehren. In einer weiteren halben Stunde saßen wir wieder im Salle à manger bei Tairraz und freuten uns wie die Schneekönige der wohlgelungenen Schlußtour in diesen schönen Bergen; an die Barre konnten wir nach dem Neuschnee, den wir heute genossen, als vernünftige Bergsteiger nicht mehr denken, also leb wohl, Refuge Carrelet, ein andermal wollen wir in deinem berühmten Komfort schwelgen. Zwei Tage später dankten wir allen Göttern, daß wir so schlau gewesen, alle Pläne aufs Eis zu legen, denn der nächste Tag war auch der letzte schöne auf lange Zeit hinaus.



Friedhof von St. Christophe mit den Gräbern Zsigmondys und Thorants.

Ein Sonntag, der 28. September, war es, als wir um 1/4 12 Uhr mittags La Bérarde verließen und auf gutem Pfade gemächlich dem Vénéon entlang über Les Étages talauswärts wanderten. Vierge des Glaciers, protegez les voyageurs! So die Inschrift auf der kleinen Kapelle La Bérardes. Ja uns hast du beschützt in den größten Gefahren, mögest du allen anderen Bergfahrern ebenso hold sein. Weit draußen auf hohem Hang schimmert ein Dach entgegen, das Kirchlein von St. Christophe — ein Name, der in jedem deutschen Bergsteiger schmerzliche Erinnerungen wecken muß. Um 2 Uhr 15 Min. zogen wir in dem, im Gegensatze zu La Bérarde fast städtisch anmutenden Bergdorfe ein und kurz hernach standen wir in ernstem Sinnen vor zwei Grabsteinen auf dem kleinen Kirchhofe. »Dr. Emil Zsigmondy *Vienne Autriche 11 août 1861 † Meije 6 août 1885. Excelsior« ist auf dem einen eingemeißelt, der Name »Ernst Thorant« auf dem anderen. Beide Opfer der Meije.

Im Sonnenglanz blicken die Firne und Zinnen herab auf die Stätte ewigen Friedens; wieviele jugendliche Kraft, wie viele Hoffnungen, welch kühner Wagemut ward hier gebettet. Tief ergriffen legen wir mächtige, unterwegs gepflückte Blumensträuße nieder, Hacker namens der akademischen Sektion Wien des D. u. Ö. A.-V., ich für den Österreichischen Alpenklub — als Gruß von der Meije. Thorant, elf Jahre später im Tode mit Zsigmondy vereint, hat seinen Anteil daran. Wenn wir euch auch im Leben nicht gekannt, die Sehnsucht, die unbezwingbar eure Seelen emporzog in die ewige Eiswelt, die lodert auch in unseren Herzen. Ja, wer die Meije von Süden geschaut, der versteht Emils Leidenschaft für den stolzen Berg, der begreift seinen kühnen Plan, diese grauenvolle Südwand durchklettern zu wollen.

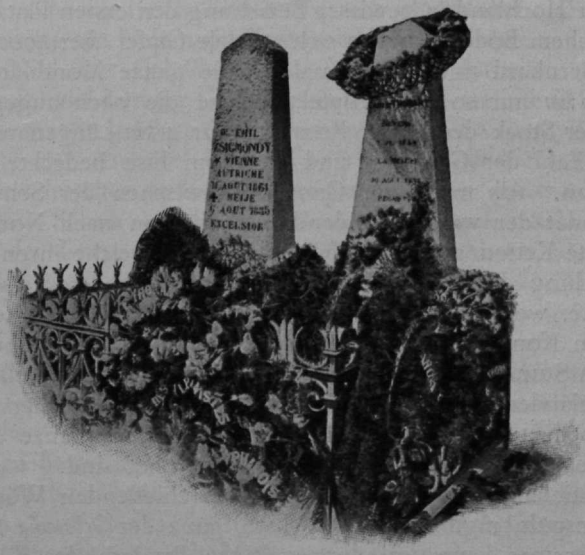
Ibsen nennt in »Die Frau vom Meere« das Grauenvolle das, was abschreckt, vielmehr aber noch anzieht, und wie er das Grauenvolle dem Meere zuschreibt, so wohnt dieses für uns in den Bergen; in jeder Ritze, auf jeder Leiste der dämonischen Meije sitzt es, aber das Anziehende, das ist doch das stärkste,

das hinreißendste an dem zaubergewaltigen Berge, niemand kann ihm widerstehen.

Die Berge sind das Schönste, das der Herrgott gemacht — du warst ein getreuer Sohn deiner so innig geliebten Berge, schlafe süß Emil Zsigmondy!

Am selben Tage noch erreichten wir über Bourg d'Arud das Hôtel Oberland Français à la gare in Bourg d'Oisans; am anderen Morgen hingen die abscheulichsten Wolkenfetzen hernieder, zuerst regnete es fein, dann mit Energie, und als sich unser Postwagen um 12 Uhr mittags La Grave näherte, wirbelten lustig die weißen Flocken durcheinander. »C'est l'hiver,« lachte ich zu Hacker, ernst schüttelte der Kutscher das Haupt dazu: »Oui, oui Monsieur, c'est l'hiver.« Nach kräftigem Abschied von Herrn Juge ging es in wütendem Schneesturm zum Hospiz du Lautaret, das mit großer Mühe erreicht wurde, abends waren wir in Briançons. Draußen goß es wie närrisch, der Frost schüttelte unsere Glieder. Hei! Gerade das richtige Wetter zur Heimfahrt. Hacker blieb noch, ich eilte über den Mont Genèvre nach Wien.

Lebe wohl, mein herrliches Dauphiné, ich komme wieder!



Die Gräber Emil Zsigmondys und Ernst Thorants in St. Christophe.

Zwischen der Saaser- und Mattervisp.

Von

Dr. Karl Blodig.

Einleitung.

Unter den drei größten Massenerhebungen, die unsere Alpen aufweisen, dem Montblanc-Gebiete, den Penninischen oder Walliser Alpen und dem Berner Oberlande, nimmt das Walliser Hochland in gewisser Beziehung den ersten Platz ein. Nirgends sonst auf europäischem Boden erheben sich so viele Gipfel über 4000 *m*, als zwischen dem Großen St. Bernhard und dem Simplon; die ganze Montblanc-Kette weist in der Länge von 50 *km* nur so viele Gipfel, welche die oben angegebene Kote erreichen, auf, als der Stock des Monte Rosa bei nur 4 *km* Längenausdehnung. Auch in Bezug auf die Zahl der Gletscher und das vom Eise bedeckte Areal steht das Walliserland obenan. Als mächtiger Grenzwall zwischen der Schweiz und Italien aufgetürmt, entsendet der wasserscheidende Hauptkamm nach Nord und Süd zahlreiche vergletscherte Ketten gleich Strebepfeilern aus, welche ihren Erzeuger, wenn nicht an Entwicklung der Firnfelder, so doch an Höhe stellenweise übertreffen. Sie sind es, welche, weil den Tälern der Rhône und der Dora Baltea näher gerückt, die interessantesten Kontraste darbieten, indem man von den Höhen dieser Seitenkämme in wenigen Stunden von den starren, jedes Leben ausschließenden Eiswüsten nach den Rebengeländen und Fruchthainen der genannten Täler herniedersteigen kann. Eine der bedeutendsten Gruppen im weiten Zinnenkranze der Penninischen Alpen ist diejenige, der die folgenden Blätter gewidmet sind.

Von den in tiefeingerissenen Furchen hinabschießenden Wässern der Saaser- und Mattervisp umspült, ragt hier der höchste, ganz der Schweiz angehörige Berg, der Dom, unweit seines kaum mindergewaltigen Bruders, des Täschhorns, in die Lüfte. Von diesem mächtigen Zwillingspaare senken sich die Grate, an Höhe abnehmend, nach Süd und Nord gegen den Winkel, den die beiden Vispen bilden, und gegen das Schwarzberg-Weißtor hinunter. Nach Norden zu geschieht dies mit einer auffallenden Regelmäßigkeit, indem, mit Ausnahme des Nadelhorns, welches um 34 *m* höher ist als die Südlenz- oder Lenzspitze, jeder nördlicher gelegene Gipfel niederer ist als sein südlicher Nachbar. Nach Süden zu sind die Erhebungen massiger, aber weniger hoch, dagegen ist die Eisbedeckung hier eine weit mächtigere. In unserer vom Schwarzberg-Weißtor bis Stalden, wo die beiden Vispen sich vereinen, in einer Gesamtlänge von etwa 27 *km* sich erstreckenden Kette, ragt ein Gipfel über 4500 auf, zehn Spitzen und fünf Pässe messen über 4000 *m*. Kein Punkt der ganzen 16 *km* langen Kammlinie vom Weißtor bis zum Balfrinhorn senkt sich unter 3500 *m* hinab. Soweit trockene Zahlen es vermögen, werden die vorstehenden geeignet

erscheinen, zum Gesamtbilde der in Rede stehenden Berge einen Beitrag zu liefern. Es sind Gebilde von wunderbarem Formenadel, geschmückt mit allen Reizen der Hochgebirgswelt, auf deren Zinnen ich den Leser zu führen gedenke. Von schönen Wäldern umsäumt, von bald kristallklaren, bald milchig schäumenden Gletscherbächen umrauscht, erheben sich die ernsten Felsgerüste aus üppig grünem Talgrunde, welcher an manchen Stellen durch hochwogende Ährenfelder, Weinberge und Kastanienhaine einen weiteren Reiz erhält. Darüber lagern ausgedehnte Gletscherreviere, welchen die mannigfaltig geformten Gipfel als kühne Hörner, breite Eisdome, wie für die Ewigkeit geformte Felspyramiden und glitzernde Firnkuppen entragen. Sie sind es, nach denen der Alpenwanderer in der Schweiz verlangend ausschaut, wenn er zwischen dem Boden- und Genfersee eine beherrschende Höhe erklommen hat. Vom fernen Jura selbst und von den hesperischen Gefilden der Lombardei aus erblickt man ihre sich in reinerem Äther badenden Gipfel. Der Aufbau unserer Gruppe, welche keinen gemeinsamen, allgemein angenommenen Namen besitzt, ist der denkbar einfachste. Vom Schwarzberg-Weißtor bis zum Nadelhorn haben wir nur einen Kamm vor uns, welcher im großen und ganzen von Süd nach Nord streichend zwischen der Saaser- und Mattervisp die Wasserscheide bildet; von diesem Hauptrücken senken sich nach Ost und West sekundäre Grate ab. Im Nadelhorne gabelt sich die Kette zum ersten Male, um über das Ulrichshorn zum Balfrinhorn einerseits, über das Stecknadelhorn, Hohberghorn, Dürrenhorn, Galenhorn zum Lauihorn anderseits sich abzusenken. Im Balfrinhorn tritt nochmals eine Teilung auf, indem ein Kamm sich nach Nordwesten als Großbigerhorn, Ferrichhorn, St. Niklauser Gabelhorn und Seetalhorn fortsetzt, während der nach Nordosten ziehende, viel kürzere Grat nur mehr eine benannte Erhebung, das Schilthorn, aufweist. Sechzehn größere Gletscher strahlen nach Osten, Westen und Norden von unserer Kette aus, darunter befindet sich der langgestreckte Findelengletscher, der gewaltige Riedgletscher und der Feegletscher, eines der mächtigsten Eisbecken der ganzen Alpen. Schon im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts lockten die höchsten Gipfel der Gruppe, der Dom und das Täschhorn, die Aufmerksamkeit sowohl der Alpinisten als der Geographen auf sich. Lange wurden diese beiden, die Mischabelhörner genannten Erhebungen für den Monte Rosa gehalten, da sie von Norden aus gesehen letzteren an Höhe zu übertreffen scheinen. Die eigentliche Ersteigungsgeschichte dieser Berge, auf welche ich bei der Schilderung meiner Wanderungen noch des öfteren zurückkommen werde, spielt sich zwischen den Jahren 1848, um welche Zeit das Ulrichshorn zuerst betreten wurde, und 1887, in welchem Jahre das Stecknadelhorn bezwungen wurde, ab. Der höchste Berg der ganzen Gruppe, der Dom, wurde 1858 erobert. Aber schon 1843 betrat A. T. Malkin das Schwarzberg-Weißtor von Zermatt aus, freilich ohne daß er nach Osten abgestiegen wäre, da er statt nach Macugnaga nach Mattmark zu kommen fürchtete, so daß seinem Begleiter Damatter die Ehre der ersten nachgewiesenen Überschreitung in unserer Kette gebührt; doch stimmen die Historiker darin überein, daß das Schwarzberg-Weißtor schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts des öfteren überschritten wurde. Trotzdem aber ist auch heute noch mancher Grat und mehr als eine Flanke unbetreten, manche Scharte wurde nur von den Kämmen aus erreicht, ist mithin als Paß strenggenommen noch jungfräulich. Was die Zugänglichkeit der in Rede stehenden Berge im allgemeinen betrifft, so würde ich wünschen, daß dieselben etwas weiter östlich, oder um deutlicher zu sprechen, im Arbeitsgebiete des D. u. Ö. A.-V. lägen. Adlerhorn, Strahlhorn, Rimpfischhorn, Allalinhorn, Alphubel, Täschhorn und Dürrenhorn müssen unbedingt vom Tale aus bestiegen werden, wenn man das zweifelhafte Vergnügen einer vorausgehenden Beiwacht nicht in Kauf nehmen will. Bis zum Jahre 1903 befand sich eine einzige Klubhütte im ganzen Gebiete,

und zwar an der Westseite des Domes am sogenannten Festi; diese diente zur Besteigung des ebengenannten Berges, ferner der Südlenz- oder Lenzspitze, des Nadelhorns, Stecknadelhorns und Hohberghorns. Die Ostseite der Kette entbehrte einer alpinen Unterkunftsstätte völlig, bis der Akademische Alpenklub Zürich im Sommer 1903 unterhalb des Ostgrates der Lenzspitze eine solche erstehen ließ. Da jedoch die Ostseite der Mischabelhörner nur bei außergewöhnlich günstigen Verhältnissen betreten werden kann, so dürfte die Hütte der Sektion Uto am Festi nach wie vor für die Besucher des Domes den gewöhnlichen Ausgangspunkt bilden; für die herrlichen Spitzen des Nadelgrates aber brach mit der Erbauung der Mischabelhütte eine neue Zeit an. Ich kann diese einleitenden Zeilen nicht abschließen, ohne eines dahingegangenen Freundes zu gedenken, der in erster Linie berufen gewesen wäre, über seine in der Mischabel- und Nadelhorngruppe ausgeführten Reisen zu berichten. Es war dies Herr Walther Flender aus Düsseldorf, dessen früher Tod am Grenzgletscher die allgemeinste Teilnahme wachrief. Nicht nur daß er alle bedeutenden Berge des großen Gebietes zwischen der Saaser- und Mattervisp — und darunter manchen auf mehr als einer Route — bestieg, wir verdanken ihm auch die Eröffnung neuer Anstiegslinien. So erstieg er das Nadelhorn als erster über die Ostwand, betrat zuerst den bis dahin jungfräulichen Nordgrat des Hohberghorns, eröffnete einen neuen, leichten Abstieg vom Dürrenhorn und eine neue Route vom Balfrinhorn nach dem Saastale. Endlich gelang ihm die völlige Überschreitung des Grates von der Lenzspitze bis zum Dürrenhorn an einem Tage. Seiner Energie wäre es wohl auch noch geglückt, den letzten unerstiegenen Gipfel über 3000 *m* in der Runde der gewaltigen Zermatter Berge, das Niklauser Gabelhorn, zu bezwingen. Flender und ich waren von der Schriftleitung des D. u. Ö. A.-V. dazu ausersehen, die Schilderung dieser Gebirgskette für die Zeitschrift zu verfassen; nun müssen die verehrten Mitglieder mit meinen Erlebnissen allein vorlieb nehmen, da eine höhere Macht, der wir alle unterstehen, dem Wirken des vielversprechenden jungen Mannes ein vorzeitiges Ende setzte. Was meine Touren in diesem Gebiete betrifft, so erstrecken sich dieselben über einen Zeitraum von acht Jahren. Wohl sah ich schon im Juli 1880 von der höchsten Spitze des Marmorwaldes, genannt Mailänder Dom, die Häupter der Mischabelgruppe, verabredete auch mit meinem Begleiter Christian Ranggetiner deren Besteigung, aber als ich eine Woche darnach in Zermatt einrückte, da gab es für den Neuling natürlich nur ein Matterhorn und im folgenden Jahre desgleichen, so daß ich erst bei meinem dritten Besuche der Gegend, 1895, an die Ersteigung des Domes ging. Seither habe ich diese Berge alljährlich gesehen, sowohl wenn der Vollmond sein helles und doch alle zu herben Kontraste verschleierndes Licht über die Felsen und Firnen goß; als auch wenn die Mittagsglut fast sichtbar schwer auf den Schneefeldern lastete; ich stand in den eisigen Schluchten, wenn die ersten Frührotstrahlen die heißbegehrten Spitzen aufflammen ließen, während ich noch in dunkler Tiefe, fast wie in der Schattenwelt wandelte; öfters stand ich noch auf den beherrschenden Zinnen, wenn schon die Nacht mit schwarzem Fittige heranzuschweben schien, allem Lebenden in dieser Höhe Verderben drohend; aber immer waren die Berge erhaben und schön, wenn auch mitunter schrecklich schön! Meine Erfolge auf diesen Höhen verdanke ich zum überwiegenden Teile der Tüchtigkeit lieber Freunde und eigener Ausdauer. Wenn ich dabei besonders die Namen meiner unvergleichlichen Genossen Compton und Purtscheller nenne, so habe ich im Texte Gelegenheit gefunden, auch anderer zu gedenken. Und nun flattert hinaus ihr Blätter, denen ich meine Erlebnisse und Eindrücke anvertraute, und verkündet mit Wort und Bild die hehre Schönheit und nie versiegende Pracht der Berge zwischen Saas und Zermatt.

Hutteg im Saastale.

Ulrichshorn, 3929 *m*, und Balfrinhorn, 3810 *m*.

Von den Zehntausenden, die alljährlich der Perle des Wallis, Zermatt, zueilen, um entweder nach einer Blitzfahrt auf den Gornergrat den Vispertälern wieder den Rücken zu kehren, oder mit Nagelschuh und Alpenstock den Felsen und Gletschern näher an den Leib zu rücken, blicken wohl die meisten, bevor sie ihre ferneren Schritte dem blauen Leman oder der prächtigen Furka zuwenden, nochmals bewundernd nach Süden zurück. Dort ragt hoch über Visp ein überfirnter, weißschimmernder Gebirgsstock auf, der den ehrwürdigen, altersgrauen Quaderbauten des genannten Städtchens einen so unvergleichlich wirkungsvollen Hintergrund gewährt. Es ist dies die Balfringruppe. Trotz ihrer mächtigen Vergletscherung, ungeachtet ihrer die Höhe des Ortlers erreichenden Firnhäupter bildete sie vor der Erbauung der Mischabelhütte des Akademischen Alpenklubs Zürich doch nur selten das Ziel für Hochtouristen. Das Saastal und seine Berge wurden ja bislang von der Gilde der strengen Observanz überhaupt nur wenig besucht. Man bestieg wohl ab und zu das Dreigestirn Fletschhorn, Laquinhorn und Weißmies, Freunde einer strammen Klettertour versuchten sich wohl auch an dem Portjengrat, aber in Saas Fee konnte man tagelang vergebens nach einem pickelbewaffneten Bergsteiger ausschauen. Diese Tatsache erscheint um so unbegreiflicher, als das Saastal in landschaftlicher Beziehung weit günstigere Verhältnisse darbietet als das Tal von Zermatt. Aber die Notwendigkeit, das ganze Tal von Stalden an zu Fuß zu durchmessen, scheint die große Mehrzahl der Reisenden fern zu halten; der reiche Schmuck der grünen Wiesen und dunklen Wälder, die breitere Talsohle, welche auch vom Bachesrande manch herrlichen Einblick in die Gletscherwelt gestattet, dazu ein Talschluß von unerreichter Großartigkeit und Formenschönheit waren bis jetzt nicht stark genug, die Trägheit der Menschen zu überwinden. Ein Hemmnis für einen zahlreicheren Besuch des Tales von seiten der Hochtouristen lag bis zum Sommer 1903 wohl in dem Umstande, daß der Mangel einer Unterkunftshütte alle Touren zu sehr lange dauernden machte; auch die Mühsale einer Beiwacht durchzukosten liegt außerhalb der Gepflogenheiten unserer verwöhnten Zeitgenossen.

Der Hingang meines Freundes Walther Flender, der die Schilderung der Besteigung des Ulrichshorns und Balfrinhorns übernommen hatte, brachte es mit sich, daß ich am 21. Juli 1902 in Gesellschaft unseres Compton von Visp zur

Ersteigung der genannten Berge aufbrach. Die ungünstige Fahrordnung läßt jenen, die mit dem ersten Zug in Visp eintreffen, nur die Wahl, entweder drei Stunden zu warten oder nach Stalden zu Fuß zu gehen. Das größere Gepäck hatten wir mit der Post nach Saas Grund vorausgeschickt, und da wir nur leichte Rucksäcke trugen, befreundeten wir uns mit der zweiten der Möglichkeiten und schritten um 11 Uhr 15 Min. wacker auf dem öfters an- und absteigenden Sträßchen gegen Stalden hinan. Nach einer Stunde Marsches gelangt man nach Puntalt, einer prächtigen, alten Bogenbrücke, aus gewaltigen Quadern gefügt, ein Überbleibsel aus jener Zeit, in welcher man noch nicht aus Eisen und Glas sogenannte Wunderwerke der Architektur herstellte. Während des Marsches blieben wir öfters stehen und musterten mit unseren Ferngläsern das Balfrinhorn, um den besten Zugang zu seinem Scheitel von Norden her auszukundschaften. Aber jedesmal, wenn wir unseren voraussichtlichen Weg über die drei Gletscherböden im Geiste verfolgten, trafen wir entweder auf eine größere Querspalte oder einen Firnbruch. Zwei Tage später konnten wir uns überzeugen, wie gut wir die Schwierigkeit des Durchkommens über den Balfringletscher abgeschätzt hatten. Um 12 Uhr 45 Min. schüttelten wir in Stalden unseren Freunden Dr. Max Goriupp-Graz und Hans Mach-Steinbach die Hände, um nun verstärkt uns dem Saastale zuzuwenden. Steil führt der Saumweg hinab, um auf der malerischen Kinnbrücke die in unzugänglicher Felsenklamm dahinstürmende Mattervisp zu überschreiten. Mit eigentümlichen Gefühlen blicken wir von der Brüstung hinab in die abgrundtief unter uns schäumenden Wogen, welche von den Firnen der schönsten Berge unserer Alpen gespeist werden; und dabei denken zu müssen, daß einmal, wenn auch in unabsehbarer Zeitferne, die stolzen Gipfel dem langsam aber sicher wirkenden Zerstörungsprozesse von Sonne und Wasser zum Opfer gefallen sein werden. Ohne Berge leben zu müssen! Ein unfaßbarer, grauenhaft öder Begriff! Ziemlich mühsam geht's an der anderen Talseite hinauf, während wir die Saaservisp ihre milchweißen Wässer mit der Mattervisp vereinigen sehen. Zahlreiche hochaufgepackte Maultiere kommen uns entgegen und verleihen dem Bilde jenes hübsche, spezifisch alpine Gepräge, welches unsere Söhne dank den allenthalben erbauten Bergbahnen bald nur mehr auf alten Farbendrucken zu sehen bekommen werden. Während wir an der linken Berglehne taleinwärts gehen, und der Wächter des Saastales, das weiß schimmernde Stellihorn, auf uns niederschaut, entwickelt sich hinter uns, hoch über dem Rhônetale die Bergkette um den Petersgrat, bis endlich auch das Bietschhorn seinen felsigen Riesenleib zeigt. Vergebens sucht das bewaffnete Auge jenen Weg ausfindig zu machen, auf welchem vor langen Jahren Purtscheller und die Zsigmondy den Berg eroberten. Über das schön gelegene Eisten erreichten wir nach einem Marsche von 1 3/4 Stunden die kleine Wirtschaft Huteggen. Da wir in Schweiben, wo wir zu nächtigen vorhatten, nur auf Alpenkost rechnen konnten, versuchten wir hier einen soliden Untergrund zu legen, aber weder die Quantität noch die Qualität des Gebotenen ließ unser Vorhaben ausführbar erscheinen. Um 4 Uhr 30 Min. machten wir uns wieder auf die Reise und stiegen in einer Stunde auf malerischem Pfade nach dem auf einem Bergvorsprunge 1701 *m* hoch gelegenen Schweiben. Leider gingen schon während unseres Anstieges verschiedene Regenschauer nieder, die taleinwärts ziehenden Nebel ließen auch für den nächsten Tag nichts Gutes erwarten. Aber die freundliche Aufnahme des Friedensrichters Anthamatten, der zugleich ein trefflicher Bergführer ist, ließ uns für den Augenblick unser Wetterpech übersehen. Nach einem kurzen Gange, der uns die Orientierung für den kommenden Morgen erleichtern sollte, taten wir Anthamattens Milch- und Käsevorräten alle Ehre an und legten uns beizeiten in seinem mit köstlich duftendem Heu gefüllten Speicher zur Ruhe. Vielleicht meinte es der Himmel mit Compton

Allalinhorn

Strahlhorn

Rimpfischhorn

Mellichenhorn

Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Allalin-, Strahl- und Rimpfischhorn von der Ostflanke des Alphubel.

und mir nach der schlechten, in der Eisenbahn verbrachten Nacht besonders gut und ließ es am 22. Juli hübsch nebelig sein, als ich nach 1 Uhr auf Wetterschau herauskrabbelte; auch um 4 und 6 Uhr waren alle Berge in dichte Wolken gehüllt, so daß wir bis 8 Uhr uns dem holden Schlummer hingaben. Nach einem reichlichen, allerdings nur mit Milch und Kaffee abgehaltenen Symposion verließen wir Schweiben um 9 Uhr 10 Min. Sonst pflegt man nur aufs Eis tanzen zu gehen, wenn's einem zu gut geht, diesmal hatten wir aber so gar keinen Grund vom guten, breiten Weg abzugehen und uns auf abenteuerlichen Pfaden durch die Wandabstürze hoch über »Holler« durchzuarbeiten. Anthamatten wollte uns allerdings einen Knaben als Wegweiser mitgeben, das erlaubte aber unser Stolz nicht; so mühten wir uns denn tüchtig in dem zerrissenen Terrain ab, bis wir nach zwei Stunden bei Niedergut die Straße betraten. Um 12 Uhr 15 Min. war auch Saas Grund erreicht. Da das Wetter sich zusehends besserte, und allmählich der Mittelgrat, das Almagellerhorn, das Mittaghorn und die vom Tale aus sichtbaren Teile der Umrahmung des Feegletschers zum Vorscheine kamen, unternahmen wir nachmittags einen Spaziergang nach dem an anderer Stelle gebührend gewürdigten Saas Fee. Besonders während des Rückweges, den wir über Bodmen nahmen, entfaltete die Riesenkette zwischen Alphubel und Ulrichshorn all ihre Reize. Compton und ich wurden nicht müde, unseren Freunden den Grat, der zur Lenzspitze hinaufzieht, zu zeigen. Mit einem Gefühle der Beruhigung konstatierten wir die Zahmheit des Ulrichshorns, dem wir am nächsten Tage einen Besuch abstatten wollten. Vor Claras Gasthof verbrachten wir eine gemütliche Plauderstunde, bummelten dann durch das von Pensionatstöchtern wimmelnde Fee und schlenderten endlich voll Hoffnung auf ein besseres Morgen nach Grund hinab. Unsere Erwartung sollte nicht getäuscht werden, denn als ich mich am 23. Juli gegen 1 Uhr erhob, um nach dem Wetter zu sehen, gab's kein Wölkchen am Himmel. Um 1 Uhr 50 Min. schritten wir bei herrlichem Vollmondschein hinaus in die frische Nacht und über den uns wohlbekannten Pilgersteig nach Fee hinauf. Kein Lüftchen regte sich; das Tosen der Visp war neben dem Geräusche, das unsere Nagelschuhe auf dem felsigen Boden hervorriefen, der einzige Ton, der den Frieden der Nacht

Alphubel mit Feegletscher.

störte. Phantastische Schatten fielen von den alten Lärchen auf die Platten des Weges, bis wir hinaustraten auf den freien Plan von Fee, wo die stille Hochgebirgsmajestät einer Vollmondnacht ihre unerreichten Zauber entfaltete. Überlaut hallten unsere Tritte in den Gassen, aus mehreren Fenstern drang gelbrötlicher Lichtschein; da rüsteten sich wohl auch andere zum Aufbruche nach den lichten Höhen. Über Wiesen und durch den kleinen Lärchenbestand im Westen des Dorfes gingen wir dem Hohbalenbache zu, den wir überspringen mußten, da wir die Örtlichkeit nicht kannten, wo die den Hüttenbau unternehmenden Leute die Brücke hergestellt hatten. Am anderen Ufer angelangt trafen wir sofort auf den Weg, der uns in zahlreichen Serpentinen zunächst auf das Schöneck und über die südlich vom Distelhorn gelegenen Halden gegen den Fallgletscher hinaufführte. An vielen Stellen trafen wir auf Balken und Bretter, welche demnächst nach dem Bauplatze der Mischabelhütte geschafft werden sollten. In andachtsvoller Stimmung stiegen wir, die vom Mondlichte übergossene Mischabelkette zur Linken, die gefrorenen Hänge hinan und es entspann sich während der ersten kleinen Rast zwischen Freund Compton und mir ein friedlicher Wortkampf darüber, ob die Landschaft bei Mondlicht, wie sie sich heute präsentierte, oder bei der warmen Beleuchtung der sinkenden Sonne schöner sei, wie wir sie im August 1901 gesehen hatten. Endlich einigten wir uns dahin, daß der richtige Bergfreund sein Dichten und Trachten dahin zu richten habe, beide Beleuchtungsarten genießen zu können, wenn er anders in die Schönheit einer Gegend ganz und voll eindringen wolle. Um 3 Uhr 30 Min. begann jener holde Streit des anbrechenden Tages mit dem allmählich erblassenden Monde, während dessen die zartesten und überraschendsten Farbenspiele auftreten. Um 4 Uhr 15 Min. war es völlig hell geworden und um 5 Uhr 30 Min. blitzte das schön geschwungene Allalinhorn unter dem Brautkusse des Sonnengottes auf. Um diese Zeit betraten wir in einer Höhe, welche im August des Vorjahres völlig aper gewesen war, die ersten Schneefelder, über welche derzeit eine breite Straße hinaufführte, welche die schwerbepackten Träger zurückließen. Etwas unterhalb des Bruches des Fallgletschers hielt Compton es trotz der empfindlichen Kälte nicht länger aus, weiter zu gehen; es drängte ihn zu arbeiten und mit blauen Händen und klappernden Zähnen ließ er sich nieder, während wir uns einige Dutzend Meter weiter oben an der Sonne wärmten und einen kleinen Imbiß nahmen. Nach einer halben Stunde, es war gerade 6 Uhr, gingen wir weiter und erreichten, im langsamsten Tempo ansteigend, wobei Compton gleichsam ambulatorisch nochmals zehn Minuten zeichnete, um 6 Uhr 50 Min. eine kleine künstliche Plattform, wo eine etwa meterhohe Mauer und verschiedene Werkzeuge darauf schließen ließen, daß sich später einmal die Mischabelhütte erheben werde. Man begreift es, daß der Akademische Alpenklub Zürich sich sagte: Hier ist gut sein, da laßt uns eine Hütte bauen. Ganz abgesehen von der Fernsicht, welche von den Bergamasker Alpen bis zum Berner Oberlande reicht, bietet der Einblick in die wilden Eis- und Felsabstürze der Mischabelgruppe soviel des Schönen und Erhabenen, daß wohl ein großer Teil der Besucher des Saastales von nun an einen Abstecher bis zur Hütte machen wird. Während gegen Westen die Hörner und Schneiden des Nadelgrates in die Lüfte ragen, breitet sich gegen Süden in wirksamem Gegensatze der Eisstrom des Feegletschers aus, dem der mächtige Alphubel und das schlankere Allalinhorn entragen; gegen Norden aber thront hoch über dem Firnbruche des Hohbalengletschers das sanfte Ulrichshorn, unser heutiges Ziel. Zu unseren Füßen erblicken wir die üppig grünen Wiesen von Fee, darüber hinaus das Tal von Saas und das wuchtige Trifolium, Weißmies, Laquinhorn und Fletschhorn, lauter gute alte Bekannte, denen wir wohlgemut ins Auge blicken können. Während wir all die Herrlichkeit dieser Gotteswelt an unseren schönheitstrunkenen Augen vorüberziehen

lassen, arbeitet Compton schon längst wieder mit gewohntem Fleiße, und da wir ihn darin so gar nicht unterstützen können, schiebe ich ihm wenigstens ab und zu ein Stück Brot oder Schokolade zwischen die Zähne. Um 7 Uhr 25 Min. endlich gelang es mir, den Nimmermüden von seiner Arbeit loszureißen und zur Fortsetzung unseres Marsches zu vermögen. Von der Mischabelhütte, bezw. den Rudimenten derselben, verfolgten wir den sogenannten Hüttengrat, der sich zur Lenzspitze hinaufzieht, noch etwa zehn Minuten, dann betraten wir — übrigens einer Trace folgend — den hier flachen, völlig spaltenlosen Hohbalengletscher und querten denselben anfänglich in der Richtung gegen das Ulrichshorn; später ließen wir dessen Fels- und Firnhänge zur Rechten und stiegen in sanftem Bogen gegen das Windjoch hinan. In einer Entfernung, die wir auf etwa eine Stunde schätzten, bewegten sich drei schwarze Punkte gegen den genannten Sattel; das war bei dem weichen Neuschnee gar nicht übel. Bisher war ich an der Spitze der Kolonne marschiert und hatte

Allalin- und Rimpfischhorn von der Mischabelhütte aus.

manches »Bitte langsamer«, »Langsamer Doktor« anhören müssen, kaum aber war ich vom Hüttengrate auf den Hohbalenfirn hinabgestiegen, als ich eine Mattigkeit verspürte, als ob wir uns mindestens einen Tag lang zwischen 4000 und 4500 *m* Höhe mit Stufenschlagen und Schneestampfen abgemüht hätten. Unter nichtigen Vorwänden ließ ich einem nach dem andern meiner Gefährten den Vortritt, doch merkte man mir die wahre Absicht gar bald an, so daß mir Compton endlich eine Tablette Kolaschokolade aufdrängte. Die Wirkung derselben war eine geradezu zauberhafte: schon nach fünf Minuten war ich so völlig hergestellt, als wenn ich eben erst die Talstation verlassen hätte. Es befiel mich, um die Sache richtig darzustellen, eine wahre Steigwut, ich mußte mich zusammennehmen, um meinen Gefährten nicht davonzulaufen. Bei jedem Schritte, den wir aufwärts taten, gewann besonders die Südlenz-, oder wie sie auf der dem Dr. Dübischen Führer beigegebenen Karte heißt, Lenzspitze an Ansehen. Der von der Mischabelhütte aus bei der starken Verkürzung ziemlich unscheinbar aussehende Ostgrat entwickelt

sich zusehends; allmählich treten seine Türme und Zähne hervor und als wir um 9 Uhr 50 Min. das Windjoch, auf welchem ein wahrer Orkan herrschte, erreicht hatten, da war es, glaube ich, allen Mitgliedern unserer Gesellschaft lieber, daß unser heutiges Ziel das Ulrichshorn und nicht die Lenzspitze war. Schon eine gute Viertelstunde bevor wir das Windjoch betreten hatten, mußten wir die Spur der vor uns marschierenden Partie verlassen, da dieselbe sich dem Grate zwischen dem Windjoche und dem Nadelhorn zugewandt hatte. Letzteres gewährte einen prächtigen Anblick, besonders wenn ein recht kräftiger Windstoß den Neuschnee in Wolken und Fahnen von den Graten hinauswirbeln machte. Die Leute hatten da droben bei den tief verschneiten Felsen keine leichte Aufgabe, und wir hatten im Laufe der folgenden Stunden öfters Gelegenheit, durch das Fernglas die Bemühungen der Führer wahrzunehmen, den zwischen ihnen gehenden Touristen heil hinaufzubringen. Immerhin ist die Besteigung des Nadelhorns über das Windjoch, normale Verhältnisse vorausgesetzt, keine besonders schwierige Tour, gar nicht zu vergleichen mit der Begehung des Ostgrates der Lenzspitze. Noch bequemer allerdings, ja fast beschämend leicht ist die Besteigung des Ulrichshorns vom genannten Joche aus. Ein ziemlich breiter Firngrat, dessen Neigung mir nicht einmal die Benützung der Steigeisen wünschenswert erscheinen ließ, leitet zum geräumigen Gipfel hinan, den ich schon 25 Minuten nach Verlassen des Windjochs und 2 St. 50 Min. nach dem Aufbruche vom Hüttenplatze betrat. Da das Ulrichshorn oder die Kleine Mischabel, 3929 *m*, schon im Jahre 1848 von Professor Melchior Ulrich in Begleitung des bekannten Pfarrers Imseng aus Saas und vier Führern bestiegen wurde und Professor Ulrich, dem zu Ehren der Berg seinen heute allgemein gebräuchlichen Namen trägt, die Aussicht aufs lobendste hervorhob, so ist die seltene Besteigung des Gipfels wohl hauptsächlich dem Fehlen eines passenden Ausgangsortes zuzuschreiben. Ulrich erstieg den Berg von Fee aus über die Alpe Hannig, den Hohbalengletscher und den Riedpaß; den Abstieg nahm er über den Riedgletscher nach St. Niklaus hinab. H. W. Topham erreichte den Berg 1886 über den Nordostgrat von der Riedpaßroute aus; wer die Spitze zuerst vom Wind- oder Ulrichsjoche aus bestieg, kann ich nicht angeben. Bei der Leichtigkeit des Anstieges dürfte das schon bald nach der Eröffnung der Route auf das Windjoch (1858) geschehen sein. Donkin und von ihm unabhängig Dr. H. Dübi scheinen schließlich dieselbe neue Route eröffnet zu haben: Direkt vom Hohbalengletscher über die Südwand zu einer Schulter, welche vom Gipfel gegen das Windjoch zu gelegen ist. Neu wäre noch die Ersteigung des höchsten Gipfels unmittelbar vom Hohbalengletscher aus. Das Ulrichshorn bietet nach meiner Ansicht die lohnendste Aussicht unter allen Gipfeln des Saastales. Die große Nähe des Nadelgrates behindert natürlich die Fernsicht nach dem Südwesten völlig; was hat aber das zu bedeuten gegen den Anblick der blinkenden Eiswände und starr aufragenden Felspfeiler dieser Gruppe? Als glücklicher Besteiger aller 33 Gipfel über 4000 *m*, welche das Tal von Zermatt umgeben, darf ich mir schon ein Urteil zutrauen, und dieses zielt dahin, daß der Anblick des Nadelgrates vom Ulrichshorn aus ein Schaustück ersten Ranges ist, das mit den Aussichten, die man von den mit Recht gepriesenen Zermatter Gipfeln aus genießt, kühn in die Schranken treten kann. Mit dem Ostgrate der Lenzspitze, seinen Türmen und tief eingerissenen Scharten setzt die Hochgebirgssymphonie ein, daran schließt sich, in schönem Gegensatze zu dessen dunklen Felsen, die grünschillernde Eisfläche, welche zwischen diesem Gipfel und dem Nadelhorne in einer einzigen jähen Halde zum Hohbalengletscher hinabschießt; dann schwingt sich das Nadelhorn auf, dessen Gratzacken und Felsgemäuer gegen die weiße Firnschneide, die vom Lenzjoche zur Lenzspitze sich aufschwingt, prächtig abstechen; als kleinerer Genosse erhebt sich dann das Stecknadelhorn, zierlich und schmal;

die Firnhalden und Eisrinnen zwischen ihm und dem Hohberghorn sind mit überhängenden Buckeln besetzt, deren Schatten bläuliche Lichter auf die weiße Halde zaubern. Mit Ausnahme der Hänge an der Brenvaflanke des Montblanc, sowie der Nordseite der Aiguille Verte kenne ich nichts in den Alpen, was man dieser Kette, von Osten aus gesehen, an die Seite stellen könnte. Die Feder erlahmt, man möchte nur immer ausrufen: Geht hin und schaut selbst! Das taten denn auch ich und meine Freunde während der beseligenden fünf Viertelstunden, die wir auf dem Ulrichshorne verbrachten. Und so oft wir auch den Berner Alpen, die von den Diablerets bis zum Finsteraarhorn höchst malerisch vor uns lagen, einen flüchtigen Blick gönnten, wenn wir auch den schönen Gipfeln des Saasgrates, dem Fletschhorn, Laquinhorn und Weißmies uns zuwandten, so oft auch der eine oder andere Gipfel der fernen Tödi- oder Berninagruppe uns interessierte, immer wieder fesselte uns aufs neue die greifbar nahe Riesenwand des Nadelgrates. Auch unser Apelles war heute verblüfft; der Meister, der sonst die schwierigsten Probleme bewältigte, zweifelte, in der kurzen Spanne Zeit, welche die Verhältnisse ihm gönnten, eine halbwegs seinen Gefühlen entsprechende Arbeit herstellen zu können, die ihm den Zauber des Bildes für künftige Tage festzuhalten hälfe. Daß ihm die schier unausführbare Aufgabe doch gelang, bezeugt das entsprechende Blatt in diesem Buche. Es war 11 Uhr 30 Min., als wir uns entschlossen, diesen herrlichen Punkt zu verlassen. Ich will's kurz machen und nur so weit aus der Schule schwätzen, daß die verschiedenen Teilnehmer abfahrend, einfach abwärts gehend, mit Steigeisen bewehrt und sich außerdem bei jedem Schritte mit dem Pickel verankernd, und endlich sogar Stufen hauend, das Firnfeld westlich vom Biderpasse erreichten. Übung macht eben auch im Hochgebirge den Meister. Vom Biderpasse aus konnten wir ohne weitere Schwierigkeit über den zwischen Ulrichshorn und Gemshorn gelegenen Riedpaß nach Fee absteigen, aber erstens hätte ich gar zu gerne vom Balfrinhorn nach dem 3200 *m* tiefer gelegenen Visp hinabgeschaut, zweitens reizten Compton und mich die Verhältnisse am wilden Balfringletscher. Ich wartete deshalb, bis wir alle versammelt waren — 12 Uhr —, dann wurde der gemeinsame Aufstieg nach dem Balfrinhorn angetreten.

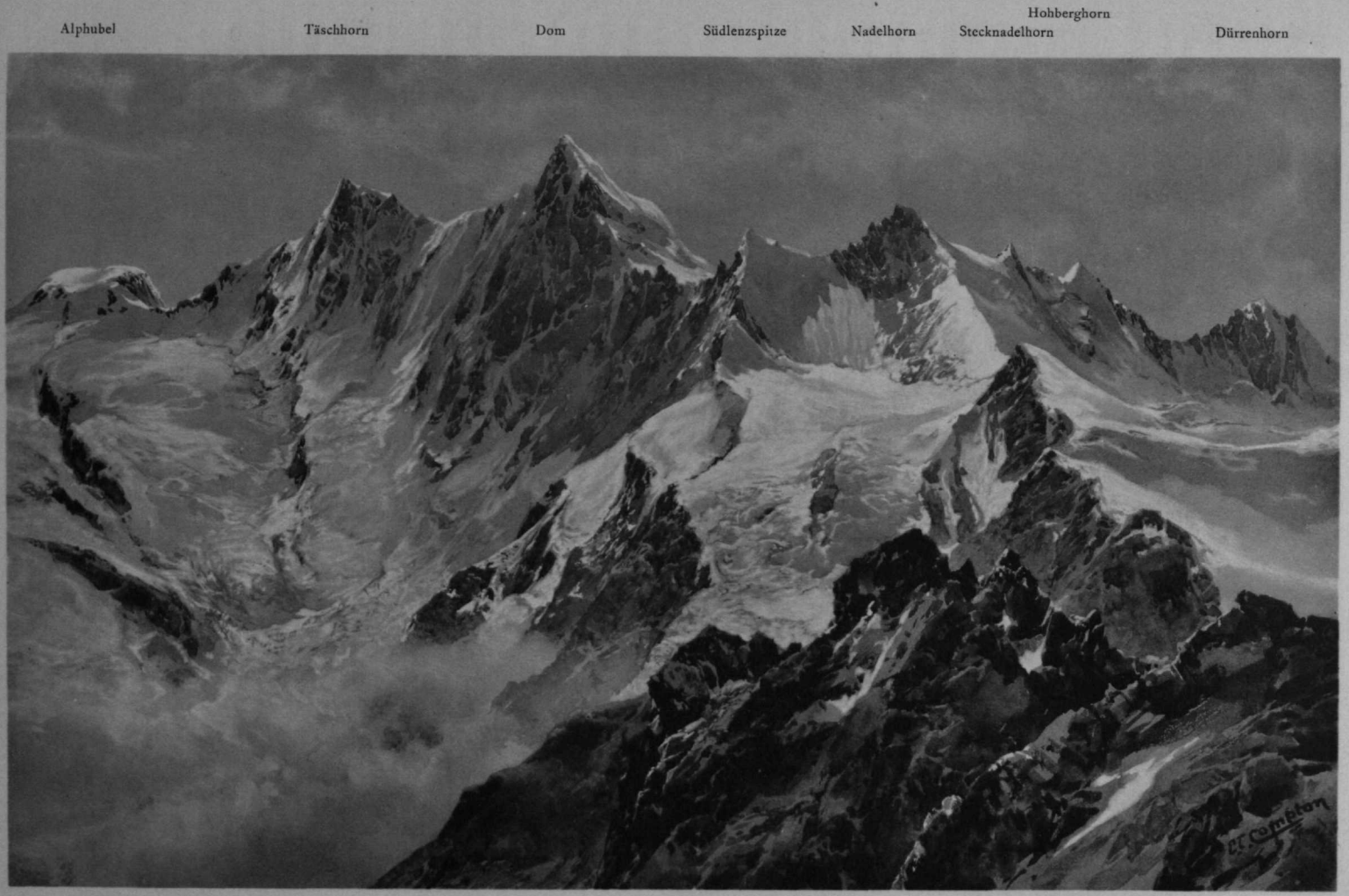
Da mir genau bekannt war, daß der nordwestliche Gipfel mit ca. 3810 *m* den südöstlichen, der einen Steinmann trägt, etwas überragt, und es uns außerdem wahrscheinlich schien, daß jener bei seiner etwas mehr vorgeschobenen Lage einen besseren Einblick in die Plateaus des Balfringletschers bieten würde, so verzichteten wir auf die Besteigung des südlichen Gipfels. Vorerst umgingen wir das Fußgestell des Massivs an seiner westlichen Seite, dann aber stiegen wir baldmöglichst in die Felsen des Nordgipfels ein — 12 Uhr 25 Min. —, da die Mittagssonne uns auf dem flachen Firnfelde fast zu versengen drohte. Aber auch die losen Schieferhänge kosteten uns manchen Schweißtropfen; gerade an der von der Sonne voll bestrichenen Südwestflanke krochen wir mühsam über die unter jedem Tritte zurückweichenden Platten hinan, und als ich, vorerst etwas zurückgeblieben, auf einem Sattel zwischen den beiden Gipfeln auf meine Freunde stieß — 1 Uhr 25 Min., — empfingen sie mich mit der Eröffnung, daß nach einstimmigem Beschlusse im Schatten mehrerer gigantischer Zacken eine kleine Rast mit obligater Libation — Himbeersaft und Limonade — eingeschaltet werde. Man drang mir auch wirklich 20 Minuten ab, dann ging's hinauf auf unseren Berg, den wir über einen flachen, mäßig geneigten Firnhang um 2 Uhr erreichten. Mein erster Blick galt diesmal dem Tale; da lag es zu unseren Füßen, das wohlbekannte Visp, auf grüner Matte, darüber das duftige Rhônetal mit seinen Wiesen und Feldern und dieses wieder dominierten die Berner Alpen. Von den Gruppen der Tour Sallières und der Dent du Midi im äußersten Westen bis zu den fernen Bündner und Glarner Alpen

umstarrt stehen wir da; inmitten der gewaltigen Runde breitet sich der mächtige Fjord des Großen Aletschgletschers aus. Im Süden überstrahlt alles Geschaute der Ostabsturz des Monte Rosa. Um gegen diese Firnwände und ausgefegten Eisrinnen den Kampf aufzunehmen, braucht es Sehnen von Stahl und Nerven von Eisen. Auch jetzt übt der Nadelgrat einen überwältigenden Zauber aus, dem sich keiner von uns entziehen konnte. Da wir seit dem Verlassen des Ulrichshorns immer nach Norden vorgerückt waren, erblickten wir nun auch das Weißhorn, welches sich früher hinter dem Dürrenhorn verborgen hatte; aber einerseits ist die Entfernung eine zu große, anderseits sind nur seine oberen Partien sichtbar; es kommt daher nicht zur Geltung. Auch die ersten Ersteiger des Balfrinhorns, die aber nur die mit 3802 *m* kotierte Süderhebung besuchten, rühmen die schöne Aussicht nach Kräften. Es war dies das Ehepaar Spence-Watson mit Pfarrer Imseng und zwei Führern im Jahre 1863. Von Saas gingen sie auf dem üblichen Wege über den Riedpaß nach dem Biderpasse und über den Südgrat auf den Gipfel. Es zeigt von der kühnen Unternehmungslust dieser Gesellschaft, daß sie es verschmähten, den gleichen Abstieg zu nehmen, sondern es vorzogen, über den obersten Teil des Balfringletschers und die Nordostflanke des Balfrinhorns auf ziemlich schwieriger Route zum Bidergletscher hinunter zu klettern; dann wurde der Gletscher überquert und über Seng nach dem Saastale abgestiegen. Eine neue Route schlug 1878 W. M. Conway im Abstiege ein, indem er vom Gipfel ausschließlich über die Südwestflanke nach dem Riedgletscher hinabstieg, ohne den Südgrat zu betreten. Auch im Aufstiege hatte er am selben Tage einen bis dahin unbetretenen Weg aufgefunden. Man war, ohne die Besteigung des Balfrinhorns zu beabsichtigen, von Randa aufgebrochen, als man, auf den oberen Partien des Riedgletschers angelangt, die jetzt Balfrinjoch genannte Einsattelung im Norden des Balfrinhorns so verführerisch fand, daß sich die Reisenden entschlossen, sie zu überschreiten und die Besteigung des Berges von dort zu versuchen; alles ging nach Wunsch und es wurde so die erste Ersteigung des Balfrinhorns über den Nordwestgrat ausgeführt.

Während die anderen je nach Vorliebe und Geschmack Felsen oder Eis, Tal oder Berg betrachteten, musterte ich den zu unseren Füßen liegenden Balfringletscher behufs des weiteren Abstieges. Die Sache half mir aber trotz genauer Betrachtung und Rücksprache mit Compton nicht viel, da das übersehbare Stück allerdings gut begehbar erscheint, diejenigen Partien aber, auf denen nach unserer Kenntnis die Schwierigkeiten begannen, hinter dem obersten Sturze verborgen lagen. Nachdem sich meine Freunde an der überaus mannigfaltigen Rundschau, deren Reize noch durch einen wolkenlos strahlenden Himmel gehoben wurden, gründlich satt gesehen hatten, drängte ich zum Aufbruche, da wir ja über den Abstieg nur ganz oberflächliche Kunde hatten und Anthamatten auf Schweiben uns auf eine gesegnete Arbeit vorbereitet hatte. Der Anfang unseres Abstieges ließ sich allerdings prächtig an; wenige Schritte ging es nach Süden auf unserer Anstiegslinie zurück, dann erscholl der Befehl: »Fertig zum Abfahren«, und in Reih und Glied ging's hinunter über den erweichten Schnee, daß — bald hätte ich gesagt — die Funken stoben. Da ich nach herkömmlicher Weise ein Stück vorausfuhr, so gewahrte ich noch zur richtigen Zeit einige Klüfte, die sich, den Gipfelbau fast in seiner ganzen Breite durchsetzend, nach Süden hin verschmälerten. Wir hätten dieselben freilich gänzlich umgehen können, aber bergabwärts kann man schon etwas wagen. »Frisch hinüber« und »Ja nicht gebremst«, rufe ich den Freunden zu. Wie das allerorten vorkommen soll, will eines der Küchlein klüger sein als die Henne und gleitet recht bedächtig bremsend zum Spaße für die anderen, die über die Spalte hinwegsausten, mitten hinein in den Bergschrund. Der am unrechten Orte Vorsichtige arbeitete sich aber bald selber heraus, da die Kluft ganz unbedeutend war und nun schritten wir, am

fast ebenen Ferner angelangt, durch das Seil verbunden in rein nördlicher Richtung über den von pittoresken Felsenzügen eingerahmten Balfringletscher hinab. Ich bin weit entfernt davon, in unserer Rutschpartie als solcher etwas Erwähnenswertes zu sehen, glaube aber nach gründlicher Durchschau der Literatur behaupten zu dürfen, daß wir die ersten waren, die vom Nordgipfel des Balfrinhornes direkt nach Osten zum Balfringletscher abstiegen. Eine Leistung ganz anderer Art ist jene, welche J. J. Eberli 1900 als erster im Aufstiege und Walther Flender 1901 im Abstiege bewältigten. Man würdigt diese Tour erst dann, wenn man den Balfringletscher in seiner ganzen Länge verfolgend jenen Grat betrachtet, der vom Balfrinhorn über das Groß-Bigerhorn nach dem Gässi (Punkt 3088) hinabzieht. Das nenn' ich Türme und Zacken! Auch die rechte oder östliche Begrenzung des Balfringletschers sieht, je nachdem der Beschauer veranlagt ist, einladend oder abschreckend aus. Für solche, die gerne Lorbeeren pflücken wollen, verrate ich, daß der Grat vom Schilthorn zum Balfrinhorn noch zum allergrößten Teile unbetreten ist. Nur die vorgerückte Stunde konnte uns seinerzeit abhalten, die Begehung desselben zu versuchen. Ich glaube, daß, abgesehen von einer und der anderen Abseilstelle, der Abstieg ganz gut durchführbar sein wird. Auch für diese Tour bietet die neue Mischabelhütte den geeignetsten Ausgangspunkt. Man wird bei guten Verhältnissen das Balfrinhorn in 4½ bis 5 Stunden erreichen können und hat dann den ganzen Tag vor sich. Da wir aber erst gegen 3 Uhr nachmittags die Kote 3515 der bezüglichen Siegfriedkarte erreichten, mußten wir von vornherein auf derartig langatmige Unternehmungen verzichten. Während schon wieder — »und im Genuß verschmacht ich nach Begierde« — die Ordre für die nächsten Tage ausgegeben wurde, betraten wir, von Ost nach West gezählt, die zweite der vier deutlich abgesetzten Abteilungen des Balfringletschers. Aber gar bald zwangen uns anfänglich nur vereinzelt auftretende Querspalten die gerade Richtung zu verlassen, es fing das allen Hochtouristen sattsam bekannte Hin- und Hergehen an, welches auch dem Lokalführer nicht erspart bleibt, wenn er oft nur eine Woche lang eine Tour nicht ausführte. Je weiter wir hinunterkamen, um so breiter und tiefer wurden die Schründe, mehrfach wurden wir gezwungen ziemlich lange Wegstücke wieder zurückzugehen, wenn wir trotz fleißigen Ausguckens in eine Sackgasse geraten waren. Von einem etwas erhöhten Eisbuckel aus hielt ich, als das weitere Durchkommen gänzlich in Frage gestellt schien, mit Freund Compton Ausschau und wir beschlossen endlich, der allgemeinen Formation des Berges Rechnung tragend, uns ganz an die rechte Seite des Gletschers zu halten, wo wir noch am ehesten Schneehänge anzutreffen hoffen durften. Da hieß es denn nochmals ein Stück zurückgehen und dann nach rechts schräg abwärts den Gletscherbord gewinnen. Am oberen Rande einer Terrasse angelangt, erblickten wir zwischen wilden Eistürmen zur linken und der glatten Felswand zur rechten Seite eine Schneekehle, welche ununterbrochen auf das nächst tiefere Gletscherplateau, welches auch das unterste war, auslief. Mit einem weithin das Echo weckenden Jubelrufe ging es gegen die erwähnte Schneehalde, die uns aber trotz ihrer großen Nähe fast unerreichbar geblieben wäre; es zog sich nämlich zwischen dem Rande des Schnees und unserem Standpunkte eine tiefe Eisschlucht hin, die zu unserem Glücke durch eine anscheinend erst vor kurzem niedergegangene Lawine mit wahren Cyklopenblöcken angefüllt war. Vorsichtig stiegen wir, einer nach dem andern, am langen Seile über die Eistrümmer, dann fuhren wir zu je zweien angeseilt die Schneerinne hinab, wobei wir mit Wonne wahrnahmen, wie die Felsbastionen zu beiden Seiten des Gletschers sich immer höher erhoben und die grünen Matten des Ferrich sich uns näherten. In der Nähe des Punktes 2909 nahm unsere lustige Fahrt ein Ende; noch ein kurzes Stück ging's in etwas mehr westlicher Richtung über den hier spaltenlosen Gletscher hinab, dann betraten wir jene Felsrippe,

welche den untersten Teil des Balfringletschers in zwei ungleiche Teile teilt. Einige Kletterstellen abgerechnet, ging's ganz leidlich auf derselben hinab zum aperen Gletscher. Dessen Ende war aber allenthalben so glatt und steil, daß schon eine besondere Übung dazu gehörte, die Moräne mittels Abfahren zu erreichen. Meine Freunde kletterten länger herum, endlich fanden sie eine Stelle, wo man mit einer wenigstens nur geringen Anzahl Stufen sein Auslangen fand. Die Uhren zeigten die fünfte Nachmittagsstunde, als die Gesellschaft bei der Kote 2390 an einem übermütig sprudelnden Gletscherbache oberhalb des Ferrich sich vereinigte. Alle empfanden es als eine Wohltat, die seit zehn Stunden benützten Gletscherbrillen und übrigen Schutzvorrichtungen gegen den Sonnenbrand ablegen zu können. Compton ging auf eine Anhöhe östlich von Punkt 2390, um eine Skizze der Umrahmung des Balfringletschers anzufertigen, ich aber entfloh der auf der Moräne trotz der vorgerückten Stunde erdrückend heißen Sonnenglut und lief nach dem Ferrich hinab. Ein wildes Blockrevier mußte man da noch überklettern, dann führten mich einige steile, noch mit winterlichem Schnee ausgekleidete Schluchten rasch der Tiefe zu; kurz darnach traf ich auf die ersten Legweiden und Erlengebüsche und um 5 Uhr 35 Min. betrat ich die saftigen Matten des Talbodens. Doppelt grün erschienen mir nun die Wiesen, jede Blume zeigte eine ganz außergewöhnliche Farbenpracht, der Himmel war noch einmal so blau, der Gischt des Baches erschien mir wie Silber und ich war doch nur einen Sommertag in Eis und Schnee gewandert! Nach wenigen Minuten trafen auch meine Freunde ein, zuletzt Compton; um 5 Uhr 40 Min. war die Versammlung bei den Mauerresten des Ferrich, 2031 *m* (das dürfte wohl eine mundartliche Bezeichnung für Pferch sein), wieder vollzählig, und rüstig schritten wir hinab durch den schönen, lang entbehrten Wald nach Schweiben. Ein Saumpfad, der die malerischsten Ausblicke gestattet, führt am linken Ufer des Schweibbaches hinab, dieser aber gibt nur durch das donnernde Tosen von seinem Dasein Kunde, mit dem er sich in der dunklen Schlucht hinabstürzt. Während wir schon in abendlichem Bergschatten hinabeilten, vergoldete die Sonne am gegenüberliegenden Hange einzelne Baumgruppen und Felspartien und brachte so blendende Lichteffekte hervor, daß nur der noch bevorstehende lange Heimweg uns von längerem Verweilen abhalten konnte. Eine halbe Stunde nach unserem Aufbruche vom Ferrich sprachen wir in Schweiben bei unserem Herbergsvater Anthamatten vor und berichteten ihm von unserer Tour, dann stolperten wir den steinigen Pfad nach Huteggen hinab, wo wir um 6 Uhr 40 Min. ankamen. Da wir die Table d'hôte in Saas nun doch schon versäumt hatten, gingen wir in der kleinen Wirtschaft vor Anker und nahmen mit den uns gebotenen einfachen Genüssen vorlieb. Um 7 Uhr 5' Min. sagten wir dem schön gelegenen Häuschen Valet und nahmen mangels einer Eisenbahn oder Post den Weg taleinwärts zwischen die Beine. Trotz der ununterbrochen wechselnden Bilder von seltener Großartigkeit, die heute an uns vorübergezogen waren, machte der Weg nach Saas Grund, besonders in der angenehmen Abendkühle den besten Eindruck auf uns. Die auf engem Gebiete zusammengewürfelten Vegetationsarten, die hübschen, wettergebräunten Holzhäuser, die rauschenden Wasserfälle der Visp fesseln neben dem originellen Rundbau von Balen und der eigentümlichen Säulenhalle der Kirche von Horlauinen; des öfteren verraten auch aus der Höhe herabkommende Wasserstürze die Nähe von Hochtälern und Gletschern; die bedeutendsten unter diesen sind der vom Mattwaldgletscher kommende Lauibach, dann der einen mächtigen Wasserfall bildende, uns wohlbekannte Schweibbach. Als die ersten Sonnenstrahlen die Häupter seiner Erzeuger, der Balfrinhörner, rosig färbten, da standen wir an seiner Wiege und betrachteten die kleinen Wassertröpfchen, die von der Oberfläche der Firne zur Tiefe drangen; nun donnert der mächtige Fall auf sein Felsenbett nieder, schäumt wieder auf und zerstäubt in Dunst,



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Die Mischabelhörner vom Südostgrat des Fletschhorns.

um nach kurzem Laufe in der Saaservisp zu enden. Kurz vor Grund ist es noch der vom Bidergletscher genährte Biderbach, der sich zu unserer Rechten in die Visp stürzt. So wurde uns der Heimweg angenehm verkürzt, bis wir um 9 Uhr abends unseren Fuß über die Schwelle des Hôtels Monte Moro setzten, 19 Stunden nach unserem Aufbruche. Es war ein gewaltiger Rundgang, den wir gemacht hatten, und wenn wir auch dabei keine sogenannten Gipfel ersten Ranges bestiegen, so hatte doch jeder von uns das Bewußtsein, unvergleichlich Schönes gesehen und unvergeßliche Eindrücke ins Tal mitgebracht zu haben.

Strahlhorn, 4191 *m*, und Rimpfischhorn, 4203 *m*.

Ich kenne nicht leicht ein angenehmeres Gefühl als jenes, mit dem man zu Beginn der Reisezeit die Karte einer Gebirgsgruppe, die man durch eine Reihe von Jahren kreuz und quer durchwandert hat, zur Hand nimmt; alte, liebgewordene Namen, vertraute Höhenzüge, blau gestrichelte Gletscherbrüche zaubern uns da die schöne Vergangenheit, wohl das einzige Paradies, aus welchem wir nicht vertrieben werden können, aus unserer Erinnerung herauf. Diesen Wonneschauer kostete ich wiederum mit Genuß durch, als ich im Frühjahre 1902 die Blätter Saas, Monte Rosa und Mischabel des Siegfried-Atlasses aus ihrem winterlichen Futterale nahm und mir die Routen, auf denen man auf anständige Weise von Saas nach Zermatt kommen könne, einzeichnete. Indem ich schon mit Rücksicht auf meine verheirateten Freunde von gefahrvolleren Unternehmungen absehen mußte, kamen die Überschreitung des Domes oder Täschhorns von Anfang an außer Betracht. Da wir nun 1901 den Übergang nach Zermatt mit einer Ersteigung der Lenzspitze verbunden hatten, so blieben noch vier Größen übrig, nämlich der Alphubel, das Allalinhorn, das Rimpfischhorn und Strahlhorn. Da nun für Alphubel und Allalinhorn die auf der Westseite des Gebirges liegende obere Täschalp einen besser gelegenen Ausgangspunkt bildet, indem man auf der Saaser Route eine größere Horizontal- und Vertikaldistanz zu durchmessen hat, bis man am eigentlichen Fuß des Berges steht, so beschlossen wir, es mit dem Strahlhorn und Rimpfischhorn zu wagen. Mit ausschlaggebend war auch der Umstand, daß mit Ausnahme Comptons keiner von uns Mattmark und den Weg dahin kannte, welche Gegend aus mehr als einer Ursache höchst besuchenswert genannt werden muß.

Am Tage nach unserer Besteigung des Ulrichshorns und Balfrinhorns sandten wir unser Gepäck über das »Staldenjoch«, wie die Führer die Straße scherzweise nennen, nach Zermatt und verließen Saas Grund um 3 Uhr 20 Min. nachmittags. Gleich hinter dem Orte erscheinen über dem waldigen Rücken, der sich vom Mellig herabsenkt, die Gipfel des Nadelhorns, der Südlenzspitze und des Doms. Ihre scharfen Spitzen belehren auch den der Sache ferner Stehenden, daß hier keine billigen Lorbeern zu holen sind. Einige Zeit läuft der Weg neben der Visp, dann steigt er auf dem Streukegel eines alten Bergsturzes, der in längst vergangener Zeit von der Weißfluh herabkam, ein wenig an, um gleich darauf in die kleine Talweitung von Almagell hinabzuführen. Vorher überschreitet man noch den von den Gletschern des Weißmies und des Portjengrates gespeisten Almagellbach, der kurz vor seiner Einmündung in die Visp einen schönen Fall bildet. Da der Himmel sich langsam umzog und die Gegend hier überhaupt noch nicht viel bietet, schritten wir tüchtig aus. Zur Rechten sahen wir die vom Mittaghorn und Egginer sich absenkenden Fluhwände, die manch hübschem Wasserfalle zur Entstehung verhelfen, zur Linken sind es meist steile Rasenhänge und mit einzelnen Lärchen bestandene Berglehnen, die die höheren, erstrebenswerten Gipfel verbergen. Die ganze Gegend macht einen düsteren, strengen Eindruck, die Spuren allenthalben abgegangener

Lawinen tragen zu dem Gesamtbilde eines ernsten Alpentales das ihrige bei. Etwa eine Stunde hinter Almagell ändert sich der Charakter des Tales; bis hieher stieg die Sohle nur mäßig an, jetzt aber müssen wir der Visp, für einige Zeit wenigstens, Lebewohl sagen und einen Querriegel ersteigen, der oberhalb der kleinen, halb zerstörten Kapelle »Im Lerch« das Tal abschließt. Grashänge wechseln mit Felsboden und Geröll ab, und als wir bei Punkt 2083 angelangt sind, da fesselt uns ein in seiner Eigenart vielleicht einzig dastehendes Bild. Wir stehen auf hohem Felsborde am rechten Ufer der Saaservisp, welche sich — ein Ausweichen nach rechts war ihr durch die hohe Felswand verwehrt — unter der mächtig herandrängenden Zunge des Allalingletschers durchfressen mußte. Das Schauspiel würde aber für den Maler und unbefangenen Naturfreund anziehender sein, wenn der Gletscher nicht so entsetzlich schmutzig wäre; an wissenschaftlichem Interesse freilich gewänne das Phänomen dadurch nicht. Ein mächtiges Gletschertor entläßt die mit dem Abflusse des Allalingletschers sich vermischende Visp aus deren unterirdischem Gefängnisse wieder an das Tageslicht. Einige Minuten geht man längs des Eiswalles dahin, phantastisch geformte blaue Seraks werden weiter oben am Gletscher sichtbar. Dieser scheint unter dem furchtbaren Drucke, dem er von beiden Seiten her durch eine hohe Moräne und die Ausläufer des »Äußeren Turmes« ausgesetzt ist, fast vernehmlich zu stöhnen, wenn man das obere Firnbecken, wo sich die Eismasse, aller Fesseln ledig, ausbreiten konnte, mit der schmalen Zunge vergleicht. Bald darauf erblickt man den Mattmarksee, der von der Saaservisp durchflossen wird; die Stelle, wo diese ihn verläßt, wechselt öfters; dermalen befanden sich dort eine Reihe von kleinen Stromschnellen. An seiner Nordwestseite schiebt sich zwischen ihn und den Allalingletscher eine wie mit dem Lineale gezogene felsige Moräne ein, an seinem Südufer liegt eine sandige Ebene, durch welche sich die Visp in wohl täglich sich verändernden Armen durchwühlt. Hier wird man plötzlich durch den Anblick des vergletscherten Talhintergrundes überrascht; gegen Italien als Grenzwall dienend, erhebt sich am Südrande des Schwarzenberggletschers eine auf ihrer Nordseite völlig überfirnte Kette; auf deren Südseite reichen die Alpentriften bis gegen 2800 *m* hinan. Die ganze Gegend machte mir den Eindruck eines alpingeographisch-geologischen Bilderatlasses. Auf dem Raume weniger Quadratkilometer sind eine solche Fülle von Erscheinungen, wie sie nur dem Hochgebirge eigen sind, zusammengedrängt, daß ich allen mittleren und entsprechenden höheren Lehranstalten wünschen würde, sie könnten ihre Schüler hier an der Mutterbrust der Natur trinken lassen! Ein in Mattmark verbrachter Tag würde wochenlange schwer verständliche Erörterungen im dumpfen Schulzimmer mehr als ersetzen. Der Pfad steigt taleinwärts an der Seehalde ein wenig stärker an und geleitet uns dann, bald sinkend bald steigend, in mannigfachen Krümmungen, wie sie durch die Hänge bedingt werden, nach dem schmucklosen, aber für die Höhe von 2123 *m* und den schwachen Besuch ganz anerkennenswerten Hôtel Mattmark, oder »zum blauen Stein«, 6 Uhr 10 Min. Die letzten paar hundert Schritte hatte ich im Laufschritt zurückgelegt, da ein von den Hängen des Strahlhorns mit drohender Geschwindigkeit herabziehendes Gewitter dies rätlich erscheinen ließ. Kaum war ich im schützenden Obdach, so schlugen auch schon die großen Tropfen gegen die Scheiben und nach wenigen Minuten verhüllten dichte Nebel auch die allernächste Umgebung. Trotz der ungünstigen Witterungsaussichten bereiteten wir alles zum Aufbruche für den anderen Morgen vor; aber schwarze undurchdringliche Wolken lagerten am 25. Juli auf allen Höhen und verhinderten für uns wenigstens jede Unternehmung. Bei der Einfachheit der Verhältnisse wäre es freilich möglich gewesen, auch im Nebel über das Schwarzbergweißtor, vielleicht sogar über den Adlerpaß nach Zermatt zu gehen, aber wir wollten sehen und genießen und darum

hieß es zuwarten. Als sich die Wolken gegen den Vormittag etwas hoben und der feine Sprühregen ein wenig nachließ, machten wir einen Spaziergang nach der Distelalpe und kehrten über die damals schon verlassene Mattmarkalpe heim. Am Wege nach der ersteren liegt der berühmte blaue Stein, welcher, zum größten Teile aus Serpentin bestehend, der bedeutendste Findlingsblock der Alpen sein soll. Ich will das gerne glauben, denn ich kann mich nicht entsinnen, jemals auf einen auch nur gleich großen gestoßen zu sein. Glücklicherweise besserte sich das Wetter gegen den Nachmittag zusehends, Compton brachte auf dem Hange, welcher sich gegen das Stellihorn hinanzieht, einige Aquarellskizzen zustande, wir anderen schlugen die Zeit in minder nützlicher Weise tot. Ich im besonderen stieg gegen das Ofental hinan und suchte auszukundschaften, ob man nicht vom Schwarzenberggletscher zum Hangendgletscher und von diesem westlich vom »Innern Turm« auf den gewöhnlichen Strahlhornweg gelangen könne. Es wäre dies eine neue und lohnende Variante der usuellen Route von Mattmark aus. Ich glaube, diesen Weg mit gutem Gewissen anraten zu können, und wenn wir ihn nicht versuchten, so geschah dies, weil unseres Compton Zeit eine nur spärlich bemessene war, und wir ja ohnehin schon zwei kostbare Tage verloren hatten. Gegen Abend heiterte sich der Himmel völlig auf, nur einige lichte Wölkchen umschwebten noch das Strahlhorn, welches vom Hôtel auf, rechts vom Schwarzbergweißtor, in wilden Felsbastionen sich erhebt. Zwischen den übereinander aufgetürmten Mauern sind blinkende Firnfelder eingelagert, der langgestreckte Schwarzenberggletscher liefert einen höchst malerischen Vordergrund. Unerbittlich wie das Schicksal weckte ich am 26. Juli kurz vor 1 Uhr meine Freunde, das bereitgestellte kalte Frühstück war bald erledigt und um 1 Uhr 35 Min. traten wir, obwohl dem Kalender nach Mondschein herrschen sollte, mit Laternen bewaffnet ins Freie. Auf schwankem Brette geht's über die Visp an deren linkes Ufer, wo uns ein am Vortage ausgekundschafteter Steig über alten Moränenschutt gegen einen grasbewachsenen Hang führte; in kurzen Zick-Zackwindungen geht es zu der 2377 *m* hoch gelegenen Schwarzenbergalpe, welche wir um 2 Uhr 25 Min. erreichten. Noch immer befanden wir uns im Bergschatten, so daß wir froh waren, die Hauptrichtung uns am Vortage recht genau eingeprägt zu haben. Bis hier hatten wir uns rein westlich aufwärts bewegt, nun aber handelte es sich darum, die Fluhabsätze, welche sich zum »Äußeren Turm« hinanziehen, nördlich zu umgehen. Bei Tage ist dies natürlich mit keinerlei Schwierigkeit verbunden, aber bei dem nur die unmittelbare Umgebung erhellenden Scheine einer Laterne kostet es einige Mühe, um immer die richtigen Grasbänder zu finden. Wir waren etwa eine gute halbe Stunde, von der Schwarzenbergalpe gerechnet, um den Felskopf, der dieselbe überhöht, herumgegangen, als wir plötzlich zu unseren Füßen die trotz der Dunkelheit weiß leuchtende Masse des Allalingletschers erblickten. Dies war das Zeichen, daß wir uns nun links gegen den Punkt 2601 zu wenden hatten. In den stellenweise tief eingerissenen Rinnen gab's noch Winterschnee; bald auf diesem, bald über kleine Fluhwände stiegen wir hinan, wozu uns die über dem Stellihorn aufgehende Venus prächtig leuchtete. Auf dem Punkt 2601 steht ein Steinmann, doch ließen wir denselben links liegen und stiegen über größtenteils mit Schnee bedeckte Hänge gegen den gleichfalls mit einem Signale versehenen Punkt 2872, wo wir um 3 Uhr 25 Min. anlangten. Gleich darauf erschien der Mond, leider schon merklich schwächer leuchtend als am Ulrichshorn, so daß wir, immer über Firn, nur noch bis zum Fußgestell des »Äußern Turms« vordringen konnten. Es war 4 Uhr; wir wußten zwar recht gut, daß man diesen Riesenbau im Süden umgeht, doch lagen so tiefe Schatten auf dem Steilhange, daß wir uns über die Formation und Neigung desselben nicht klar werden konnten. Ich versuchte wohl zuerst ohne Versicherung, dann angeseilt dicht am eigentlichen

Strahlhorn und Fluchthorn von oberhalb Mattmark.

Sockel des abenteuerlich in die Luft starrenden Gesellen, denselben zu umklettern, aber die große Exponiertheit und das brüchige Gestein erlaubten mir auch dann nur mit äußerster Vorsicht vorzurücken, so daß ich notgedrungen umkehrte und die kühne Ansicht aussprach, dies könne schon darum nicht der richtige Weg sein, weil gewiß niemand, der diese Passage überwand, über dieselbe anders als in Superlativen berichtet hätte. Da aber alle Beschreibungen den Abstieg vom Strahlhorne nach Mattmark mehr oder weniger bagatellmäßig behandelt hatten, so befanden wir uns gewiß auf falscher Fährte. Da gab es für uns Landfremde nur ein Mittel: nämlich den Tagesanbruch zu erwarten, was wir, hingestreckt auf die losen Schieferplatten, die hier den Grat bilden, von 4 Uhr bis 4 Uhr 15 Min. taten.

Kaum war es hell geworden, als wir mit Genugtuung sahen, daß es sich nur darum handelte, am Grate etwa 20 *m* zurückzugehen, um mit aller Bequemlichkeit in die Südostflanke des Äußeren Turms hinabsteigen zu können. Hier wechselten kurze Schuttbänder mit Platten, welches Terrain ich nach Tunlichkeit

in einer Isohypse querte. Bald aber stießen wir auf eine Firnhalde, welche sich von einem Sattel herabzieht, der sich zwischen dem Äußern und Innern Turm und zwar ersterem bedeutend näher gelegen, befindet. Ich schlug eine Anzahl Tritte in den sehr harten Rand des Firns, dann ging's auch ohne solche ganz prächtig weiter, und um 4 Uhr 40 Min. standen wir wieder oben am Rande des Allalingletschers. Ein herrlicher Ausblick auf das Allalinhorn und Rimpfischhorn lohnte uns hier: Aus dem fleckenlos weißen Becken des Allalingletschers türmen sich die dunkeln Felsbastionen der beiden nachbarlichen Gipfel auf; dazwischen ist der sanft abgedachte Allalinpaß eingebettet. Dicht neben uns erhebt sich der Äußere Turm, den wir uns auch zu überklettern bereit erklärten. Es wäre dies wohl der erste Besuch, den die 3032 *m* hohe Erhebung erlebte; in der Schweiz, dann in den angrenzenden Teilen Italiens und Frankreichs gäbe es noch eine große Anzahl derartiger unbestiegener Graterhebungen im Gefolge der Riesen erster Ordnung. Aber auch das Rimpfischhorn ist über die uns gegenüberliegende Ostwand noch nicht erstiegen worden, welcher Umstand bei einem Zermatter Berge von 4203 *m* wohl erwähnt zu werden verdient. Ohne uns aufzuhalten stiegen wir nun gegen den Innern Turm, der aber keiner ist, sondern einen breiten Firndom darstellt, an. Die Härte und Neigung des Schnees ließen es als ersprießlich erscheinen, die Steigeisen anzulegen, aber auch mit diesen versehen, war es ungemein ermüdend, die steilen Hänge zu queren. Mein Vorschlag, von der gewöhnlichen Route, die den Innern Turm zu umgehen pflegt, abzuweichen und diese Erhebung zu besteigen, wurde mit Stimmeneinhelligkeit angenommen und um vieles leichter stiegen wir gegen die höchste Kuppe hinauf. Eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels trat uns zum ersten Male unser Ziel, das Strahlhorn vor Augen. Es trug schon den Widerschein der Morgenröte auf seinem Scheitel, und während wir uns auf den Innern Turm hinaufarbeiteten, flammte sein und des Rimpfischhorns Gipfel, vom Sonnenlichte getroffen, purpurn auf. Wie ungezählte Male auch jeder von uns dieses prächtigste aller Schauspiele genossen hatte, auch diesmal hemmte es unsere Schritte; kräftiger schlägt unser Puls, die erhabene Erscheinung entfacht in unserer Brust von neuem das Feuer der Begeisterung für die Zauber der Alpenwelt. Um 5 Uhr 35 Min., vier Stunden nach unserem Aufbruche von Mattmark, haben wir den 3316 *m* hohen Innern Turm erstiegen. Uns zu Füßen liegt nun der kleine Hangendgletscher, von dem aus wir gar leicht auf den vor uns befindlichen Sattel gelangen könnten; noch tiefer unten breitet sich der schöne Schwarzenberggletscher aus, über den Grenzkamm hinaus aber erblicken wir die berühmte Ostwand des Monte Rosa. Noch liegt der Kessel von Macugnaga im Dunkel, aber oben beginnt die Sonne schon ihr verderbliches Werk, die wenigen Stunden des nächtlichen Waffenstillstandes sind vorbei und von neuem donnern die Steinschläge und Eislawinen nach der Tiefe. Nun übersahen wir auch den weiteren Weg zum Strahlhorn zum größten Teile, aber in solcher Verkürzung, daß keiner von uns gedacht hätte, daß wir noch nicht einmal die Hälfte desselben hinter uns hätten. Über dem Allalinpasse guckte die scharfe silberglänzende Pyramide des Weißhorns hervor, sonst versperren Rimpfischhorn und Allalinhorn die weitere Aussicht; erst gegen Nord und Ost ist der Blick wieder frei. Wir aber eilen vorwärts, denn oben wird das Panorama weit umfassender sein. Leider konnten wir nicht länger auf dem Grate selber bleiben, sondern wir mußten in großem Bogen um das Fluchthorn herumwandern, da Einbrüche den Grat ungangbar machen. Wenige Minuten nur gebrauchten wir zum Abstiege nach dem Allalingletscher, dann stiegen wir in der durch die Sachlage gebotenen achtungsvollen Entfernung um jenen gewaltigen Eissporn, den das Fluchthorn gegen Norden aussendet, herum. Mächtige Seraks hängen da oben herab, weit hinaus ist der Gletscher mit Eistrümmern besät; jenseits des erwähnten Spornes

ging es ein kurzes Stück eben dahin, dann wandten wir uns der Einsattelung zu, die zwischen dem Fluchthorn und dem Strahlhorn liegt. Um 6 Uhr 15 Min. begannen wir den Anstieg. Der Schnee war hier vom Winde stark zusammengeweht, so daß ich beim Vortritte öfters einbrach. Hatte ich bisher alle Vorschläge meiner Freunde, eine wenigstens kleine Rast einzuschalten, standhaft abgewiesen, so stellte sich nun auch bei mir das Bedürfnis nach einer solchen ein, und als ich nach dreiviertelstündigem Schneetreten auf dem Sattel stand, suchte ich nur noch ein vor dem Winde möglichst geschütztes Plätzchen auf, dann warf ich zuerst den Rucksack und dann mich in den Schnee. Da saßen wir nun in der Höhe der Venter Wildspitze und über uns ragte noch 400 *m* höher das Strahlhorn in die blauen Lüfte. Wer diesen Berg nur von der Nord- und Westseite, allenfalls noch vom Breithorn aus gesehen hat, würde nicht im entferntesten ahnen, welche gewaltige Abstürze das gemeiniglich ziemlich geringschätzig behandelte Strahlhorn gegen Süden und Südosten hin aufweist. Nachdem der Gipfel über den Nordwestgrat, das ist vom Adlerpasse aus, schon im Anfange der fünfziger Jahre erreicht wurde — der Name des Ersteigers und das genaue Datum ist nicht nachweislich — wurde die Südwand durch A. P. Boyson und C. J. Penfold erst 1872 und die Südostflanke gar erst 1883 durch W. S. Donkin überwunden. Die Route, welche wir gewählt hatten, eröffnete George E. Foster 1872, zum Abstiege scheint dieselbe Dr. von Lendenfeld samt Frau 1881 zuerst benutzt zu haben. Dieselbe muß in Verbindung mit dem Besuche des Adlerpasses allen jenen wärmstens empfohlen werden, welche Mattmark noch nicht kennen und vom Gebiete der Mattervisp in jenes der Saaservisp zu kommen wünschen. Eine gute halbe Stunde verweilten wir auf dem Sattel, mußten aber leider wahrnehmen, daß die Wolkenmassen, die sich aus der italienischen Ebene heranwälzten, immer kräftigere Vorstöße zur Bezwingung des Alpenwalles ausführten. Nachdem Hunger und Durst fürs erste gestillt waren, machten wir uns daher um 7 Uhr 35 Min. wieder marschfertig, um von der Talaussicht noch zu retten, was zu retten war. Anfänglich blieben wir auf dem Grate selber, bald aber drängten uns Klüfte und Wächten nach dem Allalinfirne zu unserer Rechten und ich mußte auf der steilen Flanke des Strahlhorns etwa drei Viertelstunden Stufen schlagen. Eine Reihe sich übereinander auftürmender Steilhänge machte es nötig, in Serpentinen hinanzusteigen, worüber meine Hintermänner des glasharten Eises halber sehr erfreut waren, und mich ob meiner schönen Trace mit allen nur erdenklichen berühmten Führern verglichen. Wenn sie gewußt hätten, daß ich, so es nur von mir abgehangen wäre, lieber kerzengerade hinaufgehackt hätte! Um 9 Uhr 10 Min. überschritten wir den Bergschrund, der mir schon längere Zeit zu denken gegeben hatte, auf einer zwar bedenklich langen und schmalen, aber wie der Versuch zeigte, hinlänglich starken Brücke und fünf Minuten darauf betraten wir die Felsen des Ostgrates; wir überschritten diesen, stiegen ein wenig ab, dann wieder auf und traversierten zur Südwand des Berges, welche trotz ihrer starken Verwitterung in ihrem obersten Teile gut begehbar ist. Der Karte nach hatte ich zwar eine Zeitlang hoffen dürfen, daß wir das Strahlhorn direkt von Nordosten über die vollständig überfirnte Flanke erreichen könnten; aber eine eingehende Beschäftigung mit der einschlägigen Literatur ließ keinen Zweifel darüber, daß die Sache ein Häkchen haben müsse, da alle Besucher, welche nach Mattmark gingen oder von dort kamen, zunächst dem Gipfel die Südwand betraten, wenn sie nicht überhaupt die Route über den Adlerpaß gewählt hatten. Daß auch wir diesem bewährten Vorgange folgen mußten, lag klar am Tage, als wir die Hänge unter dem Fluchthorn heraufstiegen. Damals nämlich sahen wir zum ersten Male den Gipfelbau des Strahlhorns aus größerer Nähe; es fielen eine Reihe nur zu berechtigter abfälliger Bemerkungen über die

Karte, die auch nicht den kleinsten Firnbruch verzeichnete, wo ein ganzes System von solchen vorhanden ist. Eine starke halbe Stunde benötigten wir vom Zeitpunkte des Betretens der Felsen, bis wir auf dem langgestreckten Gipfelgrat des Strahlhorns, 4191 *m*, standen. Nur einen kurzen Blick warfen wir nach Norden auf das Rimpfischhorn, welches über dem Adlerpasse in einer 400 *m* hohen Felswand sich aufschwingt, und unseren Standpunkt nicht um 12, sondern um mindestens 50 *m* zu überragen scheint; von einem orkanartigen Winde fast hinabgeschleudert, machten wir Kehrt, stiegen etwa ein halbes Dutzend Meter zurück und erstellten uns mit den Pickeln im Firn des Südhanges einige Sitze. Viel versprach ich mir von der Aussicht des Strahlhorns, aber unendlich mehr hat sie geboten. Vor allem einen in seiner Wirkung geradezu erdrückenden Blick auf die Ostabstürze des Monte Rosa-Massivs. Man hält unwillkürlich den Atem an, wenn man, namentlich mit

Strahlhorn und Adlerhorn von z'Fluh.

bewaffnetem Auge, diese Hänge mustert und dabei denkt, daß auf den blank gescheuerten Riesenplatten und in den glattgefegten Rinnen vielleicht gerade liebe Freunde das Leben einsetzen. Neben dieser Gruppe kommen Lyskamm, Zwillinge und Breithorn nicht zur vollen Geltung, dagegen glaubten wir das Matterhorn noch nie so schlank, so überirdisch schön gesehen zu haben, und erst am Abende, als wir selbander durch das Findelental hinauswanderten, gestand ich Compton, daß ich mich nun völlig zu seiner Anschauung bekehrt hätte und daß der Anblick des Matterhorns vom Stellisee und dem Wege nach Findelen hinab dem von jedem anderen Punkte vorzuziehen sei. Zu beiden Seiten des Matterhorns erscheint das Meer von Gipfeln, welche sich zwischen Zermatt, Chamonix und dem Dauphiné erheben; der Montblanc selber, als Schluß- und Gipfelpunkt der ganzen Reihe, leuchtete in einem schwefelgelben Tone, der seltsam gegen den violetten Himmel, der über dieser Gruppe lag, abstach. Daran schließen sich die nächst dem Matterhorn schönsten europäischen Gipfel, Dent Blanche, Gabelhorn, Rothorn, Weiß-

horn. Die Kette der Mischabelhörner, die nördlich vom Rimpfischhorn aufsteigt, ist leider stark verkürzt. Über der Furche des Saastales erscheinen die Berner Alpen, und weiter nach Osten die Gruppen des Dammastockes, der breite Tödi; die schlanken Brigelserhörner, daneben die Ringelspitze bei Chur. Die Berge Graubündens vermitteln den Übergang zur Bernina, der Digrazia und den scharf individualisirten Gipfeln der Albignagruppe. Aus dem Wolkenmeere, welches die oberitalienische Ebene bedeckte, ragen einzelne Gipfel der Bergamasca hervor, besonders ausgeprägt das Dreieck des Monte Legnone am Comosee. Aus der Tiefe grüßt am Ende des Schwarzenberggletschers das weiße Häuschen von Mattmark herauf, außerdem erblickt man am Rande des Findelengletschers, der seine schmale Firnmasse nach Westen ergießt, die Wirtschaft z' Fluh, einige Häuser im Findelentale, Stationen der Gornergratbahn und eine größere Anzahl Gehöfte zwischen Zermatt und der Staffelalp; auch das stattliche Hôtel Schwarzsee leuchtet vom Hörnli herüber. Der Anblick so vieler menschlicher Wohnungen mildert den Charakter des Gesamtbildes mehr, als man es sonst von Gipfeln um Zermatt gewohnt ist; man hat das angenehme Gefühl, rasch wieder unter Dach und Fach zu kommen, wenn der sinkende Tag das unwirtliche Hochgebirge seine Schrecken hervorkehren läßt. Zehn Minuten nur hielten wir es auf unserer Warte aus, dann vertrieb uns der Sturm auch von unserem relativ geschützten Plätzchen; über den breiten Nordwestgrat, der, wie oben erwähnt, nun schon ein halbes Jahrhundert als Zugang zum Gipfel dient, liefen wir nach dem Adlerpasse hinab. Große Spalten bringen es mit sich, daß man zuerst nach links, dann rechts, im Sinne des Abstieges ausbiegen muß. Vierzig Minuten nach Verlassen des Strahlhorns standen wir dank unserer Steigeisen, die ein kräftiges Ausschreiten auf dem hartgefrorenen Firn gestatteten, am Adlerpasse, dessen tiefster Punkt nicht als Übergangsstelle benützt werden kann; hier befindet sich nämlich an der dem Findelengletscher zugewandten Seite eine tatsächlich senkrechte Felswand von etwa 40 *m* Höhe. Der zur Überschreitung der Wasserscheide passende Platz befindet sich ungefähr 50 *m* aufwärts gegen das Strahlhorn zu; hieher führte auch vom Findelengletscher eine Trace, deren ganz enorm große Stufen uns später sehr zustatten kamen. Ich hatte vom Strahlhorn herabsteigend schon frohlockt, als ich die von der Sonne warm beschienenen Felsen des Rimpfischhorns sah; als wir aber näher herankamen, hörten wir öfters ein klirrendes Geräusch und bei genauerem Zusehen stellte es sich heraus, daß die ganze Bastion mit Eiszapfen behangen war. Da nun die Felsen der Südostflanke des Rimpfischhorns sehr steil sind und dieselben auch, wenn ganz trocken, eine anstrengende Kletterei von $2^1/_2-3$ Stunden beanspruchen, meine Begleiter außerdem durch die neunstündige Marschleistung, die hinter uns lag, etwas hergenommen waren, so mußte ich, wenngleich scheltend, auf die Besteigung des Rimpfischhorns verzichten und mich entschließen, dieselbe am nächsten Tage zu versuchen. Kurz gefaßt stiegen wir über einen sehr steilen und schmalen Firngrat, der mit seiner soliden Stufenreihe einer aus Eis bestehenden Leiter zum Verwechseln ähnlich sah, dicht am Felsen hinab zu einer kleinen Mulde, wo Sonnenwärme und Windschatten einen angenehmen Aufenthalt ermöglichten. In zwanzig Minuten war diese Stelle erreicht und wir blieben hier drei Viertelstunden gemütlich sitzen. Die herrliche Umgebung ließ mich die gute Laune, die durch den Entgang des Rimpfischhorns etwas getrübt wurde, bald wieder finden. Gerade über unseren Köpfen erhob sich das Rimpfischhorn in unzugänglicher Steilwand. Hier fesselten unsere Neugier einige grasgrüne Felspartien, die dem Grünspane auf altehrwürdigen Kirchendächern in der Farbe am nächsten kommen dürften. Ein Professor des Jesuitenpensionates Feldkirch, der damals in Zermatt weilte, teilte mir freundlichst mit, daß es sich um Glaucophanschiefer handle, der außer an einigen anderen spärlichen Fund-

Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Mischabelgruppe vom Strahlhorn aus.

stätten im Gneis von Zermatt auftrete. Im Süden erhebt sich der blendend weiße Bau des Adlerhorns, welches wir vom Strahlhorn aus über den unschwierigen Verbindungsgrat beider Gipfel leicht hätten ersteigen können und auch besucht hätten, wenn wir die Verhältnisse am Rimpfischhorne hätten voraussehen können.

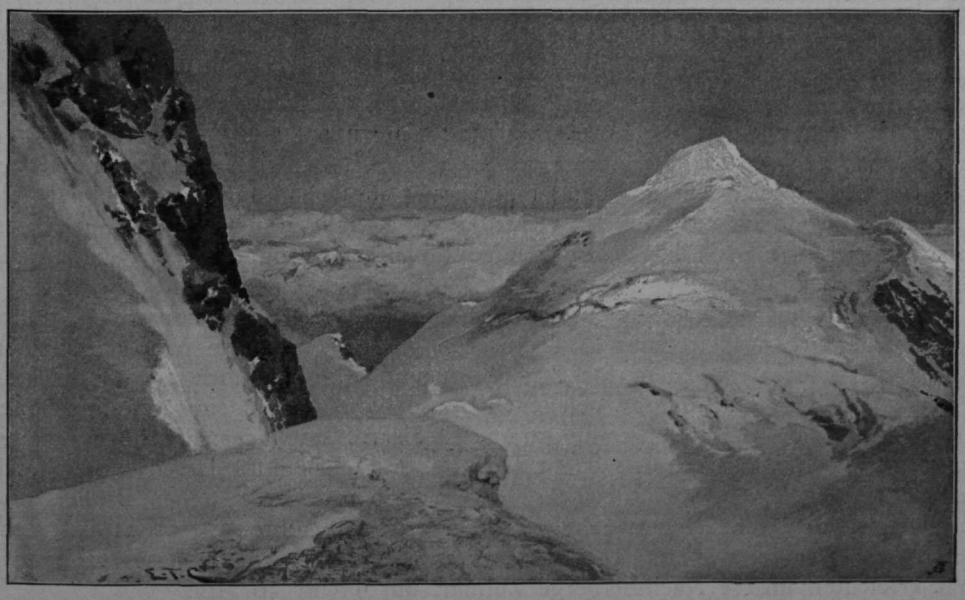
Um 11 Uhr 40 Min. waren wir wieder auf dem Wege; die ersten hundert Meter vom Rastplatze fuhren wir über den steilen Hang hinunter, dann ging es mühsam über den erweichten Firn talaus. Ich muß wohl unbewußt öfter meine begehrlichen Blicke nach dem Rimpfischhorne gerichtet haben, denn wenige Minuten vor 12 Uhr blieb Compton stehen und gleich einer Himmelsbotschaft kamen von seinen gesegneten Lippen die Worte: »Lieber Blodig, wenn Sie wollen, so begleite ich Sie nach dem Rimpfischhorn.« Schneller als ich es erzählen kann, hatte ich die Karte heraußen und instruierte meine Begleiter Dr. Goriupp und Mach über den weiteren Weg nach Findelen; dann überließen wir ihnen das Seil, weil wir vom Strahlhorn aus zwei Partien auf dem Rimpfischhorne gesehen hatten, also auf eine sichere Trace rechnen konnten; außerdem wäre es weit bedenklicher gewesen, ohne Seil über den stark erweichten Adler- und Findelengletscher zu gehen, als unsere Besteigung durchzuführen. Punkt 12 Uhr trennten wir uns bei Kote 3480 und stiegen schräg in nordwestlicher Richtung über den östlichen Teil der Rimpfischwänge hinan. Es wechselten leichte Felsen mit Schnee und Firncouloirs, weiter oben gab es einige amüsante Kamine; aber einzelne in kürzeren Zwischenräumen niedersausende Steine und Eisstücke hielten uns trotz der relativen Leichtigkeit des Terrains in fortwährender Spannung. Um 12 Uhr 35 Min. hatten wir die Rimpfischwänge erstiegen und befanden uns nur noch vor einem ungefähr 25 *m* hohen Firnhange, der von einer mächtigen Wächte bekrönt war. Der Hang liegt gerade nach Süden und der Schnee erwies sich so erweicht, daß ich ununterbrochen bis zu den Hüften einsank. Der Pickel verschwand gänzlich im Schnee und in schiefer Richtung, um keine Lawine abzulösen, erkämpfte ich mir den Zugang bis zur Wächte. Hier angekommen stampften wir gemeinsam den Schnee zu einer kleinen Plattform zusammen, dann stieg ich, von Compton unterstützt, auf seinen wagrecht in die Schneemauer eingetriebenen Pickel und schlug die Wächte durch. Das letzte Stück überwanden wir ohne besondere Mühe.

Dort wo die Kote 3660 am Firn des Langenfluhgletschers die Rimpfischwänge trifft, betraten wir das Plateau. Noch einige Minuten stiegen wir über die schwachgeneigte Halde hinan, und um 12 Uhr 55 Min. standen wir an der Trace, welche von Zenlauenen im Findelental heraufführt. Unsere Route vom Adlergletscher hierher dürfte mit der von F. T. Wethered mit Laurent Proment 1876 eröffneten ziemlich identisch sein. Nun sahen wir über den Langenfluhgletscher hinab nach dem Täschtale, dessen östliche vergletscherte Umrahmung schön ausgebreitet vor uns lag. Das Rimpfischhorn selber konnten wir aber noch nicht sehen, da ein westlich vorgeschobener Felsbuckel seinen Aufbau verdeckte. Wir gönnten uns nun eine Rast von zwanzig Minuten, erfrischten unsere ausgedörrten Kehlen mit Limonade und brachen um 1 Uhr 15 Min. wieder auf. Diesmal machten wir es uns recht bequem, indem Compton nur sein Skizzenbuch und ich gar nichts trug. In wesentlich rascherem Tempo gingen wir einige Zeit hinauf gegen den Vorbau unseres Berges, als wir einer soeben erst vom Rimpfischhorne zurückkehrenden Gesellschaft begegneten. Dieselbe war schon gegen 2 Uhr morgens von z' Fluh im Findelentale aufgebrochen, die Firnhalden unter dem Gipfelbaue hatten aber eine solche Menge Stufen erfordert, daß man erst gegen 10 Uhr die Spitze erreichte. Der stark ausgetretenen Spur folgend, stiegen wir gegen jene Felsbastion empor, welche sich in ihrem unteren Verlaufe tief gegen den Hubelgletscher hinabsenkt; die Felsen sind nur mäßig steil und wechseln mit Trümmerhängen. Wo jene eine größere

Gipfel des Rimpfischhorns.

Neigung haben, machen gute Griffe und Tritte die Ersteigung des etwa 100 *m* hohen Felswalls zu einer angenehmen. Etwas verblüffend wirkt, wenn man die Felsmauer erstiegen hat, der Anblick des Rimpfischhorns. Man betritt, nachdem die letzten Felsenzacken verlassen sind, ein großes Schneeplateau, an dessen östlichem Ende der Doppelgipfel des Berges aufragt. Nach Norden erstreckt sich der wildzersägte Grat, über welchen Passingham mit Franz Andermatten den Berg 1878 vom Allalinpasse aus erstieg. Erst nach fünfstündiger harter Arbeit hatten sie die nur 633 *m* absoluten Höhenunterschied aufweisende Strecke überwunden; fünf größere und mehrere kleine Grattürme mußten teils überklettert teils auf schmalen Gesimsen oder in Eisstufen umgangen werden. Vielleicht war in unserem Falle die dreizehnstündige Tour, die wir hinter uns hatten, Schuld daran, daß ich dem stolzen Berge nicht das richtige Verständnis entgegenbrachte, kurz, ich platzte mit den Worten heraus: »Und da sollen wir auch noch hinauf?« Ich schickte mich eben zum Weitermarsche an, da machte Compton zu meiner großen Freude Anstalten, das Strahlhorn, welches sich in äußerst günstiger Beleuchtung, wirklich strahlend über dem in geheimnisvoll duftiger Tiefe liegenden Adlerpasse erhob, aufzunehmen. Ein Viertelstündchen dauerte diese, mir hochwillkommene Beschäftigung, dann stiegen wir über den Firnhang zum Fuße des eigentlichen Gipfelbaues hinan, den wir aber, nach den Stufen zu urteilen, früher betraten, als unsere Schrittmacher. Hier war es eine wahre Lust zu klettern, da das zuverlässige rauhe Gestein die Steilheit der Felsen nirgends unangenehm fühlbar macht; doch heißt es immer gut Ausschau halten, da es durchaus nicht überall möglich ist, durchzukommen. Allerdings ent-

deckt ein geübtes Auge allenthalben abgetretene Stellen auf den Felsen, da ja das Rimpfischhorn eine sehr beliebte Partie ist. Um 3 Uhr 20 Min. endlich standen wir auf der südlichen Spitze, die zu meinem Verdrusse von der nördlichen noch um etwa 10 *m* überhöht wird. Doch bot uns der in seinem mittleren Teile fast wagrechte Grat, der zur höchsten Erhebung führt, keinerlei Schwierigkeiten mehr, so daß wir um 3 Uhr 25 Min. uns am Steinmanne niederlassen konnten, womit das Rimpfischhorn mit seinen 4203 *m* für mich nun auch eine überwundene Größe war. Und seltsamer Widerspruch: fast wie ein Gefühl der Wehmut beschleicht es mich, so oft ich einen der höchsten Berge unserer Alpen bestiegen habe. Wieder ist eine Sehnsucht zwar gestillt, dafür aber steht ein lockendes Ziel weniger vor Augen. Ein Blick allerdings auf die Kette der Alpen, wie sie damals in ungetrübter Klarheit vom Ortler bis zur Meije vor uns lag, ließ derart angekränkelte Stimmungen nicht überhand nehmen. Nicht ohne Berechtigung wurde mir von Freunden und bekannten Führern das Rimpfischhorn immer als eine der hübschesten und lohnendsten Touren um Zermatt gerühmt. Die Besteigung wirkt durch das mehrmalige Wechseln von Firn und Fels äußerst anregend und die Aussicht gilt besonders für die herrliche Gipfelrunde vom Monte Rosa bis zum Weißhorn als eine der schönsten; berühmt ist sie auch durch den trefflichen Einblick in die Gliederung der verschiedenen Berge und den Tiefblick auf Gletscher und Täler. Wahrhaft abschreckend wirkt der Absturz des Berges nach dem Allalingletscher. Nach brieflicher Mitteilung meines verewigten Freundes Flender war jener Absturz im Februar 1902 noch jungfräulich, er hat nach meiner Meinung alle Aussicht, es noch längere Zeit zu bleiben. Überaus wirkungsvoll kontrastiert damit die Nordwestseite des Berges, über deren Firnfelder man auf die Alpentriften des Täschtales hinabsieht. Nach Süden zu ist die Aussicht derjenigen vom Strahlhorn auf den ersten Anblick gleich. Doch genügt beim genaueren Zusehen die etwas nördlichere Lage unseres Berges, um das Matterhorn von ihm aus noch schmäler und spitziger erscheinen zu lassen. Man sieht vom Tyndallgrate nun gar nichts mehr, auch erscheint der zwischen Tiefenmattengletscher und Matterhorngletscher sich absenkende Felsgrat noch nicht; vom Allalinhorn aus



Strahlhorn vom Rimpfischplateau.

gesehen verleiht dieser dem Matterhorn schon wieder etwas mehr Breite. Ich stehe nicht an, die Matterhornansicht vom Rimpfischhorn aus als einzig dastehend zu bezeichnen. Nachdem wir auch die Fernsicht eingehend gewürdigt hatten, stieg ich einige Dutzend Meter gegen Norden ab, um die Aufstiegsroute vom Adlerpasse, die wir heute nicht wagen zu dürfen geglaubt hatten, auch von oben anzusehen. Die prächtige Felswand, über deren unteren Teil, trotzdem derselbe jetzt im Schatten lag, noch immer Steine hinabfielen, bietet unter guten Verhältnissen wohl den schönsten Zugang zum Gipfel. Da die ersten Ersteiger A. und A. C. Slee über ihre Ersteigung direkt vom Adlerpasse nie etwas in die Öffentlichkeit gelangen ließen, so muß dasselbe Unternehmen von G. F. Cobb im Jahre 1878 gleichfalls als eine Erstlingstour betrachtet werden. Da das Rimpfischhorn zu den wenigen jener Zermattergipfel gehört, bei denen man behufs des Abstieges auf dem gewöhnlichen Wege keinerlei Befürchtungen wegen Steinfalles, eingesunkener Schneebrücken und dergleichen zu hegen hat, blieben wir bis 4 Uhr oben sitzen.

Mit unwesentlichen Abweichungen von unserer Anstiegsroute kehrten wir nach dem oberen Firnplateau zurück. Um 5 Uhr 10 Min. trafen wir bei dem Gepäcke ein, vertilgten rasch alles Ess- und Trinkbare und brachen um 5 Uhr 30 Min. wieder auf. Leider erwies sich der ganz endlose Hang oberhalb der Rimpfischwänge als derart durchweicht, daß wir des öfteren vor Ermüdung stehen bleiben mußten und den Mangel eines Seiles trotz der vorhandenen Trace zu bedauern anfingen. Über die Erhebungen 3314 und 3258 blieben wir noch auf dem breiten Firnrücken, als wir aber um 6 Uhr 15 Min. auf dem südöstlich vom Fluhhorn, 3318 *m*, liegenden Sattel angelangt waren, bogen wir nach Südwest in das Gebiet von Findelen ab und stiegen über Trümmerhänge, kleine Schneefelder, zuletzt über Grashalden nach einem kleinen Moränensee am Rande des Findelengletschers hinunter, 6 Uhr 50 Min. Hier auf grüner, von der Abendsonne sanft beschienener Matte konnten wir die Schneebrillen und die andere Vermummung ablegen, welche uns den Aufenthalt in den Hochregionen ermöglicht hatte. Viel zu schnellen Schrittes durcheilten wir das reizende Findelental. Man hat zur Linken die Hänge des Riffelberges, zur Rechten den Abfall des Unterrothorns; weiter draußen verliert sich der Blick über dem schön in dämmerigem Dunste liegenden Tal von Zermatt; diesem entsteigen der Schafberg und die Höhe, auf welcher das Schwarzseehôtel liegt. Der Zmutt- und der Furggletscher werden sichtbar und zwischen diesen beiden Eisströmen schwingt sich das Matterhorn in ungeahnter Größe und Kühnheit in die Lüfte. So oft ich mich auf meinen Walliser Fahrten in unseres Compton Gesellschaft in des Matterhorns faszinierende Gestalt versenkte, stets verwies er mich mit unfehlbarer Sicherheit auf den Anblick vom Findelentale aus und heute endlich lernte ich ihn verstehen. Wie ich auch in meinen Erinnerungen forsche, ich kann mich keines zweiten Standpunktes entsinnen, von dem aus die kühnste Berggestalt unserer Alpen sich so unvergeßlich meiner Seele einprägte.

Längs eines durchsichtig klaren Baches, den wir öfter übersprangen, führte uns ein ziemlich ausgetretener Pfad zwischen großen Trümmern nach der kleinen Wirtschaft z' Fluh, wo man für Strahlhorn und Rimpfischhorn zu übernachten pflegt. Von dem sehr hübsch gelegenen Hause öffnet sich taleinwärts ein schöner Blick auf das Rimpfischhorn, Strahlhorn und die bizarre Gestalt des Adlerhorns; talauswärts thront das Matterhorn; Dent Blanche und Gabelhorn lassen dieses noch imposanter erscheinen. Stolz verschmäht es die Gesellschaft seiner Brüder, und für den, der mit den Bergen geheime Zwiesprach zu führen gewohnt ist, steht auf seinem Scheitel wie mit Riesenlettern zu lesen: »Ich bin mir selbst genug!« Wir erreichten unsere Nachtherberge Zermatt um 9 Uhr 30 Min.

(Schluß folgt im Jahrgange 1904.)

Die Miemingerkette.

Ein Beitrag zu ihrer eingehenderen Kenntnis.

Von

Dr. O. v. Unterrichter, Dr. O. Ampferer und Dr. Gustav Beyrer.

(Schluß.)[1])

Bergfahrten.

Die Griesspitzen.

U. Im waldesgrünen Obsteig hatte ich durch mehrere Sommer hindurch mein Standquartier aufgeschlagen; da war es ganz natürlich, daß ich im Laufe der Zeit einen genaueren Einblick in die das Mieminger Mittelgebirge begrenzende Mieminger Hochkette gewann und gar manchen ihrer schönen Gipfel erklommen habe.

Des öfteren saß ich auf weithinschauendem Lugaus, die nordwärts sich aufbauende Kette mit stetem Vergnügen betrachtend; immer aber war es der massige Felsstock der Griesspitzen, dem ich größte alpine Aufmerksamkeit schenkte, welche in der Folge auch durch gelungene Hochtouren zu ihrem schönsten Ziele führte.

Mächtig und doch formenschön steigt das Gipfelpaar aus der zentralen Miemingerkette empor, an Breitenausdehnung nur dem Kolosse der Hohen Munde nachstehend; dieselbe aber, sowie die anderen Gipfel unserer Kette, an Höhe überragend. Ihr Bau steigt im Westen in fast lotrechten, wahrscheinlich ungangbaren Wänden beiläufig 300 *m* aus der Grünsteinscharte (Törl 2270 *m*) auf, um ostwärts zuerst als breiter Schuttkamm, dann aber als zackenreicher, schwindliger Grat sich emporzuschwingen zur Westlichen Griesspitze (2744 *m*), die vom Tale aus gesehen als der Kulminationspunkt der ganzen Kette erscheint; von da zieht der ebenfalls noch stark zerklüftete Hauptkamm in schwachem Bogen nordostwärts zu der 15 *m* höheren Östlichen Griesspitze (2759 *m*), die den höchsten Punkt der Miemingerkette bildet. In gleicher Richtung zieht sich nun der Felskamm absinkend zu einer zwischen der Östlichen Griesspitze und der Westlichen Mitterspitze befindlichen Einsenkung, welche die Grenze zwischen den Griesspitzen und dem Mitterspitzenmassiv bildet.

Sowohl nordwärts gegen das Geistal, als auch südwärts, dem Inntale zu, steigt der Griesspitzwall ungehemmt durch Vorberge in gewaltigen Wandungen empor; nur zwei ausgeprägte Seitenkämme zweigen, durch tiefe Einschnitte getrennt, von ihm ab; nämlich der südliche Seitenkamm des Wank (Lehnbergkamm), dessen meist begrünter Zug bis zum Nißkogel oberhalb Obsteig sich heraberstreckt, während der zweite Seitenkamm der Thajaköpfe nordwärts bis zur Drachenalpe zieht und das Östliche Drachenkar vom Brandlkar scheidet. Das Griesspitzmassiv weist keine hervorragende Spitzenbildung auf, sondern erhebt sich als relativ ungemein hoher

---

[1]) Erster Teil siehe Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. XXXIII, S. 209 ff.

Felsbau, aus welchem namentlich die westliche Spitze in die Augen sticht, während die etwas höhere östliche gegen Norden zurückweicht und einen gewaltigen Felsrücken darstellt, dessen einzelne Erhebungen an Höhe miteinander wetteifern, gegen die im Vordergrunde aufragende Westliche Griesspitze aber scheinbar zurückstehen müssen. Noch ein dritter benannter Gipfel unseres Stockes wäre zu erwähnen, das Gamswannele (2445 *m*), womit man den höchsten Punkt der in der Südwestwandung der Westlichen Griesspitze eingebetteten Mulde bezeichnet, die wegen des darin kümmerlich gedeihenden Alpengrases den Tummelplatz flüchtiger Gemsen bildet. Schließlich sei noch bei dieser orographischen Skizzierung erwähnt, daß von der Südwandung und zwar im Gehängewinkel der Östlichen und Westlichen Griesspitze in einer ungefähren Höhe von 2400 *m* ein Firnfeld sich vorfindet, das teilweise in Eis übergegangen ist und dessen grünliche Spalten recht gut von der Östlichen Griesspitze beobachtet werden können. Dieses Firnfeld ist nicht nur als eine Seltenheit bei dieser geringen Höhe und starken Neigung der sonnenbestrahlten Felsen anzusehen, sondern es bietet auch im monotonen Grau der Gewände mit seiner meist frischen, weißen Farbe eine recht hübsche Abwechslung.

Die Ausgangspunkte für die Ersteigung der beiden Griesspitzen sind Obsteig, beziehungsweise Obermieming. Es wurden beide Gipfel bisher regelmäßig von der Südseite aus erklommen; die ganze Nordseite und auch der größte Teil des Hauptkammes mit Ausnahme eines Stückes von der östlichen zur westlichen Spitze, waren bisher unbegangen — Grund genug, um bei den jungen Hochtouristen Innsbrucks die Sehnsucht rege zu machen, diesen schönen Teil der Miemingerkette touristisch gründlich zu erforschen. Der luftige Grat zwischen den Griesspitzgipfeln war es besonders, der von verschiedenen Touristen zu überklettern versucht wurde, welche Erstlingstour sich daher, um mit den Sporttouristen zu sprechen, zu einem »Problem« herausgebildet hatte; dieses zu lösen, trachteten wir denn auch mehr als zwei Jahre. Doch immer traten uns mannigfache Hindernisse in den Weg, immer wieder wurde die Tour verschoben, bis es uns gelang, im Jahre 1897 sie auszuführen, und zwar mit überraschendem Erfolge, da es glückte, nicht nur die namentlich in Innsbruck vielbesprochene Gratwanderung von der Östlichen zur Westlichen Griesspitze durchzuführen, sondern auch einen ganz neuen Anstieg zur Östlichen Griesspitze von Norden, aus dem Drachenkare, zu finden.

Am 11. August 1897 war es, als die Götter sich mir hold zeigten, das heißt: mir einen kümmerlichen Urlaub verschafften, den ich sofort benützte, um den Staub der Stadt von heißer Sohle zu streifen und frohgemut auf der Berge kühle Höhen mich zu flüchten. Mein flinkes Stahlrad wurde bereitgestellt. Bald flog es dem Oberlande zu nach Telfs und durch die steile »Mördergrube« nach Obermieming; bei einbrechender Nacht begrüßte ich meine lieben Freunde auf den heimischen Fluren des Obsteiger Mittelgebirges. Zu viert waren wir beieinander, Wilhelm Hammer, Otto Ampferer, Gustav Beyrer und ich; auf der Bude des letzteren besprachen wir noch ein wenig die für morgen geplante Tour und verkrochen uns dann bis an die Nasenspitzen ins duftende Alpenheu, das unser sorgsamer Hausherr Gustav liebevoll hergerichtet hatte. Nicht lange, so schien es mir wenigstens, konnten wir ruhen, als der Eulenruf desselben ertönte und wir auf Gnade und Ungnade aus dem behaglichen Heulager herausschlüpfen mußten; zum Ersatze hierfür konnten wir aber, aus unserem Stadel tretend, ein wunderschön beleuchtetes Landschaftsbild betrachten: das in stiller Ruhe sich ausbreitende Obsteiger Mittelgebirge mit den einsamen, zerstreuten Weilern, überragt von der breiten Miemingerkette und überflutet von den klaren Lichtwellen des traulichen Vollmondes.

Hohe Munde von Finsterfiecht.

Nach kurzem Frühstück konnten wir uns in mondbeleuchtete Lärchenwaldungen schlagen, die sich nordwärts gegen die Miemingerkette hinziehen. Zuerst quer über das waldige Mittelgebirge, dann ins Lehnbergtal einbiegend, wanderten wir auf sanft ansteigenden Waldwegen an der linken Schluchtseite taleinwärts bis zur Lehnbergalpe, wo wir dann den Talboden selbst betraten und bald den Quellgrund des »Sturlbaches« erreicht hatten, der hier bereits als starkes, eiskaltes Gewässer dem Steingewirre entspringt. Wir befanden uns am untersten Rande jenes Kares, »Hölle« genannt, in welches vom Grünstein und Gamswannele südwärts mächtige Schuttströme zusammenfließen, die nur der spärlichsten Alpenvegetation Raum geben. Anfangs begleiteten uns noch Zwergkiefern und Alpenrosen; dann verließ uns der Pflanzenwuchs und nur der Duft der Steinröschen bezeugte noch die Anwesenheit zierlicher Alpenblumen.

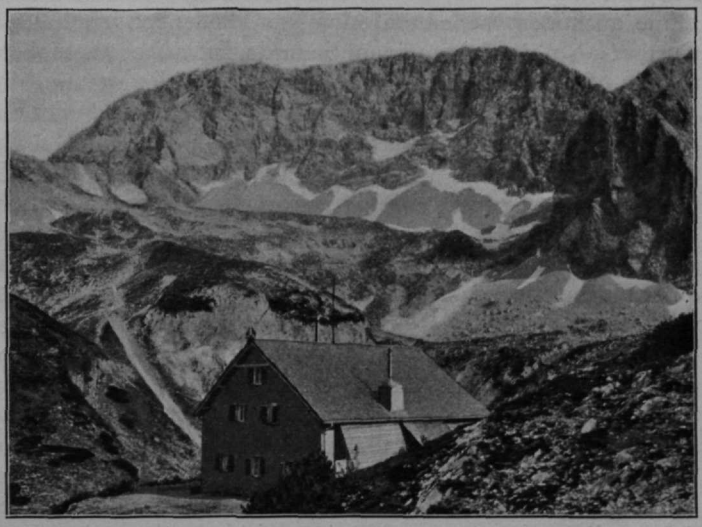
Immer mächtiger und gigantischer stiegen vor uns die Felsmassen des Grünsteins und des Gamswannele empor und zwischen denselben hob sich, wie von einem Riesenschwertschlage gehauen, die Scharte des »Törls« (Grünsteinscharte, 2270 *m*) gar deutlich vom dunklen, nördlichen Nachthimmel ab, zu welcher Scharte wir nun über endloses Steingerölle steil emporstiegen. Bald blies uns eine frostige Brise aus der schmalen Felseinsenkung entgegen, welche wir erreichten, als der Schimmer des kommenden Tages sein fahles Licht über den nördwärts sich aufbauenden Wettersteinstock warf, dessen Firn eine hübsche Verbrämung zum dunklen Felsen bildete. Nach Norden stiegen wir über wilde Trümmer ins Östliche Drachenkar ab, das zu unseren Füßen sich ausbreitete, und mit den darunterliegenden zwei reizenden Hochseen, dem Drachen- und Seebensee, der wilden Felsumgürtung, den hellgrünen Alpenmatten und dunklen Wäldern eine Reihe schöner Naturgegensätze in sich birgt. Ungefähr 50 *m* mußten wir absteigen, verließen dann den rotbezeichneten Steig und querten nach rechts (östlich) auf eine Schneehalde hinaus, um von hier aus gewichtigen Kriegsrat über den nun beginnenden Anstieg zu halten.

Wir befanden uns am Nordfuße der Griesspitzwände, welche breit und mächtig emporstiegen und infolge ihrer Steilheit, und da wir dicht unter denselben standen, eine Orientierung erschwerten. Für uns galt es, den kürzesten Anstieg zur Östlichen Griesspitze zu finden. Nach einer Beratung von langer Dauer gewann endlich folgende Erwägung die Oberhand: Der bekannte Erforscher der Mieminger Berge, Ferd. Kilger, spricht in seiner Beschreibung dieser Kette von einer Gratrippe, welche sich von der Östlichen Griesspitze — richtiger zwischen dieser und der westlichen Spitze — absenkt, um sich in ihrer Fortsetzung wieder emporzuschwingen bis zur Höhe der Thajaköpfe, welche die Umrahmung des östlichen Drachenkars bilden. Diese Gratrippe sahen wir nun deutlich vor uns; sie grenzte das breite Griesspitzmassiv von den Mitterspitzen scheinbar ab und verlor sich weiter oben in den Felshängen des Hauptkammes. Diesen schwach ausgeprägten Seitengrat gedachten wir zu betreten, da wir längs desselben die kürzeste Anstiegsrichtung zu finden hofften, welche Vermutung sich denn auch in der Folge auf das beste bestätigte.

Über breite Schuttströme, deren Vertiefungen noch mit Winterschnee ausgefüllt waren, querten wir weiter ostwärts und kletterten dann leicht auf den obenerwähnten Grat, der sich aber bald wild auftürmte, so daß wir uns seinem westlichen Gehänge zuwandten und nun wohl acht geben mußten, von der auf seine zackengeschmückte Höhe eingeschlagenen Richtung nicht abzuweichen. Der Felshang, den wir hinaufstiegen, war ziemlich steil; doch vermittelten zahlreich vorhandene Risse und Wasserrinnen recht günstig den Anstieg von Stufe zu Stufe; überall wo infolge glatter Wandungen die Richtung geändert werden mußte, wurden Steindauben gelegt oder farbige Papierstreifen befestigt, um auf diese Weise in diesem ganz unbekannten Geschröfe im Notfalle den Rückweg frei zu halten. Nach einer Stunde angenehmer Kletterei hatten wir die Höhe des Seitengrates neuerlich gewonnen und sahen nun die Abstürze der Östlichen Griesspitze und des Hauptkammes westlich davon vor uns. Über Geschröfe gerade aufwärts, hatten wir noch eine eiserfüllte, ungemein steile Rinne nach rechts (Westen) zu queren, worauf bald der wuchtige Aufbau des Hauptkammes ober uns in den Gesichtskreis trat, und wir hurtig über grobe, lockere Felstrümmer hinaufstiegen, höchst neugierig darauf, an welcher Stelle wir den Hauptkamm betreten sollten.

Bald standen wir auf der Höhe, auf luftiger freier Höhe. Ostwärts entstiegen dem Kamme einige gleichhohe Felsklötze, darüberhinaus Luft und Nebel; gegen Sonnenuntergang ein wilder Felsgrat, der sich zu einem turmartigen Felsgerüst emporschwingt, das wir mit hellem Jauchzen als die Westliche Griesspitze begrüßten. Damit war unsere Ungewißheit zu Ende; kräftiges Hochlandsheil donnerte in die Wände. Wir standen am Ziele, auf der Östlichen Griesspitze, deren kürzeste Anstiegsroute wir gefunden hatten. In zwei Stunden waren wir aus dem Östlichen Drachenkar auf die höchste Zinne der Miemingerkette gelangt und freuten uns herzlich, den Gebirgswanderern einen direkten, unschweren Aufstieg zu dieser schönen Hochwarte erschlossen zu haben. Freudige Stimmung hatte sich unser bemächtigt und fast sorglos schweifte unser Blick über den schroffen Grat, der in kühnen Absätzen und Zacken von unserem Standpunkte westwärts zog und uns mit der Westlichen Griesspitze verband, welche, scheinbar höher, recht deutlich ihren turmartigen Aufbau zeigte. Diesen Grat, den Übergang zur Westlichen Griesspitze — eben das Problem — hatten wir noch zu überwinden; doch da das eine so gut gelungen, hofften wir desto zuversichtlicher auf das Weitere und ließen uns daher einstweilen auf unserem Gipfel recht gemütlich nieder, die Alpenwelt, die in mächtigen Zügen um unsere Zinne sich ausbreitete, bewundernd und da und dort lieben bekannten Berggestalten zujauchzend. Das Geistal war es namentlich,

welches wie ein üppig grüner Alpengarten zwischen der langen Flucht der »Mieminger« und dem massig aufragenden Wettersteine sich durchwand und dessen schönstes Kar, das Drachenkar, mit den zwei blitzenden Hochseen und der wilden Felsumrahmung zu unseren Füßen sich ausbreitete; da wäre ein Platz, ihr touristischen Vereinigungen, ein alpines Heim zu schaffen! Hunderte deutscher Alpenwaller würden euch dankbar sein für die Erschließung dieser Stätte lieblicher Bergeswelt und wilder Hochlandsnatur, möchten auch die Schwierigkeiten welcher Art immer sein![1]) Doch nun wieder westwärts die Blicke gewendet, denn am Höhepunkt steht der Sonnenball und die Felszähne des zu überquerenden Kammes grüßen gar artig zu uns herüber und mahnen an ernste Arbeit. Die Pickel wurden also wiederum zur Hand genommen und ziemlich rasch und sicher kletterten wir über den anfangs lediglich aus losem Trümmerwerk bestehenden Grat, der aber in der Folge immer wilder sich gestaltete und schließlich aus einer Reihe von Felsriffen bestand, zwischen welchen sich allenthalben schmale, doch meist unangenehme Scharten einsenkten. Bald war es ein luftiger Reitgrat, der unsere Aufmerksamkeit fesselte, dann ging's wieder über kleine Wandabsätze und Kamine hinauf und hinab. Bei dieser nicht schweren Kletterei über den fast auf gleicher Höhe sich haltenden Felsgrat hatten wir das ziemlich seltene Glück, die höchst merkwürdige Naturerscheinung des »Brockengespenstes« bewundern zu können. Aus dem Geistale nämlich waren in dichten Schwaden feuchte Nebel emporgestiegen, hatten sich wie eine Mauer zwischen uns und dem Wettersteine eingeschoben und in dies grau wogende Nebelmeer zauberte nun die Sonne kreisförmig einen schimmernden Regenbogen, in dessen Mitte wir vier als überlebensgroße Schattenbilder umhergaukelten.



Coburgerhütte gegen die Griesspitzen.

Weiter ging's nun auf dem wilden Geschröfe; der Grat wurde immer schwieriger, scharfe Felszacken waren zu überklettern und es mußte dann wieder über oft exponierte Kanten und Risse der Abstieg in die nächste Scharte durchgeführt werden.

Wir kamen aber rüstig vorwärts und bald rückte das imposante Felsbauwerk des letzten Kammgipfels, die Westliche Griesspitze, ganz nahe heran; dieses letzte Kammstück brach gegen uns, ostwärts, mit einer lotrechten Wand ab, die es wohl gewesen sein mag, welche die früheren Versuche, die meist zur Zeit der Vereisung der Felsen unternommen wurden, erfolglos gemacht hatte. Diese Wand bildete die Ostflanke des letzten Gratturmes, der, wie wir in der Folge sehen konnten, schon ganz nahe an den Hauptgipfel der Westlichen Griesspitze herangerückt ist.

[1]) Heute steht dort die gastliche Coburgerhütte.

Gustav und ich kletterten höchst vorsichtig die etwa 10 *m* hohe Wand hinan und ich sah bald nur mehr die genagelten Sohlen meines Vormannes über mir in der Luft baumeln; doch da sich Griffe in genügender Anzahl vorfanden, konnten wir die Wand in kurzer Zeit, ohne technische Schwierigkeiten anzutreffen, überwinden und bald waren auch Ampferer und Hammer bei uns oben. Nun hatten wir freie Bahn vor uns, denn nur ein kurzes, unschweres Kammstück trennte uns, wie bereits vorhin erwähnt, von unserem stolzen Ziele.

Einige kleine Felseinsenkungen überquerend, standen wir nach wenigen Minuten auf dem Scheitel der Westlichen Griesspitze, glücklich und fröhlich auf den verrufenen Felsgrat schauend, den wir soeben fast ohne nennenswerte Schwierigkeiten überwunden hatten. Das Endziel des Tages war erreicht und freundlich grüßten die sonnenbeschienenen Fluren Obsteigs herauf, als wollten sie uns zur Erstlingswanderung beglückwünschen. Kaum hatten wir uns auf den umherliegenden Felsblöcken häuslich eingerichtet, als mein Blick westwärts an dem wilden Felsgrate haften blieb, der vom Gamswannele zu uns herüberzieht und dessen Felszähne auch dem beherzten Alpinisten Bedenken einflößen mußten. — »Siehst du, Gustav!«, so rief ich meinem Freunde zu, »über diese Felstürme sind wir im September 1895 vom Gamswannele herübergeklettert und haben auf die Weise den Westgrat der Westlichen Griesspitze überwunden! Ferdinand Kilger mit seinem getreuen Führer Probst war schon einmal vom Östlichen Drachenkar über die Nordwand auf das Gamswannele gestiegen und hatte diesen Grat, jedoch erfolglos, zu überklettern versucht; Klubbruder Ampferer und A. Hiebner waren mit mir auf dem gewöhnlichen Wege von Süden her über das Städteltörl und den Knappensteig aufs Gamswannele gekommen, hatten die ersten zwei Grattürme anstandslos überquert, beim dritten aber, der nach drei Seiten schroff abstürzte, da gab's kein Ausweichen. Wir mußten uns zweimal ziemlich schwierig in die nächstfolgende Scharte abseilen und über die gegenüberliegende Wandung brachte uns auch nur die Klettergewandtheit Ampferers hinauf. Ich muß überhaupt diese ganze Gratwanderung vom Gamswannele hierher als ziemlich schwierig bezeichnen; wir haben aber damit und in Verbindung mit unserer heutigen Tour den Hauptkamm des Griesspitzmassivs in seinen wesentlichen Teilen überquert!« — Diese meine Erzählung von unserer Tour im Jahre 1895 brachte das Gespräch allgemein auf die Anstiegslinien in unserem Massiv und hierbei bemerkte Ampferer, daß unser heutiger Nordaufstieg zur Östlichen Griesspitze deshalb von ziemlicher Bedeutung ist, weil sich derselbe viel kürzer und unschwerer gestaltete, als jener von Obermieming, wo man sehr mühselig zur Großen Schoß und von dort erst über den »Ferner« und die Südhänge zur Spitze steigen muß; außerdem sei mit unserem Nordanstieg auch die erste Überquerung der Griesspitzen von Nord nach Süd vollendet worden.

Wir hatten also mit unserer heutigen Wanderung die Reihe der touristisch wichtigen Aufstiege im Griesspitzmassiv geschlossen und es waren nur mehr die wahrscheinlich undurchführbare Gratwanderung von der Grünsteinscharte zum »Gamswannele« und der Anstieg zur Östlichen Griesspitze über den Ostgrat, beides praktisch nicht von Bedeutung, ausständig. Begeisterten Auges lugten wir während dieser alpinen Gespräche von unserer hohen Zinne über das weite Bergrund und bewunderten namentlich den gewaltigen Hauptkamm unserer Kette, welcher nach West und Ost gleich einer erstarrten Meeresbrandung mit seinen mannigfach geformten Riffen sich als typische Kette hinzieht, die in hohem Neigungswinkel auf das waldige Mittelgebirge von Mieming sich absenkt.

Als aus düster geballten Wolken brummig der Donner sich hören ließ, machten wir uns auf die Beine, grüßten noch einmal mit hellem »Hochheil« die steinernen Recken um uns und begannen hurtig den Abstieg. Hammer und Ampferer hatten

sich entschlossen, trotz des drohenden Hochwetters über den schwierigen Westgrat zum Gamswannele und von dort über den Kilgerweg nordwärts ins Östliche Drachenkar zu steigen; Gustav und ich hingegen strebten über die Südwand dem heimischen Herde Obsteigs zu.

Die Felsen, die wir nun zu durchklettern hatten, sind wohl die gewaltigste Wandung im Südabsturze der »Mieminger«. Sie erheben sich, vom Inntale aus gesehen, über die Schutthänge der Städtelreise gegen 1000 *m*, einem mächtigen Turm vergleichbar und die Umgebung überragend. Anfangs kletterten wir über eine steil abfallende Rippe direkt südwärts hinunter, um dann rechts in verschiedene Wasserrinnen, Felsrisse und Kamine hineinzuqueren, welche in fast ununterbrochener Folge mit ungemein steilem Fallwinkel sich durch die Wandung ziehen und den Kletternden direkt und verhältnismäßig schnell und nicht allzuschwer durch die hohe Flucht der Felsen in die Tiefe bringen. Bald im Grunde eines Kamins oder einer Ritze, bald wieder über glatte Platten oder an Schluchtwandungen hinausquerend, — so strebten wir abwärts. Der Fels stieg immer höher ob unseren Häuptern empor und nach 1½ Stunden standen wir am Gamsanger (2200 *m*), einem kleinen, grasbewachsenen Vorsprunge, der in den Aufsätzen Kilgers mit einer »Bastei« verglichen wird. Von da ab folgten wir vorhandenen Spuren scharf rechts (nach Osten) und nach einer Weile standen wir mitten in der wilden Felswelt vor den Trümmern eines alten Knappenhauses, neben welchem ein Stollen sichtbar war. Hier hatten noch vor wenigen Jahren emsige Menschenkinder das gleißende Erz dem tauben Gesteine entrissen und es auf den schwindlichten Pfaden des »Knappensteiges« in die Tiefe gefördert. Über Abgründe und wilde Felsschründe geleitete uns dieser Steig, den Zeit und »Lahnen« bereits hart mitgenommen hatten, aus dem Gebiete der Felsen zum Städteltörl, von wo wir rüstig, da das Gewitter hinter uns herzog, nach Obsteig eilten, dessen schützende Dächer wir zu rechter Zeit erreichten, als bereits schwere Regentropfen die schwüle Luft durchfurchten und funkelnde Blitze um das verdunkelte Haupt der Griesspitzen lohten. Unsere Freunde Ampferer und Hammer hatte, wie wir später erfuhren, der dichte Nebel nach glücklicher Überquerung des Westgrates auf dem Gamswannele erreicht, weshalb sie den steingefährlichen Nordabstieg aufgaben und über das Bergwerk und Städteltörl zur Grünsteinscharte gelangten, wo sie das Unwetter mit voller Wucht überraschte. Sie stiegen sodann zum Drachensee und nach der Seebenalpe ab.

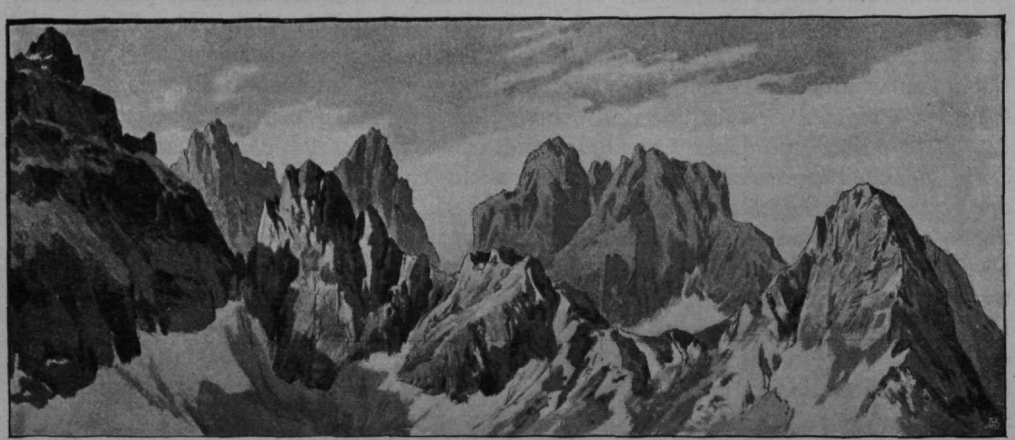
Östliche Marienbergspitze.

Erste Ersteigung von Südosten (14. Oktober 1897).

O. A. Es war im letzten Dunkel gerade vor Morgen, als wir Oberstraß verließen und den Weg zum Marienbergjoch einschlugen. Noch lagen Berge und Täler als schwarze Säcke und Ballen verpackt in den Gewölben der Nacht, ein feiner Nebel ging feuchtatmend über die Fluren und mit ihm der Duft des Herbstes. Leise rauschten in den Schluchten die Wasser, als brächten sie von fernher Grüße der Gebirge. Die kühle Luft, von Winden durchschauert, wirkte wie eine Kältemischung; wir schritten schneller, um uns zu erwärmen. Nach zwei Stunden, längst war's schon froher Tag, erreichten wir die verlassenen Hütten der Marienbergalpe, wo wir vorerst rasteten und aus Stücken zurückgebliebenen Holzes ein behagliches Feuer entzündeten. Als aber die Sonne immer tiefer in den Jochgrund drang und schon bald selbst dessen Schwelle betreten wollte, löschten wir das Feuer aus, füllten am Brunnen unsere Flaschen und suchten durch die Latschen die nächsten freien Gassen, um zu den Schutthalden am Fuße des Grünsteins hinaufzusteigen. Endlich kamen wir in den Bereich der Sonne. Ein Knäuel funkelnder Regenbögen tauchte

sie hinter dem Höllkopf herauf; dann mußten wir die Augen schließen, zu grell, zu gewaltsam brach ihr ungeheures Leuchten herfür. Die Schneeplätze zwischen den dunkelgrünen Latschen hatten kristallene Krusten und darauf lag Grübchen an Grübchen, in denen das Morgenlicht ganz närrisch auf- und abhüpfte, sich von einem zum andern schwang, funkelte, schimmerte, in alle Farben zersprang und kein Ende fand des tollen Spiels. Die Latschen spreizten ihre dunklen, glänzendgrünen Nadelfinger vergnüglich in die Wärme, da und dort schüttete ein Ast seinen Schnee vom Nacken. Und das tiefe, innige Himmelblau! Mit jedem Hauche meinte ich, es schlüge mit wehenden Fahnen noch tiefer, noch dunkler in die hohen Scharten. Der Wind zog jauchzend über die sonnigen Felsen, mir war's, als spürt' ich all die namenlosen Quellen der Freude froh und schaurig durch die Seele rieseln, als hört' ich die Feen rufen: »Kommt herauf, ihr jungen Gesellen, heut sind wir euch hold!«

Wir standen also am Fuße der Schutthalden, welche von den Marienbergspitzen und dem Grünstein gegen die Hänge der Marienbergalpe hinunterströmen. Über



Drachenköpfe gegen die Marienbergspitzen.

diese, längs aperer Streifen und festgefrorener Stellen, suchten wir uns einen Weg zu den Felsen selbst. Wir waren von der Alpe an ziemlich gerade gegen den Ausgang jener Rinne angestiegen, die von dem breiten Grateinbruche zwischen Grünstein und Östlicher Marienbergspitze, von der Östlichen Marienbergscharte, mehrmals zum Kamin verengt, herunterzieht. Die ganze Westflanke dieser Rinne, die Felsabstürze der Marienbergspitzen, war größtenteils schneefrei, die Grünsteinflanke lag in Schatten und Schnee. Wir hatten nun über den einzuschlagenden Weg zweierlei Ansichten. Wilhelm wollte rechts von der Rinne auf der schattigen Seite empordringen, nicht aus Vorliebe für Kälte und pulverigen Schnee, sondern weil schon während des bisherigen Aufstieges öfter Steine durch die Rinne heruntergepoltert waren, die höchst wahrscheinlich der auftauende Schnee losgelöst hatte. Gustav maß dem keine Bedeutung zu und sprach für die Begehung der allerdings verlockend sonnigen Rinne. Mit dem Hinweis, daß ja auch unser Weg ganz günstig sei, bewogen wir ihn, anfangs mit uns zu gehen. Als wir aber vor den weiterleitenden Schneestreifen ein paar Felsabsätze aufsteigen sahen und auch bald in ernstlichem Kampfe mit ihnen lagen, da wandte er sich von uns ab seinem

Wege zu, auf dem er auch ganz erstaunliche Fortschritte machte, während wir zähneklappernd an einer vollkommen verschneiten, eisigen, etwa 3 *m* hohen Wand herumkletterten. Ich war schon halb oben, aber es schien nicht möglich, weiterzukommen. Ich hatte mit der linken Hand aus dem Schnee einen kleinen Griff herausgewühlt, vergebens aber suchte ich mit dem Pickel höher oben nach weiteren Halten und hatte nur den Erfolg, mir ganze Garben von Schnee auf Kopf und Hals zu laden. Zudem wurde vom langen Herumtasten mein einziger Griff unter der Handwärme mehr und mehr eisig; ich mußte mich zurücksinken lassen, um die Finger im Munde wieder biegsam zu machen. Hierauf unternahm ich noch einen Versuch, einen sehr heftigen, und griff dabei mit dem rechten Arm der Länge nach in den Schnee. Dies gab Halt und ich zog mich vollends hinauf. Wilhelm folgte rascher mit Hilfe des von mir entgegen gereichten Pickels.

Hastig stiegen wir nun über Schneestreifen der Scharte zu, die eiskalten, schmerzenden Hände in den warmen Hosentaschen. Die Zuversichtlichkeit auf das Gelingen der Grünsteinersteigung über die Westwand, welche wir eigentlich für heute geplant hatten, war jetzt sehr gesunken und jeder der eisig herabstoßenden Winde, jeder Blick auf die glatten, mit Schnee und Eis behafteten Platten machte den Plan sichtbarlich zusammenknicken. Gerade unter der Scharte trafen wir wieder mit Gustav zusammen.

Die tiefste Einschartung liegt ganz am Pfeiler der Östlichen Marienbergspitze und ist so schmal, daß gerade ein Mensch darin stehen kann. Kopfüber stürzen davon die Felsen nach Norden hinunter. Dann folgt ein kleiner Grathöcker und darauf die breite, sanft gegen die Grünsteinwand angelehnte Einsenkung, von der wie Riesendachziegel Knollenplatten des Muschelkalkes nach Südwesten abfallen.

Herrliche Nordschau bietet der Grat, von dem wir entzückt über die Tiefen hinausstarrten. Aber der Wind fraß uns beinahe weg, so daß wir bald wenige Meter tiefer in eine niedrige, längliche Felshöhlung hineinkrochen und noch zu weiterem Schutz aus Steinen eine Windmauer errichteten. Hier wurde es allgemach unter dem Zuspruche der Sonnenstrahlen ganz behaglich, wir genossen gemeinsam die eßbaren Schätze unserer Rucksäcke und freuten uns der schönen, eigenartigen Aussicht und der erhabenen Einsamkeit des Hochgebirges.

Die Ausführung unserer Pläne konnte leider in dem warmen Winkel nicht besorgt werden, darum erhoben wir uns nach langer Rast. Gustav stieg zur Grünsteinwand hinauf, Wilhelm faßte den heroischen Entschluß, auf dem Grate zu zeichnen, ich wollte den Absturz der Östlichen Marienbergspitze auf die Möglichkeit einer Erkletterung hin untersuchen. Zu dem Ende stieg ich unter die tiefste Scharte hinein, fand dort völlige Windstille und sah, daß ein Aufklettern gerade von der tiefsten Scharte weg Erfolg haben konnte und sich auch derzeit auf diesen zwar nassen, aber sonnigen Felsen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten finden dürften. Darum rief ich die Freunde herbei. Wilhelm war, nachdem er gezeichnet hatte, bis ihm die kalten Finger den Dienst versagten, ebenfalls zur Grünsteinwand hinaufgestiegen, hielt aber gleich Gustav die von mir vorgeschlagene Ersteigung wegen des Schnees jetzt für sehr ungünstig. Als wir alle unter der Scharte vereinigt waren, zog ich unverweilt die Kletterschuhe an und sprach in beredtester Weise für meinen Plan, von hier aus die Östliche Marienbergspitze zu erklimmen. Die Felsen sahen aber auch wirklich zu verlockend aus. Hie und da erschaute man einen winzigen Vorsprung an dem glatten Wandsockel, dann zog ein Kamin in die Höhe, weiter oben liefen ab und zu kleine Bänder am Gemäuer hin und her. Von den Schneerestchen sickerten traulich Schmelzwasser herunter, die Sonne legte freundliche Helle auf die Zinnen, von deren Schultern das Himmelsblau so aufmunternd herabgrüßte. Im Nu war über alle diese Anhalte in Gedanken ein kecker Pfad geschlungen; es war zu reizvoll, ihn in Wirklichkeit zu versuchen.

Marienbergspitzen.

Zunächst band ich mir das Seil um und klomm in die schneeige, schmale Scharte empor. Kaum tauchte ich darin auf, so traf mich ein Windstoß, daß der Rock sperrangelweit aufflog und ich mich halten mußte, um nicht wieder hinuntergeworfen zu werden. Ungehalten über den schnöden Empfang, kehrte ich dem Winde einfach den Rücken und begann mich an zierlichen, fast zu winzigen Rauhigkeiten an der Felswand gegen Süden auf eine Nische hinauszuranken. Der Wind zerrte unverschämt an mir, zugleich wußte ich der Glätte der Felsen wegen nicht, wo hintreten, wo mich halten. Es ging aber doch dank dem festen Gestein und ich stand bald am Fuße des weiterleitenden Kamins. Hier war der Wind wie weggewunschen, deutlich aber hörte ich sein Toben in der Scharte. Voll Freude kletterte ich an dem warmen Fels in die Höhe, bis das Seil ausgelaufen war. Wilhelm folgte nach, während Gustav, dem an der Scharte die Lust zum Mittun vergangen war, sich ein warmes Eckchen suchte, von wo er uns zuschaute. Durch den Kamin ging's rasch und sicher hinauf; ein unheimlich Stück Arbeit war das Begehen der nächsten Gratschulter, deren steile Abstürze mit halbgeschmolzenem Schnee überzogen waren, den jeder Tritt zu einer kleinen, tückischen Rutschbahn zerquetschte, wobei natürlich die Kletterschuhe auch nicht trocken blieben. An der Südseite erstiegen wir den höchsten Gipfel. Eine scharfe Schneekante saß auf der ohnehin brettschmalen Schneide und der Steinmann hatte auch schon für den Winter eine glänzende Schneehaube aufgesetzt. Der Wind zog hier zu unserer Verwunderung und Freude gar nicht übermäßig; oder hatten wir uns am Ende schon an ihn gewöhnt? Platz zum Sitzen war kein rechter zu finden, deshalb lehnten wir uns an die oberste Schneemauer wie an eine schimmernde Brüstung des Winters und sahen hinaus auf das herrliche Gewoge von Bergen und Tälern. Für die Wucht, die Großartigkeit des Eindruckes sorgen hier die Berge und Tiefen der nächsten Umgebung, für die Schönheit der wunderbare Verband von Tal und Bergland in der Ferne.

Der Grünstein ist von hier aus ein ganz gewaltiger Berg, wie er sich im Süden mächtig erhebt, um nach Norden tiefer hinabstürzen zu können in lotrechten, dunklen Mauern, oben in den Gipfelscharten leuchtenden Schnee. Er ist gleichsam das Sinnbild der späten Jahreszeit: im Süden freudige Herbstespracht, früher, harter Winter im Norden. Wie eine frisch geschürfte Silberader erglänzt der Inn in den tiefen Tälern, die sich Ordnern gleich in das Gedränge der Berge schieben, da eine Gruppe hervorheben, dort eine Kette zurückweisen. Matt blaugrau sinken die Talhänge zusammen, hinter jeder Biegung aber liegt der Duft feiner und zarter, wie vielmals durchs Sieb geworfen. Im Westen gegen die Schweizer Berge wird er so dünn und licht, daß er vermag, mit den Firnen zu verschwimmen.

Aller Augen aber hängen an der Eiswelt, denn sie ist die funkelnde Krönung der Alpenschöpfung, ein leicht gebogener, diamantner Streifen. Der Glanz und Reich-

tum des weiten Himmels ist dorthin zusammengerafft zu märchenhafter Pracht, zu entzücktem Leuchten; aus Schimmer geformte Gipfel thronen darüber. Das findet keine Steigerung mehr, schier erbleicht der Himmel über dem Werk.

Aber hinter uns, gerade nordwärts von dir, blick' hinab in die lechzende Tiefe! Da liegen die Schatten zuhauf von düsteren Felsen im Grabe gehalten. Zu einer ungeheuren Mauer erheben sich die breiten Berge der Miemingerkette, die dunklen Wände mit dem Schnee darin wie die Reste einer gesprengten Festung. Da unten liegt der Norden verschanzt. In den Karen hat der Winter seine Zelte aufgeschlagen, an den Wänden sitzt er, von allen Scharten späht er lauernd nach Süden, ob's bald Zeit werde, hinunterzusteigen ins breite, sonnendurchflutete Inntal mit Schneewirbeln, wallenden Nebeln und ganzen Meuten wilder Winde. Die Querkämme scheinen sich förmlich nach der Sonne hinauszustrecken, welche im Geistal herrscht und die Sonnenspitze als lichten Wehrstein vor die Schatten stellt.

Fahlhell ist's im Wettersteingebirge, auf der Zugspitze erblitzen die Fenster des Gipfelhauses, um das gar emsig winzige schwarze Punkte krabbeln. Jöcher und Lichtströme zerteilen die Lechtaler Alpen, blauer Schein verklärt die Berge und Zacken des Allgäus, die letzten Zinnen liegen, ich möchte sagen wie Alpenstrandgut, im Blau.

An einzelnen Stellen sieht man Ebene und Himmel zusammentrüben. Über dem rauchgrauen Land liegt dann der Absatz des geklärten Alpenhimmels zu dichten, matten Farbbändern verwoben, die den ganzen Tag sich nicht verziehen.

Ungeduldige Rufe Gustavs mahnten zum Aufbruch.

Der Abstieg war des Schnees wegen in den nassen Kletterschuhen nicht ungefährlich. Ich ging als letzter und hatte genug zu tun, um für Versicherung gegen das leichte Ausgleiten zu sorgen. Sehr heikel gestaltete sich die Überkletterung der letzten Querstelle an der Wand gegen die Scharte; ich hatte aufwärts diese Stelle viel leichter gefunden. In der Scharte empfing uns wieder der heftige Wind, dem wir aber rasch auf die Südseite entrannen. Wir hielten noch eine kleine Rast, fingen mit dem Becher Schmelzwasser auf, um unseren Durst zu löschen, dann rüsteten wir uns zum Abstiege. Diesmal stiegen wir alle einträchtig in der von der Scharte hinabziehenden Rinne abwärts, die größtenteils in die Zertrümmerungszone einer mächtigen Verwerfungskluft eingegraben ist. Steinfall war jetzt keiner mehr zu befürchten. Unangenehm gestaltete sich der Abstieg über die Trümmerhalden zum Marienbergjoch. Diese waren nämlich mit weichem Schnee bedeckt, den man fast bei jedem Schritt ganz durchbrach, so daß man darunter oft mit den Füßen in Steinlöchern hängen blieb oder unvermutet an harte Blöcke stieß. Wir waren froh, als wir endlich die bewachsenen Hänge betreten konnten, von denen wir nicht gerade dankbar die eben geschaffene Linie von Stapfen und Fehltritten noch einmal musterten. Wilhelm wollte noch am Joche zeichnen, weil sich schöne Beleuchtungen über die Berge neigten, er muß aber schwer den rechten Platz gefunden haben, da wir mit großem Gelächter bemerkten, wie er lange Zeit in einem dichten Latschenhange schwimmartige Bewegungen ausführte, bevor er durchdrang.

Die Winde halfen der sinkenden Sonne zum Abend rüsten, indem sie unbarmherzig die schmeichelnde Wärme von den Hängen und aus den Latschen trieben. Vögel flatterten, Nester suchend, um uns herum. Langsam, einer ungeheuren Flut vergleichbar, stiegen die Schatten, violette, blaue, schwarze und in allen Farben dazwischen. Die Lichter aber retteten sich wie die Menschen bei der Sündflut auf die hohen Felsburgen. Da drängten sie sich zusammen, ihr Glanz ward heller, strahlender. Unaufhaltsam wächst die Flut, da wird der Schein ganz rötlich, wie flehend, verzweifelnd wirft er sich endlich an den Himmel. Wir hatten dem Gange des Abends gelauscht, jetzt schwangen wir noch zum Abschied die

Hüte übers Joch und steckten grüne Zweige auf. Dann ging's abwärts, langsam, mit geschulterten Pickeln, vorerst nur bis zur Quelle, wo wir mit Freund Wilhelm zusammentrafen. Eine kleine Rast mußten wir schon dem Zeichner zu Ehren halten, außerdem benützten wir die Gelegenheit, den von Penck gefundenen Gletscherschliff aufzusuchen. Und nun zogen wir talwärts, nicht eilig, wie solche, die ihre Bergtat im Notizbuche tragen mit allem, was darum und daran ist, für die Auf- und Abstieg nur ein leidiger Zeitverlust ist; nein, wir stiegen hinunter, zögernd, Stück um Stück, an jeder Ecke wurde Halt gemacht und zurückgeschaut. Ungern wie ein teures Gut, so langsam als möglich gaben wir die kostbare Höhe heraus. Leider wurde es bald Nacht. Wir mußten anfangen, auf den Weg achtzugeben, da wir im dunklen Walde seiner nicht entbehren mochten. Aus den Wipfeln, aus den Gründen kam das friedliche Dunkel, stumm schritten wir hin, der weiche Boden verschlang die Tritte, selten stand ein Sternlein über dem Walde. Spät erreichten wir Oberstraß.

Sonnenspitze.

Erste Überschreitung (14. August 1897).

O. A. Durch eine steile, tief in die Wand geschnittene Rinne rutschten und kletterten wir zu den Schutthalden hinunter, die in großem, immer breiter werdendem Strome zum Städtelbachquellgrund hinabfließen. Wir waren froh, einerseits der wild zerklüfteten Sturzrinne entflohen zu sein, in die gerade wieder mit schwirrendem, pfeifendem Geräusch einzelne Steine in bangen Pausen niederknatterten, anderseits aber nach kurzem Aufstiege über den nachgiebigen, losen Schutt zur Scharte zu kommen, von der wir jenseits auf den Spuren eines halb ausgelöschten Steiges bequem in den Grund der Hölle hinabsteigen wollten.

Ein wildes, rauschendes Wogen der Luft, das über die Scharte flog und unsere Hüte zu rauben versuchte, hob unsere Blicke zum Himmel, den wir während der Kletterei in den großen, verwirrenden Schluchten völlig vergessen hatten, und der in dieser Zeit mit den schwersten Wolken sich bedeckt hatte, die wie Kindsmörderinnen hastig und grausam die bleichen, schmalen Körperchen zwischen sich zu erwürgen und zu verbergen strebten. In großen schwarzblauen Klumpen hingen ihre Gliedmaßen über die westlichen Gebirge, deren Spitzen sie in wilder, rasender Flucht mit fortgerissen zu haben schienen. Nichts vermochte dieser entsetzlichen Gewalt zu gebieten, die hinbrauste, daß die Felsen erklangen und die niedrigen Waldhöhen unter den Strichen des Sturmes wie Sammet in den Farben wechselten. Die Größe, die Einsamkeit des Bildes machte uns still stehen, obwohl wir doch heute noch über die Grünsteinscharte auf die Nordseite der Griesspitzen mußten, um unser Gepäck zu holen und zur Alpe Seeben zu gelangen.

In düsterer Tiefe lag die Hölle, ein Kreuzpunkt von drei großen, hohen und breiten Schuttgängen, auf denen in diesem Lichte die zackigen Bergföhrenbestände wie alte grünspanene Schilde und Schwerter, wie Keulen und Spieße ausgebreitet lagen, nach welchen die Arme des Wetters zuckend verlangten, die sie zu umkrallen und aufzunehmen versuchten. Die breiten Felsmassen des Grünsteins lagen dazwischen und zeigten ihre schrecklichen, unheilbaren Wunden, die von solchen Waffen geschlagen schienen. Von Westen und vom Inntale her aber kamen die Scharen des Regens dicht wie ein anstürmendes Heer, in dessen unaufhaltsamen, tapferen Drang die entgegensprühenden Blitze keine Umkehr zu bringen vermögen.

Die Nähe des Regens zwingt uns zum Abstieg. Zwei Möglichkeiten bieten sich für denselben, entweder, dem Steig folgend, ganz hinunter in die Hölle zu laufen und von dort dann zur Grünsteinscharte aufzusteigen, oder unter den Wänden der Griesspitze gegen den Grünsteinweg hinzuqueren. Bei letzterem braucht man

natürlich nicht so viel an Höhe zu verlieren, nicht so viel Umweg zu machen und es führt auch jetzt ein gerichteter Steig hier durch, der damals noch nicht bestand.

Wir waren geteilter Ansicht. Wilhelm zog den besseren, längeren Weg, ich den Versuch eines Querganges vor. Kurz unter der Scharte trennten wir uns, er, die Steigspuren hinabrennend, ich, in das rauschende Gewoge der Latschen tauchend, um mich zur nächsten freien Gratrippe durchzuringen. Von dort ab, so hoffte ich, würden freiere Stellen sich leicht zu einem Zusammenhange aneinander fügen lassen. Eine scharffurchige Runse öffnete sich hinter der Felsschneide, auf die ich mich geschwungen hatte, und gestattete, wenn auch keinen besseren Querweg so doch einen freien Abstieg, und mich hatte schon der erste Latschenkampf in meinem Vertrauen erschüttert. Also rasselte ich durch die rauhe, vielmals abgebrochene Steingasse hinunter, lange vergeblich nach einer Öffnung im Latschenpelz spähend, durch die ich mich gegen die Grünsteinscharte hinüberstehlen könnte. Ganz hinunter wollte ich nicht, um nicht vor Wilhelm, der mir gleich abgeraten hatte, ganz besiegt zu erscheinen. Es half nichts, ich mußte hinein in das dichte, krampfhaft verschlungene Gezweig, das nur von etlichen schroffen Felsnasen gelüftet wurde. Aufatmend und keuchend hielt ich immer wieder auf diesen kleinen Freiungen und maß den Fortschritt Wilhelms, den ich schon unten auf den Blockhalden krabbeln sah. Endlich hatte ich die Latschen hinter mir, jetzt kam ein breites Rinnsal von grobem Blockwerk, das hinterlistig seine tiefen Löcher wie gestellte Fallen rechts und links, vorn und hinten für den Springenden auftat. Zugleich mit dem ersten Einschlagen des Regens gelangte ich endlich auf den Grünsteinweg, wo ich bald mit Wilhelm vereinigt war. Große, grobe Tropfen in wilder, ungleicher Saat bildeten die Einleitung zur nassen Abteilung des Gewitters, die das große, durch Farben und Töne wunderbare Vorspiel mit feuchten, trüben Nebelfetzen klatschend erschlug.

So schnell wir konnten, rannten wir dicht hintereinander die ausgetretenen und verwitterten Wegschlingen empor, bald die linke, bald die rechte Seite seinem rauhen, scharfen Ansturm bietend. Nachdem wir uns einige Zeit vergeblich unter einem vorspringenden Fels zu schützen gesucht hatten, stiegen wir zur Grünsteinscharte empor, die wir durchaus naß bei starkem, wehendem Regen betraten. Gleich eilten wir nordwärts hinunter und querten dann seitlich gegen die Nordwände der Griesspitze hinüber, an deren Fuße wir unser Gepäck unter dem vielfach zusammengelegten Wettermantel ziemlich trocken vorfanden. Leider waren so die Wettermäntel, auf deren Schutz wir uns schon lange gefreut hatten, ganz schwer von Nässe und von sehr zweifelhaftem Vorteil. Dennoch hüllten wir uns darein und sprangen dem schlechten Steig nach (jetzt ist er gut) gegen den Drachensee hinunter, den wir in der Dunkelheit, welcher das Wetter vorzeitig zur Herrschaft verholfen hatte, nur undeutlich gewahrten. Die Stufe zum Seebensee hinunter bewältigten wir damals auf den glatten Platten und in der Steinrinne eigentlich durch ein fortwährendes, vielfältiges Stolpern, von dem wir uns unten auf dem sumpfigen Seeboden in nassen, weichen Tümpeln wieder erholten. Der Regen fuchtelte noch immer mit seinen nassen Händen und Peitschen im Dunkel herum, uns war er indessen gleichgültig geworden. Jetzt kümmerte uns nur noch die Seebenalpe, von deren Lage wir keine genaue Vorstellung hatten, sowie der nächste Weg zu ihr.

Wir standen vor dem Seebensee, von dem wir nicht sagen konnten, ob er groß oder klein, tief oder flach sei, dessen Brausen und Wogen ihm aber in dieser Nacht die Stimme und den Odem eines großen Wassers verlieh. Ob der Weg am linken oder rechten Ufer hinführe, wußten wir nicht, wir entschlossen uns für das rechte, und siehe, einige Stellen schienen hier für einen Weg zu sprechen, der allmählich etwas deutlicher wurde. Mehrmals aber mußten wir uns ernstlich

hüten, nicht in das Wasser zu tappen, welches die beste Fortsetzung des Weges zu bilden schien. Der See lag hinter uns und wir eilten wieder durch die Krummholzgassen. Nach unserer Ansicht mußte die Alpe ganz nahe sein, wenn wir nicht gar schon daran vorbeigerannt waren. Die Unannehmlichkeit dieses Gedankens machte unsere Schritte fast gleichzeitig stocken. Wir waren unterdessen aus dem Seetal herausgekommen. Das Rauschen klang viel tiefer und voller, wie aus großer Breite und Tiefe zur Höhe schwellend. Ich wußte, daß gegen das Becken von Ehrwald zu große Wände die Alpe abgründen, denen wir, nach diesen Tönen zu schließen, wohl schon nahe sein mochten. Da bog der Weg endlich kräftig gegen Osten und führte in freie Gefilde, und plötzlich schoß ein rötlicher Strahl von Feuer zwischen die schwarzen Klumpen der Legföhren.

Jubelnd eilten wir auf den Schein zu, der richtig von einer länglichen, niedrigen Alphütte herausgeschlüpft war. Mutig wateten wir durch den empfangenden Kot auf die Türe zu, aus der lautes Stimmengewirr und Gelächter herausdrang und in der wir etwa zehn bis zwölf Bauern und Hirten höchst malerisch um ein großes Feuer mächtiger Holzklötze lagern sahen, das mit seinem freundlichen, wogenden Schein alles belebte. Einen Augenblick waren wir ganz geblendet von dieser Helle, während uns die anderen neugierig betrachteten. Auf unsere Frage, ob wir hier die Nacht durch bleiben könnten, antwortete ein älterer Hirte, daß man bei solchem Wetter wohl nicht einmal einen Hund mit gutem Gewissen hinausjagen könnte.

Längere Zeit noch redeten die Bauern, welche hier waren, um ihr Almvieh heimzuholen oder nach seinem Befinden zu schauen, mit den Hirten in streng sachlicher Weise, von der allgemach die jüngeren von ihnen abließen und sich zur Sennerin schlugen, die in der angemauerten Stube dann mit ihnen und mit Kartenspielen die Zeit vertrieb. Sie war groß, stark und von nicht unschönem Ausdruck. Ihre Anwesenheit war uns jetzt sehr erfreulich, denn sie zog wie ein Magnet die Bauern vom Feuer weg in die Stube, wo sie von uns aus zu Dutzenden sein mochten, da wir nun am Feuer unsere nassen Kleider trocknen, unsere durchkälteten Glieder erwärmen konnten, ehe wir unser Nachtlager aufsuchten.

Ein lautes Gerede und Gelärme erweckte uns am Morgen. Wir schauten über die Kante unseres Dachbodens in die Hütte hinunter, wo die Bauern leicht erkennbare Vorbereitungen zu ihrem Aufbruche trafen. Dadurch innig erfreut und durch den flinken Trommelschlag des Regens getröstet, legten wir uns wieder hin und schliefen noch ein gutes Stück des Tages weiter. Als wir zum zweiten Male erwachten, war niemand außer der Sennerin und dem Hirtenjungen in der Hütte, zu deren warmer Herdstelle wir alsbald hinabkletterten. Warme Milch und Brot verzehrten wir zum Frühstück, das diesen Namen der Zeit nach sicher nicht mehr verdiente.

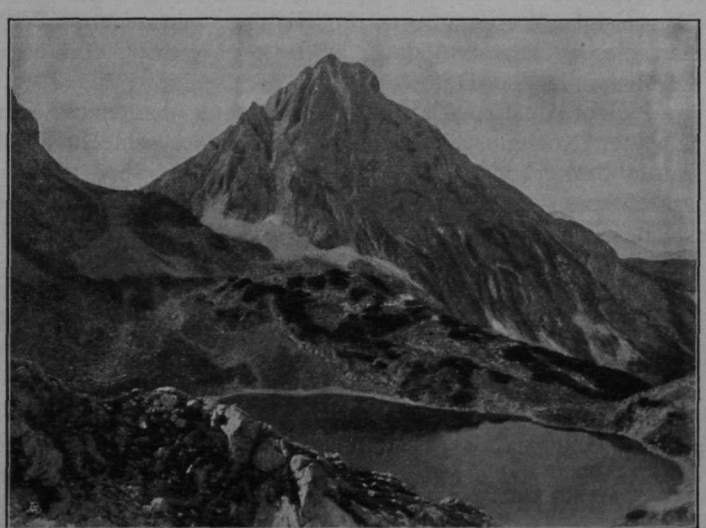
Das Wetter war indessen insofern besser geworden, als den dichten Nebeln, welche alles verhüllten, keine Fallwasser mehr entströmten und der Wind sich völlig beruhigt hatte. Still und weißlichgrau lagen sie nun auf dem nassen Grunde der Alpe und wenn man in ihre wallende, quellende Mitte hineinschritt, so schienen die Gegenstände, die drinnen auftauchten, eben frisch aus ihnen selbst herausgewachsen, so ruhig und blank und rein standen sie da, noch ganz mit den herrlichen, großen, matten Tropfen ihrer Geburt beschlagen. Das Läuten der fernen Herden war zu vernehmen wie viele nahe, aber versteckt aufgehängte kleine Glöckchen, die fort und fort uns überraschten, der Duft des Hochwaldes aber ging so stark einher, daß man glaubte, mit den nächsten Schritten in seine Hallen zu treten. Doch zögerten die Nebelmassen noch, sich zu zerteilen, wenn auch ein leises Schwanken zuweilen ihren innersten Bau durchschütterte und die feuchten Lüfte wie unsichtbar fein gewobene seidene Fahnen die Wangen streiften.

Nach einigem Umherwandern suchten wir wieder die warme Hütte auf, in der wir zur Unterhaltung allerlei Arbeiten begannen. Ein großer, nasser Baumstamm lag vor ihrer Tür, bestimmt zur Ernährung des Feuers, den wir in anfangs gar ungeschickter Weise mit einer großen Wiegsäge zerlegten, um dann mit Keil und Axt die einzelnen Glieder, weiter eindringend, zu zerstückeln. Als nach geraumer Zeit statt des wilden, phantastischen Strunkes ein glänzend heller, duftender, friedlicher Scheiterhaufen vor uns sich türmte, waren wir gar befriedigt, um so mehr als nun die Stunde des Mittagessens sich nahte, das wir diesmal mit Hirten und Sennerin verzehrten. Nach demselben übernahm ich das Treiben des Butterkübels, einerseits aus Lust an der anstrengenden Arbeit, anderseits in der frohen Erwartung des süßen, verlockenden Inhalts, dessen Geburt ich so selber zu beschleunigen meinte.

Die Sennerin hatte uns schon am Morgen gesagt, daß sie heute bei jedem Wetter über die Grünsteinscharte nach Obsteig hinübermüsse. Jetzt war sie mit ihren Vorbereitungen fertig, die sie zuletzt in einem mächtigen Rucksack vereinigt hatte, nahm von den Hirten Abschied und machte sich auf den Weg. Bis zum See hinauf begleiteten wir sie, denn jetzund hatten sich die Nebel wirklich weithin gehoben, indem sie sich gewissermaßen an den Berggipfeln festhielten und so in die Höhe zogen. Am Seerand nahmen auch wir Abschied, nachdem wir ihr noch eine Karte mit Grüßen an unsere Obsteiger Freunde übergeben hatten.

Der See, den wir noch nicht genauer kannten, lud zu einer Umwanderung ein, denn leider war der elende, verfaulte Kahn, der nahe am Ausflusse in klarem, flachem Wasser gar trübselig seinem Ende entgegensiechte, zu keiner Fahrt mehr zu gebrauchen. Für mich war das eine recht unangenehme Überraschung, denn ich hatte mich schon lange gefreut, die Tiefen des Sees ausloten zu können. So schritten wir an seinem Ufer entlang bis zum Hintergrunde, wo aus dem angrenzenden hohen Schuttwall reichliche Quellen kommen, meist ganz nahe über oder sogar unter der Spiegelfläche des Wassers.

Die Nebel waren unterdessen wieder müde von ihrem Aufsteigen geworden und allenthalben zurückgesunken, so daß kein fröhliches Licht unter der niedrigen, schlaff gebogenen Decke es aushielt, sondern alles entfloh. Deshalb wanderten wir auch gleich wieder auf der anderen Seite des Sees heimwärts, ohne uns indessen irgendwie zu beeilen. Dabei entdeckten wir einen ganz kleinen, dunklen, fast schwarzen Säugling des grossen Sees, dessen Farbe von den unzähligen darin angesammelten faulen Ästen und Baumtrümmern, einem wahren Knüppelmuseum, ganz be-



Drachensee und Sonnenspitze mit der Coburgerhütte.

herrscht wurde. Wilhelm malte ein wenig an einer freundlicheren Ecke, dann begaben wir uns wieder zur Alpe.

Soweit war doch ihre Umgebung jetzt von den Nebeln befreit, daß man ihr Aussehen, ihre gewaltige Größe allsogleich erkennen konnte. Knapp hinter den ärmlichen Hütten steigt über einem Zundernstreifen die hohe, glatte Wand des Nördlichen Thajakopfes empor, bei deren Wildheit man staunt, daß sie sich enthält, auf die wehrlose Alpe und ihre Weiden einen Strom von Geröll herabzuschleudern. Der Boden der Alpe selbst ist flach gewellt und verbindet sich einerseits im Westen mit dem breiten Seetal, anderseits im Osten mit den tiefen, schlummerigen Wäldern des Geistales. Was aber den Stolz und die Größe der Alplage ausmacht, ist die gewaltige, bogenförmig hereindräuende Flucht von lotrechten Wänden, die von ihrer Höhe, scharf wie mit dem Meißel begrenzt, unmittelbar gegen Norden ins weiche Talland hinabbricht. Hier, kann man sagen, nagen die Abgründe unaufhörlich an ihren Matten. Gegen 150 *m* hoch ist die Wand, an manchen Stellen wohl darüber, und sie zieht sich als furchtbarer Schnitt, der Hochgebirge und Tal voneinander hält, allmählich abnehmend bis zur Pestkapelle ins Geistal hinüber. Weiter im Westen schleicht sich der »Hohe Gang«, ihre Lücken und Bequemlichkeiten listig benützend, darüber hinauf, der jetzt, seit die stattliche, wohnliche Coburgerhütte oben am Drachensee steht, gut erhalten und öfters benützt wird. Ein Zaun aus vorgelegten Baumteilen sollte damals das Hinabstürzen von Menschen und Tieren verhindern. In der tiefsten, schrecklichsten Ecke dieses Abgrundes stürzen nun die Überwasser des Seebensees hinab, die aber, von dem hohen Sturz in Staub vergehend, als wehende Schleier den rauhen Felskessel unten erreichen. Von wenigen Stellen des oberen Randes kann man einen vollen Einblick in diesen wilden, feierlichen Sturz gewinnen. Wir suchten damals lange herum, bis wir endlich über den Zaun stiegen und, an einem Baumast uns haltend, von einem vorspringenden Felserker aus die ganze gräßliche Tiefe mit ihrem unheimlichen, hinunterziehenden Zischen, Brausen, Schmettern, Wirbeln und Prasseln erfassen konnten.

Man muß auf einer schmalen, abschüssigen Leiste über den Abgründen stehen, um jene dämonische, lockende und zugleich abstoßende Gewalt zu verspüren, welche die fallenden Wasser über unser Gemüt besitzen, an das sie sich wie ein berauschendes, aber eisiges Wesen mit wirren Klängen schmiegen. Wir aber widerstanden herzhaft diesen Dämonen, darin kräftigst unterstützt von dem angenehm aus der Alpe herüberwehenden Dufte unseres Abendschmarrens.

Heute durften wir auch in der tüchtig überheizten Kammer unter den schweren, ruppigen Kotzen schlafen, was diesmal hier schlechter gelang als gestern auf dem kalten Bretterboden. In schlaflosen Pausen aber faßte ich schon jetzt den Entschluß, morgen auf der Ofenbank zu liegen, den die Insekten wie fleißige Kupferstecher mir immer besser einprägten.

Der Althirt, der schon vor uns aufgestanden war, brachte zugleich mit der frischen Milch die für uns noch frischere Nachricht, daß ein vollkommen klarer Tag soeben draußen begonnen habe. Auf das hin fanden wir freilich schnell aus den Verschlingungen der Wolldecken heraus in unsere Rüstung und nach reichlichem Genuß von warmer Milch konnten wir die Hütte verlassen.

Den ersten Morgen hatten wir zwar leider verschlafen. Es war jetzt jene Zeit, wo die Helle des Firmaments mit lustigen, goldenen Fingern nach den höchsten Bergen hascht, sie fängt und umspannt, wobei manche kleinere auch unversehens in ihre Hände geraten, während noch die Täler in ihren blauen Schlummerwiegen und Kissen träumen, von Nebeln behütet und vom Morgenwind geschaukelt. So begannen die Berge allgemach herrlichen Lichtburgen zu gleichen, die sich zum

Ausfall, zum Kreuzzug rüsten, und von deren Hängebrücken es in schmalen und breiten entzückten Scharen herunterwallt, den Tälern, den ungläubigen Schluchten zu verkünden, es werde Licht. Es ist etwas Großes, Lauschendes an solchen Morgen, wenn von neuem leise und unendlich das Meer des Lichtes an den armen Kanten der Erde zu branden, zu schwellen beginnt und ungeheure Weiten von Glanz und Schimmer sich erschließen.

Ich konnte mir nicht versagen, bevor wir den Alpgrund verließen, noch einmal einen Blick auf den Wasserfall zu tun, dessen Hauch in der Kühle über den Rand des Abgrundes sich hob. Die Schatten des Tales hatten sich wie Flüchtlinge eng, zitternd in die Spalten der Wand gedrückt und möglichst klein gemacht, über die eine große unsichtbare Hand den reinen Opfertrank in herrlichem Gusse zur Sühne bot. Der Wind trug den feinen Odem empor und zur Seite, wo er am Rand und auf den Gräsern, an den Bändern der Felsen zerperlte und in den Glanz des Morgens bescheiden und zierlich sich fügte.

Ich stieg wieder über den Zaun herein und wir wanderten nun zusammen leichtselig in dem schönen Licht, dem tauigen Reiz, den frischen Klängen zum See empor. Damals war auf dieser Strecke der Weg nicht sonderlich deutlich, was wir in der Nacht unserer Herreise erfahren hatten, aber so am hellen Tag, da ist mir schon ein halbverborgener Weg mit überraschenden Einfällen und zweifelhaften Stellen, wo man selber weiter entscheiden muß, weit lieber als einer, der klar und scharf auf Stunden voraus schon sichtbar ist und den Wanderer mit dem Anblick seiner Länge geißelt und ermüdet.

Unversehens rasch standen wir beim See droben, dessen Wohltat wir heute erst recht empfanden. An einem Jochwege bedeutet ein See mehr als Weg und Bank, er gibt Erquickung den Müden, Ansporn und Lust den Frischen. Es ist, als ob eine andere, weichere Welt voll Empfindung, voll Sorgfalt und Gedenken das Reich der scharfen, starren Felsen ablöse, eine Welt von satten Farben, von leislärmendem Wellenschlag und versunkenen Bildern. Die letzten Bäume scharen sich um ihn, als fühlten sie seine lebenspendende Kraft und wollten mit ihren Leibern, mit Armen und Füßen den tödlichen Schuttstreifen, den verheerenden Winden wehren. So freundlich hatten wir ihn noch nie gesehen wie auf dieser Wanderung an seinen Ufern, die uns bis zu den vorbrechenden Quellen führte, von denen wir in unseren Flaschen Wasser mitnahmen. Die Wände des Thajakopfes spiegelten sich da prachtvoll und schimmerten wie mit schwerem blauen Tuch beschlagene Stufen, die lautlos zur Tiefe führen, eine Stiege für Nymphen und Najaden.

Vom See weg begannen wir nun ohne eigentlichen Weg, den Lücken im Krummholz folgend, ins sogenannte Grubach hinaufzusteigen, das sich zwischen Drachenkopf und Wampetem Schrofen im Süden und der Sonnenspitze im Norden ausdehnt. Es ist eine wellige Fläche, von mehreren Moränenwällen beringt, zwischen denen sich lange Gräben und spitze, oben weitrunde Trichter in großer Mannigfaltigkeit befinden, in denen bis lang in den Sommer hinein Reste des Winters verkellert liegen. Die Moränenwälle, welche einem Gletscher angehören, der sich zwischen Drachenköpfen und Wampetem Schrofen herausschob und hier sich lange zögernd aufhielt, haben ein beträchtlich tieferes Hinterland geschaffen, von dem man bedauert, daß es nicht das Gefäß für einen See geworden ist. Jetzt gelangt man von der Coburgerhütte in kurzer Zeit und mit geringer Mühe hierher.

Jemehr man sich der Biberwierer Scharte nähert, desto schlanker und edler strebt die Sonnenspitze empor, weil hier der scharfe Abriß ihrer unglaublich glatten Westwand die Formen mit Kühnheit durchdringt. Wir waren ganz begeistert von ihrem Anblick und liefen hin und her, nach immer noch schöneren Ansichten

suchend, und fühlten uns selbst etwas geschmeichelt, daß wir mit einem so schönen, freien Berge um einen neuen Anstieg kämpfen wollten. Alt und fest war nämlich der Plan, den wir heute ausführen wollten, die Sonnenspitze über den Südgrat zu erklimmen, und er hatte schon die Krankheit eines vergeblichen Versuches beharrlich überstanden. Im vorigen Jahre bereits war ich in Begleitung zweier sehr junger Bergfreunde von Obsteig herübergekommen, glücklicherweise aber hatte ein hereinbrechendes Gewitter bald dieser Unternehmung das Genick gebrochen. Wir hatten den Berg wohl gründlich verkannt und ich kann mir nicht vorstellen, wie eine Gesellschaft von unserer damaligen Zusammensetzung mit Fug und Recht hätte zum Ziel kommen können. Schon auf dem steilen Grasdreieck über der Biberwierer Scharte zeigten meine Begleiter ihre gefährlichen Abrutschkünste und der großartige, grausam ernste Anblick der furchtbaren Westwand, die von den letzten Grasbüscheln weg lotrecht und überhängend in die Tiefe schießt, raubte ihnen fast die Herrschaft über ihre Glieder. Ich war herzlich froh, nach langer Mühe wieder mit den beiden »Springinfels« gesund auf den flachen Böden zu stehen.

Heute sollte es Ernst werden.

Aus dem Grubach spitzt sich ein kleiner Schuttkegel ins Berggehänge hinauf, links von einer großen, bis zum Grat empordringenden Kluft. Er beginnt ungefähr dort, wo sich der Randwall des Grubachs dieser Bergseite anschließt. Hier setzten wir ein und strebten vorerst zu den Felsen empor, welche die höheren Grashänge nach unten absperren. In steilen Rinnen kletterten wir an ihnen zu den felsigen Grasstreifen hinan, die sich unter der ersten großen Zackengruppe des Südgrates hinschmiegen. Ich war dafür, auf den Grat hinauszuqueren und auf seiner Schneide vorzudringen, Wilhelm wies aber mit Recht darauf hin, daß der Himmel sich mächtig verdüsterte und es sicherer wäre, auf den Grastreifen unter den Zacken in jene große Schlucht hineinzuqueren, die sich hinter denselben vom Grat herab öffnet. Auf jähen, schmalen Grasgesimsen stiegen wir vorsichtig in ihren Grund hinein und sahen, daß sie eine Verbindung von Schuttstufen und Überhängen war, von denen die ersteren mit grellstem Lichte prahlten, dieweil die letzteren mit leeren Augen drohten. Glücklicherweise waren wir gerade zu einer gut gangbaren Stelle hereingelangt, über die wir rasch aufwärts eilten zu der Höhle, welche sie abschloß. Voller Freude bemerkte ich nun, daß man rechts aus der Klamm hinausklettern könne, was ich, nachdem wir Seil und Kletterschuhe anhatten, auch unverzüglich tat. Ich traf oben, an die Wand der Schlucht anstoßend, auf eine steile, große Plattenlage, über die ich mich mit Hilfe der Kletterschuhe ziemlich sicher hinaufarbeitete. Freudige Rufe entrangen sich uns, denn das war ein ganz herrliches Turnen auf den festen, steilen, silbergrauen Felsen, über denen von der Scharte her freie Lüfte und wunderbar lichtblauer Schein geflogen kamen. Dazu streifte der Wind leicht über die zackige Harfe des Grates, daß es war, als schwirrten jenseits unzählige Vögel in die Höhe mit leichtem Schwung und einer Saat von Liedern.

An kleinen, festen Vorsprüngen nahmen wir unseren Halt, gleich Dachdeckern uns aufwärts schiebend, bis ich einen schmalen Riß erreichte, in dem ich wieder mit Stemmen und Ziehen vorwärts kam und Wilhelm dabei gut versichern konnte. Der Riß endete bei einem Grasbande, das beinahe in gleicher Höhe mit der Scharte sich hinzog. Aufatmend standen wir jetzt über den Platten am Sockel der höheren Wand, die nicht mehr so böswillig geschlossen anzuschauen war wie von unten. Gut gangbares Gestein war verbreitet, Kamine sprangen ein und zeigten eine beträchtliche Gliederung ihrer Tiefe, die ein rasches Vordringen versprach. Darum faßten wir bald wieder an. Man brauchte wirklich nur zuzugreifen, Griffe und Tritte waren zur Auswahl vorhanden. Über dieser Wandstufe lag eine steile Grashalde aufgerichtet, über deren weiche Polsterung wir bis zum Fuß des nächsten Zackens

emporstiegen. Hier ließen wir uns in eine Grasecke nieder, deren Bequemlichkeit künstlich nicht zu übertreffen war. Hauptgrund zu dieser Rast so nahe unter dem Gipfel war die große Wärme, die sich beim raschen Aufsteigen stark und unangenehm vermehrte. Am Himmel war wenig mehr von der Reinheit und Schöne des heutigen Morgens verblieben. Große Wolken mit dicken Köpfen und wirren, ungeschlachten Gliedern trieben umher wie schweres Treibeis, das sich rasch vergrößert. Durch unzählige Lücken fiel das Licht der mittäglichen Sonne und malte so die ganze Landschaft zu einem eigenartigen Tigerfelle, dessen grell helle Stellen ebensowenig wie die dunklen ihre Formung zur Geltung bringen konnten. Wir freuten uns des jetzt schon sicheren Erfolges und der kühlen Wasserflaschen, welche uns inmitten der ausgesengten Felsen ein echter, rechter Schatz waren, und um deren Hälse wir schmeichelnd unsere Hände legten.

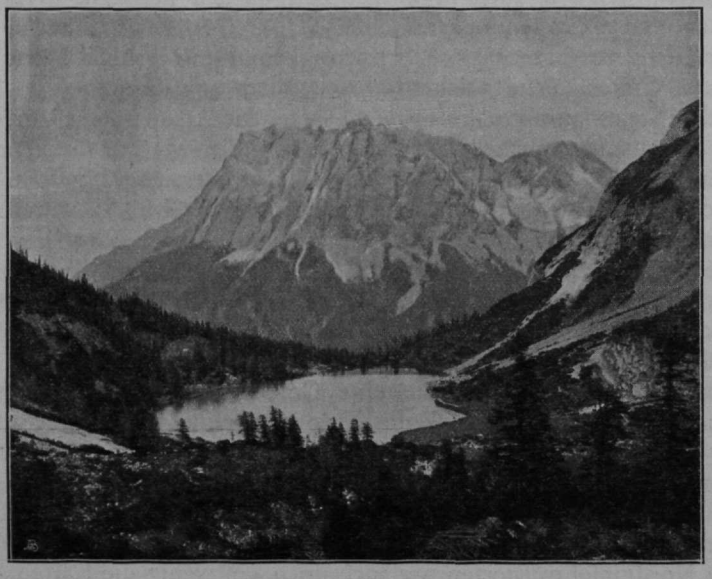
Als wir uns endlich wieder abgekühlt hatten, packten wir den vorliegenden Zacken an, dessen Überwindung eine tüchtige Zugstemme erforderte. Damit war der Weg zum Südgipfel frei, den wir auch in kurzer Zeit danach betraten. Wir waren beide von dem heutigen Gelingen unseres alten Planes froh bewegt, wenn ich auch früher im stillen längere und ernstere Schwierigkeiten mir erhofft hatte. Eine direkte Begehung des Grates dürfte solche wahrscheinlich gewähren.

Zu beiden Seiten des Steinmannes nahmen wir Platz. Die Aussicht war klar, aber ganz ohne Leben, Feuer und jegliche Vertiefung. Uns, die wir die meisten der sichtbaren Berge zu nahen Bekannten hatten, mochte das gleichgültig sein, denn wir freuten uns doch ihrer alten, trauten, verwetterten Gesichter und konnten aus der Erinnerung, wenn wir wollten, die Pracht vergangener Tage zu ihrer Verzierung holen. Wir aßen und tranken und lasen die zahlreichen Karten, die von Besuchern dieses Berges hier gelassen worden waren. So viele es auch sind, der Nordgipfel ist doch noch viel reicher daran, da er auf dem gewöhnlichen Weg zuerst betreten wird, während unserer von jenem durch eine scharfe, schwindlige Schneide getrennt ist, welche die Besucher wie eine Goldwage in zwei Sorten scheidet. Ich möchte indessen bezweifeln, daß die Trennung eine ganz reinliche ist, da durch die Führer mancher fast unbewußt herübergekommen sein mag. Das kümmerte uns indessen nicht im geringsten, als wir selbst mit Vorsicht die scharfe Kante überwanden. Zu Barths Zeiten mag wohl noch viel, viel mehr wackeliges Zeug an ihr gewesen sein, das unterdessen die zahlreichen Besieger kühn hinuntergeritten haben. Auf dem Nordgipfel musterten wir auch noch ein wenig die Karten, welche jetzt auf mehr besuchten Gipfeln alpinen Spezialforschern bereits einen eigenartigen, feinen, historischen Forschungsreiz gewähren. Man freut sich, die Namen von Bekannten oder bekannte Namen zu finden, wähnend, daß auch ihnen derselbe Berg einmal frohe Stunden bereitet habe.

Jetzt trat die Frage des Abstieges an uns heran, den wir schnell abtun wollten, um noch vor dem drohenden Regen den Schutzmantel des Waldes zu erreichen. Wir hatten vom gewöhnlichen Abstiege nicht viel mehr Kenntnis, als daß er am Gipfel beginnen müsse. Da er sehr viel benützt wird, suchten wir folgerichtig nach Schuhnägelkritzern, die uns denn auch bald auf bestimmte Spuren lenkten. Ihnen folgend, eilten wir rasch dahin, bald nach links, bald nach rechts, der Steigspur gehorchend, die immer deutlicher wurde. Verhältnismäßig sehr schnell gelangten wir so auf die zusammenhängenden Grasstreifen, wo wir aber leider gleich den Steig einbüßten und in die weit geöffneten Arme der Legföhren fielen, die uns zuerst unbarmherzig hin und herspringen machten, dann uns kräftig umarmten und endlich zerkratzt und geschunden entließen. Mit wenigen Sprüngen waren wir darauf beim See, von dem aus wir erkannten, daß wir nicht so direkt, sondern mit weiterem Ausbiegen gegen Norden zu hätten absteigen sollen. Die

Befriedigung des heftigen Durstes war unsere nächste Aufgabe, dann aber suchten wir uns bequeme Plätze zu gemütlichem Ausruhen.

Von der sonntäglichen Pracht des Morgens war nichts mehr übrig. Qualmendes Gewölk bezog den Himmel, der sich herniederzulassen schien, um mit seinen gierigen Nebelarmen die schönen Farben wegzusaugen. Stein- und nebelgrau ward die Landschaft und fröstelnd litt der arme See darunter, ein Spiel fahrender Winde. Bald stachen schmale und breite Lanzen aus lichtem, schuppigem Wasser in eine noch stille, dunkle Insel, bald woben die lichten und dunklen Ringe tausendfältig durcheinander, bald wogten sie zusammen nach einer einzigen, großen Melodie, oder es erschäumten die Ufer, als fielen Steine in ihren Grund. Jetzt zogen auch schon die Nebelbanden durchs Seetal herauf und hielten an den Bäumen wie zögernd vor seinen schimmernden Augen. Da schlugen die frechen Regentropfen hinein und nun rückten die Nebel vor und verschlangen alles. Ärgerlich flohen wir unter die Bäume und setzten uns zwischen die vorstehenden Zehen einer Wettertanne, den Mantel als Sitzpolster und Dach, und kauten, um die Ähnlichkeit ganz auszubauen, wie echte Eichhörnchen an hart gewordenem Brote. Es wäre ganz nett geworden ohne die zudringlichen, kalten Winde, die uns endlich in die Alpe hinabbliesen.



Blick von der Coburgerhütte auf den Seebensee und Wetterstein.

Wir kamen ziemlich früh dort an; indessen an einem richtigen Almfeuer verschwindet die Zeit wie das Gedächtnis im Lethe. Gegen Abend verfeinerten sich die Nebel, der Regen zog vorüber in immer leichteren Scharen, bis endlich wieder über dem zerreißenden Gewirr blauer Himmel siegreich sich wölbte. Es kam sogar noch ein überaus zarter Spätabend zustande mit Wolkenfärbungen, schön und vergänglich wie Treibhausblüten. Wir saßen am Rande der hohen Alpe über dem Abgrund und sogen die stille, feierliche Pracht in tiefen, wohligen Zügen in die Seele. Der Himmel wurde scheinbar vom Abendrot selbst befreit, dem die Nebel entgegenstrichen, aufwallten und verschwanden. Die hohen Wolken aber wurden von den Winden als lange, schmale Dünen in die rote See getrieben, bis diese versiegte und nur die dunklen Säume ihrer Ufer noch von ihrer Glut und Fülle erzählten. Das Wettersteingebirge mit seinen stolzen, freien Burgwänden begann zu leuchten, als ob die letzten Lichter ein Dornröschen in seinen Türmen wach geküßt und tausendfältig wiederglühendes Leben aus steinernen Träumen gerüttelt hätten, das durch Hallen und Höfe auf die Zinnen und zu den Fenstern eilt, um zum Abschied zu winken. Auf schwerem, dunklem Sockel ruhte das also glänzende Schloß und dieser glich immer deutlicher einer Bahre, auf der es endlich still, leblos und bleich in den Friedhof der Nacht gebettet ward.

Naturaufnahme von O. Melzer. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Miemingergruppe: Hinterer Drachenkopf und Grünstein (Ost-, Mittel- und Westgipfel) vom Schwärzkar.

Hinterer Drachenkopf.

Erste Ersteigung (16. Juli 1898).

Wir waren herzlich froh, endlich auf der Grünsteinscharte zu sitzen, denn die Überwindung ihrer ungeheuren Schutthalden ist auch mit Hilfe des Steiges keine Kleinigkeit. Es ist einer jener Aufstiege, für den die volkstümliche Bezeichnung »Schinder« entschieden die passendste ist. Es waren daher nicht gerade die zärtlichsten Blicke, mit denen wir noch einmal die gewaltige Runse musterten, deren Wände ganze Bergflanken sind und deren Grund ein breiter, steiler Schuttstrom ist, der sich im langsamen Abrutschen befindet.

Von der Scharte selbst hat man noch keine freie Aussicht gegen Norden, weil sich von links und rechts klotzige Felstürme vorstellen. Bei dem herrlichen, vielversprechenden Himmel hielten wir es daher nicht lange oben in der Scharte aus, sondern wir liefen gleich den steilen Pfad hinunter, wo sich uns bald das Gebirge um den Drachensee und das mächtige Wettersteingemäuer in schönem Morgenlicht zu schauen gab. Bevor sich der markierte Weg anschickt, den großen Umweg zu machen, setzten wir uns auf einen steilen, wunderbar glitzernden Schneestreifen, der gerade zum Drachensee hinabzielte.

Rasch glitten wir über die herrliche Schneebahn in die Tiefe, von blitzendem Firnstaub umsprüht, bis eine kleine Wand zur Unterbrechung zwang. Über ihre Platten sprang lustig ein feines, klares Wasser herab, das, kaum aus dem leuchtenden Firn entsprungen, am Fuße der Felsstufe schon wieder im Gerölle verschwand. Da wir voraussichtlich ohne weitere Umwege an keiner Quelle mehr vorbeikamen, so schaufelten wir uns knapp daneben im Schutt bequeme Sitze.

Der Frühschein des Morgens veredelte die ganze Landschaft, das Geheimnisvolle der Nacht war noch in den blauen Schatten zu verspüren, über denen an unsichtbaren Ketten die goldenen Fallbrücken des Lichtes feierlich sich herabneigten. Die Perlen des Taues wurden auf den sonnigen Matten zu duftigen Feen, die über die silbernen Firnen hinflohen, von der Sonne mit glühenden Pfeilen verfolgt, bis sie zusammenbrachen oder die schützenden Klüfte der Wände erreichten. Alles glänzte, alles erschien festlich und nur zur Schönheit errichtet und alles duftete, denn in der Nacht war der Odem der Almen, Mähder und Wälder emporgestiegen und hatte sich im Reich der Felsen und des Schnees verirrt. Wie freuten wir uns der Seen, die mit hellen, blanken Augen staunend um sich schauten, als wären sie erst aus einem frohen Traum erwacht! Tief und ohne jede Trübung dehnte und senkte sich der Himmel, den auf allen Seiten scharfe, frisch geschliffene Grate so lebhaft anschnitten, wie hungrige Kinder einen großen, wackeren Brotlaib. Wir lagerten und freuten uns eines jeden und nicht zuletzt des warmen Sonnenscheins und des kühlen Wassers. Unser Ziel, der Hintere Drachenkopf, war auch schon sichtbar, man mußte aber, um bei der ungünstigen Beleuchtung seinen Zackengrat von dem höheren Wampeten Schrofen ablösen zu können, schon sehr mit dem Gebirge hier vertraut sein.

Bei flüchtigem Anblick verschmolzen beide zu einer wilden, furchtbar jähen Mauer, da sie ihre wildesten Zacken scheinbar auf einem Grate aneinanderreihten. Weil wir auf die Einzelheiten dieser Gratbildung sehr gespannt waren, so querten wir nun, soviel als möglich mit der Höhe schachernd, erst über groben Schutt, darauf über Schneebeete und endlich durch eine Stadt von großen Felsblöcken so nahe an ihn heran, daß sich seine Gratansicht frei in den Himmel hob. Die grimmigen Zähne und die schroffen Scharten befriedigten uns dergestalt, daß wir sofort der Einladung eines überhängenden Blockes, in seinem Schatten einzukehren, folgten. Es war ein großer Klotz von Muschelkalk und ein weicher Streifen von

jungem Gras umspannte ihn. Viele ähnliche lagen noch umher, doch gegen die Wand des Vorderen Drachenkopfes stand uns keiner mehr vor. Wir fühlten uns wie die Belagerer einer festen Stadt, wenn wir das Auge über die hohen Wände und die feindselig starrenden Pfähle des Grates schweifen ließen, die sich gerade vor dem höchsten Turm wie Spieße aufstellten. Ohne einen Schuß zu tun, wollten wir mit List die Festung überrumpeln, vorher aber dem Magen Kraft und Festigkeit für die Gefahren durch einen Imbiß verleihen. Die Erforschung der Rucksäcke war sonach die erste Abteilung des beginnenden Kampfes, die sehr befriedigend verlief. Der Fund eines umfangreichen Kuchens in Freund Ekkehards Vorrat begründete eine Art von Begeisterung und Siegeszuversicht, in der wir denselben stolz für den Siegesschmaus auf dem Gipfel bestimmten und unter diesem Zeichen zu kämpfen beschlossen. Der anfangs breite Schatten des Steines schrumpfte immer mehr zusammen, so daß wir leider rasch in die Sonne gerieten. Deshalb mußten wir nach Verbergung eines Teiles des Gepäckes den köstlichen Sitz verlassen, auf dem man wirklich zum Schmausen und zum Klettern nur die Hände auszustrecken brauchte. Wir waren ein wenig faul geworden, so daß uns der steile, sonnige Schutthang bis zu den Felsen eine bittere Buße war, die wir aber schon verdient hatten. Die Felsen selbst sind steil und dabei von vielen Grasstreifen geädert, was zwar ein weiches, aber sehr unsicheres Klettern gestattet. Mit unserer geringen Bepackung machten wir hier rasche Fortschritte und standen bald auf der Höhe der Scharte, die zwischen dem Vorderen und dem Hinteren Drachenkopf eingesenkt ist. Zu unserem Ärger bemerkten wir jetzt, daß dieselbe auf der anderen Seite einfach über Schutt begehbar ist, was uns leider nichts nützte, da wir ja unten unser Gepäck versteckt hatten. Obgleich wir dadurch hätten gewarnt sein können, entledigten wir uns doch vor dem weiteren Vordringen mit Vergnügen der Nagelschuhe und der Pickel. In Kletterschuhen setzten wir dann die Wanderung fort, nicht als ob sie der Schwierigkeiten wegen notwendig gewesen wären, nein, weil sie eine viel lustigere, leichtere, geräuschlose Kletterei ermöglichen, die im Gegensatz zu den steifen, scharrenden Nagelschuhen auf reinen Felsgraten eine köstliche Abwechslung ist. Durch kaminartige Furchen arbeiteten wir uns zunächst auf einen Vorkopf hinauf, auf dem von den ersehnten Schwierigkeiten vorläufig nichts zu sehen war. Im Gegenteil, der folgende Trümmergrat ließ uns schon das Benützen der kostbaren Kletterschuhe bereuen. Wir hatten dieselben nämlich im Winter selbst angefertigt und wollten sie nun möglichst schonen, da wir ja durch eine lange Ausdauer ihre Vorzüglichkeit zu beweisen gedachten. Dieser Grat läuft in einen scharfen Vorsprung aus, welcher in teilweise überhängender, brüchiger und gelbrötlicher Wand in eine Scharte niederbricht. Aus lauter großen Felsscherben scheint der ganze Bau, dessen Bewältigung eine schwierige Unternehmung war, nur lose aufgerichtet. Zuerst stieg Ekkehard am Seil hinab, worauf dann ich nach seinen Anweisungen an der unheimlichen Wand hinunterturnte. Uber eine kurze, scharfe Felsschneide erreichten wir nun wieder leichter gangbares Gestein. Auch diesmal war der Genuß des Sieges kein vollständiger, zeigte sich doch ein gemeines Schuttband, das ganz bequem an der Hinterseite des trotzigen Turmes herumführte und uns so gewissermaßen ein Schnippchen schlug. Indessen waren jetzt vor uns echte, rechte Felszacken aufgetaucht, eine verwetterte, graue Schar, mit der nicht mehr zu spassen war. Zudem lag noch an einzelnen Stellen Schnee, von dem Wasser über die Felsen herablief. Wir mochten beide fühlen, daß eine wichtige Entscheidung nahe bevorstand, weshalb wir uns verständnisinnig im Schatten dieser Türme auf schöne Felsstufen setzten und unsere einzige Flasche Wein daneben in den Neuschnee gruben. Wir nannten den Ort den Weinkeller und hielten abwechselnd die Hand an den Hals der Flasche, damit sie nicht ab-

stürzte, obwohl das nahezu ausgeschlossen war. Dann träufelten wir den Wein auf kleine Schneeballen, von denen wir sehr viele verzehrten, ohne natürlich im geringsten berauscht zu werden. Wie tat der eisig kühle, duftende Trank den erhitzten Lippen wohl und wie erholten sich die Augen im frischen Schatten, die so lange schon das scharfe, helle Sonnenlicht auf den grauweißen Felsen geblendet hatte! Der Mangel an Zeit riß uns aus der hochalpinen Weinschenke, die damit wohl für immer verscholl. Sofort konnten wir in einen schmalen, glatten Kamin eintreten, dessen Ersteigung eine angenehme Stemmarbeit erforderte. Über einen gutmütigen Grat kletterten wir dann in die nächste Scharte hinunter, von der sich die höchsten Türme über einem malerischen Vorwerk schlank und frei erhoben. Hier ist die ganze Umgebung großartig mit einem Zug ins Stolze und Harte. Links und rechts stürzen gewaltige Schluchten nieder, in denen ungestört die Schatten nisten, während vor uns ein wild zerspaltener, ungeheurer Klotz auf dem Grat thront und sich mit einer dünnen Schneide an den feinen gotischen Hochturm lehnt, welcher die Würde des Gipfels zu haben scheint. Durch schwere Schatten und grelles Licht wird eine mächtige, aber grobe Plastik erzielt, da alles nur in große Flächen gegliedert wird. Vergeblich suchen wir trotz der Nähe die Felsen nach ihren kleineren Rauhigkeiten ab, sie sagen nichts aus und es gilt nur der tatsächliche Ansturm. Wunderschön ist in diesem Lichte die Farbe der Felsen, die in mattem Silber von den Hämmern des Himmels kunstvoll geschmiedet scheinen. Auf dem Grate kauernd, laben wir uns an der Kühnheit und Freiheit dieser Felsformen, die zu den schönsten im ganzen Mieminger-Gebirge gehören.

In heller Kletterbegeisterung hangelten wir uns über eine etwa 3 *m* hohe Wand in eine ganz schmale Scharte hinunter, von der wir sofort durch einen sehr schmalen Riß auf den großen Block uns hinaufzwängten. So grob und ungefügig dieser Block selbst ist, so fein und zerbrechlich ist die Verbindung desselben mit dem hohen Turm. Eine elende Brücke von morschem Gestein leitet da hinüber, zugleich so frei und luftig über mächtigen Abgründen schwebend, daß ihr Zusammenhalt sich zu verlieren droht. Mit größter Behutsamkeit suchten wir darüber zu huschen, was trotzdem nicht ohne Abbruch von einigen Trümmern gelang. Froh ergriffen wir jenseits die festen Felsen des Turmes und ich kletterte in einer Spalte knapp neben seiner Kante in die Höhe. Als ich festen Stand bekam, folgte Ekkehard, der dann wieder meinen Ort einnahm. Auf der Höhe verschärft sich der Grat bald zu einer schmalen Schneide, die am sichersten durch Reiten bewältigt wird. Ein kecker Klimmzug half uns dann den höchsten Gipfel erobern. Freudig reichten wir uns die Hände, war es doch Freund Ekkehards erste größere Erstersteigung, die wir natürlich würdig zu feiern suchten.

Der Gipfel fällt nach allen Seiten steil in bedeutende Tiefe ab, besitzt aber trotzdem eine größere, allerdings unebene und schuttige Fläche. Bevor wir noch an eine nähere Betrachtung der Aussicht, des Rucksackes und des Gipfels schritten, entledigten wir uns des jetzt sehr lästigen Seils. Ein kleiner Schluck aus der Weinflasche löschte unseren brennenden Durst und nun erst waren wir gestimmt, weitere Eindrücke aufzunehmen. Die Niedrigkeit des Gipfels raubt ihm die Möglichkeit bedeutsamer Aussicht, doch steht er inmitten einer Schar von großen Bergen, die ihm meist, unhöflich genug, ihre schroffste Seite zukehren. Vor allem beherrscht der Grünstein den Eindruck, der nahe und riesig hoch gegenübertritt mit seiner lotrechten, energischen Schlußwand, zu deren Seiten tiefe, eisige Schlünde gähnen. Zerrissen und hochgezackt stehen die Marienbergspitzen drüben und tief davon abgeschnitten der lange, rauhe Grat des Wampeten Schrofens. Das Mittaglicht macht alle Wände kahl und formlos, was besonders von der Sonnenspitze auffällt, die heute als ein steiler, fahler Kegel unbedeutend zur Seite steht. Die

östlichen Seitenkämme, die Thajaköpfe und ihre Nachbarn, bilden ein wildes, ungeordnetes Haufwerk ohne jeden Reiz. So hebt sich nicht bloß durch die Nähe, sondern auch durch Macht und Schönheit allein der Grünstein hervor, in dessen Schluchten die Steine nicht aufhören wollen, dem Herrlichen Beifall zu klatschen. Wie er sich so vorbeugt mit der schwärzlichen, ernsten Stirn, prägt er sich geradezu in die Seele ein und man kann die Augen nicht von ihm wenden. Wir setzten uns also genau ihm gegenüber auf größere Steinstücke, die wir so für das Fundament des neuen Steinmannes einweihten. Die Weinflasche haben wir schon bereit, jetzt soll der Kuchen erscheinen und den Kern des Mahles bilden. Vergebens sucht Ekkehard nach demselben, — ein paar Hände voll Brosamen in den Winkeln des Sackes, sie geben Zeugnis von seiner einstigen Herrlichkeit. Wie die sorgfältige Nachforschung herausbrachte, hatte Ekkehard sich beim Stemmen in den Kaminen mehrmals des Rucksackes als eines weichen Polsters bedient. Wir mußten über den schmählichen Untergang des Kuchens herzlich lachen, und da ja die äußere Form gegen den Inhalt verschwindend unbedeutend ist, so trösteten wir uns leicht darüber. Jetzt bekam jeder statt einzelner Schnitten immer eine Handvoll Bröckchen, wodurch viel Mühe des Zerschneidens und Beißens erspart blieb. Die weiten Schuttfelder in der Tiefe, die hellen Felsen in der Nähe strahlten vielfach die Hitze des Sonnenlichtes wieder, das jetzt schon mehrere Stunden ohne Unterbrechung darauf lag. Es war dazu ganz windstill und daher erdrückend heiß. Mich interessierte sehr die Südseite unseres Berges, von der man so nichts zu sehen bekommt, weil sie zu steil absinkt. Während ich soweit in dieser Richtung hinabstieg, bis sich ein Einblick eröffnete, sollte Ekkehard Steine zusammenschleppen und daraus einen stattlichen Steinmann erbauen. Ich gelangte bald an steile Abbrüche, die ein Weitervordringen zwar nicht unmöglich, aber schwierig gestalteten, jedoch soviel Aussicht ermöglichten, daß mir ein Aufstieg von der Hinteren Drachenscharte durchaus nicht untunlich erschien. Zufrieden mit meiner Auskundschaftung wandte ich mich wieder dem Gipfel zu, auf dem ich mich an dem Anblick einer schlanken Steinsäule zu erfreuen hoffte. Statt dessen gewahrte ich ein dickbauchiges Ungeheuer auf schwachen Füßen, neben dem Freund Ekkehard stand und einen blutigen Finger beleckte. Während er mir noch die Geschichte der Quetschung mitteilte, stürzte sein Geschöpf um, einige größere rundliche Knollen kollerten über die Gipfelfläche hinab und schlugen im Fall noch viele andere mit. Gemächlich legten wir inzwischen ein neues Fundament zusammen, über dem sich in kurzer Zeit ein innerlich gefestigter Bau erhob, dem wir eine Karte mit den Angaben unserer Ersteigung anvertrauten.

Mit Freuden hätten wir den Abstieg zur Hinteren Drachenscharte versucht, leider zwang uns das zurückgelassene Gepäck zur Umkehr auf demselben Pfade. Der Abschied vom Gipfel war nicht gerade rührend, da er immer mehr einem Brutofen glich und wir uns herzlich nach den kühlen Schatten der Einschartungen mit ihren Neuschneerestchen sehnten. Vorsichtig listeten wir uns über die unglaublich brüchige und luftige Brücke hinüber, die beim Abstieg unangenehmer sich bemerkbar machte als beim Aufstieg. Der weitere Weg und besonders die Kamine gestatteten eine schnelle Bewegung.

Als wir bei unserem Weinkeller anlangten, wurden wir arg enttäuscht, denn der Schnee, auf welchen wir so sehnsüchtig gehofft hatten, war ein Raub der Sonne geworden und vollständig verschwunden. Des Andenkens wegen rasteten wir trotzdem noch eine Weile auf unseren alten Sitzen. Den scharfen, gelbroten Turm umgingen wir diesmal auf einem schrägen Schuttbande, zu dessen Anfang wir etwas unter die Grathöhe hinabsteigen mußten. So lernten wir nicht bloß seine trotzige, sondern auch seine sanfte Seite kennen. Am Abhange des Vor-

kopfes über der Vorderen Drachenscharte fanden wir unsere Schuhe und Pickel unversehrt und stark erwärmt wieder. Während wir die Fußbekleidung wechselten, bedauerten wir natürlich, jetzt statt über weiche Schuttstreifen über die jähe, schlüpfrige Grasfelswand hinabsteigen zu müssen. Dafür aber hatten wir auf dem Grat ohne nennenswerte Belastung alle Reize der Kletterei ungestört genießen können. Nach kurzem Aufenthalt kletterten wir über die steile Wand hinunter, wobei uns allerdings die Kenntnis des Weges die Arbeit sehr erleichterte. Unten angekommen, suchten wir zuerst das verborgene Gepäck heraus, dann aber setzten wir uns in den weichen Grassaum des Blockes, um noch einmal mit Muße in der Erinnerung die Ereignisse des Grates zu wiederholen.

Allerdings zeigten von hier gesehen die Türme und Scharten ein wesentlich anderes Gesicht, aber gerade daraus alle Einzelheiten zu erkennen, war eine Aufgabe, der wir uns mit Hingebung widmeten. Nicht bloß untereinander wurden die Zacken in Bezug auf ihren Gehalt an Schwierigkeiten verglichen, sondern eine ganze Menge anderer ähnlicher Grate ward in Gedanken herbeigeholt und noch einmal rasch abgeklettert, damit keine Feinheit der Prüfung uns entginge. Jetzt kann ich mich nicht mehr des Urteils genau genug erinnern, um es voll wiederzugeben, ich weiß nur, daß wir diesen Grat für den interessantesten im Mieminger Gebirge erklärten.

Noch darüber plaudernd, machten wir uns dann auf den Weg zur Alpe Seeben, in der wir die Nacht verbringen wollten. Jetzt, wo hoch heroben am Drachensee die ausgezeichnete Coburgerhütte steht, ist die Ausführung dieser Besteigung leicht in einem halben Tage zu bewerkstelligen. Auch eine Überkletterung der beiden Drachenköpfe mit Auf- oder Abstieg zur Hinteren Drachenscharte wäre für flinke Felskletterer eine hübsche Unternehmung.

Hochplattig.

Erste Ersteigung über den Nordostgrat (14. Juni 1897).

Etwas vor Mitternacht erreichten wir nach einem wunderschönen Marsche durch nächtige Mähder und Wälder die Alpelhütte. Von Tannen umfriedet, steht sie still auf ihrem Hügel, gleichsam begraben in bläulichen Schatten, und das Geräusch des Schlüssels im rostigen Schlosse klang ganz unheimlich wie eine Auferweckung vom Tode. Ein feuchter Geruch schlug uns entgegen und der Schein unserer Laterne enthüllte ein wildes Bild roher Zerstörung. Kahl und ausgeraubt war das Innere und alles, was man nicht verschleppen konnte, zeigte die Spuren von Vernichtung. Die Betten hatten aufgeschlitzte Bäuche und keine Decken, das Geschirr war verschwunden und die schönen Photographien, die Kilger zum Schmuck der Wände gespendet hatte, hingen, soweit sie nicht heruntergerissen und ganz zerfetzt waren, zerschnitten an ihren Nägeln. Wie oft hatten wir uns an denselben schon erfreut, mit ihrer Hilfe Pläne geschmiedet und Erinnerungen belebt, sie waren die alpine Galerie der Hütte gewesen. Mit kräftigen Flüchen auf den sinnlosen Wüterich warfen wir uns auf die feuchten Lager und waren froh, beinahe auf der Stelle einschlafen zu können.

Am Morgen, als wir etwas Warmes bereiten wollten, hatten wir noch mehr unter den Folgen des Einbruches zu leiden, da außer einer Pfanne mit den Resten von Ölfarbe kein anderes Kochgerät zu entdecken war. Mit den kalten Vorräten unserer Rucksäcke befriedigten wir rasch den Hunger und eilten dann aus der Hütte, in der bei diesem Zustande kein angenehmer Aufenthalt war.

Umso herrlicher und von eisigem Ernst war der Hintergrund des Alpeltales, da noch kein Licht, sondern düstere Dämmerung am Himmel und noch mehr auf

Erden herrschte. Schnee und Felsen bildeten zackige Massen mit schrecklichen Gegensätzen, bald hochaufragende, ungegliederte Klippen, bald bleiche, verhüllte Grüfte mit ungewissen Grenzen.

Da wir heute versuchen wollten, den Ostgrat des Hochplattigs zu überklettern, so mußten wir vorerst danach trachten, die hochgelegene Alpelscharte zu erreichen. Zu diesem Zwecke wandten wir uns bald vom Talweg ab und stiegen anfangs über Grashänge, die dicht von Latschen bevölkert sind, gegen die große Wand empor, welche im Süden den machtvollen Abschluß der Hochwand bildet. Nach längerem langsamem Ansteigen verschmälerten sich die aperen Hänge zu dünnen Adern, die, oft unterbrochen, noch eine Strecke längs einer vorragenden Nase emporwuchsen. Dann kamen wir auf zusammenhängenden Schnee, der, vom Frost der klaren Nacht gefestigt, einen besseren, mindestens viel freieren Boden zum Gehen gewährte. Nur einzelne Zonen, auch durch eine mehr gelbliche Farbe ausgezeichnet, bereiteten durch ihre Weichheit Mühseligkeiten. Um gegen Steinschlag gefeit zu sein, eilten wir ganz an die äußerst glatte, vielfach überhängende Wand hinan und drangen dann an ihr entlang aufwärts. Die Felsen unter der Scharte selbst waren noch großenteils im Schnee vertieft, so daß sie sehr leicht zu überwältigen waren. Durch einen tiefen Spalt klommen wir den letzten Abbruch hinan, aus dem wir plötzlich und ganz zauberhaft in die weite, glänzende Helle der Scharte tauchten.

Während des mehr als zweistündigen Aufstieges im Bann der großen, dunklen Wand war es heller, freudiger Tag geworden, in den wir so ganz überrascht gelangten. Die Scharte ist ziemlich breit gegen Norden geöffnet und auf den Seiten von hohen Felswällen begleitet. So zeigt sie nur einen schmalen Ausschnitt des nördlichen Gebirges, in dem besonders das tiefe Schwarzbachkar und der Breitenkopf durch Nähe und Größe auffallen. Die Hälfte der Scharte prangte im Sonnenschein, die andere in lichtbläulichem, unsagbar zartem Schatten. Wir stiegen in den sonnigen Teil empor und suchten uns auf Felsleisten trockene Sitze, da wir vor dem Weitermarsche die seltene Schönheit dieses Bildes sattsam genießen wollten. Glänzender, weich gebogener Schnee mit unzähligen, strahlenden Grübchen wogte gegen Norden hinab, wo er verschwand. Wie Licht und Schatten auf ihm vereinigt und lebendig waren, das ging über jede Beschreibung und erregte ein erschauernd Gefühl von Glück. Die Felsen ringsum hatten helle, fast durchscheinende Kanten und waren in lichtgraue Wände, Grate und in dunklere Risse zerlegt, die alle zusammen eine endlose Geschichte von wilden Stürmen, von tausendjährigem Wechsel von Sommer und Winter erzählten. Jetzt, wo statt der Schuttströme blendend weiße Schneegäßchen zwischen ihnen herausliefen, schien die Zerstörung eine Pause gemacht zu haben, um ihr Werk zu beschauen. Still und warm rieselte der goldene Schein in der Luft, die rein und klar die weiteste Ferne ebenso malte wie die leuchtende Nähe. Wir lehnten uns zurück an die warmen Steine und stiegen mit den Blicken hinunter in die schattige Mulde des Schwarzbachkars und jenseits wieder hinauf zum sonnigen Breitenkopf, hinter dem das Wetterstein-Gezack den Rahmen der Aussicht bildete. Lag das Kar im Dunkel und war dasselbe ein Bad der duftigsten grauen und blauen Farben, so stand jener Berg voll und stark in der Morgensonne und war von einem Netzwerk der feinsten Grasbänder umstrickt, die eben anfingen, sich neu zu beleben.

Die Größe und noch unbestimmbare Länge unseres heutigen Versuchs mahnten uns eindringlich, die beschauliche Rast in der Scharte zu beenden. So rafften wir unsere wenigen Sachen zusammen und kletterten über den steil ansetzenden Grat in die Höhe. Längere Strecken hinauf waren so verwittert und rauh, daß wir leicht unser Vorwärtskommen fanden und Zeit hatten, die rasch sich weitende Aussicht zu beachten. Schon ging es uns eigentlich zu lange so ohne Hemmnisse weiter, als

Hochplattig und Schwarzbachkar.

endlich der Grat in mächtigem Gestaltungsdrang stolze Türme aufwarf und tiefe, blau funkelnde Scharten einriß. Von einem Vorzacken, auf dem wir standen, baute sich dieser wilde Mittelteil des ganzen Grates jäh und mannigfaltig auf, so daß es schwer war, im vorhinein über die Art der Bezwingung etwas Genaueres zu sehen. Wir stiegen daher ziemlich rasch und noch unschwierig in eine Scharte hinunter, wo wir auf einer bequemen Stelle das Seil um uns schlangen. Ein Schluck aus der Wasserflasche bildete die einzige Anfeuerung, dann ging's über eine schroffe, schwierige Stufe, über eine Querstelle und leichtere steile Felsen zum Turm empor. Der Abstieg in die darauffolgende Scharte ergab sich unvermutet rasch, wogegen der stattliche, aufrechte Wartturm, welcher sie abschloß, ein wilder Geselle war, der jede Auskunft verweigerte. Da ihm auf dem Grate selbst nicht beizukommen war, stiegen wir durch eine schmale, eisige Spalte auf der Nordseite etwas in die Tiefe, bis sich ein steiler, ebenfalls vereister Kamin öffnete, der gegen den Turm emporDrang. Schwierig und mühsam war das Emporklimmen in diesem glatten, eisig kalten Schacht, welcher zudem noch von einer Platte unterbrochen war, die ich erst mit dem Pickel von ihrer Eisschichte befreien mußte, bevor ich sie anfassen konnte. Auch nach Überwindung derselben blieb der Riß noch eng und glattwandig, doch führte er uns zu den oberen Teilen des Turmes, die mehr von Fugen zerrissen wurden. So gelangten wir auf sein Haupt, von dem aus zu beobachten war, daß der weitere Grat bis zur Signalkuppe fast durchaus unschwierig auf Schneestreifen der Nordseite umgangen werden konnte. Nach einer kleinen Rast machten wir uns wieder auf den Weg, indem wir den Grat verfolgten, der mehrere Male aus der Ferne böse Gesichter schnitt, welche in der Nähe jedoch ganz gemütlich waren. Einige schroffe Zähne umgingen wir auf Schneegesimsen an der Nordseite, nicht weil sie unbesiegbar gewesen wären, sondern da die Sehnsucht nach Kühle und Schnee auf den sonnglühenden Klippen uns dazu verlockte. So kamen wir allgemach immer höher und die weite Freiheit des Blickes veranlaßte uns zu manchem kurzen Stillstand.

Der obere Teil des Grates, welcher wieder mehr einer scharf gezähnten Schneide gleicht und nicht bequem umgangen werden kann, bereitete uns noch manche leichte und schärfere Kletterstelle, bevor wir Hand an die Signalstange der Ostecke legen konnten. Vier Stunden hatten wir so seit der Scharte mit Einschluß einer Anzahl kleiner Rasten zur Bezwingung dieses für unbegehbar gehaltenen Grates verbraucht. Eine Lust, noch auf den höchsten Punkt des Berges hinüberzuklettern, spürten wir nicht in uns, wir wollten lieber eine um so längere Zeit auf dieser Ecke hier verbringen können.

Der Tag war ungewöhnlich an Klarheit und Windstille, was um so mehr die Absicht zu einer langen Gipfelrast befestigte. Wir bauten uns Lehnstühle aus Steinen und Schnee, eine Vorratskammer daneben für Speisen und Trank und

machten aus Röcken und Pickeln einen Sonnenschirm darüber, unter dem wir lagerten. War der Aufstieg mühsam und reich an Anstrengung gewesen, so war das Schwelgen auf dem Gipfel ebenso reich an Erholung. Ungeheuer weit und hinrauschend über die herrlichsten Färbungen glitt der Flügelschlag der Aussicht von den Loferer Steinbergen bis zu den fernen, gelblichen Eisdomen des Engadins. Wir waren zu begeistert, um eine anatomische Sektion an ihr vorzunehmen, die Einheit war unergründlich schön.

Auf den Kämmen eines zauberhaften, paradiesischen Meeres glaubten wir zu ruhen, die in ungeheuren Reihen schaumgeschmückter Wogen vor einer unsichtbaren, fernen Küste brandeten.

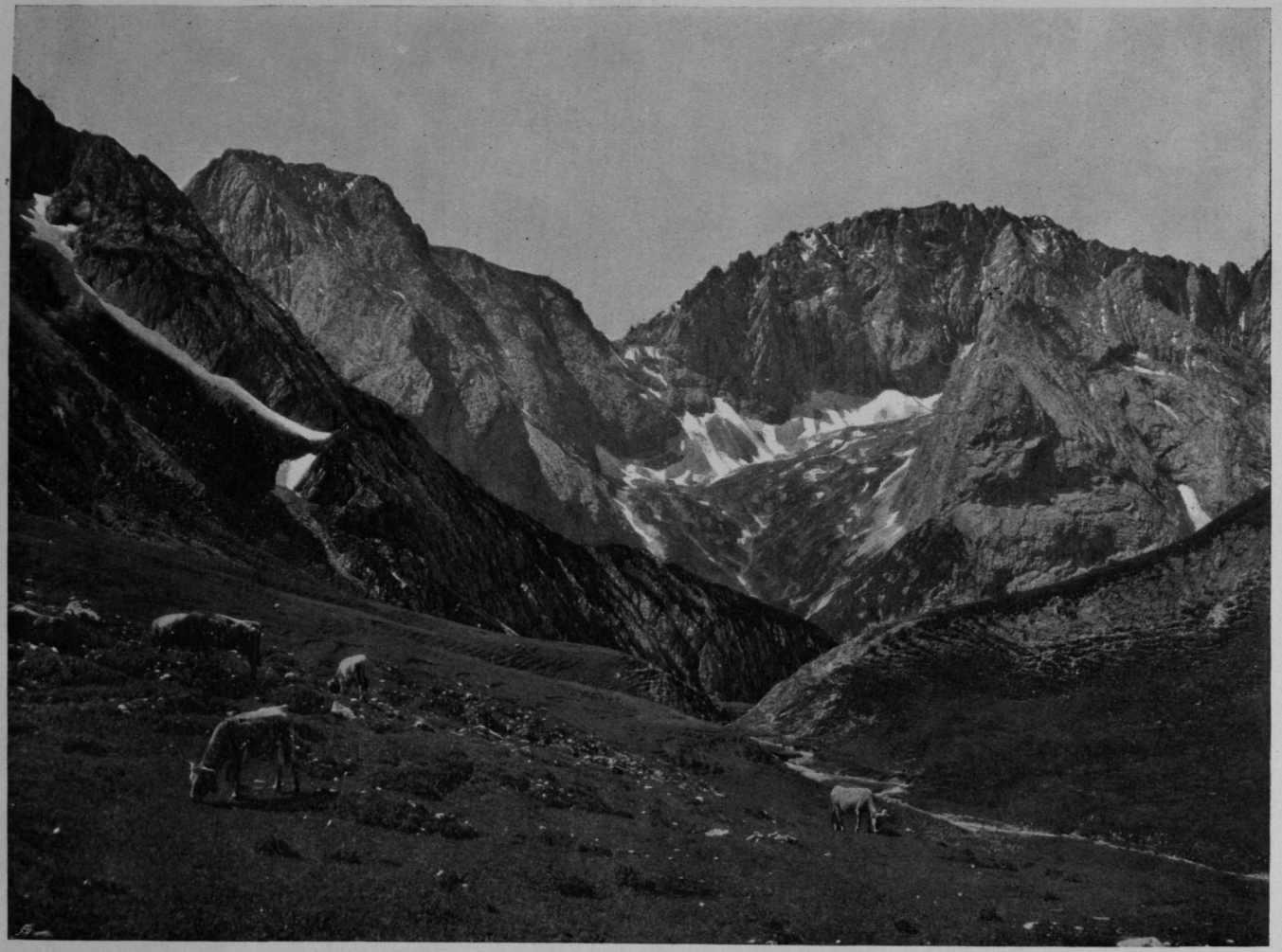
Mitten in der Bewegung schienen sie versteint, gerade als die kühnen, stürmenden Wasser ihre schneeigen Schultern und Arme gegen das träge, nüchterne Land erhoben hatten, und noch jetzt war etwas von jenem wilden Leben darin verblieben. Oder war's nicht, als leckte da drüben im Westen blaues Gewog bis zu den höchsten Zinnen und stürzte sich ostwärts in die offenen Furchen? Die Sonne aber füllte die Luft mit schmeichelnder Wärme und pochte mit tausend glühenden Fingern an die schimmernden Krusten des Winters.

Ein leises, trauliches Rinnen, Sickern, Tropfen summte mit feinen Stimmchen um uns her und goß zierliche Bächlein und glänzende Tropfen auf die rauhen, graulichen Steine, wo sie zögernd innehielten, bis sie Kraft und Nachschub bekamen, die weiteren Schritte zu lernen. Eifrig waren wir bemüht, solche Bächlein zu einem größeren Wasserfaden zu verspinnen, der indessen so langsam unsere Flaschen füllte, daß wir unseren Durst nie ganz zu beschwichtigen vermochten. Die Anlage dieser einfachen Schmelzwerke nahm einen großen Teil unserer Zeit und Arbeitslust in Anspruch, von denen wir allerdings große Vorräte besaßen. Mit Tee, Zitronen, Schokolade und Zucker versuchten wir die mannigfaltigsten Getränke zu brauen, immer natürlich nur in sehr geringen Mengen. Dann kletterten wir wieder zu unserem Vergnügen auf den scharfen Felsklippen in der Nähe herum, von denen jede eine kleine Abänderung der Aussicht gewährte. Der Anblick des nächsten Grates war überhaupt von einiger Tiefe, ein prächtiges Schaustück, weil ein ganz unheimlich dunkelblauer Himmel auf seinen blendenden Scharten lastete. Ich habe nur selten eine so tiefe und schwere Färbung gesehen, in welcher die Blicke wie haltlos in die ewige Nacht des Weltraumes versanken.

Stunden verträumten wir so auf dem einsamen Felshaupte, bevor wir uns entschließen konnten, in die Tiefe zu steigen. Das war aber unter den jetzigen Umständen ebenfalls ein lustiges Unternehmen, denn bis zum Ausstieg hinunter leitete eine glitzernde Schneebahn. Nach langem Abschied kletterten wir so die trennende Felsstufe bis zum Beginn der langen Rinne hinab, die ziemlich festen, oben erweichten Schnee beherbergte. Anfangs laufend, dann gleitend durchmaßen wir rasch eine Strecke, die im Sommer eine vielmals längere und mühseligere Arbeit erheischt.

Als wir uns jenem tiefen Abbruch näherten, mit dem die flacheren oberen Hänge unseres Berges in die Judenbachschlucht abstürzen, verließen wir die Schneerinne gegen links auf aperen Gras- und Schuttflächen, wo wir langsam abstiegen, weil wir scharf auf den oberen Anfang des Drahtseilkamins achtgeben mußten. Da mehrere ganz ähnliche Schluchten sich in seiner Nähe öffnen, die an Abgründen enden, so wäre es wohl sehr wünschenswert, wenn durch irgend ein auffallendes Zeichen der richtige Einriß weithin gekennzeichnet würde.

Als wir ihn glücklich gefunden hatten, begannen wir in ihm mit Hilfe des langen Drahtseiles hinabzuturnen, wobei fast allein die Arme den Körper halten müssen, da der Grund sehr glatt und unverläßlich ist. Leider besitzt das Seil keine Holzperlen und schneidet daher bei seiner Länge (80 *m*) ganz beträchtlich



Naturaufnahme von F. Benesch. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Miemingergruppe: Hochwand und Hochplattig von Norden.

in die Hände. Große Aufmerksamkeit verlangt auch der Umstand, daß das Seil an einigen Stellen von fallenden Steinen teilweise abgeschlagen ist und daher seine rostigen, heimtückischen Drahtspieße entgegenstreckt. Am unteren Ende verlohnt es sich, mit wenigen Schritten zur Scharte hinter dem Fingerturm hinaufzusteigen und einen Blick in die ungeheure Wildnis der inneren Judenbachschlucht zu werfen, welche allerdings nur teilweise sichtbar ist. Am besten erhält man von den höheren Judenköpfen oder vom Grat des Hennebergs in das Schluchtgewirre Einblick, das unglaublich phantastische Formen verbirgt. Von hier aus eröffnete sich uns wieder bis ganz hinab in den Alpelgrund eine glatte, breite Rutschbahn, auf der sich jeder eine Linie aussuchte, welche er dann in rasendem Schwunge durcheilte. Ohne so die Mühsamkeiten der langen Schutthalden irgendwie vermerkt zu haben, standen wir innerhalb äußerst kurzer Zeit (drei Viertelstunden) wieder im Tale. Gemächlich schlenderten wir über die flachen Schneefelder abwärts, wobei wir ihnen so lange als möglich folgten und von ihrer äußersten Zunge mit Unlust auf den groben, klotzigen Schutt übergingen. Für den Abstieg kann man sich keine andere auch nur annähernd so bequeme Unterlage denken, als sie der Schnee im Frühjahr gewährt. Um so empfindlicher spürten wir jetzt den rauhen Steingrund, da auch die Schuhe selbst ganz weich und nachgiebig geworden waren.

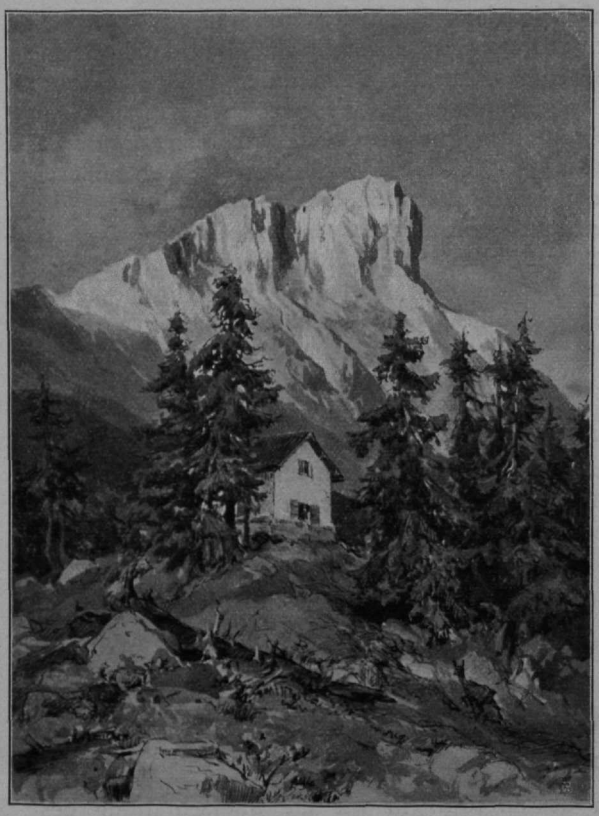
Am Alpelhaus machten wir noch eine kleine Rast, um den großen vom Abendschein verklärten Weg über den Nordostgrat nochmals zu verfolgen, dann trabten wir gemächlich gegen Telfs hinaus, stillen Frieden aus Wald und Quellen zu den Freuden der Hochfahrt gesellend.

Hochwand.

Erste Ersteigung über den Südwestgrat (25. September 1897).

Im Herbst desselben Jahres, in dessen Frühjahr wir die Überschreitung des Hochplattig ausgeführt hatten, saßen wir wiederum allein im Alpelhaus, aber diesmal unter freundlicheren Umständen. Die Hütte war sauber und neu eingerichtet, ein herrlicher, klarer Abend stand bevor, den wir, da die mühsamen Kochgeschäfte schon glücklich beendet waren, voll und frei genießen durften. Vor der Hütte stand damals gegen das Inntal hin ein Tisch mit etlichen Bänken, der eine sehr schöne Aussicht über die nachbarlichen Tannenwipfel hinweg auf die Hochmunde, die Höhen von Buchen und das breit abfließende Inntal selbst gewährte.

Auf ihm rüsteten wir nun unser Abendessen, dem wir durch die Anwesenheit von einigen Gläsern voll tauig funkelnden Wassers und rotstrahlenden Weines ein festliches Gepränge verliehen. Während wir so unter allerlei Gesprächen die einfachen Gerichte mit köstlichem Wohlbehagen verzehrten, rötete sich allgemach und ganz unmerklich von rückwärts her der Himmel zu tiefer, feiner Glut, aus der ein überaus zarter Aschenregen auf die Bergkämme zur Seite und in die stillen Wälder ringsum zu fallen schien. Der Inn im Tale bekam leuchtende Bögen, die sich langsam krümmten und verschoben, so daß er einer noch halb im dunklen Laub verhüllten, goldigen Schlange glich, die sich erschreckt aufzurichten und fortzuringeln beginnt. Die Saat des roten Scheines aber gedieh und überspannte die dunkle Erde mit ihren holden, schimmernden Blüten, wie Flechten einem finsteren Felsblock oftmals in tiefer Schlucht zu rosigem Kranze gereichen. Wir saßen stumm und schauten auf das große Spiel des Lichtes, das langsam, wie es begonnen, auch wieder endete. Aber als schon überall der schöne Glanz verblichen und verschwunden war, stand der stolze Kegel der Hohen Munde noch in vollem purpurroten Schein, jetzt einem Vulkan ähnlich mit riesenhaftem, glühendem Herzen. Als auch dieses erkaltete, hatte die Nacht sich schon aus den Schluchten gewagt und schlich über



Alpelhaus und Hochmunde.

die Länder noch scheu und verborgen in Wäldern und Klammen gleich einem Geächteten, der erst einen schwarzen, finsteren Haufen von Anhängern sammelt, um dann mit Gewalt zu erscheinen. Wir blieben draußen bei unsern noch halbvollen Weingläsern und verharrten bis zur Verkündigung der Sterne, da der hohe, nahe Wald noch immer die laue Wärme des sonnigen Tages bewahrte und die Stille und Weihe des Alpentales unvergleichlich in die Seele drang.

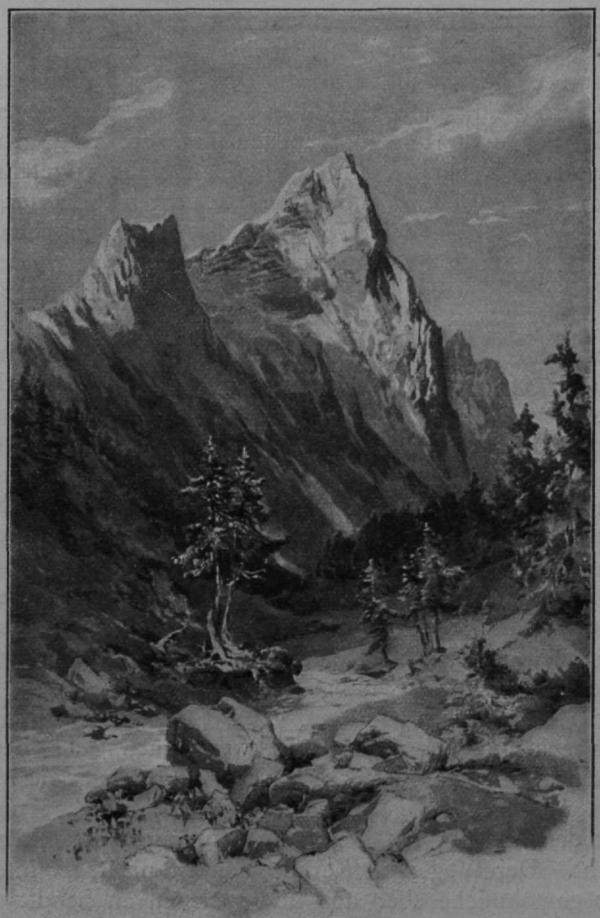
Der Morgen hielt, was der Abend glühend besiegelt hatte, das ganze Hochtal atmete im Tau dem lichten Himmel entgegen, der schon die höchsten Zinnen der Berge mit goldenem Lichte benetzte.

Diesmal konnten wir uns zum Aufstiege gegen die Alpelscharte leider nicht mehr der bequemen Schneehalden bedienen, die längst schon vergangen waren. Wir glaubten daher besser zu tun, gleich direkt gegen die Scharte längs einer großen Runse aufzusteigen, doch zwang uns dieser mühsame Weg sogar zu einigen Klettereien, noch bevor wir die Felsen der Scharte selbst erreichten. Es dürfte auch in schneeloser Zeit besser sein, längs der Kante der Hochwand vorzugehen.

Die Ersteigung der Scharte selbst erforderte gegen das vorige Mal eine weit ausgedehntere Kletterei, die indes nirgends schwierig wurde. In der Scharte veranstalteten wir eine beträchtliche Pause, zum Teil schon durch die Befriedigung des Hungers und die Vorbereitungen zur Kletterei bedingt. Der Südwestgrat der Hochwand bricht mit einer hohen, fast lotrechten Wand gegen diese Scharte ab, ja, vom Tale gesehen, scheint dieser Abbruch sogar stark übergebogen, was ihm wohl den Ruf der Unzugänglichkeit verschafft haben mag. Jedenfalls erwarteten auch wir bedeutende Schwierigkeiten, weshalb wir uns sorglich mit Seil und Kletterschuhen bewaffneten. Die Wand stand so sehr im Dunkel und sah so gleichmäßig aus, daß wir erst ganz an sie heranrücken mußten, um Weg und Steg an ihr zu erspähen. Der Drang, diese großartig aufgetürmte Ungewißheit zu entscheiden, schnitt endlich die Rast ab und brachte uns in Bewegung. Nach wenigen Schritten über Schutt konnten wir bereits auf festen Fels übergehen und mit Benützung der Hände klettern, was nach langem Anstieg über Schutthalden ein kostbares Vergnügen ist. Rasch erklommen wir eine entgegenstehende, senkrechte Stufe, hinter der ein glatter, höherer Vorsprung auftauchte. Auf den ersten Blick erkannten wir, daß er sich auf der Nordseite umgehen ließe, was uns nicht abhielt, denselben in der Kampfeslust von vorn anzugreifen und anstrengend zu überwinden. Er besitzt

einen ziemlich schmalen Körper, welcher von der folgenden Wand durch einen tiefen, scharfen Hieb abgespalten ist. Der Riß zeigte sich gerade so breit, daß man ihn mit einem mächtigen Schritt zu überbrücken vermochte. Die Wand, an die wir jetzt herantraten, gehört zu jener, welche die schroffe Ecke des Hochwandgrates ausmacht und zwar schon zu ihren höheren Teilen. Sie läuft etwas schräg gegen den kleinen Grat, über den wir emporgekommen waren und birgt eine seichte, steile Plattenrinne in sich, die wir zum Aufstieg erkoren. Das feste Gestein und die steile Lage ermöglichten ohne besondere Kletterkünste einen raschen Fortschritt. Unvermutet schnell gelangten wir so auf die Kante der großen Ecke, welche übrigens viel mehr dem First eines Daches gleicht, da sich nach Süden hin flache, weite Geröllfelder absenken. Daß sich so rasch und ohne jede große Schwierigkeit dieses Problem würde lösen lassen, hatten wir nicht zu hoffen gewagt. Wie in vielen tausenden ähnlichen Fällen hatte es sich nur um den tatsächlichen, greifbaren Versuch gehandelt, welcher allem Anblick von der Ferne so widersprach.

Und darin liegt der wesentliche Fortschritt, den die moderne Bergsteigerei gegen die ältere voraus hat. Während die Älpler und mit ihnen die ersten Abteilungen der Alpenforscher noch dem Anblick, den Fels und Eiswände im großen und ganzen aus einiger Entfernung bieten, einen großen Einfluß auf ihre Pläne und Urteile zumaßen und sich von ihm abhalten ließen, rennt der moderne Bergbezwinger auf jeden Fall ganz an die Wand heran, ohne auf ihr abschreckendes Äußere das geringste Gewicht zu legen. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat dieser Tastmethode ungezählte und oft unglaubliche Siege bestätigen müssen. Sie ist natürlich besonders für kurzsichtige Stadtmenschen angenehm oder für solche, die aus einer Prüfung der sichtbaren Schwierigkeiten doch nicht schlüssig zu werden vermögen. Die Losung lautet: »Frisch anpacken, am Ende geht's doch« und nur der tatsächliche Versuch kann entscheiden. Wenn sich eine große alpine Erfahrung noch zu dieser kecken Methode sichernd gesellt und sie durchgeistigt, dann sind ihre Aussichten in der Tat ganz ungewöhnliche. Wir freuten uns sehr des Erfolges und stiegen, nachdem wir Seil und Kletterschuhe wieder versorgt hatten, herum, weil wir uns einen recht schönen und bequemen Sitz aussuchen wollten.



Hochwand aus dem Gaistal.

Auf grasverbrämten Felsplatten nahmen wir dann Platz und sogen die schöne, frisch und jugendlich beleuchtete Nähe und Ferne mit unseren Blicken ein. Die Sonne lag schräg über dem Schuttfeld und ihre jubelnden Strahlen taten uns wohl wie lang ersehnte Küsse. Im Tale wogte und schwoll eine ungeheure Nebelschlacht noch unentschieden auf und nieder, der zur Seite die unbeteiligten Berge mit klaren Scheiteln sich erhoben. So rein und abgeklärt waren die Höhen, daß man glauben konnte, es wäre alles Unreine in der Nacht zu Boden gesunken und die Alpen hätten sich im Sternenlicht neu gebadet. Besonders das Urgebirge tat sich mit schneeweißen Gletschern und rötlichen Almen prächtig hervor, auf denen nun der Herbst allein seine stummen, bunten Spiele abhielt.

Eine kleine Schneezunge, die weit unter uns in einer Nische sich noch erhalten hatte, lockte mich indessen so, daß ich mich mit einer leeren Flasche aufmachte und zu ihr hinabstieg. Leider war sie noch gefroren, so daß ich statt Wasser nur einen Hut voll Schnee mitbringen konnte. Mit seiner Hilfe erzeugten wir ausgezeichneten Eistee, der einen sehr erfrischenden Trank abgab. Ein großer Schluck davon war auch das Zeichen zum Beginn der Weiterwanderung, die auf eine lange Strecke ganz flach über Felsplatten und Schuttlagen hinführte.

Dieser mühelose Gang auf der stolz erhobenen Scheide zwischen dunklen, wild zerschnittenen Wänden und sanften, rieseligen Schutthalden voll Sonnenlicht glich einer ganz auffallenden Belohnung für den schroffen oder mühsamen bisherigen Aufstieg und wir nahmen sie dankbar in Empfang. Daß wir uns nicht sehr beeilten, ist unter diesen Umständen naheliegend, und dies um so mehr, als die Kante an mehreren Stellen eigens Kanzeln gegen Norden vorbeugt, von denen man tief und jäh hinabschauen kann in eine großartige Wildnis voll weit aufgerissener blauer Felsschlünde. Man sieht ungefähr mit ähnlichen Empfindungen von sicherem Bord in solche Schluchten hinunter, mit denen man als Kind die wilden Raubtiere der Tropen in ihren Käfigen bewunderte.

Der letzte Aufbau des Gipfels stellt sich wieder als ein schroffer, gelbrötlicher Zacken dar, welcher ganz unvermittelt über dieser flachen Schulter thront. Das Gestein zerbricht in scharfe, kleine Splitter und bildet daher reichlichen Schutt und sehr schlechte Griffe und Tritte. Der erste Vorbau mußte über einen recht plattigen Absatz erstürmt werden, von dem eine spärliche Schuttinsel zu einer steilen Rinne leitete. Der Anfang wurde durch einen schmalen Riß fast versperrt, dessen Erklimmung uns schwere Arbeit kostete, da der wegdrängende Überhang sehr arm an Rauhigkeiten war. Dann vertiefte und verbreiterte er sich, so daß wir rasch hindurchklettern und auf dem Grate selbst, an welchem er endete, den Weiterweg suchen konnten. Er ist hier ziemlich schmal und brüchig, doch ohne größere Unregelmäßigkeit und gestattete eine zwar vorsichtige, aber leichte Bewegung. Bald betraten wir so den Südwestgipfel der Hochwand, auf dem wir unser Gepäck ablegten und von wo wir dann gleich weiter zum höheren Nordostgipfel hinüberklommen. Der Verbindungsgrat ist mit scharfen, faulen Zähnen besetzt und sehr lose in seinem Zusammenhalt, so daß ich glaube, er habe schon viele Besucher der Hochwand von ihrem höchsten Ziele abgeschreckt. Seine Überwindung ist übrigens durchaus nicht leicht, wenn auch jeder Kletterer etwas von der brüchigen Gefährlichkeit abbröckelt und so unwillkürlich den Weg versichert. Wir waren vom Verlaufe des heutigen Aufstieges sehr befriedigt und die Vergleiche, welche wir mit den anderen uns bekannten Zugängen anstellten, rückten diesen in das beste Licht. Der Weg vom Karkopf her ist nicht so interessant und viel weitläufiger, der gewöhnliche aber steil und mühsam an Schutt und Grashängen von der Zehe bis zum Scheitel. Der Nordanstieg war damals noch nicht eröffnet.

Jeder von uns hatte den Berg schon in früheren Jahren besucht, weshalb

wir leicht in jene Erinnerungen verfielen und alte Tage voll Bergglück in dem neuen sich belebten. Das weithin gesponnene, lichtbläuliche Netz von Tälern, in denen jetzt die Nebel besiegt und vernichtet waren, glich mit den hohen, langen Bergdämmen einem großartigen Stau- und Wasserwerk, dessen feine Flüssigkeit von einem entlegenen, fremden Meere hereingetragen und hier verwahrt wurde.

Der feinste Dunst zierte die Ufer, an denen sich da und dort silberne Bänke mit Lagunen ausschieden. Dabei war die ganze Flut so hell und durchsichtig, weil sie ja nur eine schwerere, tiefere und kühlere Abteilung der Luft ausmachte, welche diese herrlich hinblauenden Fjorde erschuf. Weit und lang schifften wir mit den Blicken auf diesen wundersamen Straßen, die einsam und ohne Spur jeglichen Fahrzeuges, jeglicher Brücke so feierlich, so majestätisch und unendlich schienen und die ganze Kultur der Menschen auf ihrem Grunde umschlossen.

Mit einem gewaltigen Eckgrat stemmt sich unser Gipfel weit ins Geistal vor, welches offen tief zu seinen Füßen hinzieht. Gustav befestigte an einer alten, zersplitterten Stange ein Sacktuch, welches lustig in den leisen Luftzügen flatterte und so den Leuten in Tillfuß verkündigte, daß wieder einmal Gäste auf dieser einsamen Hochzinne weilten. Die Laubhölzer und Lärchen in der Tiefe prangten bereits in lichterlohem, herbstlichem Farbenbrand und brachten so ein ungeahntes malerisches Leben in den weiten, ernsten Forsten zur Geltung, das in seinem bunten Treiben an eine Faschingszeit erinnerte. Zu den Karen vermochten die lustigen Trachtenzüge freilich nicht hinaufzusteigen, weil die finsteren, trotzigen Latschen ihnen den Eintritt versagten. So blieben sie in der Tiefe und vollführten die mannigfaltigsten Tänze und Verschlingungen.

Igelskopf und Mitterspitzen.

Als wir uns an den dunklen Nordabstürzen der westlichen Miemingerkette, am Geistal und an den langen Bruchmauern des Wettersteins satt gesehen hatten, übersiedelten wir auf den anderen Gipfel, der die Augen besonders auf die firnglänzenden Uralpen und das Inntal lenkt. Auch ins Alpeltal, aus dem man heraufgestiegen ist, senkt man gern die Blicke. Die Berge in der Nähe und zum Teil auch jene in der Ferne gehörten zu unseren nahen Bekannten, und so zauberhaft es ist, einer völlig neuen Welt entgegenzutreten, so heimatlich und traulich wirkt das Wiedererkennen alter, liebgewonnener Orte. Man glaubt, ein großes Stück des eigenen Lebens aufs neue vor den innerlichen Augen aufleuchten zu sehen, dessen schöne Erlebnisse uns von allen Seiten zuglänzen und grüßen. Wie sehr man so in seinem Empfinden und in seinen Erinnerungen an die heimatlichen Berge gewachsen ist, vermag man erst zu erfassen, wenn man sie nach langer Abwesenheit endlich wieder um sich ragen sieht. Damals dachte keiner an einen Abschied, sondern nur an vielfache Wiederkehr. Allmählich neigten sich die Sonnenstrahlen schon gegen Untergang und weite Teile der Aussicht verkümmerten ohne Glanz.

Da brachen wir auf, blickten noch einmal in die Runde und begannen den

Abstieg. Zu diesem Zwecke eilten wir noch ein Stück den Grat gegen Westen hinaus, bis sich passende Rinnen gegen Süden öffneten, in die wir hinabtauchten. Das Gestein ist plattig, doch mannigfaltig gebogen und mit Schuttlagen bestreut, so daß man fast immer mit den Füßen Halt findet und die Hände außer Spiel bleiben können. Im ganzen ist das Gehen auf diesen Abhängen zu heimtückisch, um angenehm, und zu gleichartig, um interessant zu wirken.

Allgemach rissen tiefere Runsen in das Plattengefüge ein, weshalb wir gegen links zu auf den grasigen Eckgrat losstrebten, den wir schon ziemlich hoch erreichten, was einen bequemeren Abstieg über Gras gestattete. Eine Strecke oberhalb seines steilen Südabbruches kletterten wir mit eingehakten Pickeln auf der Karseite längs sehr steilen Grasgesimsen in die Tiefe, bis der Grat unterhalb des Absturzes wieder gangbar wird. Da begaben wir uns auf denselben, der nun fortan die Spuren eines schmalen, zierlichen Steigleins aufweist.

Der rasche, oft laufartige Abstieg hatte eine unangenehme Menge von Wärme in unseren Körpern angehäuft, weshalb wir, da ja alle Vorsicht erheischenden Stellen schon hinter uns lagen, an der oberen Grenze des Holzwuchses eine Rast einschalteten. Behaglich saßen wir in reichen Büscheln vergilbten Grases und ließen uns von der Kühle des Abends erquicken, während wir mit den Händen in den warmen Strähnen wühlten. Die Hüte hatten wir weggelegt und so strichen die leise auf- und abwogenden Lüfte durch die feuchten Haare und beruhigten die heißen Stirnen. Auf den höheren Bergen lag noch das Sonnenlicht, doch zitterten und schwankten seine feinen Fühlerchen schon ganz merklich. Ein Türmchen nach dem anderen erlosch und die kalten dunklen Schluchten vergrößerten ihre Habe.

Weil wir noch einiges unten in der Hütte zu richten hatten, wobei das Tageslicht nicht gut zu entbehren war, so nahmen wir von dem warmen Nestchen Abschied und rannten durch eine lange, rauhe, halbverwachsene Runse auf die Böden innerhalb der Hütte hinab. Schon von weitem bemerkten wir zu unserer Freude, daß sich keine weiteren Besucher auf derselben angesammelt hatten, und der Eintritt bestätigte diese Beobachtung. So konnten wir wieder auf einen stillen und ungestörten Abend hoffen, der uns auch bis tief in die Nacht hinein mit Arbeit und Genuß reichlich beschenkte. Den nächsten Tag verbrachten wir auf den Höhen des Karkopfes, für den wir einen netten Zugang vom Niedermunde-Sattel her über den Grat entdeckten.

Aus den Kalkkögeln bei Innsbruck.

Von

Karl Berger.

Über die Kalkkögel erschien im Jahrgang 1884 der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. eine Abhandlung von C. Gsaller, welche für die damalige Zeit vollkommen war und die Eigenart wie die Gliederung dieser Berggemeinschaft in vorzüglicher Weise klarlegt. Inzwischen hat sich vieles geändert. Manche Türme, die früher eine ganz untergeordnete Stellung einnahmen, gewannen durch ihre Beziehung zu einer menschlichen Fähigkeit Bedeutung; sie wurden erstiegen und man sah solche Berge nun viel aufmerksamer an, weil Anstrengung und Aufregung, die ihre Ersteigung uns abfordert, ihnen gleichsam als Seele eingehaucht wurden. Auch viele neue Anstiege wurden ausgeführt, die Gruppe derart vergrößert, weil jeder Berg dem Alpinisten gewissermaßen in verschiedenen Auflagen entgegentritt. Die Anstiege sind im »Hochtouristen« kurz und treffend angegeben. Viel Wertvolles ist in einem Aufsatz von H. v. Ficker im Gedenkbuch für O. Melzer »Aus Innsbrucks Bergwelt« enthalten. Mir kommt es im Folgenden besonders darauf an, mitzuteilen, was ich in den Kalkkögeln sah, fühlte und erlebte, in der Hoffnung, meine Empfindungen mögen beim Herz des Lesers nicht vergeblich um Einlaß bitten.

Zwischen der Sill, dem Stubaital, den Sellrainerbergen und dem Inntal ruhen die Kalkkögel als Sonderlinge in ihrer Umgebung auf dem Urgebirge. Mit der Saile streben sie in breiten Waldhängen vom Silltal auf. Bis zur Hochtennspitze ziehen sie in ostwestlicher Richtung und wenden sich sodann in nackten, schlanken Dolomitriffen, nach jeder Seite hin den Ernst der wilden Höhe wahrend, nach Südwesten; der Große Burgstall ist am weitesten in dieser Richtung vorgerückt, seine Almböden gleiten unvermittelt ins Stubai nieder.

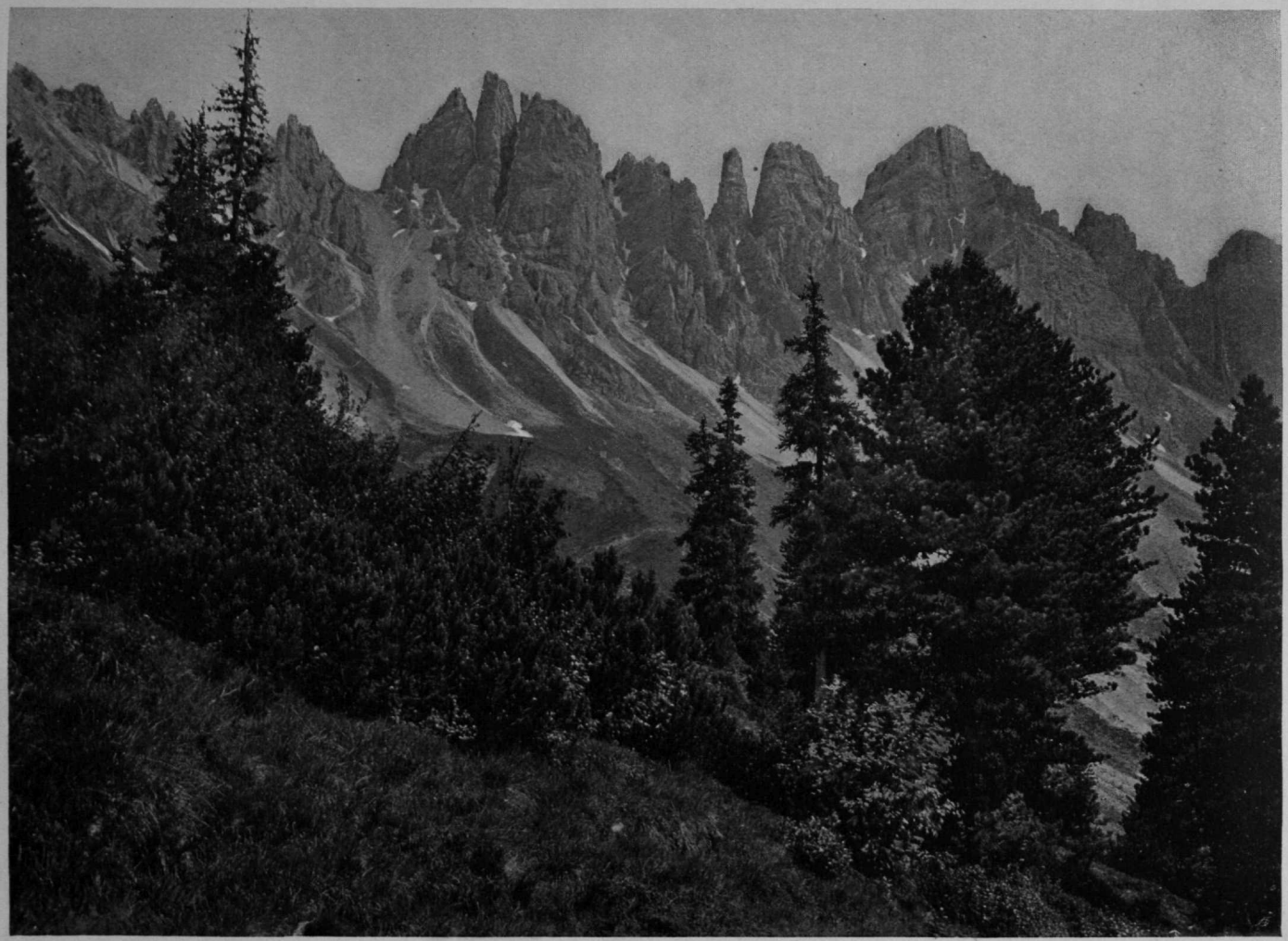
Will man die Kalkkögel kennen lernen, so findet man, von Norden kommend, mit Hilfe der Ansichten, die sich aus dem Lizumertal und dem Senderstal auftun, eine natürliche Einteilung dieser kleinen Gruppe und kann sich sofort zurechtfinden. Wer aber von Süden den Kalkkögeln nahetritt, wird infolge der vielen Gruben und Seitengrate und der minder ausgeprägten Gipfelformen, falls die Betrachtung nicht

aus größerer Ferne und Höhe geschieht, etwa von der Serles oder dem Pinnisserkamm aus, nicht so rasch eine geordnete Übersicht erlangen.

Die Saile hat gegen Innsbruck zu ein gewaltiges Ansehen. Sie gleicht einer tiefsitzenden, mächtigen Gestalt. Steht man in Vill oder Igls, so ragt über ihren Rücken mit gefurchter Felsstirn der Ampferstein auf, ein zweischulteriger Gipfel mit breitem, herrischem Aussehen. Er ist von der Saile durch das Halsl, einen weiten Sattel und bequemen Übergang von der Lizum ins Stubai, getrennt. Nach einem unbedeutenden Felsaufsatz, der Kehlbachlspitze, folgt am Grat die Marchreisenspitze, welche den Grund des waldigen Lizumertales mit ihrer Herrlichkeit erfüllt. Dieser westlich zur Seite gerückt, schneidet, von breiter Felsmasse gehoben, die kühne Lizumernadel in die Luft. Steigt man von der Lizumeralpe weiter hinauf ins Kar, in die Lizumergrube, deren Trümmerfluten sich gegen das Inntal zu an einem grünen Hügelwall stauen, so sieht man aus nächster Nähe den Nordabbruch der Malgrubenspitze; diese gleicht, von Norden geschaut, einer doppeltürmigen Wallfahrtskirche. Von der zackigen Hochtennspitze, die sich westlich anschließt, ragt ein Hügelgrat weit nach Norden hinaus auf das Mittelgebirge; er ist aus dunklem Schiefer gebildet und trägt üppige Weiden. Der bequemere Alpinist, welcher auf diesem Trennungsgrat vom Lizumertal und Senderstal, im weichen Gras liegend, nach dem grauen und gelben Zackengewirre schaut, kann jenes angenehme Gruseln genießen, das man in der Menagerie beim Beschauen wilder Tiere fühlt. Die Hochtennspitze hat, vom Hochtennboden aus gesehen, das Aussehen eines unnahbaren Felshorns; rückt man ihr näher, so wird man vom Verschwinden aller vermeintlichen Schwierigkeiten überrascht.

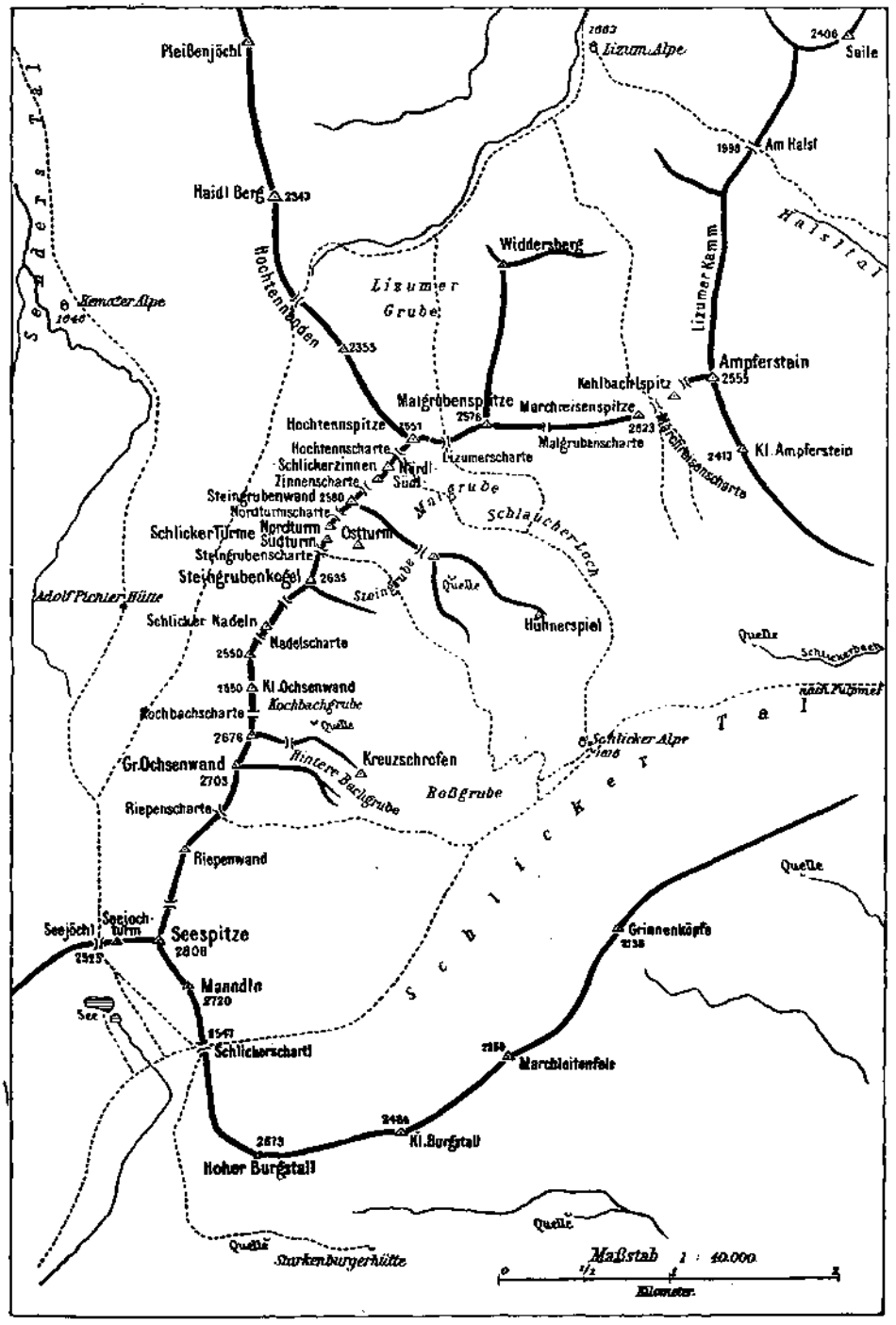
Von der Kematneralpe her sieht man jenen Teil der Kögel, der nordwestliche Richtung hält. Gegen den Hochtennboden auf die Rasenhänge hinausgerückt, ragen einige unbedeutende Klippen auf. Mit den Zinnen, drei geschwisterlich verwachsenen Obelisken, beginnt linker Hand auf dem Grate die Hochwelt. Zwischen dem südlichen und mittleren Körper tragen sie einen noch unerstiegenen Zacken. An die Zinnen reiht sich, unscheinbar zusammengekauert, die Steingrubenwand an. Mit senkrechter Kante steigt der Grat zur Spitze des Südturms auf, dem sich rechts der schlanke Nordturm beigesellt; dieser nimmt wenig Raum ein, doch gewinnt er in edler Bescheidenheit, so scheint es, alle Blicke. Der Ostturm ist von hier aus unsichtbar. Zinnen und Türme gleichen schlanken Jünglingsgestalten. Mit dem Steingrubenkogel werden die Gipfel mächtiger. Diesem wild und massig aufgebauten Riffe folgen nach Süden die auf gemeinsamem Sockel stehenden Schlickernadeln, die beiden kastenförmigen Ochsenwände und die Riepenwand. Steingrubenkogel und Riepenwand schauen sich ähnlich. Gewaltigen Bildsäulen ägyptischer Könige gleichen sie; in steinerner Ruhe, wie gedankenschwer, sitzen sie auf ihren Thronen. Im Grat, der sich von der Riepenwand zur Seespitze spannt, stehen drei eigenartige Türme in regelmäßigen Abständen; einer von ihnen ist oben dicker als unten, ein anderer sieht aus, als wäre er aus übereinandergelegten Mühlsteinen erbaut. In der Schlickerseespitze, 2808 *m*, welche den Hintergrund erfüllt, gewinnt wieder die Zierlichkeit den Vorrang. Diese Spitze ist der höchste Gipfel der Kalkkögel. Von ihr senkt sich nach rechts, als rückwärtige Begrenzung eines breiten Schuttstroms, der lange Westgrat; diesem entsteigt der feingestufte Umriß des Seejochturms, an den sich, auf dem Seejöchl fußend, ein dünner Gratzierat lehnt.

Von der Schlickeralpe aus sind alle Gipfel der Kalkkögel zu ersteigen. Gegen das Schlickertal setzen zahlreiche Seitengrate nieder, die vielfach die seltsamsten Felsauswüchse tragen; die dazwischenliegenden Gruben münden über zundernbewachsenen Stufen. Diese Kare bergen schöne Weidegründe, wo aus dunklen Zundern unter gewaltigen Zirben die Alpenrosen leuchten. Jede dieser Gruben ist zuzeiten



Naturaufnahme von O. Melzer. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Die Kalkkögel von Westen.



Skelettkarte der Kalkkögel.

ein wundervoller, abgeschlossener Blumengarten und die schlanken Steingestalten stehn hoch darüber und versuchen oft noch himmlischer zu glühen als die Alpenrosen.

In den Kalkkögeln ist die Verwitterung so weit vorgeschritten, daß einzelne Gipfel gar nicht mehr durch Fels äußerlich verbunden sind. Breite Schuttströme scheiden die Massen und bilden oft weite, fast ebene Sättel zwischen lotrechten Bergkanten.

Die Ersteigung der Saile und des Hohen Burgstalls ist ganz leicht und der Aussicht wegen empfehlenswert. Mit Ausnahme der Türme, der Zinnen, der Nadeln und der Schlickermannln sind die Gipfel in leichter Kletterei zu gewinnen. Das brüchige Gestein und der vielfach verwickelte Anstieg fordern aber Berggewandtheit und Ortssinn. — Die neuere Ersteigungsgeschichte habe ich im Folgenden bei Gelegenheit angeführt.

Wer, durch die wunderschönen Bilder Otto Melzers angelockt, die Kalkkögel zum erstenmal, sei es im Feuerzauber oder in kalter Riesenpracht, über den Hochwald ragen sieht, der möge dankbaren Sinnes des Künstlers gedenken, der das Schönste des Schönen in seinen Werken zusammenfaßte. Den heißen Ruhm, nach dem er nie gestrebt, hat der Bescheidene nicht errungen, wohl aber ein inniges Seingedenken bei seinen Freunden, das um seine Taten webt wie Morgenduft um hohe Felsenzinnen.

Kematneralpe—Steingrubenkogel.

Von Kematen im Oberinntal zur Kematneralpe führen zwei Wege. Der meiner Ansicht nach schönere, der nach kurzem Gang freien Ausblick gewährt, benützt die Sellrainerstraße bis zum Eingang des Tales. Links von der Schlucht, in welcher der Bach des Senderstales in wundervollen Wasserfällen seine Künste spielen läßt, steigt man im Waldesschatten steil hinan zur freien Ebene des Mittelgebirges. Der zweite Weg liegt östlich des hier beschriebenen. Auf der grünen Hochfläche droben stehen die Dörfer Axams, Götzens und Grinzens um ihre hohen, spitzen Kirchtürme versammelt. Hier wächst Getreide verschiedenster Art. Vielleicht 3 *km* im Hintergrund steigt in breiten Waldhängen, zuoberst in Mähdern, mächtig das Gebirge auf. Es ist, als ob die Berge auf diesem erhöhten Plan, mit den Ortschaften, den reinen, niedlichen Häusern, an deren Entstehung und Erhalt sie mitgeholfen, deren Bewohnern sie liebreich das Köstlichste aus den Brüsten ihrer Almen spenden, eine Schaustellung bereitet hätten. Westlich der buckeligen Saile ist das Lizumertal, und von diesem durch einen welligen Höhenzug, durch Hoadl (Haidl) und Hochtennboden geschieden, das Senderstal senkrecht zum Inntal eingeschnitten.

Die Häuser sind hier durchwegs von Obstbäumen umgeben, die ihre fruchtbeladenen Arme gutmütig vor die Fenster halten. Vor den Türen stehen klotzige Männer und Buben in Hemdärmeln, einen Rechen oder ein Beil, beschürzte Frauen und Mädchen, mehr stark und gesund als schön, frische Wäsche oder ein Schaff in Händen. Die Wäscherei ist hier und im Sellrain ein bedeutender Erwerbszweig. — Die gehobene Axt starrt in der Luft, der nach aufgehängter Wäsche gehobene Arm bleibt in seiner Lage, sobald ein »Stadtlinger« in Bergausrüstung erscheint. Unverwandt, verwundert, manchmal auch spöttisch wird ihm nachgeschaut. Von einem Bauer dieser Gegend wurde ich einmal gefragt, ob das — er zeigte auf den Eispickel — zum »Holzkliabn« gehöre. Das war wohl Ironie; alles was nicht für den unmittelbaren Erwerb gehört, ist den Bauern schwer begreiflich.

Am Brunnen eines großen Bauernhauses, wo am Weg eine Steinkapelle mit düsterem Blick die Gebete der Gläubigen fordert, kommt von links her eine Straße,

die nach rechts über die Talfurche hinüberführt. Man folgt ihr eine kleine Weile, doch nicht bis über den Bach, und steigt dann links, von zwei Lattenzäunen gelenkt, in den Wald hinauf. Zuerst geht man ziemlich hoch über dem Wasser bei einem einsamen Hof vorbei. Der Steig, von zwei Steinmauern eingezwängt, dient, ein Wässerlein abzuleiten, weshalb man gescheiter über ihm im Grase geht. Doch währt dieser Übelstand nur eine Viertelstunde, bis eine Brücke rettend an das andere Gestade führt; von hier an ist's ein gemütlicher Almweg.

Wieder, wie so oftmals, trat uns der zundernbewachsene Kegel, vor dem auf weiter Wiese die Hüttlein der Kematneralpe liegen, aus dem Hintergrunde des Tales entgegen. Links hinein, den Kalkkögeln entlang, wand sich das Senderstal, und dort hingen die Nebel weit auf die Halden herab. Zu anderer Zeit — wir hatten damals den 4. August 1901 —, wenn die Sonne ihr Blendwerk belebt in den luftigen Zacken und Wänden droben, wie in einen Schoß liebreiche Linien von den Vorbergen in die dunkle Taltiefe niedergleiten, mit Zirbeln und Zundern das hohe, glänzende Bild umrahmen, dann ist die Kematneralpe ein seltsam schöner Ort.

Ohne Entzücken geht in den Bergen selten ein trüber Tag vorüber. Hatten wir bisher vergeblich auf die graue Wand gestarrt, die alles Schöne barg, so stachen nun die steilen Seitengrate mit ihren Zähnen durch die Wolken; der Steingrubenkogel riß sein Gewand in Stücke wie ein Verzweifelnder. Links von ihm — man traute seinen Augen kaum — war der Nordturm frei geworden. Als ich zum erstenmal ihm nahte, hielt ich das dünne Gebilde, das scheinbar auf einem Waldrücken stand, im Abenddämmer für einen Baumstrunk; da wuchs es und wuchs es, die tiefen Scharten wurden sichtbar und endlich wurde es mir klar — ich hatte einen Berg vor mir.

Die dunkeln, wildumrissenen Gestalten des Hintergrundes verkündeten nichts Gutes. Wie trotzig sie sich auch gebärdeten, die eigenartigen Riesen der Höhe, bald mußten sie untergehn in der bleichen, trägen Alltäglichkeit. In wenigen Minuten waren nur mehr die Alpenhütten in nächster Nähe und auch diese nur undeutlich, schattenhaft zu sehen. Kalter Wind und Regen durchdrangen die Kleidung, und doch schien gerade in dieser Ungemütlichkeit etwas unsagbar Gemütliches zu liegen, sah man auf das einschläfernde, gleichmäßige Spiel der Pfützen. Hinein jetzt in die Hütte! Am Feuer wollen wir unsere Glieder und unseren Geist erwärmen, die Senner kennen lernen, einfache Menschen, deren Weltanschauung sich in wenig Worte drängen läßt. Der Senner ist abstoßend und unwillig jenen gegenüber, die er zum erstenmal sieht. Er ist keinem Gast zu Dienstbarkeit verpflichtet und stutzig geworden, weil es in unserer Zeit noch immer Leute gibt, die, aus ihrem eigenen Dasein schließend, keine Freiheit kennen, befehlend Speise und Trank verlangen. Er erzählte, unlängst habe nicht viel gefehlt, so hätte er so einem feinen Gast die nötige Wegzehrung in einer Tracht Prügel verabreicht.

Nach vollbrachter Arbeit gibt es große Gesellschaft, die tätigen, genügsamen Männer sitzen auf dem riesigen Herd ums Feuer, das, als Mittelpunkt des Kreises, allen Mut und heitre Laune zu erteilen scheint. Die beiden Fremdlinge, Emerich Sarlay und ich, wirken in keiner Weise störend; aber dennoch werden sie von einem gewissen Unbehagen ergriffen, weil sie am geschäftlichen Gespräch nicht teilhaben können und sich unwillkürlich als Müßiggänger erscheinen müssen, ehe die frische, große Bergwelt selbst ihr Nichtstun segnet. Das »Muas« ist fertig und die eßlustige Runde zieht sich damit in das Stübchen zurück; einzelne Kohlen verglimmen noch und wir haben Zeit, im Dunkel über das Geschaute nachzudenken. Dem einen der Senner hatte das Leben Satire und Weltverachtung um den Mund gemeißelt, die Zunge gelähmt. Verbissen hielt er die Pfeife seitlich in den Zahnlücken und dabei starrte er in das Feuer, gleichgültig wie einer, der von der Welt

nichts mehr will, als daß sie ihn in Ruhe läßt. Ein anderer hingegen war gesprächig und konnte in seiner eifrigen Weise nicht begreifen, wie oft das Einfachste, wenn es nötig sei, nicht geschehe; war er einmal für einen Gedanken eingenommen, so erklärte er ihn ein dutzendmal in derselben rohen, aber eindringlichen Art. So meinte er, am Steig zum Seejöchl sollte man Stangen mit rot angestrichenen Brettchen aufstellen, weil die Markierung im Nebel bei den weitgedehnten Hügeln und Mulden gar nichts nütze, und er hatte recht. Nun hat sich sein Gedanke bereits verwirklicht.

Bis zur Hütte, die unser Nachtlager barg, dehnten sich tiefe Mistlachen; gerne ließ sich meine Phantasie vom lügenhaften Laternenschein in eine venetianische Mondnacht führen. »Himmlisches Venedig! Ehrfurchtsvoll versinke ich in die Schauer deines geweihten Bodens!« Und da war ich schon versunken, wollte das Hindernis kühn überschreiten und trat auch mit dem zweiten Fuß in die weiche Brühe. Im untern Teil der Hütte lag das Vieh im angenehmsten Schlaf; erschreckt, laut schellend sprang es auf, als die Störenfriede hereinbrachen. Durch ein viereckiges Loch stiegen wir in anregender Kletterei zum Dachboden hinauf. Die Bretter unseres Lagers waren so wackelig, daß wir jeden Augenblick fürchteten, auf die Kuhrücken hinabzuprasseln. Armes Vieh, nirgends bist du sicher vor nächtlicher Ruhestörung, nicht einmal auf der Alpe, wo es keine Polizei gibt. »Müaßt's önk's hält komod mâch'n!« Mit diesen Worten verließ uns der Senner. Wir nannten ihn im Geist einen Weichling und einen Feigling, der es, bald von warmen Schafpelzen bedeckt, leicht habe, unsere elende Lage zu verhöhnen. Wir suchten die wenigen Hände voll Heu zusammen, die gerade hinreichten, den hartherzigen Bretterboden etwas zu besänftigen. Als Decken blieben uns die Röcke. Gemütlich ist's, unter Dach dem Regen zuzuhören. Auf meinen Rock aber tropfte es regelmäßig herab; so gewann ich eine Uhr, deren peinlichster Fehler darin lag, daß sie mehr das Verweilen als das Fortschreiten der Zeit anzeigte. Zudem hatte eine Kuh scheinbar kindische Freude am Glockenspiel und schellte die ganze Nacht wie besessen. Bei Tagesgrauen rauschte der Regen ein wonniges Schlummerlied mit dem Leitmotiv: »Bleib liegen!« An der Stirnseite des Dachbodens war eine Tür, die ihren Rahmen nach oben hin nicht erfüllte; als ich, über die Brustwehr unseres »Balkons« gebeugt, nach dem Wetter sah, war alles Erhabene wie unter den Urnebeln, die einst die Erde umhüllten, vergangen. Die Kälte hatte nachgelassen und nun wurde es erst behaglich. Auf einem Milcheimer trommelnd ging ein Senner vorbei und zerriß uns auf solche Art die schlafsüchtigen Ohren. Unwillig wälzten wir uns auf die andere Seite und empfanden lebhaft, wie ein roher Scherz das träumende Gemüt verletzen, das lärmende Leben rücksichtslos die schönsten Empfindungen, sogar die unschuldige Freude des Nichtstuns rädern kann. Wie gerne hätten wir den Trommler als Trommel benützt, wäre der günstige Erfolg sicher gewesen und unsere Ruhe dabei nicht aufs ärgste bedroht worden!

Gegen 9 Uhr war an Schlaf nimmer zu denken. Die Senner, die manchmal mit dem Vieh schelten und fluchen, als wäre es ihresgleichen, waren bei voller Arbeit; wo so viele Stimmen an den Tag gemahnten, ließ uns das Gewissen keine Ruhe mehr. Der Regen war vergangen, ein Zeichen, daß die Nebel vielleicht nur mehr als Überbleibsel der Wetternacht am Gebirge hingen. Die Wolkendecke war nun gegen Norden wagrecht abgeschnitten; aus der Kerbe des Hochtals schaute das blausonnige Inntal herauf; an den südlich warm gefärbten Felsköpfen über Zirl leuchtete die Ruine Fragenstein wie im Glanz der Vorzeit.

Alpenrosengestrüpp und Zundern decken rauh und kraus den hügeligen Kargrund des Senderstales; einem Künstler gleich schuf der Nebel in der Höhe immer neue Formen, dunkle Kuppen, glänzende Schuttstreifen und grüngoldne

Hänge, Geröllhalden, welche die Zeit gemildert und mit feinem Gras besetzt hat. Da wuchsen vereinzelt buschige Bäume aus der grauen Leinwand, ganz anderer Art als im Tale drunten, wo die freie Entfaltung kleinlicher Neid zu hindern scheint. Auch im Winter hab' ich sie gesehen, die knorrigen Zirbeln, da sie still und beharrlich weiße Polster auf den Ästen trugen. Damals war kein gemütliches, aber ein erhabenes Sein hier oben, als der Schneestaub gleich Wasserfällen um Wände und Zacken spielte, der Sturm die weißen Totenschleier hoch in die Lüfte zerrte.

Zum Aufbruch waren wir gerüstet und unverzeihlich schien es, ihn zu verzögern. Den Kögeln entlang drängten sich noch Wolken. Die Zinnen sahen manchmal hoch aus dem qualmenden Gewirre. Im bunten Wechsel umschlangen sich Muskeln und Gestalten wie in den großen Gemälden Michelangelos. Sanft stiegen wir den Rasenboden hinan, dem Seejochsteig nach, der jede größere Steigung auf Umwegen zu erschmeicheln weiß. Da den Steingrubenkogel, unser Ziel, noch eine starke Nebelfaust bedrückte, war das Weitersteigen nicht erfreulich. Das Füllen der Flaschen bot uns daher willkommenen Grund zur Rast. Mehr Unbehagen als Unternehmungslust bewog uns, den feuchten Block, auf dem wir schweigend einige Zwetschken verzehrt und Limonade getrunken, zu verlassen. Wir wandten uns nun vom Bache ab und stiegen an steilen Gras- und Latschenhängen scharf gegen die Scharte südlich des Steingrubenkogels hinauf. Im eintönigen Nebel über uns ging eine sonderbare Veränderung vor, da erschien wie ein Schatten, rechteckig und nach oben geöffnet ein Tor und daraus drang mit liebevoller Macht himmelblaues Leuchten. Näher und näher kamen wir dem Rätselhaften und immer deutlicher entwanden sich die Formen, Felsen und Türme, langsam verzogen sich die Dünste. Die Gegend erwachte wie ein Kind aus Märchenträumen, wenn morgens der erste Sonnenstrahl ins Zimmer tritt. Die plattig gewölbte Nordwand des Steingrubenkogels glänzte silberflimmernd; auferstehungsfrisch stieg er empor, wie aus verjüngendem Bade. Wie schwarz beteerte, von Fäulnis schimmernde Pfähle hatten sich eben noch die Nordpfeiler der Nadeln aus dem Nebel gehoben; nackt und klar standen nun die schön geschwungenen Felsbildungen über uns. Die Nadeln sind eine Gruppe von innig verbundenen, kühn gebogenen Türmen, die mit ihrem gemeinsamen Unterbau, gleich allen Gipfeln der Kalkkögel, reiterartig auf dem Hauptgrat sitzen. Sie stehen zwischen dem Steingrubenkogel und der Kleinen Ochsenwand. Zum erstenmal erstiegen wurden sie im Jahre 1894, und zwar die nördliche Nadel von O. Melzer, Alliani und dem Dolomitenstürmer H. Delago, die mittlere von Delago und Melzer, die südliche durch Melzer allein; sie wurde »Melzernadel« getauft.

Mitten in der Scharte lag eine zarte Wolke, schmeichlerisch an ein seltsam schlankes Felshorn geschmiegt, das gebieterisch darüberstand. Der Schluchteingang war erreicht und wir bewegten uns nun in kalter Enge zwischen hohen, nassen Wänden; indem wir uns am Fels hielten, überwanden wir den Schutt. Diese Rinne ist etwa 4 *m* breit und war zu unseren Gunsten im oberen Teil mit Schnee erfüllt. Bald wurden wir wieder vom Nebel ereilt. Der Schutt lag lose auf dem steilen Hang, weshalb es am tunlichsten war, rasch darüber emporzulaufen; bevor wir in die Scharte kamen, wurde derart, indem wir durch eine Ansiedlung von Felsrippen und Türmen stiegen, unsere ganze Berggewandtheit beansprucht. Unter uns, nicht im Hauptgrate gelegen, sprang knapp am Steingrubenkogel ein prächtiger, zum Umfallen dünner Turm empor. Solch überhängende Hörner kommen mir, so absonderlich es scheinen mag, vor, wie übermütige, zu Stein erstarrte Jauchzer. Da zwischen Musik und Empfindung wie auch zwischen Formen, Linien und Empfindung ohne den durch das Wort übertragenen Sinn nahe Beziehung herrscht, warum sollte es zwischen Tönen und Linien keine Verwandtschaft geben! Die

Art des Steigens und Sinkens dürfte zwischen Tönen und Linien den Grad der Ähnlichkeit bedingen.

So sehr mich die umliegenden Gegenstände reizten, die Kälte ließ keine Kletterfreude gedeihen. Mit fühllosen Fingern war nichts auszurichten und die Lust des gelenkigen Anschmiegens und Aufstemmens, die sonst die Bewegung im Fels gewährt, war verdorben. Den Anstieg von der Scharte geradewegs zum Gipfel zu nehmen, wie dies Otto Melzer, Frl. G. Walcher und F. Miller getan, verleidete uns der eisumkrustete Fels. Nur einige Meter über uns trugen die senkrechten Wände ein bequemes Geröllband, das uns leichteren Anstieg vorwies. Mit großer Sicherheit war anzunehmen, es umkreise den Berg an der Schlickerseite, weil derartige Bänder in den Kalkkögeln, als Scheidelinien der regelmäßigen Schichtplatten, gewöhnlich gangbare Fortsetzung finden. Rasch umschritten wir eine Ecke und sahen uns vor einen tiefen Riß gestellt, der im ersten Anblick aussah, wie ein Strich durch unsere Rechnung. Sicheren Tritt verlangte das Band; abschüssig und erdig ist es und der Pickel war die einzige verläßliche Stütze. Ein weiter Schritt überbrückte den Kamin, suchend fuhren die Hände an seine jenseitige Wand; an der Ecke, wo das Band wieder gemächlich weiterzog, hing der Fels weit heraus und reichte die Griffe dem Suchenden wie Zähne eines Oberkiefers. Der Körper wurde langsam, sicher und kraftvoll auf festen Boden gezogen und freudig übersahen wir das Kommende. Die Wand über uns verlor sich in Rasenschrofen; an diesen erklommen wir den nördlichen Gipfelgrat, die brüchige Ruinenmauer. — Otto Ampferer, Heinrich und Wilhelm Hammer stiegen 1892 vom Gipfel ohne Schwierigkeit gerade nach Südosten ab; sie haben unsere Anstiegslinie jedenfalls überschritten.

In Schluchten und Tiefscharten lagen noch Wolken und nichts in der Runde ließen sie frei, als das kleine Reich der Kalkkögel, wie zu innigerer Betrachtung. Im Norden, knapp unter uns, stieg aus tiefen Schlünden der Nordturm wie ein aufgestelltes, ringumzogenes Geschützrohr auf. So verlassen und traurig, so nackt und kalt, wie nun unsere Umgebung war, müssen die Gebirge des Mondes sein, die kein warmes Dasein mehr berührt. Über die Türme, die nur das wissende Auge und wandernde Nebel zu trennen wußten, ragten die Zinnen empor; knolligen Riesengewächsen glichen sie, versteinerten Kakteen. Nach Westen schoben sich trotzig ihre Schichtköpfe vor, nach Osten stiegen sie in Stufen und kastenförmigen Türmen ab. Freundlich wurden ihre gelbroten Felsen vom Nebel erleuchtet, das nächtliche Bild der Türme nur noch grauenhafter in den Vordergrund zu drängen. Die östlichen Kögel sind, von hier gesehen, minder schön als die südwestlichen, weil sie uns ihre teilweise berasten, schrofigen Südflanken zuwenden. — Nach Süden hin war des Großartigen kein Ende zu finden; in erhabener Stufenfolge, immer ferner und höher, hob sich Gipfel auf Gipfel. Uns zunächst stand die Kleine und dahinter, als selbstbewußte Pyramide, die Große Ochsenwand; helle Neuschneestreifen hoben an diesen Bergen deren feine Stufung deutlich hervor. Hinter diesen anmutigen Gestalten, sie mächtig überragend, stand finster die Riepenwand. Von ihrem westlich vorgestellten Knie fällt in lotrechtem Faltenwurf die Nordwand; an dieser mögen noch Jahrtausende den Meißel führen, bis sie Halt gewährt für den menschlichen Körper; was man für Risse halten möchte, sind schwarze Wasserstreifen; tief eingewühlte Schluchten münden darüber und speien im Gewitter ihre Bäche in die Luft. Der Gipfelaufsatz war von Schneebändern fein wagrecht gestrichelt, wodurch dieser Berg bei aller Wucht etwas Zierliches erhielt.

Ehe wir den Abstieg zur Südturmscharte erkundet hatten, waren wir urplötzlich wieder im Nebel. Dämmernde Einsamkeit voll Ahnungen und zarter Empfindung, durchdrungen von des Lichtes Offenbarung! In feuchter Kühle baden sich die

Sinne; fremd mutet die Umgebung an, eine Seligkeit geht aus von ihr, als wärst du mit dem schönsten Daseinsstück herausgeschnitten aus des Lebens drohender Verbindung und versetzt auf eine ewig sichere Insel.

Vom Abstieg wußten wir nur, er führe zuerst über eine steile Wand nach Nordwesten hinunter und dann über ein Band nach rechts zur Scharte. Wir versuchten unser Glück, wurden aber bald von senkrechten Felsen aufgehalten. Da standen wir nun mit ratlos blickenden Gesichtern vor großen Schwierigkeiten, dem sicheren Zeichen, daß wir nicht auf dem rechten Wege waren. In solchen Fällen heißt es mehr ruhen und beraten, als steigen. Wir überwanden uns, zum Grat zurückzukehren, und hofften, auf dem Bande, das unseren Anstieg erleichtert hatte, zu den Türmen hinüber zu gelangen. Das Band verging in einem breiten Rasenhang, der Nebel war verzogen; voller Hoffnung sahen wir zwar nicht in die Scharte, aber, daß sie nicht mehr ferne sei. Lotrecht zur Bergflanke sprang eine Wand vor und hielt uns mit dieser eine Runse bereit; ohne uns viel mit Stützpunkten abzugeben, aufgehalten durch die Reibung der Kleider und die Felsenenge kamen wir auf eine Geröllstufe und bequem nach links in die Scharte.

Zum Hauptkamm normal schweift vom südlichen Fußpunkt des Südturms ein sanfter, erdiger Grat nach Osten und gabelt sich an der Kante des Ostturms in zwei Bänder, welche dessen Sockel umfangen. Der Ostturm steht trotzig, wie um seiner Eigenart willen, seitab von seinen Genossen. Die Gebärde seines Felsenkörpers scheint, einer Statue gleich, freimütiges Bekennen, stolze Offenheit auszudrücken. Seine Schichtplatten werden nach oben zu immer schmäler bis zur hohen Gipfelplatte, die uns ihre dünne Seite zuwandte.

Die leichte Kletterei war im Verhältnis zu meinen sonstigen Fahrten viel zu regelmäßig verlaufen; es schien ausgemacht, ich sollte auch diesmal zu einem Fehltritt verleitet werden. In der gelbroten Ostwand des Südturms sah ich drei enge, überhängende Teufelsklammen, welche den Kletterer unwiderstehlich anzogen. Ich ersuchte meinen Freund, auf dem gewöhnlichen Weg aufzusteigen und mir, falls es unbedingt nötig wäre, über den obersten Teil der Wand hinaufzuhelfen. Im südlichsten der drei Risse war ich bis zu dessen halber Höhe vorgedrungen, als eine flache, vordrängende Stelle mich nimmer weiter ließ. Lang spähte ich vergeblich nach Möglichkeiten wie ein Schiffbrüchiger und griff am glatten Felsenbauch mir zu Häupten herum. Ich lehnte mit dem Rücken im flachen Kaminwinkel; mit dem linken Fuß trat ich hinaus an eine rauhe Stelle der Rippe, die sie nördlich begrenzt und drückte mich so etwas höher. Nun war ich erst recht in der Klemme und wäre im Notfall auch nimmer zurückgekommen. Ich schrie um das Seil empor; gleich pfiffen Steine nieder, weil Sarlay sich auf einem steilen Schuttfleck bewegte. Den linken Arm über den Kopf gepreßt wartete ich, bis es ruhig wurde. Bevor ich das rettende Wagnis noch recht überlegte, war es schon ausgeführt, war ich mit dem Rücken in unheimlicher Bewegung an die südliche Kaminwand herausgerutscht. Mich an den glatten Wänden unsicher höherstemmend, hatte ich einen halben Meter gewonnen; gierig ergriff ich mit beiden Händen einen flachen Kopf, keuchend und bebend zog ich mich auf. Das folgende überhängende Kaminstück bot — nach wonniger Rast — mit seiner Sicherheit, trotzdem es naß und mit Blöcken verrammelt war, das höchste Klettervergnügen. Um mit den Kletterschuhen nicht ins Gleiten zu kommen, lief ich auf allen Vieren eilig die schrofigen Geröllhänge zum Gipfel hinauf.

Beim Abstieg durch die Rinne, die sich zwischen Steingrubenkogel und Südturm gegen die Kematneralpe senkt, waren wir tief im Schatten, während gerade in der Höhe der nördliche Vorbau des ersteren Gipfels, von Sonnengewölk umflort, nach heißer Tagesarbeit zur stillen Abendfeier lud. In der Schlucht zwischen diesem

zackigen Vorgebirge und dem Steingrubenkogel waren O. Melzer und E. Spötl im Sommer 1900 emporgestiegen und hatten von Westen her die Spitze des letzteren erklettert. Zur Rechten ergriffen sonderbare Zacken und deren dunkle Schatten unsere Phantasie; gerne ließ man sich an ihrer Hand in die kühle Dämmerung dieser Scheinwelt führen.

Bei einem Schneefleck hielten wir Rast und bereiteten aus Schnee und Marillenmarmelade ein Gemisch, das trefflich mundete. Ohne Arges zu ahnen, ließ ich den kugelrunden Schnerfsack aus den Händen und meinte, er würde beim nächsten Block liegen bleiben. »Aber dort wird er bleiben — oder dort — keine Hoffnung mehr!« Weiter raste er die Rinne durchaus und war mit einem Satz unseren starren Blicken entronnen. Im ersten Augenblick hatte ich Furcht, meine Kostbarkeiten hätten die Schutthalde in jenes Land verwandelt, wo man Zucker, Schokolade, Würste u. s. w. am Boden findet, sogleich wurden wir aber von einem befreienden Lachkrampf überwältigt. Nicht viel langsamer als der Flüchtling rannten und rutschten wir auf dem Schotter hinab, der uns jubelndes Geleite gab; der ganze Hang fuhr bergab, das rauschte und schwirrte wie tausendstimmiges Hoch- und Hurrahrufen. Der Schnerfer hing an den obersten Latschen. Von weitem sahen wir ihn und eilten darauf los, als hätte er noch immer entwischen können.

Halbdunkel und kühl schon war es geworden; zärtlich umklammerten bläuliche Nebel die kalten Felsenleiber, wie um sie zu erwärmen. Den »Zinnen« und »Türmen« fehlte das üppige Farbenspiel; trübselig, grau sahen sie der anziehenden Nacht entgegen wie einer lieblosen Zeit. Im Hintergrund, wo die Berge höher sind, die Gegend verschwommen erschien, da hatten sich die Wolken vollgesogen an des Himmels blauem Nektar; wie trunken lagen sie dort um die hohen, funkelnden Gipfelkronen, um die schwarzgestreiften Wände, wie schleierumhüllte Elfenleiber an den Basaltgestaden nördlicher Meere. — In solchem Schauen lasse dich nieder zwischen Alpenrosen und Krummholz auf dem bemoosten Block; und wenn rings die Wogen sinnlicher Schönheit niederströmen in gedämpfter Glut, wenn es Nacht und still geworden auf den Weiden und ruhig in deinem Herzen, dann frage dich, ob du jemals glücklicher gewesen, wie nun!

Riepenwand—Seespitze—Schlickermannln.

(Am 5. August 1902.) Es war ein neblichter Morgen, aber so kalt, daß man schönes Wetter erhoffen durfte. In sicherer Erwartung, die Natur halte uns ein überraschendes Schauspiel bereit, zogen E. Sarlay und ich um 5 Uhr früh von der Kematneralpe fort. Die ganze Reihe der Kögel von den Zinnen bis zur Seespitze hielt sich im Nebel verborgen; plötzlich erschien sie ohne Licht- und Farbenunterschied hinter einem leichten Vorhang. Mit einem Schlag flogen an den höchsten Rändern von Ochsenwand, Riepenwand und Seespitze grelle Sonnenlichter auf. Rasend schritten die Flammen weiter, wo es einschlug wie ein ahnender Gedankenblitz, bis die ganze Gegend in voller Pracht und Helle stand. Die Sonnenstrahlen hatten alles blank gescheuert, die glatte Nordseite der Riepenwand blinkte wie ein Schild, wie eine stolze Sturmwehr. Die Seespitze lag in klarem Schatten, aus dem weiße Schneestreifen leuchteten. Wir waren über die Almhügel bis unter die Scharte zwischen Großer Ochsenwand und Riepenwand gekommen. Eine mächtige Quelle, ein Bach springt hier aus dem Boden; über leuchtende Kiesel eilt er weiter, als wäre sein ganzes Leben ein sorgloser Tanz zwischen bergfreien Hügeln. Hier wird nun die »Adolf Pichler-Hütte« des »Akademischen Alpenklubs Innsbruck« erbaut, gleich günstig gelegen für Mannln, Seespitze und sämtliche Gipfel bis zur Hochtennspitze, ja selbst für die Gratwanderung von der Hochtennspitze zur Malgruben-

spitze und Marchreisenspitze. Ein Gemswechsel, der an den Wänden hin von der Seespitze zum Hochtennboden läuft, kann leicht in einen Steig verwandelt werden, der für die Ersteigungen bequem und voll seltsamer Aufblicke in die Felswildnis wäre. Der Burgstallhütte der Sektion Starkenberg, die sich besonders für Burgstall, Seejöchl und Seespitze eignet, wird kein Eintrag getan, im Gegenteil, ihr Besuch wird sich steigern, die zwei Hütten werden wie zwei offene Türen wirken, die einen starken Durchzug vermitteln, denn die Starkenbergerhütte wird nun auch aus dem Inntal Zufuhr erhalten, von dem sie bis nun ganz verlassen ist. Nur Innsbrucker Alpinisten sind bis jetzt nicht zartfühlend genug, das Nachtlager der Kematneralpe zu scheuen. Von der Bahnstation Kematen bis zu den Quellen hat man vier Gehstunden.

Die Große Ochsenwand und die Riepenwand sind durch einen breiten, glücklicherweise ziemlich festen Schuttstrom getrennt. Einige Meter östlich unter der Scharte, die man »Riepenscharte« nennen könnte, beginnt die Steilrinne des gewöhnlichen Anstieges auf die Riepenwand. Zu diesem Anstieg hinüberzukommen ist eine peinliche Aufgabe; die Steine, an welchen wir uns hielten, waren viel eher geneigt, uns zu erschlagen als uns zu tragen. Nirgends war der Schatten, den wir in der Rinne genossen, besser angebracht als hier. Über manche Stelle half nur möglichste Eile empor, während die Blöcke zerschellend in die Tiefe tobten, nachdem sie uns den augenblicklichen Dienst geleistet. Ein großer Überhang setzte sich diesem rücksichtslosen Vorgehen entgegen und schwebte über uns wie eine geballte Faust. Wir ließen uns gerne auf bessere Wege bringen und wichen nach links aus, wo wir wieder freies, sonniges Gebiet betraten. Mit Hochgefühl sahen wir die Große Ochsenwand entwürdigt unter uns. Leicht gewannen wir an fast regelmäßigen Stufen die Gipfelhöhe.

Das Wetter konnte zwar reiner, aber nicht schöner sein. Die Wolken waren rings wie hilfeflehend an die starken Berge gesunken und schwebten hier und dort als segnende Engel über den blauen Tälern. Olperer und Fußstein drängten sich auch hier, wie an so vielen Orten, dem Blick nahe und glänzten und blinkten in der Freude des prachtvollen Tages. Im weiten Umkreis dehnten sich Zillertaler und Stubaier hinter welligen Almböden aus. Im Süden die Nordwand des Pflerscher Tribulauns und im Westen, nur für einen Augenblick aus dem Nebel dringend, die Hohe Villerspitze, lagen wie schwarze Sündenflecke in der weißen, reinen Runde. Der Seespitze im Rücken, linker Hand, stieg Nebel auf und zog sich wie ein Handschuh um eine verkrüppelte Teufelshand, die schattenhaft aus qualmenden Abgründen in die Lüfte langte — die Schlickermannln. Trotz guten Wetters machte uns auch heute der Nebel den Abstieg sauer. Im Süden — wir wollten gegen die Seespitze weiter — kamen Schrofen unserem Absteigen zu Hilfe, die aber nach Kurzem lotrechten Abstürzen wichen. Jenseits einer greulichen Schlucht hoben sich wohl für Augenblicke wilde Gratzacken hervor, aber nur, um zu zeigen, daß an ihnen unmöglich oder nur sehr schwierig fortzukommen sei. Da uns die Nebel freigaben, waren wir ungefähr in Schartenhöhe. Unter uns entsprangen der Wand einzelne Kanzeln, die den Beginn von Bändern bezeichneten. Nun begann die Kletterei ernst zu werden, wir nahmen das Seil. In schräg durch die Wand gerissener Furche klommen wir auf einen handbreiten Felssteig hinab, der uns im folgenden manche Furcht und manche Freude schenkte. Oft war die Leiste in kleine Tritte aufgelöst, dann wurde sie wieder von einem tiefen Kamin durchschnitten und zog sodann in kühner Wendung um eine luftige Ecke. Die einzige Sicherung war sicheres Steigen. Der Schluß des Bandes lag etwa 10 *m* unterhalb der Scharte.

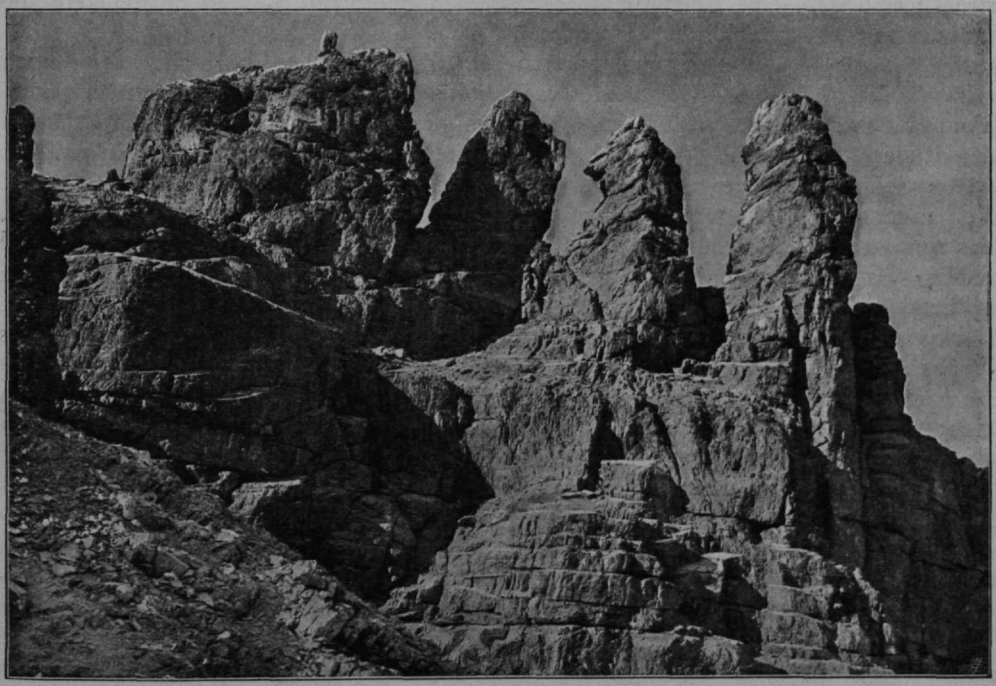
Mancher Block war noch von unseren Füßen davongesprungen, bis wir den

Gipfel der Seespitze erreichten. Wir schauten nach Süden hinunter auf die Mannln, die, wie zum Sturz bereit, auf schmaler Kante stehn und sich schauerlich über den Abgrund beugen. Im Nordosten sind die Felsen ihrer Unterlage vom Wasser geschwärzt; die Westwand des »Stellwagens« ist von den warmen Nachmittags- und Abendstrahlen mit heiterem Gelb und feurigem Rot bemalt.

Der Übergang von den Mannln zur Seespitze wurde im Sommer 1898 von O. Melzer und K. Grissemann durchgeführt. Die vier südlichen Mannln wurden schon 1894 von den Brüdern Hermann und Hugo Delago erklettert, das südlichste 1892 von O. Ampferer und W. Hammer. Ich hatte die Absicht, über den Mannlgrat, den ich vergangenes Jahr im Aufstieg begangen, abzusteigen. Zu zweien wären wir zu langsam fortgekommen, und da wir unseren Plan, abends die Burgstallhütte zu besuchen, nicht lassen wollten, entschloß sich mein Freund, auf dem üblichen Weg abzusteigen; er hatte die Güte, meinen Pickel, der mir bei solcher Kletterei nur hinderlich sein konnte, mitzunehmen. Langsam stieg ich an den Schrofen der Seespitze ab, mit dem Bewußtsein, daß gerade leichte Stellen, wenn man ihnen keine Achtung zu schulden glaubt, am gefährlichsten sind. Bald war ich drunten beim Ansatz des Mannlgrates; hier kommt von Westen ein steiler Kamin herauf, den Herr Renner und Herr Stieger vom Akademischen Alpenklub Innsbruck zum erstenmal durchstiegen. Eine gelbe Wand hätte nun Kletterschuhe verlangt; ich handelte aber aus Faulheit ganz wider meine Grundsätze, ich ließ die Bergschuhe an. Die Stelle ist bloß 6 *m* hoch, doch überhängend. Bedachtsam zog ich mich auf, mit Gewalt zwang ich die angestrengten Glieder zur Ruhe, mein Gesicht glühte und war im Nu von Schweiß überronnen, aber es gelang. Über eine lotrecht aufgestellte Schichte schritt ich wagrecht weiter; einem Seiltänzer gleich sah ich wohl den Stand unter meinen Füßen, aber nicht, worauf er ruhte. Der Grat brach ab und setzte sich zwei Mannshöhen tiefer fort. Am Seil eilt man über solche Stellen nur hinweg; mißtrauisch wird ohne Sicherung Griff und Tritt geprüft, bevor man sein Leben daranhängt. Nun stellten sich mir die Mannln entgegen. Rechts und links drängt sich die wirre Gruppe über den Grat. Des Klimmers Fuß stockt bei diesem Anblick, Enttäuschung fällt auf sein Gesicht. Doch ich wußte, wo es weiterging. Ein schmales Gesimse zieht rechts am ersten Turm vorbei. Am folgenden, dessen rötliche Wand ostwärts über die Tiefe hing, ward ich zum Anlegen der Kletterschuhe gezwungen. Kaum vermochten die Zehenspitzen mich am Überhang über die kleinen Tritte zu heben. Der Rucksack, in dem nun Seil und Bergschuhe lagen, zerrte mich schauerlich nach dem Abgrund. Die Nordseite des dritten Mannls betrachtete ich in scheuer Erinnerung; ich hatte an ihr vor Jahresfrist beim Abstieg ohne Seil Peinlichstes erlebt. Nun umging ich diesen schwierigsten der fünf Zähne und sah in ein kellerartiges, viereckiges Loch hinab, das zwischen den Türmen eingesenkt ist. Von der Westwand des Grates sind an diesem Ort riesige Schichten teilweise abgespalten und dazwischen lagen schwarze Klüfte. Es tat wohl, nach der freien Kletterei in diese schattige Unterwelt hinabzusteigen. Auf abschüssiger Platte, rechts vom vierten Turm, ließ ich mich sitzend ruckweise hinab, indem ich mich an der vorgewölbten Wand mit Griffen versah. Ein senkrechter, brüchiger Spalt brachte mich wieder ans blendende Licht, zur schwindlichten Höhe des vierten Mannls empor. Der südlichste Gratreiter ist gegen das Schlickertal hinausgestellt und lag nicht in meinem Weg. Unter einer schwach geneigten, ganz glatten Platte tiefte sich südwestlich der Kamin des gewöhnlichen Anstieges ein. Da ein Überhang den Anfang macht, ließ ich den Schnerfer am Seil hinab, bis es ihm beliebte, in einer Klemme liegen zu bleiben. Ein Jahr vorher hatte er mir beim Aufstieg an dieser Stelle große Not bereitet. Als minderwertigen Begleiter ließ ich ihn damals hinten nachsteigen, und während ich

stieg, fein still auf einem Ruheplätzchen warten. Da streifte ich mit dem Rücken einen Stein los, der den behaglich Ruhenden aufschreckte, daß er in rasender Eile die ganze Seillänge hinuntersprang; das Wasser, auf das ich mich beim ganzen Anstieg gefreut hatte, war verloren, die Flasche in Scherben gesprungen.

Der Kamin hängt unten über und geht in eine Nische aus. Das Verspreizen im flachen Winkel seiner Wände war schwierig. Als ich die Stelle bedächtig hinter mich gebracht, freute sie mich insbesondere, weil dies ohne Seil geschehen. Mein Freund kam in Sicht, die fliegende Fahrt übers Geröll wurde gebremst und drauf lustig gejodelt. Um die Schutthänge wogen weite Weidenhügel, von denen man, gemächlich liegend, zum regellosen Klippenwall, dem man glücklich entronnen, hinaufschauen kann. Links zerriß die Seespitze mit ihrem Westgrat ungestüm den



Schlicker Mannln.

Horizont. Über diesen Grat war ich mit Freund R. Peer am 6. Oktober 1898 nach der ersten Ersteigung des Seejochturms zum Gipfel gestiegen. Vor uns ragt die gelbrote Mauer mit den kleinen, wunderlichen Mannln auf, die sich beugen und brüsten, als stünden sie miteinander im höflichsten Verkehr. Südlich vom Seejöchl, zu dem fein säuberliche Weglinien hinaufsteigen, steht der Hohe Burgtsall. Seinen Rasenkörper durchstoßen auf dem Gipfel scharfe Zacken, was sich ausnimmt wie eine Krönung der Sanftmut. Die Burgstallhütte, deren Anblick der Burgstall uns noch entzog, liegt gerade über dem Stubaital. Am Westhang des genannten Berges steigt der Weg langsam an und übersetzt dann in hohem Schwung einen Rasenrücken. Auf der freien Höhe angelangt, sahen wir zu unserer Verwunderung die Hütte weit drüben jenseits mehrerer Gräben unter uns stehn. Doch die Entfernung war nur scheinbar groß. Am Wege fließt aus einer Grotte köstliches Wasser, kühl und rein wie die Bergseele.

Die Hütte liegt frei auf einem Vorsprung und hat prächtige Aussicht. Man sieht zwar nicht besonders weit, aber gerade deshalb sind Formen und Farben wirksamer. Mit Lust schaut man hinab in das grüne, tiefe Stubaital. Seine Berge umgaben uns im Halbkreis; gewaltige Felskörper schaukelten sich gleichsam hier und dort auf ihren Firnwogen wie Panzerschiffe.

Neugestärkt, aber von der langen Wanderung doch etwas faul geworden, traten wir aus der Hütte und wagten es, unseren Weiterweg zu betrachten; er ging leider nicht, wie wir gehofft, eben hinüber gegen das Schlickertal, sondern hoch hinauf, fast bis zum Gipfel des Burgstalls, obschon wir uns oft versicherten, dies sei nicht möglich und endlich annahmen, der Senner, dem wir die angenehme Weisung dankten, wolle uns foppen. Wir ließen unseren Gefühlen freien Lauf, der freilich nicht der schnellste wurde. In zwei Stunden ward eine halbstündige Wegstrecke erstiegen, eine Leistung, die schwerlich überboten werden dürfte. Als die Höhe erreicht war, feierten wir unseren Sieg durch eine lange Rast.

Aus graublauem Taldunkel blitzten schläfrig die Bäche; das Licht feierte noch erhabene Siege, wie im Geist eines sterbenden Weisen große Gedanken flammen. Vom oberen und unteren Stubaital gabelförmig umklammert stiegen die Grundfesten der Ruderhofspitze aus ungewisser Tiefe; sie schienen nur dazu bestimmt, das weiße Schneeland, wie reine Bilder der Jugend, emporzuheben über eine düstere Vergangenheit in den warmen, rötlichen Abendsonnentrost. Olperer und Fußstein, das unzertrennliche Brüderpaar, glühte in stolzer Selbstherrlichkeit. Freudig und feurig war der alte Tribulaun geworden, wie ein Trübseliger nach einem Trunk glühenden Weines, und das Zuckerhütl stand verlassen inmitten der Eisströme. Bald sank die Nacht hernieder und erfroren ging die ganze wunderbare Welt in des Todes stiller Zufriedenheit unter.

Der Kalkfelsenzug zwischen Stubai und Gschnitz gab ein trübes Leuchten von sich; mit seinen mattgrünen Rasenstreifen, dunkeln Zundernflecken und weißlichen Bruchflächen sah er aus, als wäre er von schwachem Mondlicht beschienen. Zwischen den Stubaier Fernern und den Kögeln liegen ruhevolle Alpenweiden; unter finstrer, langer Wolkenbank brach dort ein abendroter Streif hervor.

Es wurde Nacht, wir mußten eilen. Der Steig fristete an steilen Erdabbrüchen sein unsicheres Dasein und auf der Jochhöhe war nur mehr die Markierung vorhanden. Die Ostwände von Seespitze, Riepenwand und Ochsenwand, die nun in unseren Gesichtskreis traten, waren zum Teil schon beschattet und noch riesenhafter, als bei Tag. Aus den Schuttgruben darunter glomm frostiges Licht; in den Karen verstreut lagerten die Latschenflecke wie schwarze Ungeheuer. Sanft geneigt strich der Almboden zu unseren Füßen gegen das Schlickertal; erst an der Waldgrenze entschloß sich der Hang zu steilem Abstieg. Alle Augenblicke entwischte uns der Weg, er wurde aber regelmäßig, wie durch ein Ahnungsvermögen, wieder gefunden. Wir rannten, daß uns trotz großer Kälte der Schweiß entströmte. Das Licht der Schlickeralpe glänzte noch weit talaus wie ein Leuchtturm am sicheren Gestade. Wir verloren den Steig und gerieten in einen Holzweg, in welchem wir steil über Steine und kleine Abbrüche hinunterrasten. Mit stiller Gastfreundschaft empfing uns der Talgrund; er ist eben und weit, vom sandigen Bach eher friedlicher als belebter gemacht und von schütterem Lärchenwald bestanden. Möglichst faul überstiegen wir den Almzaun und wateten im hohen Gras den Hütten zu. Ein Senner, der im Freien stand, empfing uns mißtrauisch mit den Worten: »Wo kömmt denn ös her?« Bald aber ward im Innern des stark bevölkerten Hüttleins die peinliche Spannung des ersten Anstaunens von lustigem, vertraulichem Gespräch gebrochen. Ein Tisch mit großen Brotlaiben und Milchschüsseln darauf, eifrig löffelnde Schwielenhände und gewaltige, rotbraune Gesichter traten im einen Winkel

des Raumes abwechselnd in den Flackerschein der Unschlittkerzen, die wie zum Zeitvertreib sonderbare Figuren bis auf die Tischplatte herabspannen; im anderen verglomm die Glut des Herdes und sang knisternd ein leises Friedenslied.

Der Senner bot uns alle seine Schätze an und war ernstlich beleidigt, als wir nimmer essen konnten. Er hatte ein Gesicht wie manch grob geschnitztes, landesübliches Christusbild, dem man zum höhern Martyrium die Zähne eingeschlagen, deren nur mehr drei aus seinem Munde ragten; diese waren groß und schwarz angeräuchert, trauernde Reste verlorner Pracht. Er sprach in abgerissenen Sätzen und stieß die Worte in fortwährender Aufregung hervor, alles wiederholend, bekräftigend, als stünde in unseren Gesichtern nichts als Unglaube. So erzählte er, auf dem Seespitz seien vor viel hundert Jahren drei Jäger gewesen; drei Kugeln hätten sie auf dem Gipfel zurückgelassen, die noch oben sein müßten. An diese Sage glaubte er wie an eine religiöse Offenbarung, und da wir es mit ihm nicht verderben wollten, widersprachen wir nicht. Als Glanzpunkt des Abends führte er einen Solotanz auf. Die Höhepunkte seiner Verzückung deutete er durch schallende Schläge auf den Unnennbaren an. Für solch wilde Begeisterung aber war der Raum viel zu klein und so stieß der Künstler sehr oft an die Sitzenden oder saß wuchtig auf die umstehenden Wandbänke nieder. Während seine Rechte den »Fotzhobel« (die Mundharmonika) führte, kreiste der linke Arm um die Achse des wirbelnden Körpers wie bei einem Regulator. Da gab es wieder einen lauten Klatsch; aber diesmal hatte es nicht im bewußten Teil des Senners eingeschlagen, sondern im Gesicht meines Freundes. Allgemeines Gelächter unschuldiger Schadenfreude brach aus. Der Tänzer jedoch, der in seiner Verzückung nichts verspürt zu haben schien, jagte weiter, als ob nichts geschehn. Mein Freund aber lächelte still in sich hinein, weil er nichts Klügeres zu tun wußte.

Ein junger Berliner saß an unserem Tische. Er war voll Unternehmungslust für den kommenden Tag. Bis Mitternacht sprachen wir, vom Gefühl warmen Verstehens wechselseitig angezogen, über die Schönheit der wenig bekannten Kalkkögel, die er am nächsten Tag zu besuchen gedachte. Die Begeisterung, mit der er vom Frühaufstehn sprach, konnten wir wohl begreifen, doch leider nicht teilen; ein Zeichen dafür, daß unsere Bergfreude durch die Gewohnheit schon etwas gelitten; trotz meiner Jugend mußte ich denken: »So war ich auch einmal«. Und wenn er Seespitze oder Riepenwand erstieg, war die Leistung des Ungeübten größer als manche Tat jener »berühmten Alpinisten«, die sich so gerne an besuchten Orten anstaunen lassen und mit den Engländern entliehenen Gesichtern und Gebärden, ihrem Vornehmtun — dieser Ruhm gebührt ihnen — die Würde manches Zahlkellners oder Lakaien überflügeln.

Der Senner führte uns zum Stadel, der unseren Schlaf behüten sollte; er schob uns noch das Heu väterlich zur »Liegerstatt« zusammen und pries deren Vorzüge. In der Stådt müaßt's zöln und i gib önk's umasunscht; iaz låss'ts önk's guat sein![1]) Das waren seine Abschiedsworte. Und gut und weich war es wirklich, nicht zu beschreiben!

Am Morgen wehte laue Luft. Schläfrigen Auges, vom Heuduft noch angenehm betäubt, sahen wir über dem Talschluß einen dunkelroten, wagrechten Strich die graue Wolkenwand durchbrennen. Die Hörner und Wände, die sich über die vorgerückten Latschenhänge, über die Kare neigten, umstanden in trüber Glut den finsteren Grund wie einen offnen Sarg. Das war zur Heimkehr die rechte Stimmung, sie deutete auf schlechtes Wetter. »Doch wenn wir wiederkommen,« — trösteten wir uns —, »kommen wir mit frischer Begeisterung.«

[1]) »In der Stadt müßt ihr zahlen und ich gebe es euch umsonst; jetzt laßt euch wohl sein.«

Die Schlickerzinnen und Schlickertürme.

Dies sind drei sich gegenseitig stützende Obelisken, die einem gemeinsamen Grundstock eigen sind. Die Nordzinne wendet sich mit scharfer Schneide gegen die Kematneralpe. Sie ist die höchste und kühnste, und wurde am 9. Juli 1893 durch M. Peer, A. Hintner und H. Renner vom Akad. Alpenklub Innsbruck zuerst erstiegen. Über die genannte Schneide führt ein ungemein schwieriger Kletterweg, der im Sommer 1899 von H. Delago, H. und R. Grissemann und F. Miller eröffnet und bisher nicht wiederholt wurde. Ein Abbruch konnte nur überwunden werden, indem man das Seil über einen Vorsprung warf und frei daran emporklomm. Die breitere Südzinne erstiegen O. Ampferer und H. Renner 1894 von der Scharte an ihrem Südfuß aus durch einen Kamin, die nördlich der Nordzinne stehende Erhebung O. Ampferer und der Verfasser am 19. Juli 1899 bei der ersten Überquerung der Zinnen zum erstenmal. Diese Fahrt zwang uns zu vielen Winkelzügen; immer aufs neue umringt von feindlichen Wänden fanden wir kleinen Menschen doch immer wieder einen Ausweg. Beim Anstieg auf die nördlichste Zinne war ein zwei Meter weiter Sprung über einen Eiskamin zu tun. Unter einen Überhang geduckt, wurde vom Abbruch einer Leiste abgesprungen, jenseits der Kluft, die ins Freie hinabschoß, einen Tritt zu ertappen. Dieses Wagnis ist viel unheimlicher als der »weite Schritt« im Schmittkamin. Die Erkletterung der Nordzinne erfolgte gerade über die gelbrote Nordwand, kann aber auch an dieser links, durch einen Riß, und zwar leichter, geschehen. Den großen Zacken, der südlich folgte, umgingen wir östlich und stiegen zur Südzinne an sehr brüchigen, aber unschwierigen Felsen hinauf.

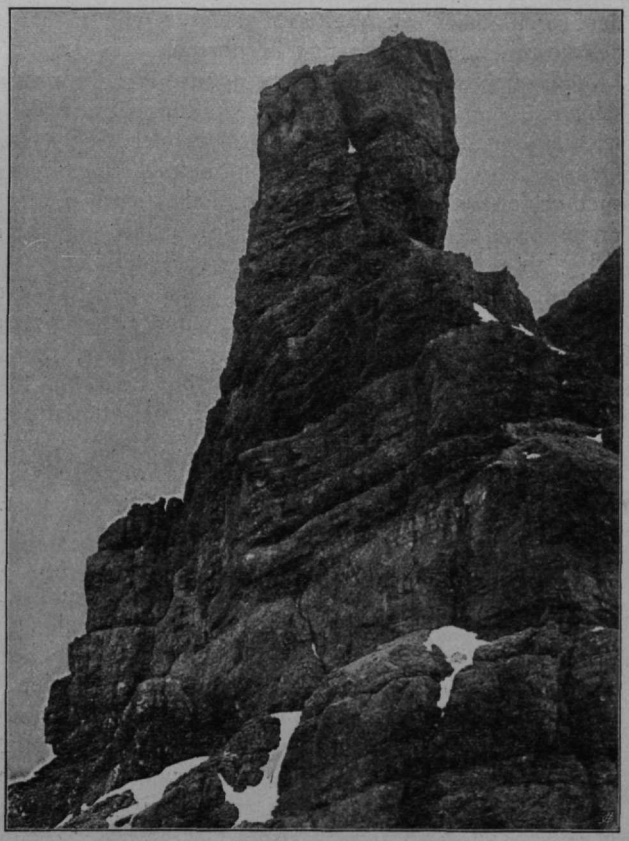
Die Schlucht zwischen Nord- und Südzinne benützten E. Spötl und H. Stieger im Winter 1900 zum Anstieg auf den Hauptgipfel; die sonst jedenfalls sehr schwierigen Kamine waren zur ungemein steilen Schneerinne verwandelt.

Im Herbst 1900 überquerte der Verfasser »die drei Türme« an einem Tag, was eine sehr schwierige, aber nicht besonders anstrengende Kletterei bedeutet. Der langen Gerölltreterei überdrüssig, stieg ich damals an den tiefsten Felsen des Südturms in den riesigen, im nördlichen Teil der Westwand klaffenden Kamin ein. Große Blöcke verrammelten die überhängende Spalte. Eine hohe Stufe, die von mir rechts an feuchter Plattenwand überlistet wurde, war das größte Hindernis dieser Schlucht, die, wie ich nachträglich erfuhr, E. Spötl 1899 zu Weihnachten zum erstenmal durchstiegen hatte. Auch aus der am Nordturm liegenden Scharte wurde der Südturm erstiegen, und zwar von H. Delago und R. Grissemann, indem ein an der Westseite emporziehendes Band benützt wurde.

Den Ostturm packte ich gerade an seiner Stirnseite, von Westen her, an und kletterte über freie Wandstufen zur scharfen Spitze. Auch hier war mir Spötl im Dezember 1899 vorangegangen. Die erste Ersteigung des Ostturmes errang H. Delago 1894.

Dem Südturm auf einem Band östlich ausweichend, wandte ich mich dem Nordturm zu. Dieser wurde von Mitgliedern des Akademischen Alpenklubs Innsbruck, durch A. Hintner und H. Renner, 1894 zum erstenmal erstiegen und durch F. Miller und H. Tumler, Mitglieder der Turner-Bergsteigerriege Innsbruck, am 3. Juli 1898 überquert. Ich wollte den »Millerriß« versuchen. Seil, Schnerfer und Bergschuhe wurden in der Nordturmscharte zurückgelassen und nur Schokolade und einige Zwetschken in den Taschen geborgen. Also leicht gerüstet, schwang ich mich an guten Griffen die lotrechten Felsen hinan. Ohne Anstand kam ich auf eine abschüssige Schulter in der Ostwand hinauf. Wie staunte ich, als ich den

vielbesprochenen Riß im Winkel zweier gelbroter Wände gerade über meinem Kopf sah! Wer nicht den festen Willen hat, nichts unversucht zu lassen, wird hier umkehren. Der erste von den drei Kaminabsätzen war leicht rechts zu umgehn; der zweite wurde früher noch immer rechts an der senkrechten Wand überstiegen. Da man aber beim Alleingehn Kaminen viel mehr als Wänden traut, wollte ich meine Kraft im engen Schluff erproben. Eine Nische machte den Anfang; sie war zum sicheren Verspreizen zu weit und der Einstieg besonders schwer. Keuchend hing ich zwischen den Wänden. Stark nach außen geöffnet waren die Flächen, die Reibung sicherte mich wenig. Auch das höchste Stück, an dem die Wand zur Linken meine Vorgänger vorbeigeleitet, wollte ich, meinem Trotz folgend, im Kamin ersteigen.



Der Nordturm.

Den rechten Arm legte ich in die enge, grifflose Kluft, indes der Körper sich in die einspringende Ecke stemmte. Mit hastigen Atemstößen riß ich mich an kleinen Griffen aus dem oberen Mund der Enge. Aus den Gipfelkarten sah ich, daß der Nordturm auch von Damen erstiegen worden ist, und zwar von Frl. Kerschbaumer und später von Berta Scheiper und G. Walcher aus Innsbruck.

Beim Abstieg rächte sich wieder meine Unkenntnis des gewöhnlichen Weges. Ich querte ein Stockwerk über dem Band des üblichen Anstieges gegen die Nordturmscharte herein; die Leiste ging aus, nur winzige Tritte führten am Überhang hin, hinüber an der freien Wand. Die Strafe für meinen Leichtsinn war hart genug. — Von der Steingrube aus schaute ich abends noch lange zum Nordturm hinauf; aus flachen Sätteln stieg er unvermittelt lotrecht in die Lüfte, durch Schuttströme von den nachbarlichen Felskörpern geschieden wie ein Meeresriff.

Große Ochsenwand. (Erste Begehung des Nordgrates.)

O. Ampferer, W. Hammer und der Verfasser waren am 25. September 1899 in jener Alpe eingezogen, die, etwas tiefer als die Kematneralpe, an der rechten Talseite liegt. Ein früher Schneefall war bis an die Hütten herabgezogen. Wir fühlten uns in den gemütlichen Räumen so recht als Alleinherrscher, starrten gewissenhaft in die Kochtöpfe und sogen lüstern die Düfte ein. Unser Geschick lag vorläufig in

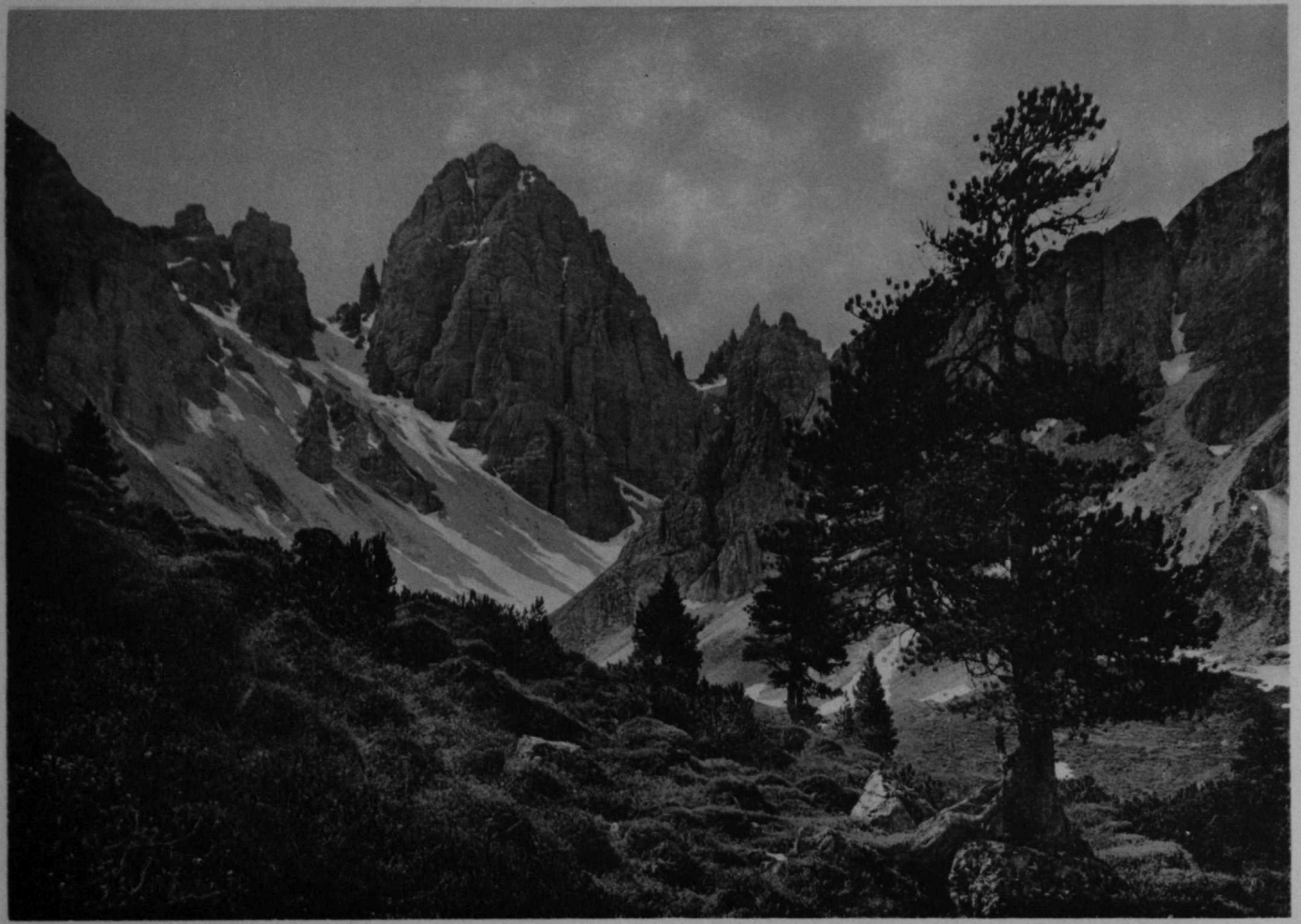
der Kochkunst; an Weiteres dachten wir nicht, nur daß glückliche Ahnungen des kommenden Tages uns berührten.

In lichter Schneepracht ging uns der Morgen auf. Alle sonst grauen Zinken schienen übernatürlich hell; leicht stiegen wir den hartgefrorenen Schnee hinan wie Selige in den Himmel. Von der Scharte zwischen Kleiner und Großer Ochsenwand, welch erstere von meinen Begleitern im Jahre 1892 den ersten Besuch erhielt, stiegen wir in jenen Felswulst ein, der sich als große Stufe des Nordgrates erhebt. Eifrig wühlten wir uns durch einen steilen Schneekamin, bis der Fels sich schwer über uns beugte und den Schluff abschloß. Der Schnee war vor uns zur lotrechten Wand gestaut und am Überhang schüsselartig vertieft. Einer nach dem anderen zog sich am tiefgebohrten Pickel auf. Wir querten nach rechts von Rippe zu Rippe in eine Rinne hinüber, die uns steil wieder zur Grathöhe emporführte. Nur einzelne Steine brachen wie hilfbereite Hände aus dem Weiß, die Tritte waren größtenteils verborgen und wurden tastend ausgestampft. Schneegehänge an den Wänden und der steile, zackengeschmückte Hang gaben diesem Anstieg das Ansehn einer kühnen Tour im Eisgebirge. Der Nordgrat zeigte sich mehr gefahrvoll als schwierig, weil die meisten Haltpunkte brüchig und nur durch Schnee und Eis verkittet waren. — Ganz unvermutet, aber um so froher, sahen wir uns auf dem Gipfelgrat, der mit seinen zwei Erhebungen vor uns lag wie ein weißes Band. Der übliche Anstieg, der sich auf dem Südgrat abspielt, ist wie ein Spazierweg durch die Lüfte und ward schnell zurückgelegt. Vom hartgefrornen Boden, auf dem wir geschüttelt wurden wie bei einer Postwagenfahrt, in den weichen, tiefen Schnee, der auf den Schutthalden lag, hinabzuspringen, war eine Wohltat. Als wir gemütlich abfahren wollten, ging der Hang mit uns durch und einer nach dem anderen kam kopfüber herabgesaust. Über und über weiß bestäubt standen wir darauf beisammen und wußten uns ob der köstlichen Stellungen, die jeder seiner Art entsprechend zur Schau gestellt, vor Lachen kaum zu helfen. So genossen wir eine der schönsten Gefahren der Alpen, die Gefahr, sich tot zu lachen.

Riepenwand. (Erste Ersteigung über den Nordgrat.)

Es war gegen Ende August 1901, als ich in Gesellschaft von O. Melzer, E. Spötl, Frl. B. Scheiper und Frl. G. Walcher bei kühler Nacht im Senderstal emporstieg. Bläulich glommen die Sterne durch die Fichten und prangten an den Zweigen wie Christbaumschmuck. Eintönig und einschläfernd war des Baches Rauschen, kühl seiner feuchten Lüfte Geist, die uns selbst zu selig leichten Geistern schufen. In der Alpe war alles schon im Schlaf, doch wußten wir unser Nachtlager, das auf dem Dachboden einer niedrigen Hütte lag. Zur Bedeckung hatten wir nur die Röcke, als Unterlage Bretter und nur ganz wenig Heu. Nach Tagesanbruch krochen wir, an allen Gliedern gemartert, aus unserem Stall; bis wir alle im Freien waren, verging vom ersten Weckruf an eine Stunde. Eine Klarheit lag auf den Höhen, wie man sie nur verbunden mit großer Kälte sich denken kann; die Felszinnen glitzerten in der Frühsonne wie bereift. Wir waren ohne bestimmten Plan und beschlossen auf Melzers Vorschlag hin, die Riepenwand von Norden über den Hauptgrat zu ersteigen. Von der Riepenscharte stiegen wir an niedrigen, aber senkrechten Stufen leicht bergan und zum Schluß am gewöhnlichen Weg zum Gipfel. Dieser kurze Anstieg ist um so mehr zu empfehlen, als man durch ihn der steilen, mühseligen Rinne des üblichen Weges entgeht.

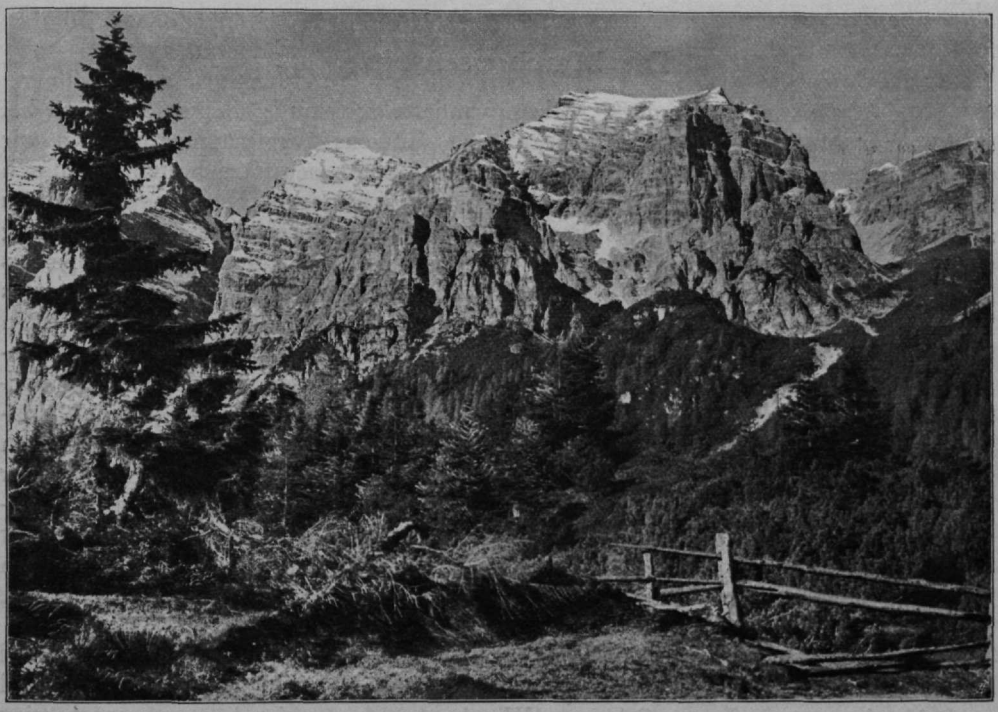
Melzer war, wie gewöhnlich, mit seinem schweren Lichtbildgerät vorausgeeilt, auf dem Gipfel bei günstiger Beleuchtung eine Aufnahme zu erhaschen. Rings auf



Naturaufnahme von Otto Melzer.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Kalkkögel: Marchreisenspitze.



Große Ochsenwand von Osten.

den Bergen, wie auch auf unserer Warte, lag Schnee, in der Sonne aber war es behaglich warm und die Sicht auf die weißen Höhen seltsam rein.

Wir stiegen nach Nordwesten gegen die Seespitze ab, und kamen dem westlichen Vorzacken der Nordwand nahe, der wie eine Messerklinge aus dem Geschröfe, an dem wir uns bewegten, hervorbricht. Dann querten wir auf langem Band nach links und gewannen wieder den Hauptgrat. Auf scharfen Schneiden standen draußen Türme, im Verhältnis zum Menschen noch immerhin riesengroß und furchtbar, wie aufgereckte Elefantenrüssel. Klüfte und brüchige Zähne und zu unterst eine senkrechte Wand machten uns am Grat noch Schwierigkeiten.

Die erste Überschreitung der Riepenwand vollführte O. Ampferer im Jahre 1895, indem er den Südgrat an der Schlickerseite umging.

Bei der Quelle, am Ursprung des Senderstales, lagen wir lang in der Sonne, nur Melzer gönnte sich keine Ruhe und ließ der Arbeit wieder Arbeit folgen, weil der Abend alles Unbedeutende zu großen Schatten und großen Lichtern sammelte und ruhige Formen schuf. Der Künstler lief gegenüber den Kögeln von Hügel zu Hügel, und erst in der Alpe sahen wir ihn wieder. Tiefste Zufriedenheit glänzte im Gesichte des stillen, lieben Menschen. Bei Milch und Butter saßen wir lang beisammen, bald in der Hütte, bald im Freien, und heiter waren die Freunde, weil endlich wieder einmal ein Tag ihrer kargen Freiheit nicht verregnet worden. Wo der Weg sich auf freie Bergwiesen flüchtet, saßen wir auf den Blöcken am Bach und schauten zurück. Dem nächtlichen Purpurblau entsprangen die Kalkkögel, eine stille, große Flammenreihe, warm und liebevoll, wie treuer Freunde Scheideblick. Da wandte sich Melzer nach mir um und sagte einfach, indem tiefste Empfindung aus seiner Stimme klang, er kenne sie schon viele Jahre und jedes Jahr gewinne er sie lieber.

Die Marchreisenspitze.

Mit R. Grissemann und O. Melzer wanderte ich am 4. September 1898 bei stockfinstrer Nacht von Innsbruck fort, über Götzens zur Lizumeralpe, wo wir um 8 Uhr ankamen. Von der Nordwand der Marchreisenspitze hatten wir durch allerlei Gerüchte eine üble Meinung erhalten und waren sehr begierig, sie nahe zu sehen. Das Kar an ihrem Fuß liegt über einem zundernbewachsenen Steilhang zwischen den Vorbergen. Da wir den unteren Rand desselben von der Alpe aus in einer Stunde erreicht hatten, sahen wir, wie die geheimnisvolle Kuppel unseres Berges in geschlossener Masse uns entgegendrang. Inmitten der grauen, gewölbten Fläche erblickten wir eine schwarze Furche, die ihrem Aussehen nach im Dachsteinkalk der Dolomiten fast sicher, hier aber, in diesem teils brüchigen, teils vollkommen glatten Gestein unmöglich ein Durchkommen geboten hätte. Beim Näherkommen löste sich dem Auge von der Wand ein Anbau, der an ihr von Osten her vorgeschoben ist und eine flache Schlucht ausprägt. Durch diese kamen wir in gefährlicher, luftiger Kletterei auf die flammenartigen Krönungszacken des Vorwerkes hinauf. Von diesen an war die Gefahr verschwunden, die Schwierigkeit aber gleich geblieben, weil man die folgenden Stufen, welche regelmäßig mit einem Überhang beginnen, von breiten Bändern aus erklimmt. Wir hatten vom Einstieg an sechs Stunden benötigt.

Den Abstieg nahmen wir nach Osten. Wir kamen zu einem Wandgürtel hinab, den ein kleiner, überhängender Kamin durchbrach und, auf spärlichem Band nach Norden querend, zur Scharte. Wir hatten den meist begangenen Anstieg benützt. — Ein ebenfalls leichter Weg führt von Westen zum Gipfel. Man steigt dort vom Geröllsattel auf der Südseite einige Meter ab, sodann durch einen Kamin empor, den man aber nicht bis zur Scharte, in die er mündet, verfolgt; man biegt kurz vor dieser rechts in einen Seitenriß ein, der zum rasenbewachsenen Geschröfe des Gipfelgrates führt. Auch von Südosten ist die Marchreisenspitze leicht ersteigbar, im Nordwesten hat sie ihren zweitschwersten Anstieg, der von O. Ampferer, H. v. Ficker, A. Hintner und F. Stolz am 11. Juli 1898 zum erstenmal vollführt wurde. Die Nordwand ist nun zu einem beliebten Tummelplatz der Innsbrucker Kletterer geworden.

Der Ampferstein ist über den Westgrat wie auch über den Ostgrat in leichter Kletterei zu ersteigen. Ein unschwieriger Anstieg zieht über die Rasen und Schrofenhänge der Südflanke. Die Ersteigung dieses Aussichtsberges kann gut mit jener der Marchreisenspitze oder Saile verbunden werden.

Die Kehlbachlspitze, ein zwar selbständiger, aber unbedeutender Felsklotz östlich der Marchreisenspitze, fand in dem trefflichen Hochtouristen Max Peer, welcher bei einer Skitour an der Saile durch eine Lawine verunglückte, ihren vermutlich ersten Ersteiger.

Die Lizumernadel, welche westlich neben der Marchreisenspitze steht, wurde im Sommer 1900 von O. Melzer und E. Spötl zum erstenmal erstiegen. Sie bietet eine ebenso schwierige wie luftige Kletterei.

Zwei Schartenübergänge.

Trüb und drückend lagen die Wolken auf des Inntals hohen Bergen. Schneeschleier woben sich hin und wieder um die Höhen und immer tiefer sank aus dem Flor heraus das schimmernde Weiß auf die Solsteinkette und die nackenfeste hohe Munde, die sichtbar zu altern schienen wie unter einem tiefen Gram. Ganz

hinten im Senderstal aber, in dem ich nun aufwärts zog, war es hoffnungsvoller, dort glänzten und blitzten noch Seespitze und Riepenwand im Sonnenlicht, vom Waldesdunkel eingefaßt, wie tiefgeborgnes Glück von einem ernsten Gemüte.

Bis zur ersten Holzkapelle im Senderstal war ich von Kematen aus etwas über eine Stunde gegangen. Hier auszuruhen war mir zur Gewohnheit geworden. Zahlreiche Senner kamen vorbei, die mit feiertäglicher Miene das Vieh, die Schafherden von der Alpe talwärts trieben. Eine Stunde weiter talein lag meine zweite Wallfahrtsstation mit einem Brünnlein voller Gnaden.

Als die Letzten, die von der Alpe heimgingen, kamen zwei mir bekannte Senner des Weges. Beim Aufräumen der Alpe hatten sie nicht vergessen, auch mit dem Schnaps gewissenhaft aufzuräumen. Nun schrien sie mir, was ihnen am Herzen lag, ins Gesicht, daß ich lange nicht begriff, was sie wollten, weil keiner das Geschrei des anderen auch nur für Augenblicke ohne Begleitung ließ. Auch ihr aufgeregtes Gebärdenspiel war nicht imstande, mich aufzuklären. Der eine, ein kleiner, krummbeiniger Waldteufel mit verschmitzten Augen und struppigem Bart, faßte mich endlich, da mein Gesicht wenig Verständnis zeigen mochte, bei der Schulter. Ob diese Annäherung drohend oder vertraulich sein sollte, war nicht zu entscheiden, wie ich aber hörte, alle Decken stünden mir für die Nacht zur Verfügung, hatte ich fast Lust, die lebendige Schnapsflasche küssend, auszurufen: »Diesen Kuß der ganzen Welt!« Dann war noch zu vernehmen, ich solle von der untern Alpe eine Laterne mitnehmen, weil einer von ihnen — glücklicherweise war es der Reinlichere — nachts zur Kematneralpe zurückkehre, dort noch einiges zu ordnen. Den kleinen Umweg, der früheres Ansteigen bedingt, nahm ich gern, weil über die Wiesen droben leichteres Gehen ist als am Bach.

Ans Ziel gelangt, sah ich die Zinnen bereits von Nacht und Regen verfinstert; alles übrige war von triefenden Wolken begraben, um so gewaltiger aber boten die drei grauen Pfeiler dem anziehenden Ungewitter Trotz. — Traurig ist es auf der Alpe im Herbst; es ist, als müßten in allen Ecken verstorbene Bewohner liegen, wo sonst die Arbeit in mächtigem Schwalle alle Räder trieb, niemand feiern ließ. Zutraulich dehnte sich bald die Flamme des Herdes nach mir, doch freudig hätte ich nun um die alpine Heiterkeit auf die schönsten Stimmungen des Einsamseins verzichtet, einen Freund bei mir gehabt, das Erlebte lustig zu besprechen. Melzer hatte versprochen, nachzukommen, blieb aber zu meiner Betrübnis aus.

An der nachbarlichen Hütte stieg ich über eine wackelige Leiter zum Dachboden; dieser Anstieg vollzog sich ob einer tiefen Mistlache und bot nicht wenig Gefahr. Zuerst raubte ich von den verstreuten Lagern alle Decken; nur warm wollte ich es haben, ob von den Sennern kleines Almvieh zurückgelassen worden, das, weil es sich vom Menschen nährt, die Höhe des Übermenschen schon gewonnen, bekümmerte mich wenig. Doch andere Genossen störten meine Ruhe; kaum hatte ich mich wohllüstig ausgestreckt, als ich am Rucksack verdächtiges Rascheln vernahm. Ich machte Licht und sah ein fliehendes Mäuslein. Diese Frechheit bewog mich, den Brotkorb, meinen Schnerfer, höher zu hängen. Bald waren vom Schlaf die Gedanken sanft durcheinander geschoben. Da vernahm ich im Halbbewußtsein auf dem Dache leises Trommeln und mit dem Gedanken: »es regnet«, fuhr ich ins Wachen. Tiefeingewühlt in die Decken, schlief ich rasch wieder ein. Um 11 Uhr wurde mein Traumschleier von einem heiseren, mißglückten Jauchzer entzweigerissen. Es war der Senner. »He, möch au, iaz wer m'r löb'n l«[1]) rief er aus und gleich darauf patschte ich mit ihm durch die Moräste zur Feuerstätte hinüber. In der Vorratkammer stand eine ungeheure Schüssel

[1]) »He, mach' auf, jetzt werden wir's uns schmecken lassen!«

Milch; langsam hob er sie auf und blies den Rahm in eine Pfanne. Dann kochte er mit geheimnisvollem Tun einen Kaffee, wie ich in meinem Leben noch keinen so guten getrunken hatte. Und bei dieser Arbeit erzählte er mir, wie er tags zuvor im Dusel bei großer Kälte am Almweg eingeschlafen, einen riesigen Brotlaib als Kopfkissen und einen solchen als Decke auf dem Bauch. Am Morgen war er, begreiflicherweise an allen Gliedern starr, erwacht. Dies sagte er alles in so köstlichen Ausdrücken, daß ich herzlich lachen mußte.

Ein hübscher Anblick, wie das große Gesicht mit kleinem Schnurrbart und kräftig gebogener Nase sich gegen das Feuer neigte, dessen Schein starke Formen prägte und die kupferfarbige Haut grell zwischen tiefe Schatten setzte.

Aus besonderer Begünstigung durfte ich im gutgefügten Blockhaus, an des Senners Seite schlafen. Große Käselaibe, auf Brettergerüsten ruhend, Kisten und Kasten, welche die mühsam erworbenen Schätze bargen, waren die Einrichtung der kleinen Kammer. Mehrmals sagte mir der schlichte Mann, wie froh er sei, mich hier zu haben, es sei ihm unheimlich zumute in den verlassenen Räumen. Im Bett wollte ich ihm genügend Platz lassen und hätte ihn solcherweise bald beleidigt; er streckte suchend eine Hand nach mir, und als er mich erwischt hatte, sagte er gekränkt: »Hoi, wo bische denn, moanscht i hun koa saubri Pfoat un?« [1])

Bei Tagesanbruch hörte das Regentrommeln auf; ich sah durch eine Lücke und trotz des übeln Wetters brachte mir das Geschaute schönste Überraschung; ich freute mich, einem Kinde gleich, des ersten Schnees. Scheinbar in unendliche Weite dehnte sich das weiße Opfertuch; über schmutzige Gräben flossen die reinlichen Linnen, aus der Nebeltiefe wallten sie hervor bis zum Bach herab, der sich, einem trotzigen Buben gleich, nicht bedecken lassen wollte. Leise sanken die Flocken, wie, um die schlafenden Berge nicht zu wecken. Selbst die ungestümen Zirbeln hatten sich kleingeduckt, als scheuten sie sich, die himmlische Reine zu unterbrechen, sie waren nur weitverstreute, vereinzelte Punkte.

Langsam stapfte ich gegen 10 Uhr, da es lichter geworden, gegen die Schutthalden hinauf. Trotzig aufspringend warf hin und wieder ein Zundernast seine Last von sich. Zur Tiefe des Inntals, wo blaues Sonnenleuchten erstand, führte ein Wolkenschacht nieder und breite Straßen zogen hinauf in den Nebel, hinein zwischen die Wände; die größte davon, die zwischen den Nadeln und der Kleinen Ochsenwand liegt, sollte mich emporgeleiten. Ein riesiger, beschneiter Schuttkegel erwachte vor mir, wie von eignem Lichte belebt, aus dem Düster, Turm um Turm riß sich los aus zäher Gefangenschaft, den schwärzlichen Leib mit weißem Pelz verbrämt, geschmückt von frischen Wasseradern wie mit blitzendem Geschmeide.

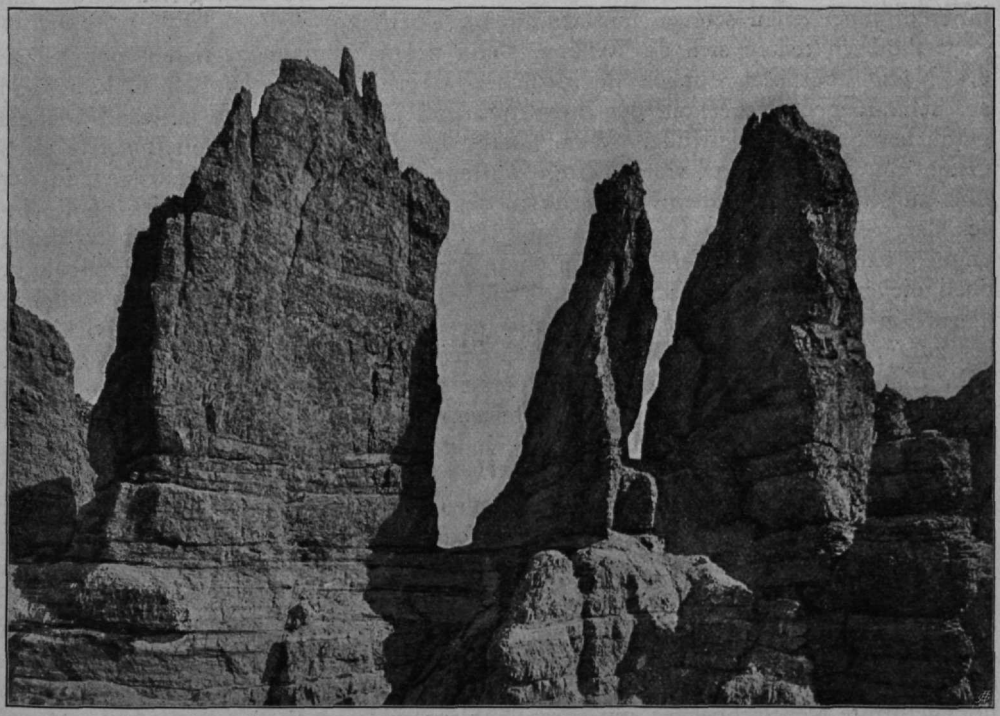
Mit gedämpftem Leuchten floh die Sonne über die Wolken, sich eilig wieder zu verbergen. Aber wie zum Zeichen, daß sie doch noch walte, ließ sie unzählige Boten herniederschweben, zierliche Sterne, Liebesbrieflein, wie sie nur die Engel zu schreiben vermögen. Auf eines großen Zirbelbaumes Wurzel ließ ich mich nieder zu feuchter Rast; wie aus den Ästen die Tropfen niederschlugen, mit leisestem Geräusch der Schnee zuweilen durch die Nadeln rieselte, da wurden die einsamen Laute mir zum Zeitmaß sinnender Betrachtung.

So oft sich von der Alpe ein Jauchzen erhob, horchte ich freudig auf und hätte über alles gerne die Stimme Melzers erkannt; er hatte in Grinzens genächtigt, war aber dann, da er schon tags zuvor eine Regentour vollbracht, morgens wieder heimgekehrt.

In Gedanken versunken war ich dagesessen und — welche Veränderung, als ich, von blendendem Licht geweckt, aufsah! Stechende Strahlen schossen nieder

[1]) »He, wo bist denn, meinst, ich habe kein saubres Hemd an?«

Melzer Nadel



Schlicker Nadeln.

und auf den weiten, glänzenden Gefilden wanden und wiegten sich silbrige Nebel. Schatten und Sonnenflecke liefen rasch über das weiße Hügelland wie düstre und freudige Botschaften im Freiheitskampf einer Geisterschar. In frischer Farbenpracht standen Riepenwand und Seespitze auf den Halden und greifbar nahe schienen sie. Zwischen den lotrechten Kanten der Kleinen Ochsenwand und den Nadeln war ein weiter, schwach gewölbter Sattel ausgespannt, auf dem gewichtig der schwarzblaue Himmel lag. Zur Schneide hob sich ein breiter Schneehang; ob die Steine, die darauf lagen, Riesenblöcke oder nur faustgroß seien, war nicht zu entscheiden. Wie durch einen Zauber schien die Grathöhe so nahe, daß mir wie einem Riesen zumute ward, der mit einem einzigen Schritt darüber wegzusteigen vermöchte.

Rasch und zuversichtlich wurde aufgebrochen. Nicht weit von der Jochhöhe war ich wieder im Nebel, der mich spielend mit Eiskörnchen bewarf. Unter mir eine kurze Stapfenspur, dem Nichts entsteigend, über mir das graue Land der Ahnungen. Ich kauerte mich unter einen überhängenden Block; spielend brach ich die langen Eiszapfen von seiner Decke. Bald überfiel mich unruhige Langweile und trieb mich weiter. Von der Höhe, meinte ich, würde man gleich jenseits absteigen können, doch mußte ich, über verschneite Blöcke stolpernd, in einer Furche eben weiter. Dicht und wagrecht trieben die Schneekörner um die glatte Felswand mir zur Rechten. Verschwommen schien alle feste Form, vergangen, wie in einem wüsten Traum. Mit furchtbarer Wut jagte der wilde Schwarm mir ins Gesicht, daß der Atem mir fast verging. Links drang schattenhaft von eines breiten Sockels Höhe eine Zackengruppe durch die weiße Sturmwand, wie ein federgeschmückter Hut; das waren die Nadeln. Sehnsüchtig spähte ich nach einem Obdach, doch verschlossen waren die Wände, ich mußte weiter. Vom Ostrand

der Paßhöhe stieg ich über eine Wächtenwand hinab und fand gleich darauf mit innerem Jubel einen schnee- und windfreien Überhang.

Plötzlich teilten sich die Wolken. Von tiefen Kaminen zerrissen, vom Glanz der Nässe überflutet, stiegen die östlichen Überhänge der Großen Ochsenwand aus schmutzigem Nebel auf, der ihren Fuß und ihre Höhe noch umwand wie ein gräuliches Schlangengewinde. Weit hinaus in die wogende Freiheit setzte nach Osten ein Grat mit drei wunderbaren Türmen, die, von Wolken getragen, in der Luft zu schweben schienen. Der Umriß des mittleren Turmes bot sich als Rechteck dar; er wurde von O. Melzer und H. Grissemann im Sommer 1900 durch enge, glatte Risse erstiegen. Knapp daran steht westlich eine seltsame Mißgeburt, oben dicker als unten und schief, als ob sie betrunken wäre. Der östliche, äußerste Turm am kurzen Grat sah aus wie eine gekrönte Frau, die mit weißer Schleppe bis zum Abgrund vorgewallt und, erschrocken zurückgebeugt, an ihm erstarrte. Sein Gipfel mochte mit meinem Standpunkt gleiche Höhe haben. Für diese drei Türme im Ostgehänge der Großen Ochsenwand erlaube ich mir den Namen »Die drei Geschwister«, für die Scharte, in der ich mich befand, die Bezeichnung »Nadelscharte« vorzuschlagen.

Anfangs behutsam, doch immer rascher stieg ich an der Schlickerseite ab, bis die steile Halde sich zum öden Kar weitete, wo große Steinmengen angehäuft lagen, wie in einem aufgehobenen Schurz. Bei einer Quelle saß ich nieder. In dichten Scharen kamen die Flocken und siedelten sich auf meinen Kleidern an, als ob sie mich begraben wollten, und ich ließ sie ruhig gewähren. Da es wieder zu schneien aufhörte, kam die Serles über dem Stubai hervor; grämliche Lichter schlichen scheu über ihre grauen Felsen. Durchs Schlickertal herauf zog eine hochgetürmte Nebelschnecke; mit ihren Fühlern widerwärtig in die Lüfte greifend, sog sie gierig die kargen Strahlen ein und vertilgte im unreinen Lauf, was die Sonne zu zeichnen begonnen. Von einer Ahnung gezogen, sah ich empor und erblickte die Schneekönigin von früher ob den Wolken, fast senkrecht mir zu Häupten von weißen Rosen umkränzt, wie eine hohe Firnenfürstin.

Mit wachsender Lust stieg ich vom harten Steingrund in eine grüne Mulde hinab, wo weiche Moose und borstige Zundern, vom jüngst vergangenen Schnee erfrischt, mich leuchtend und funkelnd empfingen. Die weite Mulde, Roßgrube genannt, ist von schmalen Mauern eingefaßt, deren steile Flanken von Gras und Knieholz bewachsen sind. Dünne Felskämme, welche unmittelbar dem Grün entragen und aussehen wie Rückenflossen und krüppelhafte Türme, sind hier die tiefgelegenen Zierden unserer Gruppe und machen eine ihrer größten Eigenarten aus.

Anfangs wollte ich mir nach oben zu einem Sattel, zur nördlich anliegenden Grube, Durchgang verschaffen; die Legföhren aber waren zäher als ich. An ihren Armen hingen unzählige Tropfen, die sie mir freigebig zusprühten; und dabei gaben sie sich den Anschein, als müßte mir das glitzernde Wasserfeuerwerk Freude machen, und hörten nicht auf, es zu wiederholen. Möglichst rasch suchte ich zu entkommen. Ich nahm die Hilfe eines Steigleins an und wollte zur Schlickeralpe hinab. An der Steilstufe über dem Talboden wogten zwischen Lärchen die Zundern, die sich wie Flammen ineinander schlangen. Hier zweigte von meinem Weg nach aufwärts eine Steigspur ab. Da ich die Landstraße von Vulpmes an durchs Stubaital schon genügend oft in schweren Bergschuhen genossen, beschloß ich, obschon es bereits 3 Uhr war, über eine Scharte in die Lizum und nach Kematen zu wandern. Die nördliche Hälfte der Roßgrube, die ich nun betrat, ist steiler als die südliche. Ein Bächlein quoll an den Rasenwellen herab und fraß gierig die Schneereste von seinen Rändern. Nach oben war das seichte Tal im Bogen geöffnet. Wo seine Öffnung den Nebel umsäumte, ward eine Schneelichtung,

ein tiefinniges Leuchten sichtbar, das mich freundlich lockte, indessen kalt wehendes Gestöber mich umgab. Als ich mein vorläufiges Ziel, die Helle, erreicht hatte, trat ich rechts auf den nördlichen Grenzgrat der Roßgrube hinaus, auf dessen oberem Ursprung ich nun stand. Ich hatte mir vorgenommen, an den Südflanken der Malgrubenspitze, der Marchreisenspitze und des Ampfersteins bis zum »Halsl« zu queren. Da ich aber die vielen Steilgräben sah, die meinen Plan durchkreuzten, und mir überdies ein teuflischer Eiswind alle romantischen Gedanken aus dem Kopf blies, gab ich mich mit der nächsten Scharte — sie lag zwischen Malgrubenspitze und Hochtennspitze — zufrieden.

Links in der Höhe teilte ein großer, rötlicher Pfeiler die Nebelflut und begann zu glimmen, als könnte er eine tiefinnere Freude nimmer bergen. Mit einem Mal wurden die Wolken erfaßt, in tollem Wirbel in die Winkel und Schluchten geschleudert. Die Malgrubenspitze erhob ihr schneereines Haupt; im Nu warfen sich ihr alle Glanzschwärmer der befreiten Sonne zu und gaukelten in trunkner Lust durch sinkende Nebelstreifen auf ihre samtweichen Formen nieder. Liebevoll umfing der blaue Himmelsmantel die weißen Schultern, die in zartem Schwung vom Gipfel niederglitten. — »Mein würde sie, die herrliche Doppelspitze, die reine Schneeflamme, und wenn sie vom Wall des Himalaya leuchtete!« Spielend übersprang der wägende Geist die kleinen Felsen, welche den Schnee des Westgrates verletzten. Eiligen Laufes wurde nach rechts gequert und an einem steilen Grat, der sich scheidend zwischen zwei Gräben aufgestaut, angestiegen. — Von der Scharte starrte ich wieder, an einen Block gelehnt, in düstre Nebel und auf die schwärzlichen Felsgruppen der Hochtennspitze. Die Glanzbienenschwärme waren Schneeflocken geworden und lächelnd dachte ich nach über die verschwundene Pracht. In breiten Starrsinn versunken lagen würfelige Türme auf dem Grate. Auch zur geringsten Kletterei war ich nimmer aufgelegt; meine Siegeslust war von der Schwäche, möglichst bald heimzukommen, vernichtet. Eine Felsklamm ließ ihren Schneegrund auf die freien Schutthänge zu meinen Füßen laufen und gab mir den bequemsten Abstieg in die Lizumergrube.

Im Westen hatte der Wind die Wolkendecke aufgehoben und bleiche Schneegefilde ließ er frei, wie man zum letztenmal ein geliebtes, totes Antlitz zeigt; es war der Hügelzug des Hochtennbodens.

Im Kar war's öd und schauerlich wie in einem großen Grabgewölbe. Angeschneite Trümmer lagen im Kreis, wie Schädel und Totengebeine — eine wirre Verderbenssaat. Von den Gipfeln südlich des Kares war wenig sichtbar; nur ihre Nordwände hingen in Trauerfarbe aus dem Nebel auf die Reißen herab.

Gegenüber der Marchreisenspitze hat die Grube eine weite Öffnung gegen das Lizumertal, von der man beinahe lotrecht auf die Alpe hinabsieht. Als ich auf dem hügeligen Boden, wo sich Alpenrosenstauden und Krummholz um die Zirbeln drängen, bis zum obern Rand des Steilhanges vorgeschritten war, als ich tief unten noch die Kühe grasen sah und die Glocken in rührenden Psalmen über die Weiden klangen, da ward mir zumute wie einem, der mitten im Winter eine Blume gefunden.

Die Hütten lagen mir schon weit im Rücken, die wehmütigen Geleittöne der Herden hatten mich verlassen, da ich dem Inntal entgegeneilte, nicht, ohne noch einmal zurückzuschauen und mir den Abschied schwerer, doch würdiger zu machen. Im Hintergrund des hohen Kessels, der über der Alpe zwischen zwei dienerhaft gebeugten, aber wuchtigen Vorbergen liegt, saß die Marchreisenspitze auf den weißlichen Halden, ihrem verfallenen Reiche. Und daß sie so groß, so hoch erschien ob den bebenden Lärchenwipfeln, das machte wohl, weil sie ihren Schmuck, die silberweiße Schneeverschnürung, auf breiter Brust, in finstrer Größe trug. Spät

abends, als ich dem engen Tal entronnen, erhielt meine Wanderung einen ergreifenden Schluß.

Die Sonne war verschwunden, aber im Tale, über die Wiesen ausgebreitet, lag, von ihrem Widerschein erglühend, eine dünne Nebelschicht. Verlassen und unbewegt lag das rosig leuchtende Gespinst im tiefen Schattengrunde. Der Inn aber, eine rote Goldader, wogte ab und zu im Feuerpulsschlag durch die Dünste: — »Wie die Bergfreude sich, ein Rosenflor, über die Grüfte legt, wie die Liebe zu Entschwundenem die Gegenwart entzündet —.«

Weit jenseits des Oberinntals standen starr und ungerührt die Mieminger, ungebärdige Hörner und Zinken, im Trauerspiel der Nacht. Doch über ihnen, aus den Wolken drang ein Strahl der Erlösung. Verklärend schritt ein rötlicher Dunststreif an den Gehängen über Zirl nach Osten vor. Die knorrigen Köpfe des Hechenbergs, demütig in blaue Nacht gehüllt, traten hervor, sich daran zu entzünden. An den Waldlehnen des Karwendels glitt der herbstliche Sonnensegen weiter bis hinab zum Bettelwurf und langsam drauf empor nach höheren Bereichen. Und frisch beschneite Gipfel schimmerten aus kalter, bläulicher Höhe, wie überirdischen Gedanken hingegeben.

Von der Hochtennspitze zur Malgrubenspitze.

Anfangs September 1902 waren wir, Frl. Tilli Melzer, Freund Leo Sarlay und ich, gegen 10 Uhr nachts auf dem Weg zur Kematneralpe. Aus dem Senderstal blies ein scharfer, kalter Wind und bewahrte uns frisch. Fürs Wachsein sorgte auch der steinige Weg, den man im vollkommenen Dunkel des Waldes nur fühlte und nicht sah. Auf dem ersten Almboden, eine halbe Stunde vor der Kematneralpe, bezogen wir einen wohlgefüllten Stadel, in dem es sich köstlich schlafen ließ.

Um 6 Uhr wollten wir aufbrechen, das war aber nicht möglich. Die Schuhe von Frl. Melzer waren verschwunden. Sie hatte sie im Heu liegen lassen, anstatt sie, unserem Beispiel folgend, in der Höhe zwischen den Balken der Stadelwand zu verklemmen. Mehrmals wälzten wir die große Heumenge im geräumigen Stadel von einer Ecke zur andern, bis wir, von Schweiß triefend, nach zweistündiger Arbeit das Gesuchte fanden. — In der Alpe hielten wir bei Butter und einer großen Schüssel Milch Frühstückrast.

Beim Aufbruch waren beide Talhänge beleuchtet, die Kögel aber in dunstigem Selbstschatten. Nordturm und Südturm stiegen über sonnengetränktem Nebel auf und unter diesem schob sich aus dem Dunkel zurückliegenden Gehänges ein hell beschienener Wiesenkegel. Der gedrungene Steingrubenkogel und die Riepenwand warfen lange Schatten auf die Geröllreisen herab. Über den Zinnen, uns im Gesicht, stieg die Sonne auf und bewirkte mit ihrem Blenden die Gleichmäßigkeit der duftigen Schatten. Dem Bach entlang lief silbrig schimmerndes Erlengebüsch. Schwarzgrüne Legföhren und frischgrün lodernde Büschel von Schwarzbeerengestrüpp und Alpenrosen entfachten an den Hängen ein wundervolles Farbenspiel. Niedrig am Boden verbreitete Wacholderstauden lagen verstreut wie alte Silbermünzen und die dichten Zirbeln dehnten ihre zahlreichen, sanft nach aufwärts gebogenen Äste struppig in das Morgenlicht.

Über einen steilen Hang, der im unteren Teil mit Latschen bewachsen ist, stiegen wir gerade zur heiteren Rasenhöhe des Hochtennbodens hinauf. Sarlay, der weit voraus war, hing allem Anschein nach an einer senkrechten Wand; das war aber Täuschung, bis zur Spitze fand sich nur leichtes Geschröf.

Die Zinnen zeigten sich uns zusammengeschoben und entbehrten daher ihrer herrlichen Formen. Ebenso waren Steingrubenkogel und Riepenwand von der

Beleuchtung nicht begünstigt und lagen als regellose Felsmassen vor uns. Doch links hinter ihnen stieß der Mannlgrat hervor. Auf glatter, von einem Schneestreif schräg durchschnittener Wand, standen von einer Wolke tief beschattet, die schlanken Türmchen im lichten Himmel. Von den Sellrainer Bergen im Südwesten ragte der feine Firndreikant des Fernerkogels, scheinbar von seinen felsigen Kanten zusammengehalten, hervor. Im Süden, auf den Stubaierbergen, staute sich ein wildes Wolkenlager auf. Über das matte Blau der Felsbecken ergossen sich mit weißem Glanz die Ferner. In der Ferne waren die Grate von Schneezeichnungen scharf durchbrochen. Am westlichen Ende des wildzackigen Pinnisserkammes stieß der Habicht seine Grate ins tiefe Tal und hielt seine schneeige Gipfelplatte, einem Spiegel gleich, der Sonne entgegen. Weiter hinten fiel durch ihre Düsterkeit die Tribulaungruppe auf.

Selig war die Schau in das Blau des Unterinntals, in dem sich die wunderschönen Züge des Kellerjoches dehnten. Nördlich prangten die langen, wie dünne Schichten hintereinander geschobenen Karwendelketten im Silberlicht.

Wir wollten den Übergang zur Malgrubenspitze ausführen, der von O. Melzer, wie ich glaube im Jahre 1893, eröffnet wurde. — An der Südseite kamen wir leicht über Geröll in die Scharte östlich der Hochtennspitze hinab. Der Anstieg zur Malgrubenspitze schien sauer zu werden an den starren, gelben Felsköpfen, die sich uns entgegenneigten. Doch war es, zuerst in die Südflanke ausbiegend, unschwer, ein langes Band zu erreichen; auf diesem gingen wir bis in die ungemein brüchige Schlucht vor, welche von Süden, die Bergmasse scheidend, in die Scharte zwischen den beiden Gipfeln führt. Diese Runse leitet ihrer ganzen Länge nach den gewöhnlichen Anstieg. Ihr entsprechend liegt in der Nordwand eine plattige Schlucht, durch welche die Spitze in gefährlichster Kletterei von O. Melzer, C. Grissemann und F. Miller am 16. Juli 1899 erreicht wurde. Der Westgipfel, der nur einige Meter niedriger ist als der Hauptgipfel, doch viel größere Schwierigkeit bietet als dieser, wurde durch H. Beyrer, A. Hintner und F. Stolz vom Akademischen Alpenklub Innsbruck zum ersten Male erklettert.

Den Abstieg nahmen wir nach Osten. Ungefähr 70 *m* kamen wir an Schrofen gut hinab, dann wurden wir von einer überhängenden Wandstelle etwas aufgehalten. Nun wäre dem Abstieg nach Süden nichts im Weg gelegen; wir gingen aber durch eine Scharte auf die Lizumerflanke über, wo uns eine schneeerfüllte Schlucht bequem auf die Reisen hinabführte. Am Ausgang der Lizumergrube suchten wir die schöne Zirbel, welche dem Bruder unserer Begleiterin für sein beistehendes Bild: »die Marchreisenspitze aus der Lizumergrube«, als Vordergrund diente. Und siehe, da stand sie; aber wie wenige werden sie sehen, ihr mit dem Auge des Künstlers nahen! Doch die kunstvolle Zusammenstellung, die für die günstige Wirkung des Bildes unerläßlich ist, hat das Genießen der Natur, bei dem Größen, Licht und Farben, ja selbst die kühlen Lüfte wirken, nicht vonnöten.

Der herbstliche Abendwind bewegte die Lärchen, als wir talaus gingen. Die Lizumergrube öffnete ihre lichtgraue, schon sonnverlassene Karweite; in ihrer ganzen Schönheit stand die Marchreisenspitze im Hintergrund, es war, als rief uns das Gebirge zurück an seine Brust!

Der Watzmann.

Von

Wilhelm von Frerichs.

Es ist heutzutage nicht mehr gebräuchlich, von allgemein bekannten Bergen zu reden, die längst erstiegen sind, die keine unbetretene Seite mehr zeigen, keine heimlichen Wünsche dem Ehrgeize des Kletterers mehr wecken. Jungfräulich, unentweihte Gipfel werden gesucht und — geschaffen, Wände, von den Besten vergeblich bestürmt, sind dem Bezwinger der schwindelnde Weg zum Ruhme.

Dies Suchen nach Neuem, Unbekanntem um jeden Preis ist in den Alpen von Jahr zu Jahr schwieriger, aussichtsloser geworden, und man hat über der Mühe das alte Allzubekannte fast vergessen. Und doch wird man an den veralteten, abgetanen Bergen viel Neues finden können, wenn man zu suchen weiß und nicht den Moden folgt.

Wo das Deutsche Reich seine südliche Grenzmark hat, steht einer der höchsten Berge des Landes: der Watzmann. Nicht ein Berg im eigentlichen Sinne ist er, sondern fast ein Gebirge für sich zu nennen. Siebengipflig ragt sein Haupt in den regenreichen Himmel des Berchtesgadener Landes.

Ein graues Felsendach, von breitem Sockel aufstrebend, zur Linken ein breites Firnfeld, einen schlanken Zahn und ein kühn aufgebogenes Horn, so blickt er hinab auf die Gassen des Marktes Berchtesgaden. Der Große Watzmann heißt die massig hingelagerte Pyramide zur Rechten, das zu ihm sich hinüberneigende Horn links der Kleine Watzmann, vom Volke auch Watzmannweibel genannt. Zwischen dem grotesken Elternpaar spannt sich die Zackenreihe der Watzmannkinder, deren höchstes, aus dem Watzmanngletscher aufragend, den Namen Watzmannjungfrau trägt.

So zeigt sich unser Berg dem von Norden ihm Nahenden. Anders die Ostseite.

Kahl, glatt, unbegreiflich hoch und steil, hebt sich die Watzmannwand aus den stillen Wäldern von St. Bartholomä. Von der lichten Höhe der Gratkante bis hinab zum Fuß der Mauern, den graue Eismassen umlagern, kaum ein grünes Fleckchen, alles kahler, harter Fels, hochgetürmt wohl an 1900 *m*. Hie und da klebt ein Firnfetzen im Gewänd, Wasser sprüht von ihm nieder, stürzt von Stufe zu Stufe bis hinab zur Eiskapelle. Unter dem Schnee bricht es sich Bahn, aus schwarzem Eisgewölbe schießt es hervor, weiße, weichende Schuttmassen wälzt es mit sich, schiebt sie langsam, unaufhaltsam weiter durch die Schlucht des Eisbachtales, durch die grünen Hallen des Waldes bis zu den stillen Fluten des Königssees. Immer schmaler wird die Wasserfläche, bis einst das Ufer drüben erreicht ist und die Trümmer des Watzmanns den See ausfüllen.

Wir gehen hinüber auf die Westseite. Ringsum Steinwüsten, weite Geröllfelder, hie und da schwarzgraue Klumpen verworrenen Latschengestrüppes, hin und wieder ernste, hochragende Tannen. Die scheidende Sonne vergoldet die prallen Massen des Watzmanns, die letzten Strahlen umspielen die Terrassen der in edlen Formen gegliederten Wandflucht. Tiefer unten lagern schon die Schatten der Nacht, durch

die Schluchten, die zwischen ruinenhaften Vorbauten hinabziehen ins Tal, kriechen sie mählich empor, die Glut des Abends erstirbt — noch ein letztes, erlöschendes Leuchten, wie das Erkalten glühenden Metalls — und kalt, grau und tot liegt der Fels. Fern im Osten flimmert der erste Stern.

Von Osten und Westen eine langgestreckte starre Wandflucht, von Norden und Süden eine Pyramide, hier schlank und feingeformt, dort breit und kraftvoll, verleugnet der Watzmann, von welcher Seite er sich auch zeigt, niemals seine charaktervolle Individualität. Ein scharfer Felsgrat, mehr als 1 *km* lang, bildet den

a = Anstieg vom Watzmanngletscher; *b*, *c* = Anstiege von der Eiskapelle; *d* = Anstieg vom 23. September 1900; *e* = Anstieg durch die Südwand der Watzmannkinder; *f* = Schönfeldroute; *g*, *h* = Westanstiege.

Scheitel des Berges und trägt seine drei höchsten Spitzen. Er verläuft im wesentlichen von Norden nach Süden. Der höchste Punkt, die Mittelspitze, 2714 *m*, teilt den Kamm in zwei ungleiche Abschnitte, in einen kleineren nördlichen und in einen fast doppelt so langen südlichen. Das Hocheck, 2650 *m*, und die Südspitze, 2712 *m*, krönen das Ende des Grates im Norden und im Süden. Der Ostabfall des von der Mittelspitze und der Südspitze eingeschlossenen Gratstückes fußt 1900 *m* tiefer im Eisbachtale, das bei St. Bartholomä sich unter den Spiegel des Königssees senkt.

500 *m* in der Fallinie unter der Mittelspitze stößt ein gewaltiger Anbau an die Ostwand. Nach Süden bricht er in wilden Wänden ebenfalls in die Schlucht des Eisbaches ab, nach Norden senkt er sich sanfter in das waldige Schapbachtal. Die

Kante, mit der er an das Massiv anstößt, verläuft zunächst von Westen nach Osten und trägt die drei höchsten Watzmannkinder. Der Gipfel des östlichsten Kindes bildet den Eckpfeiler des ganzen Anbaues. Hier biegt der Kamm nach Norden um und erhebt sich jenseits einer Scharte zum Kleinen Watzmann.

Die Mauern des Grates Hocheck—Mittelspitze, die Zackenreihe der Kinder und der Kleine Watzmann, 2304 *m*, schließen ein hufeisenförmiges Kar ein, das sich nach Norden öffnet, Watzmannscharte genannt, ein Tummelplatz der Gemsen und, tiefer unten, des stolzen Rotwildes. Das höchste Watzmannkind, 2260 *m*, schiebt seinen Fuß bastionartig weit in dies Kar hinein und spaltet es in zwei Buchten. Die westliche birgt einen kleinen Gletscher.

Der Große Watzmann dacht sich nach Norden allmählich ab. Hier herrschen große, ruhige Linien vor, sie formen die schöne Pyramide, die sich so majestätisch aus den Fluren der Ramsau emporhebt. Im Westen finden wir wieder eine große Wand, die sich hier einheitlich vom Hocheck bis zur Südspitze in regelmäßigen Schichtfolgen ins Wimbachtal hinabsenkt. Die Südwestseite, gleichfalls dem Wimbachtale angehörig, zeigt geringere Steilheit. Ihre Schrofen wechseln ab mit riesigen Geröllfeldern, deren unterstes, von der Talsohle noch durch wüst zerschluchtetes Dolomitgeklipp getrennt, in früheren Zeiten Almflächen trug.

Von der Südspitze senkt sich als Fortsetzung der langen Gipfelschneide in südlicher Richtung ein Grat hinab. Mehrere Absätze gliedern, zahlreiche Türme schmücken ihn. Dieser Grat — die Schönfeldschneid — fällt noch fast genau 700 *m*, ehe er in der Schönfeldscharte sein Ende erreicht. Drei namenlose Felsgebilde, das eine leuchtend weiß, die beiden anderen tief braunrot gefärbt, bilden die Fortsetzung des Grates und verbinden das Reich des Watzmanns mit dem Zuge der Hirschwiese und der Hachelwand.

Im Vereine mit der beigefügten Karte in 1 : 50000 (deren Höhenzahlen, welche in der Zeichnung nicht mehr zu ändern waren, mehrfach von jenen des Textes abweichen) wird dieser kurze Abriß vorerst dazu hinreichen, einen flüchtigen Überblick über die Gestaltung des Berges zu gewähren. Es ist wohl klar geworden, daß die Zugänglichkeit des Watzmanns im Westen und im Norden am größten ist. Besonders im Norden zeigt sich dem menschlichen Fuße kein nennenswertes Hindernis, wenigstens was die Ersteigung des ersten Gipfels, des Hochecks, anbetrifft.

Nordseite.

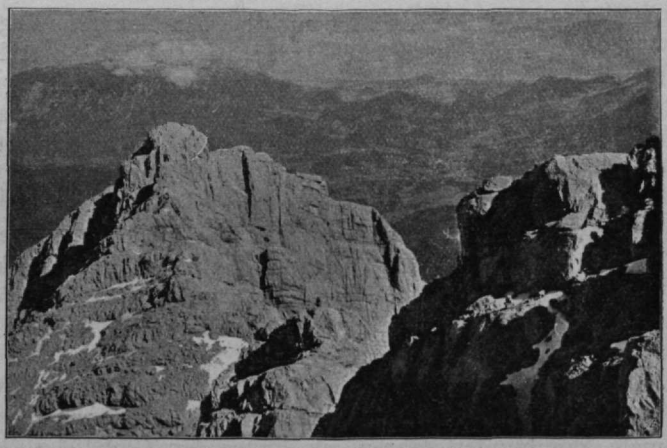
Seit alter Zeit wurde das Hocheck besucht, ja es wurde sogar ein Heiligenbild dort aufgestellt und regelmäßige Wallfahrten dorthin unternommen.

Der höchste Gipfel, als trotzige Felsburg den Südhorizont beherrschend, galt als unzugänglich. Die Sage erzählt, daß auf ihm die Arche Noahs sich niedergelassen habe, eine Auszeichnung, die er mit so manchem anderen Berge zu teilen hat.

Mit der Ersteigung der Mittelspitze durch Valentin Stanig im Jahre 1801 beginnt erst die eigentliche alpine Geschichte des Watzmanns. Es ist überraschend, wie wir gerade mit diesem Berge die besten Namen aus sämtlichen Epochen des Alpinismus verknüpft finden.[1])

Der große Strom der Touristen wälzt sich allsommerlich auf den bequemen Waldwegen des Nordabhanges dem Watzmannhause zu. Ilsank und die Wimbachklamm sind die Hauptausgangsstationen für eine Reise auf unseren Berg. Hier sieht man an schönen Sommertagen die vielgestaltige und vielköpfige Schar der

[1]) Der vortrefflichen Darstellung der Ersteigungsgeschichte von Ludwig Purtscheller in der Erschließung der Ostalpen I ist nichts hinzuzufügen; um Wiederholungen zu vermeiden, begnüge ich mich damit, auf diesen Aufsatz hinzuweisen.



Hocheck vom Grat zur Mittelspitze.

Watzmannpilger sich zur Fahrt rüsten. Meist sind es norddeutsche Sommerfrischler, die den mannhaften Entschluß gefaßt haben, dem König der Berchtesgadener Berge den des Nagelschuhs ungewohnten Fuß auf den Nacken zu setzen. Durch die schattigen Wälder des Schapbachtales schiebt sich die Schlange des Touristenstromes höher und höher, bis unter der Falzalm die Waldgrenze verlassen wird und steilere Pfade an der felsigen Ostseite des Falzköpfels hinauf zum Watzmannhause leiten. Unterwegs wird so manchem dieser Bergfahrer der Vorsatz wankend, und wenn der Jäger der Mitterkaser-Jagdhütte nicht Bier ausschänkte zu Nutz und Frommen ermatteter Wanderer, so würde wohl an schwülen Nachmittagen ein gut Teil angesichts der hohen Wand des Falzköpfels nicht zum Ziele kommen.

Oben auf dem Watzmannhause, einem geräumigen und wohnlichen Bau, sorgt der Hausvater Kederbacher verständnisvoll für seine Gäste und schlichtet — wenn der Raum dem Andrange nicht gewachsen ist — mit diplomatischer Geschicklichkeit den Kampf um die Lagerstätten.

Am anderen Morgen hat man dann die mäßig geneigten, grasigen und felsdurchsetzten Hänge zum Hocheck emporzusteigen. Nur einmal durchbricht eine kleine Klippe den leicht gangbaren Boden; ein Drahtseil nimmt diesem Hindernis seine ohnehin fragliche Widerstandskraft. Bald darauf ist der Grat erreicht, dessen gerölltragende Nordwestflanke mühsam zum Ziele leitet. Ein kleines, hölzernes Schutzhüttchen, das bei schlechtem Wetter einen behaglichen Aufenthalt bietet, steht, von der Sektion München errichtet, seit dem Sommer 1900 auf dem Hocheck. Gegen Osten bricht der Gipfel furchtbar jäh ab und erstaunt blickt der Besucher hinunter in die Tiefe der Watzmannscharte, ein ödes Tal, angefüllt mit Schnee und Geröll, bewacht von den plumpen Felskegeln der Watzmannkinder.

Wer noch genügend alpine Tatkraft in sich fühlt, rastet nicht erst auf diesem ersten Gipfel — wenn er nicht gar so weit geht, dessen Existenzberechtigung als »Watzmannspitze« mit Hermann von Barth[1]) überhaupt zu leugnen und das Vorhandensein des armen Hochecks vollständig zu ignorieren —, sondern macht sich gleich an den Gratübergang zur Mittelspitze, dem höchsten Gipfel. Trotzig und dunkel, ein steilstufiger Felsbau, beansprucht sie den größten Platz im Panorama und verdeckt mit ihrem breiten Körper so manches für die reinen »Aussichtsbergsteiger« Sehenswerte. Unhöflich hat sich die Mittelspitze zum Beispiel gerade vor die Glocknergruppe gestellt und, fast möchte ich glauben, nur diesem Umstand hat sie es zu verdanken, daß so mancher von denen, deren emsige Tätigkeit auf einem Gipfel im peinlich genauen Durchmustern aller wirklich und vermutlich sichtbaren Spitzen besteht, zu ihr hinüberstrebt.

Mit diesem Übergang beginnt erst der alpine Teil einer Besteigung des

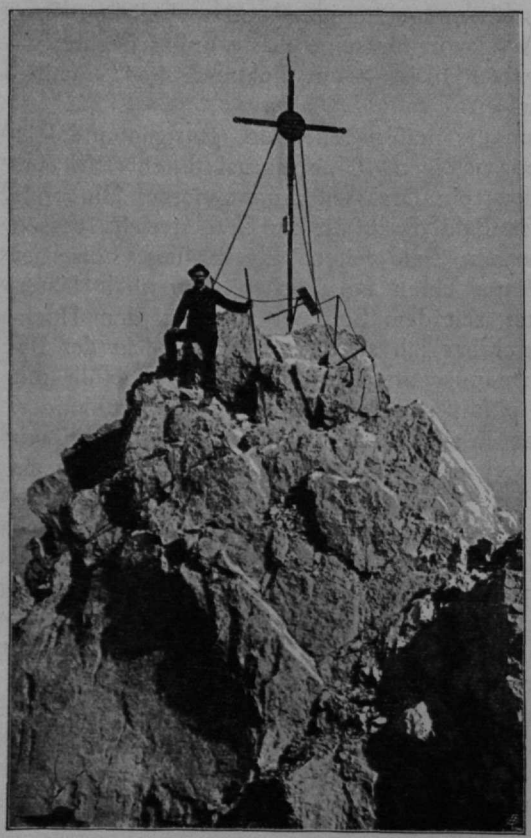
[1]) Aus den nördlichen Kalkalpen, S. 5.

Watzmanns. Wenn derselbe auch bei den heutigen Wegverhältnissen ein bequem in 20—30 Minuten auszuführender Spaziergang ist, so steht er doch in angenehmem Gegensatze zu dem langweiligen, ermüdenden Aufstieg auf das Hocheck, der, wie ein bekannter Bergsteiger sagte, eigentlich nur als »Talwanderung« zu bezeichnen ist.

Hier auf dem Wege zur Mittelspitze hat man steile, wilde Felsen vor sich und unter sich, der Blick gleitet durch Klüfte und über Abstürze hinab, die sanften Abhänge sind mit einem Schlage verschwunden.

Will man die Situation recht würdigen, so denke man sich den Grat Hocheck—Mittelspitze seiner Drahtseile beraubt, ohne die künstlich gehauenen Stufen, und versetze sich in das Jahr 1801 zurück, im Geiste Valentin Stanig zuschauend, als dieser es allein wagte, seinen Fuß auf diese wilden, von Abgründen umgebenen Felsen zu setzen. Man muß gestehen, daß seine Tat sich wohl mit den bedeutendsten Unternehmungen messen kann, die je in den Alpen ausgeführt wurden. Eine andere Kühnheit, eine größere Entschlossenheit und ein festerer Wille gehörte dazu, damals, vor hundert Jahren, als Erster den Gipfel des Watzmanns zu ersteigen, als heutzutage der professionelle Sportskletterer braucht, um den unzugänglichsten Turm, die scheinbar unersteigliche Wand zu erobern.

Doch folgen wir weiter den Spuren der Watzmannfahrer. Ihre Schar hat sich schon sehr gelichtet; die Mehrzahl ist auf dem Hocheck geblieben, fast der ganze Rest läßt sich an der Mittelspitze genügen und nur ganz wenige machen sich an den Weiterweg zum Südgipfel, zur sogenannten Schönfeldspitze. Es sind die, welche ein klein wenig hochtouristischen Ehrgeiz besitzen.



Mittelspitze.

Noch vor wenigen Jahren stand in dem von der Sektion Berchtesgaden herausgegebenen Führer zu lesen: Übergang über die drei Watzmannspitzen mit Abstieg ins Wimbachtal: sehr schwierig, nur für Steiger ersten Ranges mit ganz zuverlässigen Führern!

Wie wurde ich enttäuscht, als ich zum ersten Male über die Absätze der Mittelspitze gegen das Wimbachtal etwas hinabstieg, dann auf langgestreckten Schuttbändern bergauf und bergab unter dem Grat dahinzog und schließlich über die scharfe Schneide selbst das ersehnte Ziel betrat. Mit der erwarteten Kletterei war es nichts gewesen. Freilich, für die große Masse der Watzmannbesteiger hat die Warnung vor den Schwierigkeiten der Tour ihr volles Recht. Denn man muß im Geschröfe sicheren Trittes gehen gelernt haben, ehe man sich an diese Kammwanderung wagen sollte. Und wie viele oder wie wenige der Sommerfrischler und Zufallsbergsteiger können das! Unfälle, die sich hier ereigneten, beweisen es.

Eröffnet wurde der Gratübergang von der Mittel- zur Südspitze durch Kederbacher und Preiß im Jahre 1868. Als ersten Touristen führten sie dann Albert Kaindl hinüber. Heute hat man die Tour wesentlich vereinfacht; das zeitraubende und eintönige Auf- und Niedersteigen an der Westseite zur Umgehung der Zacken und Absätze ist nicht mehr nötig: man hält sich fast durchaus an die Gratkante selbst. Was früher eine scharfe und keineswegs abkürzende Kletterei erforderte, das ist jetzt durch eine Drahtseilanlage der Sektion München (fertiggestellt Ende Sommer 1900) so erleichtert worden, daß der Zeitaufwand für den Übergang sich ganz wesentlich verringert, und zwar von 1¼ auf ¾ Stunden. Ein rascher Kletterer kann diese Zeit noch beträchtlich verkürzen. Landschaftlich ist dieser neue Weg unendlich viel schöner und großartiger als der alte. Durch die Scharten der rötlichen Riffe, die den verwitterten Grat krönen, fällt der Blick des Wanderers auf die Ostabstürze, auf den stillen Spiegel des Königssees; von der anderen Seite dringt der helle Schein des Wimbachgrieses herauf, während fern über der Öde des Steinernen Meeres, einer Fata morgana gleich, die Tauern silbern leuchten.

Ich möchte, wenn ich dieses neuen Steiges gedenke, nicht in die beliebten Klagen ausbrechen, daß wieder einmal ein armer Berg in Sklavenketten gelegt sei; im Gegenteil, ich muß bekennen, daß die Weganlage den Übergang über die drei Watzmannspitzen erst zu einer genußreichen, verhältnismäßig mühelosen Tour gemacht hat. Ein wahres Geschenk aber sind die Drahtseile für den Bergsteiger, der auf irgend einer schwierigen Route erst abends die Schönfeldspitze erreicht hat und müde dem Watzmannhause und seinen lockenden Betten zustrebt. Mit Sorge mußte er des Weitermarsches denken, blieb ihm doch nur die Wahl zwischen zwei Übeln, der mühsamen Umgehung des Grates auf dem gewöhnlichen Wege und der Benutzung des jetzt versicherten Grates selbst. Im ersten Falle lief er Gefahr, in der Dunkelheit sich auf den Bändern zu verirren, im zweiten wurde der Vorteil der Abkürzung durch die größeren Schwierigkeiten der Kletterei wieder wett gemacht, kurz, das Erreichen des Watzmannhauses blieb stets problematisch. Seit 1900 ist das alles anders. Ruhig kann man auch bei hereinbrechender Dämmerung den Weg zur Mittelspitze antreten, ohne auf ein Freilager rechnen zu müssen. Selbstverständlich will ich mit diesen Bemerkungen den neuen Steig nicht als Nachtpromenade für »Überbergsteiger« empfohlen haben.

Wer, vom Watzmannhause ausgehend, über das Hocheck und die Mittelspitze bis zur Südspitze vorgedrungen ist, wird im allgemeinen nicht auf dem Wege seines Aufstieges zurückkehren; die übliche, den Berchtesgadener Führern zur Gewohnheit gewordene Bahn leitet hinab ins hintere Wimbachtal.[1])

Ein kurzes Stück wird der Südgrat benutzt, dann südwestlich abgebogen und durch die Schrofen des Gipfelkörpers steil auf eine große Geröllhalde hinuntergestiegen, die von einer zweiten, tieferliegenden durch Felsabsätze getrennt wird. Diese untere Schuttfläche ist das alte Schönfeld, eine ehemalige Alm, die jetzt völlig verschüttet und versandet ist. Noch einmal, bevor die Talsohle erreicht ist, treten Felsen zutage; von Gräben und Runsen zerrissene Dolomitklippen sind es, die den Weg zur Tiefe sperren. Ein schmaler Pfad führt durch eine der Schluchten auf den Schutt des Wimbachtales, das etwas oberhalb der Griesalm betreten wird. Seltsam ist die Umgebung, die hier den starren Griesstrom zirkusartig einschließt. Zu dünnen Nadeln zerfressen ragen rings die Grate empor, phantastische Türme und Säulen sind von den Bergen losgesprengt und manche der die Wände krönenden Zacken ragen gleich Riesenkeulen in die Luft, oben schwer und umfangreich, auf dünner, stielartiger Basis fußend.

[1]) Es ist dies der Weg, der einst — vor Auffindung des Gratüberganges — allein die Ersteigung der Südspitze ermöglichte. Auf ihm erreichte Thurwieser 1832, vermutlich als erster Tourist, diesen Gipfel.

Von dem größtenteils blendendweißen Hauptdolomit, der das vorherrschende Gestein bildet, heben sich wirkungsvoll flammendrote, braune und schwärzliche Felsmassen ab, alle gleichmäßig mürbe, zerfallend und dem Untergange geweiht. Aus den Schluchten, die allenthalben tief in die Bergflanken eingesägt sind, tönt oft das Dröhnen stürzender Steine in die feierliche Einsamkeit dieser Wildnis, und die Trümmer der zerbröckelnden Berge häufen Schicht auf Schicht auf den Griesboden des Wimbachtales.

Hier trennen wir uns vom Pfade des Durchschnittstouristen, der nach Absolvierung des Watzmanns von der Griesalm weiterwandert nach Trischübl, der Türschwelle, die ihn hinüberleitet ins Gebiet des Steinernen Meeres nach dem Funtensee, wo er die Nacht zubringt, um am anderen Morgen programmäßig über die Ramseiderscharte Zell am See zu erreichen.

Wir kehren durch das Wimbachtal mit der Erfahrung zurück, daß im Sommer der Watzmann auf dem gewöhnlichen Wege für den nur wenig Reize bietet, der es liebt, in Einsamkeit sich der Berge zu freuen.

Anders ist es im Frühling und im Herbst. Da braucht man nicht auf dem schmalen Gipfel der Mittelspitze um einen Platz zu kämpfen, und als Gesellschaft findet man höchstens ein paar hungrige, krächzend umherflatternde Dohlen vor.

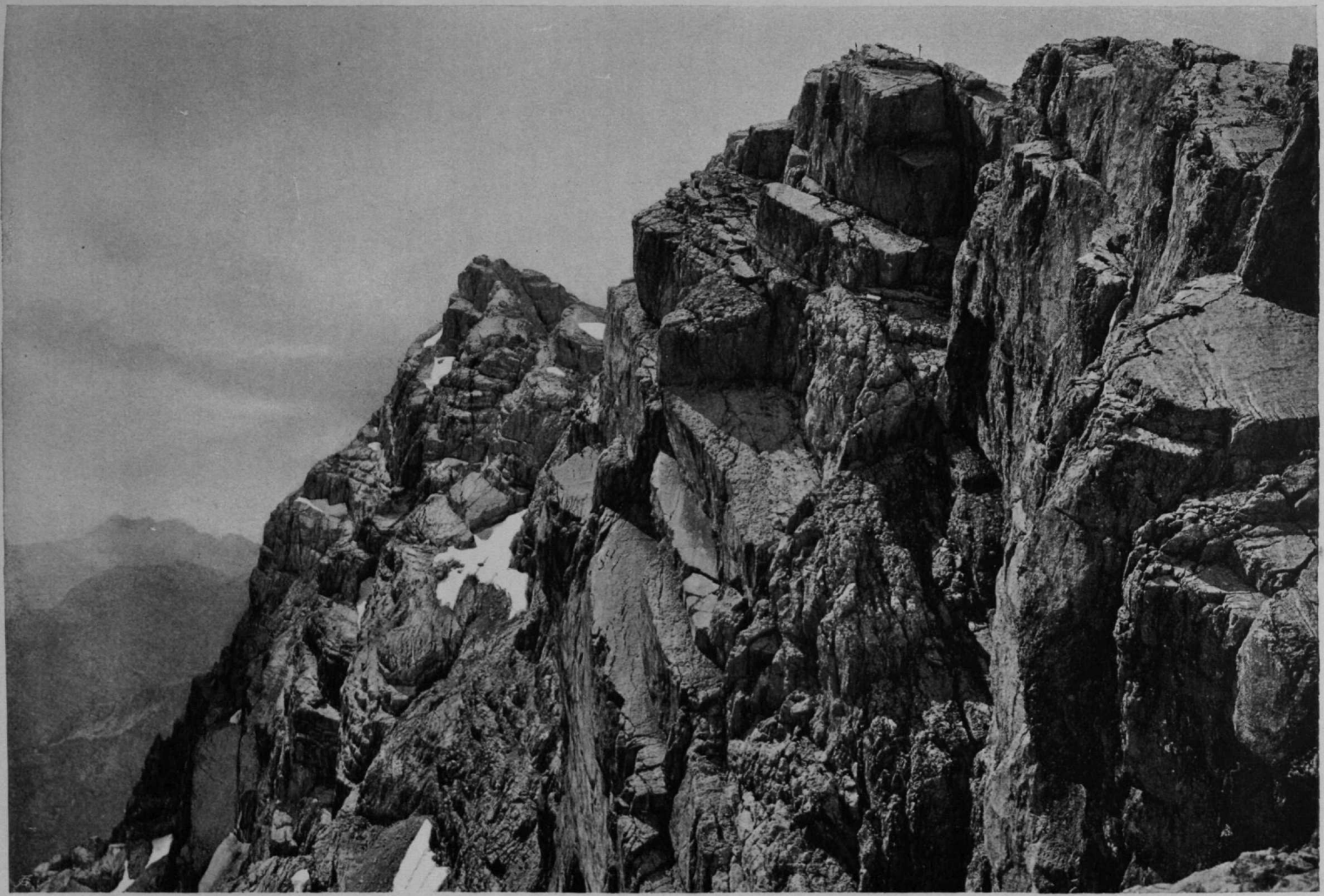
Aus meiner Erinnerung steigen die Bilder vergangener Stunden empor, die ich auf dem Watzmann durchlebte. Vieles ist verblaßt und verklungen, aber mancher Tag aus der Reihe derer, die ich ihm gewidmet, hebt sich leuchtend hervor aus der Vergessenheit und das Gedenken bringt mir einen Abglanz jenes starken Glücksgefühls, das uns die Natur beim Schauen ihrer tiefsten und schönsten Geheimnisse empfinden läßt.

Die Ostwand.

Die Ostwand des Großen Watzmanns ist unstreitig die großartigste seiner Fassaden. Topographisch betrachtet zerfällt sie in zwei scharf gesonderte Teile: Der nördliche entragt dem Watzmanngletscher und fußt auf dem Nordabhange des mächtigen Anbaues, der sich in Gestalt der Watzmannkinder und des Kleinen Watzmanns unterhalb der Mittelspitze aus dem Massiv loslöst. Die relative Höhe dieses Abschnittes, vom Scheitel des Grates Hocheck—Mittelspitze bis zum Geröll und dem schmutzigen Firn des Watzmanngletschers gemessen, schwankt zwischen 500 und 600 *m*. Auffallende Schichtbänder durchziehen diese durch Glätte und Schroffheit gekennzeichnete Wand. Der südliche Teil der Ostwand zeigt gewaltigere, riesenhafte Dimensionen. Mehr als 1900 *m* mißt der Absturz vom Kreuz der Mittelspitze bis zum Geröll des Eisbachtales, bis zum gewölbten Gletschertor der Eiskapelle.

Von dem Winkel der anstoßenden Südwand der Watzmannkinder bis zu einer großen, aus dem Südgrat der Schönfeldspitze sich lösenden Rippe reicht die eigentliche Ostwand. Schon eine oberflächliche Betrachtung lehrt, daß der Charakter ihrer Struktur ein mannigfaltiger ist und daß sie sich ungezwungen von oben nach unten in drei Zonen zerlegen läßt, deren jede ein anderes Gepräge zeigt.

Den Unterbau bilden die ungeschichteten Massen des Ramsaudolomites. Sie zeigen wechselnde Neigung, bald ungangbare Abbrüche, bald weniger jähe Böschungen, welche teilweise mit Graswuchs bedeckt sind, letztere namentlich in der Fallinie unter der Südspitze. Darüber lagert ein in gleichmäßiger Schroffheit das ganze Massiv durchsetzender Mauergürtel, der, aus Dachsteinkalk bestehend, keine von weitem wahrnehmbare Schichtung besitzt; seine Höhe ist eine wechselnde, im Durchschnitt vielleicht 300 *m* betragend. In der Mitte der Ostwand dagegen vereinigt sich sein Steil-



Naturaufnahme von Würthle & Sohn.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Watzmann, Hocheck und Mittelspitze.

abfall mit den darunterliegenden Abbrüchen des Sockels zu einer Wand von gewaltiger Ausdehnung. Diese Zone bildet, auf welcher Route man auch die Besteigung unternimmt, das Haupthindernis der Tour.

Der oberste Abschnitt ist ausgezeichnet durch die stark ausgeprägten parallelen Linien der Schichten des Dachsteinkalkes, die sanft nach Süden ansteigen. Es finden sich zahlreiche Bänder, unter ihnen namentlich im unteren Teil der Zone einige von beträchtlicher Breite und nur wenig unterbrochenem Verlauf. Da die Schichten nach Nordosten einfallen, so hat die Oberfläche eines solchen Bandes meist die Gestalt einer schräg nach außen abfallenden Platte. Neben steilen Wänden, die absatzlos die Schichtung nur an der Färbung erkennen lassen, finden sich auch einige eingerissene Rinnen, unter denen besonders diejenige erwähnenswert ist, welche ungefähr in der Mitte des Grates, nahe der Stelle, wo sich die Mittelspitze aus ihm steiler erhebt, mündet. Diese Rinne wird von den Partien benützt, welche von der Eiskapelle unter Vermeidung der Schönfeldspitze dem Hauptgipfel zustreben.

Zu erwähnen sind noch einige größere Terrassen, die zum Teil karartig in die Wand eindringen: eine solche befindet sich ziemlich senkrecht unter der Mittelspitze und trennt hier die unterste Zone von der mittleren. Ihr bergwärts ansteigender Boden ist meist das ganze Jahr hindurch von Lawinenresten bedeckt, die abschmelzend den Übertritt auf die Felsen der mittleren Wandstufe erschweren. Ferner befinden sich unter der Südspitze in drei Stockwerken übereinander liegende Einbuchtungen, von denen namentlich die unterste zu den am wenigsten steilen Flächen der Wand gehört, während über dem höchsten Kar der erwähnte mittlere Mauergürtel sich besonders glatt und jäh aufrichtet.

Die Ostwand biegt an der als ihr Ende bezeichneten Rippe nach Süden um und verläuft in die Südostwand, welche, vom Südgrat begrenzt und dem Verlauf des steil ansteigenden Eisbachtales folgend, eine nach Süden stets abnehmende Höhe zeigt. Ihre oberen Teile fallen durch gewaltige Plattenpanzer auf, die tieferen Regionen gehören dem Gebiet des bröckeligen Dolomits an und sind abwechselnd bald sanfteren, bald wilden Charakters. An der Südseite der großen Rippe ist eine Schlucht eingefügt, welche nach oben in Wände verläuft.

Der erste, der es wagte, über diese unwegsamste Seite des Watzmanns sich den Pfad zu suchen, war der talentvolle Ramsauer Führer Joseph Berger, Hermann von Barths Begleiter auf den Grundübelhörnern. Er wählte zur Erkletterung den niedrigeren nördlichen Teil der Ostwand. Gemeinschaftlich mit Kederbacher führte er im Jahre 1868 A. Kaindl und J. Pöschl vom Gletscher auf die Mittelspitze.[1])

Diese Tour ist fast in Vergessenheit geraten. Erst 32 Jahre später wurde sie durch Georg Leuchs, Otto Schlagintweit und den Verfasser wiederholt.[2]) Wer im Watzmannhause übernachtet, um die Mittelspitze vom Gletscher aus zu erklimmen, sieht sich in die unangenehme Lage versetzt, am anderen Morgen einen nicht unbeträchtlichen Teil der bereits erlangten Höhe wieder aufzugeben. Bis zur Falzalm muß er zurück und von dieser auf dürftigem Steige hinuntersteigen zum block- und latschenbedeckten Boden der Watzmannscharte, fast 400 *m* unterhalb der Unterkunftshütte. Dies ist die große Schattenseite des schönen Weges, die sich jedoch vermeiden läßt, wenn man auf die Annehmlichkeiten eines Nachtlagers in dem Watzmannhause verzichtet und entweder vom Tal aus aufbricht oder in der gut eingerichteten Hütte der Mitterkaseralm die Nacht verbringt. In diesem

[1]) Mündliche Angabe Kederbachers, die mit der »Erschließung der Ostalpen« im Widerspruch steht. Kederbacher behauptet auf das bestimmteste, diese Tour nur einmal, und zwar mit Berger als leitendem Führer gemacht zu haben. Nach der »Erschließung der Ostalpen« wurde die Route 1868 durch Kaindl mit Berger eröffnet und 1870 von Pöschl mit Kederbacher wiederholt. Vergl. dortselbst Bd I, S. 290. — [2]) Vergl. VIII. Jahresb. d. A. A.-V. M., S. 85.

Falle kann man ohne nennenswerten Höhenverlust den die Mitterkaseralm mit der Kührointalm verbindenden Weg bis zum Beginn des Kars zwischen dem Großen und dem Kleinen Watzmann benutzen. Dann freilich gilt es noch einen kleinen Kampf mit Krummholz und Felstrümmern, ehe man das Eis des Watzmanngletschers betreten kann. Über Firnhalden und herausgeaperte Platten strebt man dem Grate zu, welcher das Massiv der Mittelspitze mit den Watzmannkindern verbindet. Diesem folgt man ein kurzes Stück aufwärts, um ihn zu verlassen, bevor er sich mit ungangbaren Steilstufen der Ostwand anschließt. Ein Schichtband erlaubt den Übertritt auf die Südseite des Grates und leitet weiter zu den Felsmauern des Massivs. Einige Schritte auf dem plattig abfallenden, mit rutschenden Blöcken bedeckten Bande, und man steht mit einem Schlage mitten in der wilden Einöde der großen Wand. Aus gewaltiger Tiefe klingt das verschwommene Rauschen des Eisbaches, schimmert der Schnee der Eiskapelle, nach oben türmt sich Absatz auf Absatz hoch empor zum Gipfelkreuz der Mittelspitze, während rings erdrückend hohe Wände den Blick beengen. Es ist dies der eindrucksreichste Augenblick der Besteigung. Man folgt dem Bande, bis es durch eine tiefe Schlucht abgeschnitten wird, welche, in den Gipfelkörper eingerissen, sich bis zur Spitze hinanzieht. An der Kante der die Schlucht begrenzenden Seitenwände klettert man höher hinauf zu einem Schärtchen hinter einem Felskopf, gekennzeichnet durch eine gelbe Felsplatte, die durch Regen- und Schmelzwasser seltsam zersägt ist. Von hier aus kann man auf dem Gesimse einer Schichtfläche in die Schlucht selbst hineinqueren und an deren rechter Seitenwand, höher oben meist in ihr selbst, unmittelbar zum Gipfel gelangen.

Vom Watzmannhause ausgehend, wird man — die Rasten nicht eingerechnet — nach ungefähr 4½ Stunden die Mittelspitze betreten. Die Kletterei ist von mittlerer Schwierigkeit; der Einblick in die Felsbildung der Ostwand ist großartig.

Das schönste Problem am Watzmann zu lösen, blieb Kederbacher vorbehalten: die Durchkletterung der Riesenwand von der Eiskapelle aus.

Am Peter- und Paulstag des Jahres 1881 wurde der erste Versuch gemacht. Mit Preiß und den Herren Pöschl und Wairinger aus Wien[1]) verließ er St. Bartholomä ½2 Uhr morgens. Sein Plan war der: Zunächst sollte über die Südwand der Watzmannkinder der Gletscher und von diesem aus auf dem vom Jahr 1868 her bekannten Wege die Mittelspitze erreicht werden. Zunehmende Schwierigkeiten sowie ein Gewitter zwangen die Expedition unverrichteter Dinge umzukehren. Die durch den Regen entfesselten Steinfälle brachten auf dem Rückwege manche Gefahr. Erst 7 Uhr abends wurde St. Bartholomä wieder erreicht. Preiß erzählte mir, er halte auf der versuchten Route ein Durchkommen nicht für möglich.

Im selben Jahre noch gelang es der Energie Kederbachers, die schwierige Aufgabe zu lösen. Eine eingehende Rekognoszierung von der Saletalm und vom Eisbachtale aus hatte den leitenden Faden in dem ungeheuren Felschaos gezeigt. Am 6. Mai führte er Otto Schück aus Wien auf die Mittelspitze.

Eine kurze Schilderung der Route in großen Zügen ist vielleicht am Platze; die vielen Einzelheiten können hier freilich nicht berücksichtigt werden.[2]) Das erste Ziel ist das kleine Kar unter der Mittelspitze,[3]) das mit einem Ausweichen nach rechts (nordöstlich, in die Südwände der Watzmannkinder) erklettert wird, da der direkte Anstieg zu schwer, vielleicht nicht möglich sein würde. Wenn die Randkluft der Eiskapelle es gestattet, steigt man am besten vom obersten Ende des

[1]) Mündliche Angabe von Kederbacher und Preiß. — [2]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 281, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 245, und 1890, S. 148, Ö. A.-Z. 1892, S. 199; 1896, S. 181, 218, 219, und VIII. Jahresber. des Akad. A.-V. München, S. 82. — [3]) Siehe Seite 305.

Schnees in die Felsen ein und klettert nach rechts schräg aufwärts, bis man den Beginn glattgescheuerter Wasserrinnen erreicht. Ist im Herbst die Kluft oben unpassierbar, so betritt man die Felsen vom unteren Beginn der Eiskapelle aus und hält sich dann etwas mehr links, um zu den Rinnen zu gelangen. Durch die rechtsgelegene (östliche) Schlucht klettert man schwierig auf und quert dann nach links hinüber in das Kar, das man oberhalb seines Beginnes betritt (unteres Ende ca. 1400 *m*). Das Kar verfolgt man aufwärts bis zu seinem Abschluß durch den Felswall des mittleren Mauergürtels, überschreitet die Randkluft, erklettert einige Platten und eine sehr steile Wand, um so in eine schräg nach rechts (Norden) hinaufziehende Schlucht zu gelangen. Die Erkletterbarkeit dieser Rinne und ihrer Absätze ist sehr von den Schneeverhältnissen abhängig; sie scheint zu Zeiten, wenn die Schneereste stark abgeschmolzen sind, nicht möglich zu sein.[1]) In die Wände zur Linken (südlich) münden die drei untersten Bänder der oberen Zone. Über die Platten und Wände der Schlucht dringt man vor bis zu einer Nische unter einem großen Überhang (ca. 1700 *m*). Hier verläßt man die große Rinne und wendet sich, südlich in etwas absteigender Richtung querend, den mittleren der erwähnten Bänder zu — das erste bricht mitten in der Wand ab — und verfolgt dieses, wobei man gleich anfangs ausgesetzt über sehr glatten Fels queren muß. Durch ein natürliches Felstor kann man das nächsthöhere Band erklimmen und sucht nunmehr die oben besser gestuften Felsen zu erreichen, wobei in den ausgedehnten, die Orientierung erschwerenden Wänden manche Variante möglich ist. Am besten wird man vorwärts kommen, wenn es gelingt, in eine aus der tiefsten Scharte des Hauptgrates herabziehende Rinne zu gelangen. Will man direkt zur Südspitze aufsteigen, so kann man auch das schmaler und luftiger werdende Band weiter benützen, bis es abbricht und sich 8 *m* tiefer fortsetzt. Man läßt sich am Seile hinab und quert weiter zu einer Rinne, an deren rechten Begrenzungswänden man hinaufklettert, um schließlich den Hauptgrat nördlich der Schönfeldspitze zu betreten.

Zur Würdigung der Tour und ihrer Schwierigkeit will ich Purtschellers Worte anführen:[2]) »Die Erklimmung des Großen Watzmanns von St. Bartholomä gehört zu den bedeutendsten und interessantesten Besteigungen, die im Bereich der Ostalpen ausgeführt werden können. Würden die Berge Berchtesgadens dem eigentlichen Hochgebirge beizuzählen sein und der Sockel des Gebirges um einige hundert Meter höher liegen, so könnte man diese Besteigung unzweifelhaft mit den größten Hochtouren in der Schweiz, in den italienischen Alpen und im Dauphiné vergleichen.«

Ich glaube, daß diese Sätze auch heute noch die Erklimmung »dieser wohl höchsten durchkletterten Felswand der Alpen — 1800 *m* Kletterterrain —«[3]) trefflich kennzeichnen. Gerade die lange Dauer der Arbeit, die fortgesetzt zu überwindenden, mehr oder minder großen Schwierigkeiten, die nicht immer leichte Orientierung, sowie schließlich die — im Vergleich mit einer kürzeren Tour — gesteigerte Gefahr eines Wetterumschlages rücken in mancher Beziehung diese Bergfahrt in eine Linie mit Schweizer Hochtouren und erheischen ein größeres und vielseitigeres Maß alpinen Könnens, als etwa eine durchweg sehr schwere, aber kurze Dolomittour. Alle diese Faktoren zwingen dazu, die Ostwand des Watzmanns als sehr schwierig zu bezeichnen, obschon sich bedeutendere Schwierigkeiten nur an einigen Punkten des mittleren Mauergürtels vorfinden. Starkes Abschmelzen des Schnees oder durch die Verhältnisse bedingtes Abweichen von der gewöhnlichen Route vermehren natürlich die Hindernisse um ein sehr beträchtliches.

---

[1]) Vergl. Purtscheller, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1886. — [2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 281. — [3]) Ludwig Distel, VIII. Jahresber. des A. A.-V. M., S. 83.

Von der Eiskapelle aufbrechend, wird man im allergünstigsten Falle acht Stunden bis zum Gipfel brauchen; im Durchschnitt wird der Zeitaufwand elf bis zwölf Stunden betragen, und befindet sich der Berg in schlechtem Zustande, noch erheblich mehr.[1]) Steinfall ist leider stets zu befürchten, doch ist die Gefahr bei trockenem Wetter keine sehr dringende.

Ein Versuch Purtschellers, mit Kederbacher am 28. Oktober 1883 das Unternehmen zu wiederholen, mißglückte. Alle Angriffe auf die Steilwände der großen Rinne blieben, da die Schneereste fast ganz geschwunden waren, erfolglos.

Zwei Jahre darauf, am 12. Juni 1885, führte ihn Preiß in der verhältnismäßig kurzen Zeit von elf Stunden von St. Bartholomä aus auf die Südspitze, ohne vorher durch Rekognoszierung sich mit der ihm unbekannten Route näher vertraut gemacht zu haben. Purtscheller zollt seinem wackeren Führer warmes Lob.

Der dritte Tourist auf diesem Wege war Gottfried Merzbacher, der in den oberen Partien einen abweichenden, schwierigeren Weg einschlug. Ihn begleiteten Kederbacher und Preiß, da Kederbacher, der das Mißlingen des mit Purtscheller unternommenen Versuches dem Fehlen eines dritten Mannes zuschrieb, die Tour nur noch in Gesellschaft eines zweiten Führers machen wollte.[2])

Das Jahr 1890 brachte wieder einen Versuch, der mit dem Untergang eines ausgezeichneten Bergsteigers, Christian Schoellhorns, endete. Er verlor auf den Platten über dem kleinen Kar den Halt und stürzte in die 70 *m* tiefe Randkluft zwischen Schnee und Fels.[3])

Eine Ersteigung der Ostwand.

Ich will jetzt erzählen, was ich einst an der Ostwand erlebte.

Die letzte Stunde des 14. Juni 1896. Schwüle Sommernacht lastet zwischen den Wänden des Königssees, das matte Gefunkel der Sterne erlischt hie und da im zuckenden Schein eines hellen Lichtes, das sekundenlang über den südlichen Himmel dahinhuscht: Wetterleuchten. Träge zieht der Kahn durch das Dunkel, in blauer Nacht verschwimmen die hochgetürmten Mauerschranken ringsum. Wie ein müder Traum liegt es über der Natur, wie ein willenloses Ruhen, dem kein Erwachen mehr folgt.

Eine weiße Masse taucht gespenstisch aus der Nacht auf und versinkt wieder hinter uns: Das Kloster St. Bartholomä. Endlich stößt der Kahn knirschend auf. Wir — Erwin Hübner und ich — springen ans Land, während die Ruderer nach kurzem Gruß schlaftrunken sich an die Heimfahrt machen. Umständlich wird die Laterne in Brand gesetzt, dann wandern wir langsam landein.

Aus guten Gründen haben wir uns da absetzen lassen, wo der Steig durch die Seewände zur Saugasse und auf das Steinerne Meer führt; niemand darf etwas von unserem Vorhaben erfahren, denn in verbotenes Revier wollen wir eindringen, führt doch unser Weg durch das von Jägern wie ein Heiligtum gehütete Eisbachtal.

---

[1]) So brauchten Erwin Hübner und der Verfasser am 15. Juni 1896 vom Einstieg bis zur Südspitze 16 Stunden, da sie die Wände über dem Kar wegen herabstürzender Wassermassen auf neuem, schwierigerem Wege erklettern mußten. Albrecht von Krafft, Wilhelm Teufel und Frau Friedmann benötigten von einem Biwak zwischen der Eiskapelle und dem Kar mehr als 14 Stunden bis zum Grat, wo sie durch ein Gewitter zu einem zweiten Freilager gezwungen wurden. Diese Ersteigung verteilt sich auf den 3., 4. und 5. August 1896. — [2]) Die erste führerlose Begehung der Ostwand gelang Albrecht von Krafft und Ernst Platz im Sommer 1895. Am 15. Juni 1896 fanden Erwin Hübner und der Verfasser eine Abweichung vom gewöhnlich benutzten Wege auf, indem sie die Erkletterung der mittleren Zone in den Wänden nördlich der großen Rinne durchführten, diese überschritten und so das oberste der drei großen Bänder erreichten. Diese Route hat den Vorzug, über reinen Fels zu führen und nur in Bezug auf die Randkluft des Kars vom Schnee abhängig zu sein. — [3]) M. A.-V. 1890.

Bald hat uns der Wald aufgenommen. Langsam tasten wir uns vorwärts durch die Finsternis, die nur spärlich erhellt wird durch den flackernden Glanz der Laterne. Ringsum tiefe Stille, die uns fast wie Beklemmung umschließt. Da plötzlich ein donnernder, scharfer Knall, dröhnend wie das Feuer einer Batterie, das weithin durch die Nacht schmettert; lang verhallendes Rollen grollt von den Wänden zurück, dann wieder lautloses Schweigen. Ein gewaltiger Steinfall in den Mauern der Hachelwand ist's wohl gewesen.

Endlich haben wir den Weg erreicht, der von St. Bartholomä zur Eiskapelle führt; schneller kommen wir vorwärts. Aus der Nacht taucht es auf wie grauweißes Dämmern. Helle Schuttströme sind es, die den Wald durchbrechen. Immer größer, immer breiter schwellen sie an, bis das Leben ihrer drängenden Last erliegt und der Pflanzenwuchs erstirbt.

Anderthalb Stunden nach Mitternacht sind erst verstrichen. Wir wollen warten, bis das frühe Licht des Mittsommertages uns leuchtet. Der weiche Kies des Gerölls bietet ein bequemes Lager. Still und gigantisch, durch den weichen Schleier der Dunkelheit kaum verkleinert, hebt sich der Watzmann zu den Sternen. Undeutlich flimmert der weiße Saum seines Mantels. Traumhaft leise rauscht das Wasser aus ihm hervor, eilt raunend ein Stück weit über Felsen und Steinblöcke und versiegt im Gerölle.

Langsam zieh'n die Sterne. Aus dem Wald dringt der schwüle Duft des Laubes, den die laue Nacht hervorlockt. Der Watzmann steht so ruhig da, als schliefe er und müßte gleich erwachen. Wie Musik ist es, wie eine leise fortklingende Harmonie. In den stillen warmen Nächten des Mittsommers ist alles miteinander eins geworden, verschmolzen, und klingt zusammen zu einem großen, weichen Akkord von unendlicher Schönheit.

Eine Stunde nur fehlt noch zum Tage. Langsam steigen wir hinan zum Schnee der Eiskapelle. Schwül wie aus einem Ofen haucht uns die Luft entgegen von den Felsen, die während des Tages die Glut der Sonne in sich eingesogen haben. Ab und zu quillt dazwischen aus dem Gletschertor der Eiskapelle ein eisiger Atem, uns frostig durchschauernd.

Lange geht es über den Schnee empor. Als wir uns den Felsen nahen, sind die Sterne verschwunden, der Himmel ist hell und lachend geworden und der Watzmann hat das blaue Zaubergewand der Nacht abgeworfen. Wie größer geworden ist er, aber mißfarben grau und schläfrig sieht er dafür aus. Jetzt küßt ihn die Sonne auf die Stirne und er erstrahlt in errötender Schönheit, den Scheitel geschmückt mit flimmerndem Gold.

Aber hier unten ist noch alles in blasses Dämmern gehüllt und wartet noch des Lichtes, das von den morgenglänzenden Gipfeln langsam herabsteigt.

Über der Eiskapelle, senkrecht unter dem Gipfel der Mittelspitze, liegt mitten in der Wand eine sanftansteigende Fläche, durch ein Firnfeld geziert, wie ein kleines Kar von schwärzlichen Mauern umschlossen. Dies ist unser erstes Ziel. Gerade hinauf geht es nicht. Vorsichtig wird über den halbgeöffneten Schlund der Randkluft gesetzt, dann am Felsen hinan und weiter bedächtig in gerader Linie nach rechts hinüber. Trügerisch bröckelt das mürbe Gestein unter dem Griff der Hand, höhnisch klappernd springt es zu Tal und verschwindet im unten auf Beute lauernden Rachen des Schnees. Eine Kluft weist den Weg zur Höhe. Steiler wird der Hang, glatter das Gefels, in dessen blankem Panzer nur hie und da Grasbüschel haften. Keuchend geht der Atem, mit rauhem Kreischen sucht der eisenbeschlagene Schuh nach Halt.

Es geht nicht mehr. Der Erste hält inne und späht umher — die richtige Höhe ist wohl schon erreicht; die beiden geben ein Stück des eroberten Terrains auf und gehen behutsam quer nach links hinüber an den hängenden Platten. Sie

biegen voll Erwartung um eine Ecke: Da liegt das kleine Firnfeld, ihr erstes Ziel, vor ihnen. Drei Stunden sind verflossen, es ist 1/27 Uhr morgens.

Eine Felsinsel im Schnee bietet willkommene Rast. Vor uns hebt sich der Schnee noch ein gut Stück bergwärts, zu den steinernen Wänden, die ihn in düsterem Halbkreis abschließen. Von hier aus gesehen machen sie einen niederschlagenden Eindruck, keinen schwachen Punkt vermag das Auge an diesem furchtbaren Ringwall zu erblicken. Noch dazu glänzen sie schwarz, wassergetränkt; wo eine Rinne sich vermuten läßt, da schießt in mächtigem Schwalle eine Flut herab. Die vorausgegangenen schwülen Tage haben mit den oben auf den Bändern liegenden Schneeresten aufgeräumt und sie in den Zustand vollständiger Auflösung versetzt. Allenthalben gehen daher jetzt schon am frühen Morgen Wasserfälle und Sturzbäche an den Felswänden und in den Schluchten nieder. —

Aus der Tiefe des Eisbachtales, das schon weit unter uns hinabgesunken, drang plötzlich ein klagendes, langgezogenes Heulen. Was hatte es zu bedeuten? In Intervallen wiederholte es sich, seltsam und fremdartig, bald kläglich, bald drohend, wie das Brüllen eines riesigen Tieres. Auf einmal erscholl derselbe Ton ganz nahe über uns in den Wänden der Watzmannkinder, schwoll an, untermischt mit dem Dröhnen aufschlagender Gesteinsmassen und fast gleichzeitig fielen Steine auf den Schnee nieder, ihn weithin aufreißend und uns mit einem Regen von Eis- und Schneestücken überspritzend. Das Heulen — die Schlachtmusik der stürzenden Riesenblöcke, wie das Pfeifen die der kleineren Steine — verstummte.

Wir standen schweigend auf und stapften aufwärts, fort aus der gefährlichen Nachbarschaft. Es hätte nahegelegen zum Rückzuge zu blasen. Wenn es nicht geschah, so liegt der Grund darin, daß ich die Hoffnung hatte, die von Wasserstürzen überströmten und damit auch periodisch dem Steinfall ausgesetzten Wände vor uns auf einer die gefährlichen Rinnen überragenden Fläche sicher erklettern zu können. Dies traf auch zu.

Vielleicht 100 *m* rechts unterhalb einer auffallenden, schief von links nach rechts aufziehenden Schlucht setzte ich über die Randkluft und fußte jenseits auf einem schmalen Fleckchen. Dann gab es längeren Aufenthalt. Das Seil, das ich meinem Genossen zuwerfen wollte, war in Verwicklung geraten und ich brauchte lange, ehe ich zum Ziele kam und die Schlingen gelöst hatte. Es folgte eine Passage, die nur für die Finger Halt bot, dann suchten wir in angestrengter Arbeit den leitenden Faden, der manchmal abzureißen drohte. Einmal war ich auf eine kurze Strecke genötigt, mich der Stiefel zu entledigen, im übrigen bedienten wir uns nicht der Kletterschuhe, bis wir nach dreistündigem Aufwärtsstreben einen kleinen Balkon in der Wand erreichten. Wir hatten in dieser Zeit ungefähr 250 *m* an Höhe gewonnen. Vom Wasser waren wir, wie ich vermutet hatte, bisher nur an wenigen Stellen belästigt worden.

Unser Weg hatte uns auf eine Rippe geleitet, welche beiderseits durch Einkerbungen begrenzt ist. Besonders tief ist die linke, eine schwarze Schlucht, deren Grund, von rechtwinklig zusammenstoßenden Wänden gebildet, sich lotrecht zu erheben scheint. Sie bildet wohl die Fortsetzung der im Aufstieg von uns links gelassenen großen Rinne, der wir uns nur wieder genähert hatten. Soviel war klar, es galt, diesen gewaltigen Einriß zu übersetzen, die jenseitige Wand zu ersteigen und die dann vermutlich nahen, riesigen Schichtenbänder zu erreichen, denn über uns schien der Weiterweg durch vorgewölbte Felsmassen verrammelt. Von unserem Balkon, einem schmalen, abschüssigen Plattenbändchen, erhebt sich die Rippe mit einem kleinen Überhang vielleicht 15 *m* hoch und bildet oben einen Absatz. Nur dort konnte ein Überschreiten der großen Rinne gelingen. Die Kletterei sah ziemlich verzweifelt aus — dennoch mußte sie versucht werden.

Ausgesetzt hängt unser Standplatz über der Tiefe und gewährt einen ziemlich unvermittelten Abblick auf die Stelle des Einstiegs. Zweimal probierte ich. Das zweite Mal erstieg ich fast die ganze Höhe der Wand, allein statt der erwarteten Kante, an der ich mich hätte hinaufziehen können, traf ich oben eine schräge Fläche, ziemlich steil ansteigend, ohne Halt. Ein kleines Felsstückchen, so groß wie das vordere Glied eines kleinen Fingers, stand aus der Mitte hervor. Eisenfest schien es zu sein. Konnte ich es wagen, auf dieses allein und auf die natürliche Rauhigkeit der Platte zu vertrauen? Über das Begehren siegte die Überlegung und das Gefühl der Verantwortlichkeit. Das Zurück war böse.

Kurze Ruhe stärkte zu neuer Tat. Noch einmal versuchte ich es, aber das Resultat blieb das gleiche; ich durfte es nicht wagen, das Spiel mit so schlechten Karten zu beginnen.

Es blieb noch die rechte Seite des Absatzes. Auf schmaler Leiste mich entlang schiebend, erspähte ich einen anderen, besseren Ort. Zwar ging ein Wasserfall über die Felsen nieder, aber es war klar: dort lag die Entscheidung.

Ich kehrte zurück, nahm wieder die Nagelschuhe, da auf dem nassen Gestein die Hanfsohlen von zweifelhaftem Werte, und versuchte dann von neuem den Kampf mit dem feindlichen Fels. Hier schlug mich die Übermacht des Wassers zurück. Erst als mein Gefährte gefolgt war und mir seine Schultern als Stand geboten, gelang es, der Wand Herr zu werden und den Absatz zu erreichen. —

Über uns schwarz hereinhängende Wände — prasselnd klatschen die Wassermassen von ihnen herunter, stürzen brausend durch den Winkel des Berges, den wir überschreiten müssen. Jenseits scheinen die großen Bänder zu beginnen. Zur Sicherung in dem niedergehenden Sturzbach binde ich ein dünnes Reserveseil an einen Felszacken. Ein Stück hinab, dann hinein unter das fallende Wasser. Dort bietet sich ein schmaler Standplatz. Hübner folgt und ich erklimme eine schräg in die Seitenwand herabhängende Platte, die gleich einer dorischen Säule von Kannelüren gefurcht ist, welche armesdicken Wasserstrahlen den Weg bieten.

Um 1 Uhr sind wir vereint auf dem großen Bande, einer mächtigen, nach dem Eisbachtale zu sich herunterneigenden Platte. Silbergrau und glattgescheuert ist ihre Haut. Vorsichtig tasten wir uns entlang zu einem ebenen Fleckchen. Warm leuchtet uns die Mittagssonne nach dem langen Ringen in dem dunkeln Felswinkel, denn drei Stunden haben uns die letzten Meter gekostet. Wir schütten das Wasser aus den Rucksäcken, aus den Taschen unserer Röcke.

Über den Rand der Felsen fliegt der Blick hinunter zu dem weißen Geröll des Eisbachtales, zu den uralten Waldriesen St. Bartholomäs, die sich ausnehmen wie ein weicher Moosteppich. Kaum wahrnehmbar durchwebt sie ein leises Wogen. Goldne Sommerwärme erfüllt alles ringsum, die grünen Almen dehnen sich auf dem Scheitel der Seewände in der Sonnenglut, wie winzig kleine Wasserkäfer liegen die Boote unten auf dem See und ziehen langsam ihres Weges.

Wir folgen der Straße, die das Band uns bietet, quer durch die Breite der Riesenwände. Lange geht es so dahin. Manchmal droht der Fuß abzugleiten auf schiefer Fläche, manchmal schieben wir uns in enger Kluft zwischen dem Fels und abschmelzenden Schneemassen dahin. Schmäler wird schließlich die Bahn, eine Kluft spaltet die Schicht, auf der wir wandern, und scheidet uns tückisch von der Fortsetzung des Bandes. Rasch ist Hübner hinabgelassen, eilig suche ich ein Fleckchen, um das Seil zu befestigen — denn mein Gefährte hatte nur wenig Halt gefunden. Da sehe ich in der Höhlung unter der das Band ein wenig überragenden Wand etwas schimmern: ein alter, halb vermoderter Hut ist es.

Ich wußte sofort, wo er herstammte: Kederbacher hatte ihn vor sieben Jahren, als er mit Preiß und Merzbacher aufstieg, dort liegen lassen, als er sich hier

abseilte. Ich erinnerte mich deutlich der Schilderung Merzbachers von dieser Stelle. Froh über den Zufall, der uns in diesem steinernen Labyrinth den Weg des alten, wackeren Kletterers hatte kreuzen und diesen ehrwürdigen Zeugen einer kühnen Fahrt hatte auffinden lassen, nahm ich den verwitterten Hut zu mir. Dann ließ ich mich auf den eiserfüllten Grund der Schlucht nieder, wobei meine erstarrten Hände an dem nassen, steifen Seil etwas Haut und Fleisch hängen ließen. Jenseits ging es wieder steil empor und immer weiter auf dem Bande nach Süden — weiter.

Immer schwieriger wurde die Arbeit; der Absatz, der uns geleitet, verschwand, löste sich in schmale, unterbrochene Gesimse auf. Stumm strebten wir vorwärts, fast mechanisch arbeiteten Hände und Füße, suchten die Augen nach Halt.

Die Wände zur Rechten wollte ich nicht ersteigen. Nach den vorhandenen Beschreibungen hätten wir es schon längst tun müssen. Aber wer richtet sich nach dem Wege anderer, wenn er selbst zu sehen und selbst seinen Pfad zu suchen gewohnt ist? Manchmal wird er es schlechter, oft aber auch besser treffen. Was seine Augen ihm als richtig zeigen, sein Verstand ihm sagt und das Unbewußte flüsternd rät, wird er wählen und nicht nach anderen fragen. Wie in den Bergen, so im Leben. —

Endlich, nach langer Arbeit, weichen die Wände zurück, trichterartig zieht sich ein schneerfüllter Einbruch zur Höhe. Es ist 4 Uhr nachmittags. Wiederum drei Stunden hat das Queren der Wand gedauert. Wie sich später herausstellte, waren wir ziemlich genau unter dem Gipfel der Schönfeldspitze, unserem Ziele angelangt. Was bei großen Touren ermüdet, ist ja nicht so sehr die körperliche Leistung, als vielmehr die Tätigkeit der angespannten Nerven, das Suchen, der Kampf um den guten Ausgang, die Ungewißheit des Endes, die Erwartung neuer, nicht vorhergesehener Hindernisse.

Jetzt schien der Weg offen. Uber uns zeigt sich eine Gratscharte, leicht erreichbar durch den zur Schneerinne sich verschmälernden Trichter. Ist es schon der Hauptgrat? — Keuchend mühen wir uns Stufe um Stufe in dem grundlos weichen Schnee empor. — Da taucht plötzlich durch die Scharte ein neues, gewaltiges Gebirge vor uns auf, helleuchtend mit seinen glattabfallenden Kalkwänden, in schöngeschwungener Gratlinie sich uns gegenüber erhebend zum trotzigen Eckturm der Mittelspitze. Bizarr wie eine Reihe Riesenstalagmiten weisen uns die Watzmannkinder höhnisch ihre unnahbarste Seite, an der der Blick abgleitet zum dunklen Dämmer der Eiskapelle. Enttäuschung: wir stehen auf einer Rippe der Schönfeldspitze, welche diese gegen das Eisbachtal hinabsendet. Unendlich erscheint uns noch die Höhe, die wir erklimmen müssen, und steil und böse sehen die Wände aus, die sich zum Gipfel aufbauen. Ob es geht?

Hinüber zum Grat können wir nicht, eine Schlucht trennt den Bergpfeiler, auf dem wir stehen, vom Fundament des Hauptkammes. Also empor! In gerader Linie führt der selbstgesuchte Pfad zum Gipfel. In Ungewißheit greifen wir das unerwartete Bollwerk an. Wand türmt sich auf Wand, Klippe um Klippe wird erklommen. Scharfe Zacken und spitze Riffe zerreißen die vom Wasser und Schnee erweichten Hände. Stunde um Stunde verrinnt, der Abend sinkt hernieder. Vierzig Minuten nach 7 Uhr tue ich den letzten Klimmzug und ich stehe auf der Geröllkuppe der Schönfeldspitze, wenige Schritte nördlich vom Steinmann.

Glühendrot hängt die Sonne in dem klaren Himmel des Juniabends. Drohend und schwarz steht drüben die düstere Burg des Hochkalters. Blauer Abendschatten liegt auf dem weißen Kies des Wimbachtals; drüben im Osten, über den Bergen des Königssees, steigt langsam die Nacht empor. Graubleich und tot, in schweigender Wildheit breitet sich die ungeheuere Felsmasse des Watzmanns unter uns aus.

Naturaufnahme von Aug. Leutner in Berchtesgaden. Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Watzmann von Osten (vom Feuerpalfen bei der Gotzenalm).

Fast einundzwanzig Stunden sind vergangen, seit wir Königssee verlassen, sechzehn haben wir uns abgemüht, von der Randkluft der Eiskapelle zum Gipfel der Südspitze einen Pfad der starren Felswand abzuringen. Lange säumen können wir nicht, wollen wir noch über die beiden anderen Gipfel hinab ins Watzmannhaus gelangen. Um nicht durch das oftmalige Auf- und Absteigen des gewöhnlich benutzten Weges zuviel Kraft und Zeit zu verlieren, bleiben wir auf der Gratkante selbst, klettern über Zacken, winden uns an Türmen vorbei, während die Nacht hereinbricht. Die zerfetzten Hände schmerzen, mühsam suchen wir im Dunklen nach Haltepunkten. Ringsum ist die Bergwelt in Schlaf gesunken, hat sich eingehüllt in ihr blauflimmerndes Nachtgewand. Die Sterne sind aufgetaucht, einer nach dem anderen und an der Mittelspitze vorbei dringt der Lichtschein Berchtesgadens herauf. Immer langsamer kommen wir vorwärts. Schwarz ragt der Bau der Mittelspitze vor uns auf, an deren Fuß wir jetzt stehen. Es ist schon fast 1/2 11 Uhr. Ein heulender Wind streicht um den Grat und rüttelt an uns mit seinen wechselnden Stößen. Wir setzen uns in eine kleine Nische und fühlen in der Ruhe doppelt die Erschöpfung. Ohne viel zu beraten, beschließen wir die Nacht hier zuzubringen. Eine schiefe Schuttfläche, ein geneigtes Schichtband bietet wenig behaglichen Raum.

Ganz nahe droht ein Absturz, und man muß Sorge tragen, nicht zu gleiten. Der zum Sturm sich steigernde Wind durchkältet unsere völlig nassen Sachen eisig. Unbezwingliche Müdigkeit wiegt mich trotzdem sofort in Schlaf, aus dem ich starr vor Kälte erwache. Der Rest der Nacht war zitternder Kampf gegen den schmerzlichen Frost. Langsam ziehen die Sterne. Gegen 3 Uhr beginnen die Vorboten der Dämmerung. Mühsam schütteln wir die Erstarrung ab, klimmen durch glatte Klüfte empor, schwerfällig, ungelenk. Als wir auf der Mittelspitze sind, taucht drüben über dem Dachstein der Sonnenball empor, durchbricht einen braunen Dunststreifen am Horizont und überschüttet uns mit einer warmen Lichtflut. Höher steigt die Sonne und unter ihren Strahlen fangen die weißen Nebelwürmer im Tal an ängstlich umherzukriechen, zu zerflattern, zu sterben. Wir sitzen am Gipfelkreuz und ich blicke hinaus auf den Sommertag, der sich jung und schön über den Bergen erhebt.

Neuer Aufstieg auf die Südspitze von der Eiskapelle aus.

Ein Berg, das heißt ein Berg im Gegensatz zu den fragwürdigen Bergexistenzen, die heutzutage zur Stärkung des Selbstgefühls der Gipfelstürmer von diesen geschaffen werden, hat für seinen Ersteiger fast menschliche Individualität. Je größer, je selbständiger er ist, desto mehr Einzelheiten, desto mehr Züge braucht man, um ein abgerundetes Bild von seinem Charakter zu erhalten, wie man bei einem großen Denker, einem großen Künstler bei näherer Beschäftigung auf immer neue Wesenseigentümlichkeiten stößt, die das Bild von ihm fortwährend ändern, ausgestalten und vervollkommnen.

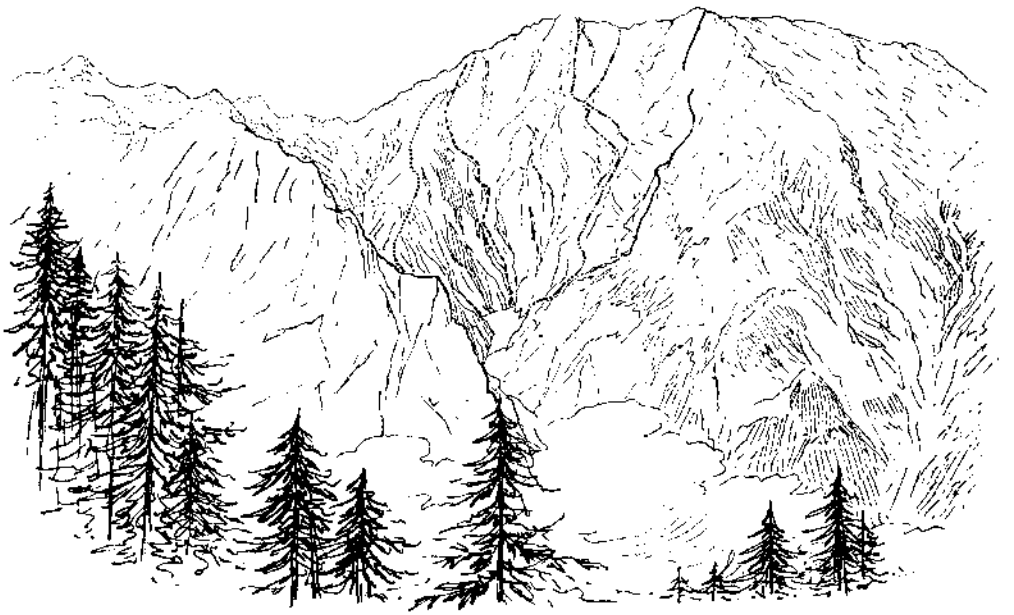
Die eine Route durch den Ostabsturz konnte nicht genügen, um einen ausreichenden Einblick in die Bildung dieser enormen Wandmasse mit ihren einsamen, wilden Karen, ihren Strebepfeilern und Riffen zu gewinnen. Den nördlichen Teil hatte ich kennen gelernt, es handelte sich darum, weiter im Süden einen Durchschlupf zu finden. Lange hatte dieser Plan in mir geruht, ich hatte ihn und beinahe auch das Bergsteigen Jahre hindurch vergessen, als ich 1900 wieder in die Alpen und im September auch nach Berchtesgaden kam. Am 7. September 1900 langte ich mit Herrn Georg Leuchs aus München abends um 11 Uhr in Königssee an, nachdem wir, jeder für sich, den Tag auf den Gipfeln der Reiteralm verbracht.

Gegen 5 Uhr morgens standen wir an der Eiskapelle, deren Eishalde wir über-

schritten, um dann nicht ohne Schwierigkeiten von der weit abgeschmolzenen Firnmasse auf die Felsen zu gelangen (5 Uhr 45 Min.). Zur Linken stürzte ein Wasserfall dumpf rauschend in den schwarzen Spalt. Wir wandten uns den Karen zu, die in drei Stockwerken unter der Südspitze eingebettet sind, im Süden begrenzt durch eine gewaltige Rippe, welche sich aus dem Schönfeldgrat in ungefähr 2500 *m* Höhe loslöst. Wir gewannen rasch an Höhe. Schwierigkeiten bereiteten die die Kare trennenden Absätze. Besondere Aufmerksamkeit erforderten die Felsen unterhalb des obersten Kessels. Sie nötigten zu einer Schleife nach rechts.

Um 10 Uhr betraten wir den Boden dieser dritten Mulde; sie besteht aus Plattenlagen, die sich bergwärts immer jäher erheben und in eine 150—200 *m* hohe, sehr zweifelhaft aussehende Wand übergehen.

Rechts und über uns befanden sich gelbe, überhängende Klippen. Auf schmaler

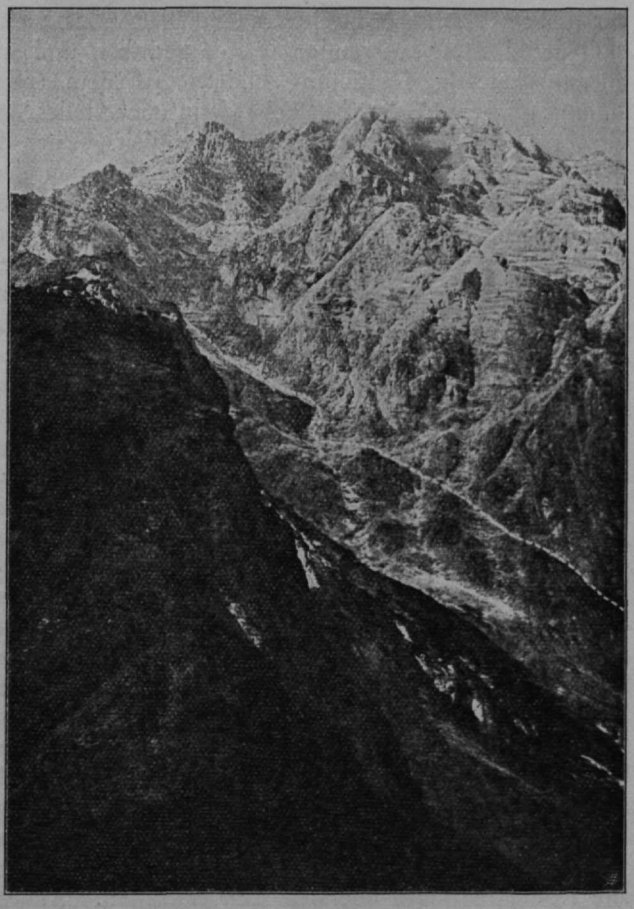


— (Oben) Anstieg auf die Mittelspitze vom Watzmanngletscher (nur zum Teil sichtbar).
— (Darunter) Weg durch die Südwand der Watzmannkinder (nur zum Teil sichtbar).
—.—.— Alter Anstieg von der Eiskapelle.
—.—.— Neuere Variante.
– – – – Weg vom 7. September 1900.
.... Weg vom 23. September 1900.

Plattenleiste (10 Uhr 50 Min.) wandten wir uns nach links, wobei die Tiefe und Glätte der Abstürze unter uns zunahm. Zu unseren Häuptern türmten sich neue Plattenlagen auf, schwärzlich und drohend. Die Wand zeigte sich starr und geschlossen ohne Spur einer gliedernden Schlucht oder Rippe. Die Situation erschien luftig und ziemlich verzweifelt. Die einzige Hoffnung bot ein enger Einriß, der gerade über uns emporzog. Wir querten unter seinem Ende vorbei, gewannen etwas an Höhe und gingen dann wieder nach rechts schräg abwärts, ein Manöver, das uns in den Spalt brachte. Er war eng, sehr flach und ausgesetzt; eingeklemmte Steine teilten ihn in drei Absätze. Mit seiner Hilfe kamen wir ungefähr 50 *m* höher. Ein Vorsprung war erreicht. Links schimmerten weiße Platten. Wie ein halber Kegel breiteten sie sich aus, die Spitze stieß an senkrechte Wände. Diese machten uns viel Mühe. In vierfacher Folge bauten sie sich übereinander auf, getrennt durch wagerechte Schichtung. Die Fingerkräfte erlahmten fast bei den hohen Anforderungen, welche die Überhänge und haltlose

Stufen stellten. Die letzte Stufe spottete allen Bemühungen, es wollte uns nicht gelingen, sie unter uns zu bringen. Schließlich trieb ich in den unteren, tritt- und grifflosen Teil einen Mauerhaken und erstieg sie dann vollends. Vielleicht kostet mich dies Geständnis meinen bergsteigerischen Ruf. Aber nun war das Spiel gewonnen, der Fels wurde kletterbarer, die furchtbare Wand lag unter uns, wir betraten eine kleine Scharte, mit welcher die erwähnte Rippe an ihr oberes, schwächer ausgeprägtes Ende anstößt (3 Uhr 20 Min.). In 4½ Stunden hatten wir kaum 300 *m* gewonnen.

Steile und brüchige Schrofen brachten uns rasch dem Grat näher; noch einmal bäumte sich der Fels auf, schloß sich zusammen und drängte uns in einen kleinen Kessel, aus dem das Entweichen schwer war. Lange dauerte es, bis die Rückwand dieser Halle erstürmt war. Überhängend, mit schlechten Haltepunkten, erinnerte sie mich etwas an die Wand, die man rechts von dem berühmten Riß des Winklerturmes findet. Unangenehmer erschien mir hier das Herausgedrängtwerden des Körpers. Bald darauf standen wir auf dem Grat. Seine Türme lockten uns nicht, war es doch schon 6 Uhr. Wir stiegen herab auf die Südseite, gewannen die übliche Wimbachroute und erreichten eine Stunde später die Südspitze.



Südliche Hälfte der Ostwand aus dem Eisbachtale.

Wieder stand der Himmel in der grellen Glut der sinkenden Sonne. Es dunkelte, als wir aufbrachen. Diesmal brauchten wir zur Mittelspitze hinüber 36 Minuten, obwohl die Tage soviel kürzer waren, wie damals im Juni, als ich, zur selben Tageszeit anlangend, doch nicht mehr die Hütte zu erreichen vermochte. Die Drahtseile, die man inzwischen über den Grat gespannt hatte, erleichterten den Übergang so sehr, daß diese überraschend kurze Zeit dazu hinreichte. Die Weganlage folgt genau der Route, die wir damals bei Nacht begangen hatten.

Für etwaige Nachfolger lasse ich eine ausführlichere Beschreibung des Weges folgen.[1]) Da, wo sich der Lawinenkegel der Eiskapelle zu einer Zunge verschmälert, mündet in den Wänden, welche von der Schönfeldschneid und der großen Rippe

[1]) VIII. Jahresbericht des Akadem. Alpen-Vereins, München, S. 67.

abfallen, eine Rinne, welche — von unten betrachtet — sich als heller Streifen verfolgen läßt, der sich in flachem Bogen bis in die Nähe des Grates erstreckt. Weiter links mündet eine zweite Rinne. Zwischen diesen beiden Rinnen wird die Randkluft schwierig überschritten. Nach kurzer Kletterei über splitterigen Dolomit erreicht man die steilen Grashalden der oben[1]) erwähnten untersten Einbuchtung und steigt über diese, sowie über plattige Schrofen gerade aufwärts zu einem schutterfüllten Kar, dessen Hintergrund durch Steilstufen verschlossen ist. Zur Rechten springt in das Kar ein Sporn vor, welcher einer mächtigen, gelbweißen Wand vorgelagert ist. Es handelt sich nun darum, auf diesem Sporn, der auch einige Latschen trägt, emporzuklettern, bis es möglich ist, nach links unter der gelben Wand hindurch auf eine Plattenflucht zu queren, die sich bereits oberhalb der das Kar sperrenden Wände befindet, und welche gewissermaßen noch eine oberste, karartige Vertiefung bildet. Auf dem Sporn steigt man gerade empor, anfangs über gut gestuften Fels, dann über steiles, grasdurchsetztes, unzuverlässiges Geschröfe von zunehmender Schwierigkeit. Über dem letzten Latschenkopf zeigt sich der Beginn einer Rinne, welche, rechts von der gelben Wand eingeschnitten, zu einem großen Plattenband schräg nach rechts emporführt und voraussichtlich auch einen Weiterweg vermitteln würde. Hier bietet sich die Möglichkeit, auf einem etwas absteigenden Bande nach links zu queren, und dadurch die Plattenflucht zu erreichen. Auf dieser steigt man im wesentlichen gerade empor, bis man sich vor die Aufgabe gestellt sieht, eine mächtige Wand,[1]) die sich in einer Gesamthöhe von wohl 250 *m* über den Platten aufbaut, zu durchklettern.

In einem Winkel der Wand (ca. 1900 *m*) einsteigend, gelangt man bald auf ein System von Bändern und Gesimsen, welche man nach links verfolgt, worauf man nach längerem Quergange eine 50 *m* hohe Kaminreihe trifft, welche in die senkrechte Wand eingeschnitten ist. Der unterste dieser sehr schwierigen Spalte läßt sich von links her umgehen, die übrigen müssen durchklettert werden. Vom Ende der Risse (ca. 1975 *m*) ist man wiederum genötigt, nach links hinüber zu queren zu einer nicht sehr steilen, großen Platte. Über dieser folgen fünf kurze, aber zum Teil überhängende, von schmalen Absätzen unterbrochene Wandstufen, deren Bezwingung eine Kletterei von äußerster Schwierigkeit erheischt. Hat man diese schwere Arbeit glücklich vollendet (ca. 2050 *m*), so leiten besser gangbare Grasschrofen nach rechts aufwärts in eine Rinne, welche verhältnismäßig leicht den Zugang zu einer kleinen Scharte vermittelt (ca. 2200 *m*). Diese Einsattelung befindet sich auf der Höhe der großen Rippe und wird östlich durch einen Felskopf begrenzt, der als oberster Punkt der durchkletterten Wand anzusehen ist. Auf der anderen Seite erhebt sich die nun flacher werdende Rippe zur Höhe des Südgrates. Von hier aus steht der Weg zum Grat offen; ebenso könnte man wohl auf den nach rechts gemäß der Schichtlage etwas absinkenden Bändern die alte Route in ihrem obersten Teil erreichen. Außerdem würde es voraussichtlich möglich sein, schief nach rechts aufwärts zu klettern, sodann auf einem geeigneten unter den zahlreichen Gesimsen die großartigen, vielfach fast senkrechten Abstürze des Südgrates zu queren und schließlich durch eine Schlucht den Gipfel der Südspitze zu erklimmen.

Wendet man sich dem Südgrat zu, so klettert man durch brüchige Schrofen im allgemeinen gerade empor und betritt, schließlich noch einen sehr schwierigen Kamin bezwingend, die Höhe der Schönfeldschneid in etwa 2500 *m* Höhe. Nunmehr folgt man entweder dem schwierigen Grat, oder man steigt etwas nach Westen ab und quert unter den Türmen des Grates hindurch, bis man die

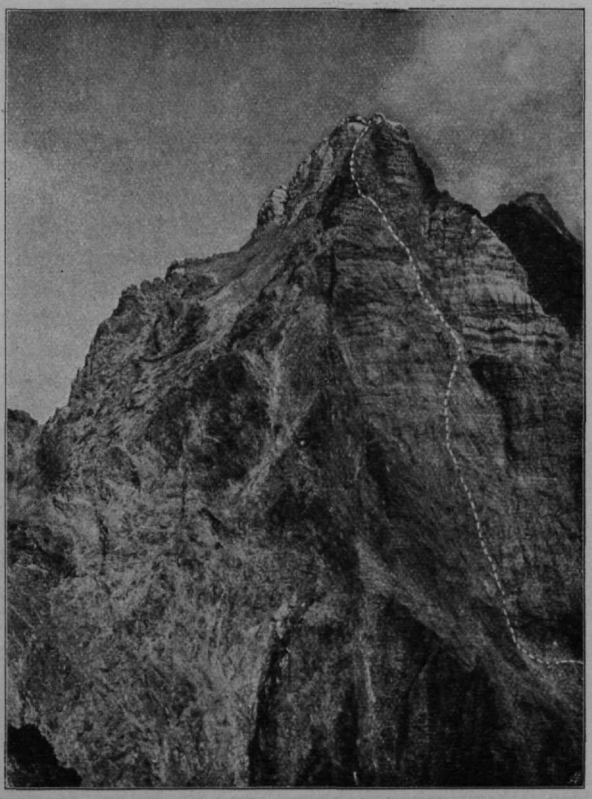
[1]) Siehe S. 305.

gewöhnliche Route, welche aus dem hinteren Wimbachtal auf die Schönfeldspitze leitet, gewinnt.[1])

Ohne Rasten wird dieser Weg von St. Bartholomä aus bis zur Südspitze ungefähr zwölf Stunden erfordern. Die Schwierigkeiten sind sehr bedeutende.

Ersteigung der Südspitze aus dem hinteren Eisbachtal.

Als wir damals von der schwer errungenen kleinen Scharte in der großen Südrippe jenseits hinunterblickten ins Eisbachtal, schien es mir, als ob von dort, von Süden aus, ein weit leichterer Zugang zu finden sei. Die Schrofen, die sich teilweise grasdurchsetzt in dieser Richtung anscheinend ziemlich weit herabzogen, sahen sehr verlockend aus und ließen vermuten, daß durch diese, dem oberen Eisbachtale zugehörenden Falten der Wand ein verhältnismäßig nicht zu schwieriger Anstieg führen müsse.



Südspitze des Watzmanns von der Hachelwand.

Der Gedanke ließ mich nicht ruhen und in dem Wunsche, auch diesen versteckt gelegenen Winkel des Berges zu durchklettern, ließ ich ihn noch im selben Jahre, am 22. September, mit Richard von Below zur Tat werden.[2]) In einer ungewöhnlich warmen Herbstnacht fuhren wir über den Königssee und kamen um 1/24 Uhr morgens bei der Eiskapelle vorüber, die wir rechts liegen ließen, um in der blockerfüllten, jetzt im Herbste der Lawinenreste größtenteils entkleideten Schlucht des Eisbachtales mühevoll in der Dunkelheit vorzudringen. Um den weit ins Tal vorspringenden Fuß der bekannten großen Rippe herum, welche hier mit einem Felszacken, dem sogenannten Kirchl, endet, wandten wir uns der Südseite dieser Coulisse zu. Zwischen der Schönfeldschneid und der südlichen Flanke der Rippe zieht eine Schlucht herab, in ihrem Verlauf mehrfach unterbrochen und zuletzt anscheinend in Wände auslaufend.[3]) Dies schien der natürlichste Weg zu sein. Noch hatten

---

[1]) Siehe Bild S. 315. Die Wand ist leider sehr stark verkürzt. Die Kare sind von dem Standpunkt der Aufnahme aus nicht zu sehen, sondern nur die trennenden Steilstufen. Die durch die Verkürzung bedingte Verzerrung läßt den Weg scheinbar von rechts nach links verlaufen, während er in Wahrheit gerade emporführt. Der etwas eingenebelte Gipfel ziemlich in der Mitte des Bildes ist die Südspitze, die auffallende Graterhebung zur Linken der Punkt des Südgrates, wo die große Rippe sich loslöst; der Kopf, unter dem die Route rechts abbiegt, stellt das Ende der schweren Steilwand dar. Fast die ganze linke Hälfte des Bildes wird von der Nordwand der großen Rippe eingenommen. — [2]) VIII. Jahresbericht des A. A.-V. München, S. 70. — [3]) Siehe S. 305.

wir freilich keinen rechten Überblick über die Felsbildung der oberen Partien, die man eigentlich nur von den gegenüberliegenden Gipfeln der Hirschwiese und Hachelwand überblicken kann. Während wir noch in dem Anblick der im Morgenrot erglühenden Turmgestalten der Watzmannkinder versunken standen, ließ sich plötzlich das Geräusch fallender Steine vernehmen, das aus dem unteren Teil der Schlucht zu uns herüberklang. Es schien demnach geraten, vorerst die Rinne zu meiden und lieber die Südwand der Rippe zu begehen, deren Sockel von einer Reihe breiter Grasbänder durchzogen ist. Über einen kurzen Dolomitabsatz betraten wir die unterste dieser grünen Terrassen, die wir nahezu bis zu ihrem Ende nach rechts (nordöstlich) verfolgten, um alsdann auf die nächsthöhere überzugehen (6 Uhr, ca. 1350 *m*). Eine brüchige Felsrinne leitete uns von hier aus auf die scharfe Kante der Rippe, die aber nur einen kurzen Weiterweg gestattete, da sie sich bald in senkrechtem Absatz emporschwingt. Es blieb nichts übrig, als dieses Hindernis durch ein Ausweichen nach rechts zu umgehen. Über den wilden Karen der Nordseite, die ich zwei Wochen zuvor durchstiegen, tasteten wir uns an den glatten und jähen, furchtbar brüchigen Felsen entlang. Der stets splittrige Ramsaudolomit zeigt hier eine unerhörte Bröcklichkeit. Fast eine Stunde dauerte es, ehe wir 50 *m* hinter uns gebracht hatten. Mitten in der Arbeit wurden wir von einem Steinfall überrascht. Laut pfeifend und sausend flogen die Geschosse bedenklich nahe über uns hinweg, während wir uns eng an die spärlichen und fragwürdigen Halt bietende Wand preßten. Einem kleinen Absatz über uns, auf dem die Steine aufschlugen, um dann im Bogen in die Luft hinauszufliegen, verdankten wir unsere Rettung. Die Minuten, während der das Fallen der Trümmer andauerte, wurden uns recht lang. Endlich war es möglich, den Weg fortzusetzen, gerade emporzuklettern auf ein geröllbedecktes Band — die Quelle der Geschosse — und auf diesem um die Kante herum wieder auf die Südseite überzutreten. Leider brach das Band vorzeitig ab; noch ein längerer Quergang über unzuverlässiges Gestein stellte unsere Geduld auf die Probe, ehe wir die erstrebte Rinne unterhalb eines schwärzlichen Absturzes betreten konnten. Es war eine Erholung, nach der langen Arbeit im tückischen Dolomit endlich die zuverlässigen Felsen des Dachsteinkalkes anfassen zu können und, obwohl die Griffe vielfach durch die häufigen Steinschläge sich abgerundet zeigten, erklommen wir rasch in schwieriger, schöner Kletterei Wand auf Wand des Absatzes. Oberhalb setzt die Rinne wieder an, glatt und abgeschliffen. Je höher man in ihr hinaufsteigt, desto jäher wird der riesige Plattenhang, der ihre rechte (östliche) Begrenzung bildet. Über diesen mußten wir uns den Weg weiter bahnen, um die Höhe der Rippe wieder zu erreichen. Es war der ausgedehnteste, absatzloseste Plattenschuß, den ich bisher erklommen; wenige schmale Risse vermittelten das Fortkommen und die Ausgesetztheit des Kletternden war ziemlich beträchtlich. Um 11 Uhr langten wir wenige Meter oberhalb der kleinen Scharte an, die Georg Leuchs und ich zum ersten Male von der entgegengesetzten Seite, von Norden aus, erstiegen hatten. Die Hoffnung, von Süden einen leichten Zugang zu finden, hatte sich als trügerisch erwiesen. Wie am 7. September kletterten wir zum Südgrat auf, eine andere, mehr nördlich verlaufende Route einschlagend. Schließlich wurden wir aber doch durch unpassierbare Felsen wieder in den sehr schwierigen Kamin gedrängt, der uns schon damals zum Grat geführt. Heute glückte in wenig Minuten seine Überwindung, die uns das erste Mal viel Zeit gekostet. Über die Türme der Schönfeldschneid (12 Uhr 30 Min.) weiterkletternd, betraten wir gegen 1/24 Uhr den Gipfel der Südspitze.[1])

[1]) Das Bild S. 317 zeigt den oberen Teil unseres Weges von der Stelle an, wo wir unter dem schwärzlichen Absatz in die Rinne hineinquerten. Die Südseite der großen Rippe ist sichtbar; der sie krönende Kopf — links daneben das Schartel — erscheint als dunkler Fleck nahe der Mitte des rechten

Zum Schluß möchte ich versuchen, die Schwierigkeiten der drei Wege durch die Ostwand gegeneinander abzuwägen. Wohl bin ich mir des Unzulänglichen meines Urteils bewußt; denn ausgedehnte und schwierige Besteigungen müssen wiederholt werden, ehe es möglich ist, sich eine annähernd objektive Ansicht über sie zu bilden, und dazu gebrach es mir leider an Zeit. Wie vieles erscheint nicht, zum zweiten oder dritten Male gesehen, in ganz anderem Lichte als anfangs; und nicht die äußeren Verhältnisse des Berges oder des Wetters allein sind die am schwersten zu beseitigenden Fehlerquellen des Urteils, sondern die Disposition des Bergsteigers, die Stimmung seiner Nerven, die, unberechenbaren Schwankungen ausgesetzt, die Schwierigkeiten einmal vergrößern, das andere Mal verringern.

Mit diesem Vorbehalt gebührt dem Wege vom 7. September 1900 die Krone. Die Schwierigkeiten sind im Durchschnitt denen des alten Weges gleich, übertreffen sie jedoch mehrfach ganz bedeutend, so namentlich in der großen Steilwand, wo eine Höhe von 150 *m* nur unter ungewöhnlichen Anstrengungen errungen werden kann, und in einem Kamin unterhalb des Grates.

Der zuletzt beschriebene Aufstieg unterscheidet sich von den beiden anderen vor allem dadurch, daß die Höhe der zu durchkletternden Wand um 400 *m* geringer ist. Die Schwierigkeiten sind daher viel kürzer, im ganzen aber wohl ebenso groß, wie die des alten Weges, auf dem Plattenhang und in dem Kamin jedenfalls erheblicher.

Dem Steinfall sind sämtliche drei Wege ausgesetzt, am wenigsten vielleicht der schwierigste; bei der Begehung der dritten Route wurden wir, wie oben beschrieben, beinahe von Steinen erschlagen, obwohl es ein schöner, trockener Tag war. Es scheint, daß manchmal ein nicht einmal heftiger Windstoß hinreicht, das auf schiefen Flächen lagernde Geröll in Bewegung zu setzen und herabzusenden.

Westwand.

Das kleinere Seitenstück zu der Ostwand bildet die Flanke, mit welcher der Watzmann im Wimbachtal fußt. Wo einst der Wimbachsee sich dehnte, da breiten sich heute weiße, tote Geröllflächen aus. Ausgefüllt vom zerbröckelnden Dolomit ist das Seebecken, zernagt der den Abfluß hemmende Riegel. In fernen Zeiten vielleicht das Schicksal des Königssees.

Das Vorherrschen des weichen, leicht zerstörbaren Ramsau-Dolomites am Westfuß des Watzmanns hat dieser Seite ihr Gepräge verliehen. Glatte Mauern fehlen in der unteren Hälfte der Wand. Statt dessen treten ruinenhafte Vorbauten auf, welche den Sockel des oben aufliegenden, geschichteten Dachsteinkalkes bilden. Diese vorgelagerte Dolomitmasse trägt zwei wenig markante Erhebungen: das Schindlmaiseck[1]) und die Griesspitze (2257 *m*), die eine nordwestlich, die andere südwestlich unterhalb der Schönfeldspitze; die Griesspitze bildet zugleich den Eckpfeiler zwischen West- und Südwestseite.

Die beiden Gipfel schließen den Schindlmaisgraben ein, während zwischen dem weit vorspringenden Massiv des Hochecks und dem Schindlmaiseck der Watzmannmaisgraben herabzieht, eine über dem Talboden abbrechende Rinne. Mit einem kleinen Sattel, der Schindlmaisscharte, stößt das gleichnamige Eck an die sich noch fast 800 *m* darüber aufbauende Wand des eigentlichen Watzmanns an.

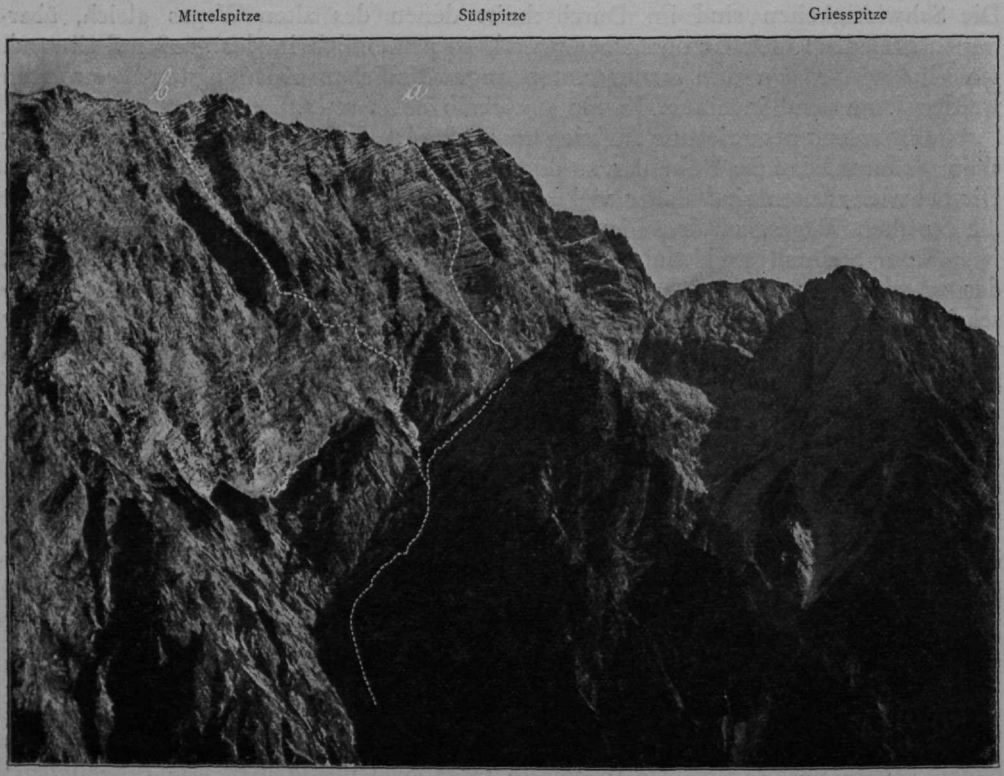
Der untere Teil der Westseite bildet ein Chaos von zerfressenen Dolomitgebilden, Latschengestrüpp und wüsten Gräben; hie und da ragen noch vereinzelte Bäume in diese Felswildnis hinein. An einigen Stellen ist das Krummholz

Bildrandes. Die Route berührt den Südgrat, der auf dem Bild wenig hervortritt, bei dem auf S. 323 abgebildeten Turm. Die geröllragende Flanke links vom Grat ist die Südwestseite. — [1]) P. 1989 der bayer. Generalstabskarte, Blatt 879.

durch Feuer ausgerodet, und diese Flächen, vom Berchtesgadener »Mais« genannt, sind es, welche den darüber liegenden Zacken die Namen gegeben haben.

Ruhig und erhaben steigt hinter dieser Wildnis der schön geschwungene Gipfelgrat auf. Seine gebänderten Abstürze zeigen die geringste Neigung im südlichen Teile der langgestreckten Wand, unterhalb des die Mittel- und Südspitze verbindenden Grates, während der nördliche Abschnitt in seinen tieferen Regionen rötliche Steilstufen und auffallend glatte Platten enthält. Eine schwach ausgeprägte, von der Mittelspitze herabziehende Rippe gliedert die Wand einigermaßen in eine nördliche und eine südliche Hälfte.

Da der Anblick der Westseite des Watzmanns vom Wimbachtal aus seinem

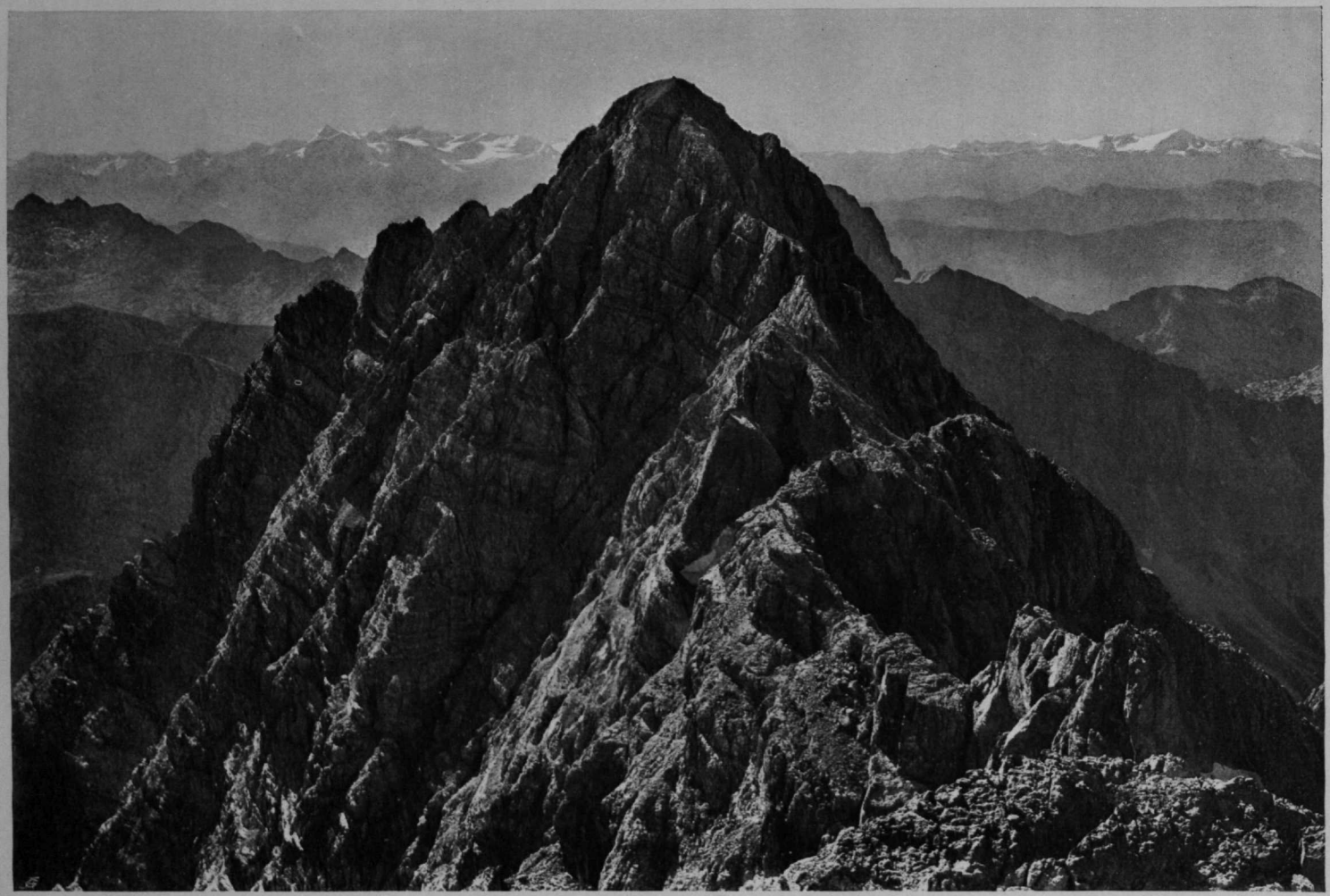


Watzmannwestwand von der Hochalmscharte am Hochkalter.

Ersteiger mühsame und wenig angenehme Arbeit in den Latschen und Rinnen der Vorbaue verheißt, so ist es begreiflich, daß die Durchkletterung dieser Wände meist im Abstieg unternommen wird.

Ein mißlungener Versuch, die Südspitze von der Mittelspitze her zu erreichen, gab den Anlaß zur ersten Begehung dieses Weges. Karl Hofmann, Baron Jeetze und Joh. Stüdl waren es, die, von einem ungeschickten Berchtesgadener Führer irregeleitet, des fruchtlosen Umhersteigens, das sie ihrem Ziel doch nicht näher brachte, müde wurden und beschlossen, zum scheinbar so nahen Wimbachschloß hinabzuklettern. Das Unternehmen gelang, allerdings erst nach einem Freilager in dem widerspenstigen Geklipp des Watzmannmaisgrabens.[1])

[1]) K. Hofmann »Auf dem Watzmann«, Amthors Alpenfreund, I, S. 81 ff.; wiederholt wurde dieser Abstieg durch K. Babenstuber mit Kederbacher im Jahre 1875.



Naturaufnahme von A. Rothmayer in Berchtesgaden. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Südspitze des Watzmanns von der Mittelspitze aus.

Am 13. August 1892 wählten Josef Ruederer und Hans Gazert mit dem Führer Aschauer diese Route zum Aufstieg auf die Mittelspitze.[1]) Direkt vom Gipfel der Südspitze kletterten zum erstenmal auf die Schindlmaisscharte herab Georg Roeder und der Verfasser am 7. September 1895. 14 Tage später wurde die Tour von H. Biendl und Th. Maischberger wiederholt.[2])

Die Route ist einfach: man klettert von der Scharte zwischen Mittel- und Südspitze in der flachen Rinne, die dort hinabzieht, abwärts; auch kann man die rechts und links liegenden Wände durchsteigen, je nachdem man von der Mittel- oder Südspitze kommt. Man gelangt sodann in den Watzmannmaisgraben,[3]) an dessen orographisch linker Seite man sich meist hält. Tief eingerissene Seitenrinnen und bröcklige Dolomitplatten machen das Fortkommen ziemlich mühsam. Die Grabensohle selbst ist nur anfangs passierbar. Später machen kesselartige, mit blaugrünem Wasser gefüllte Erweiterungen und ausgewaschene Absätze das Durchsteigen der Klamm unmöglich. Durch Latschen und über einen sehr steilen Grashang erreicht man sodann, den Abbruch des Grabens rechts lassend, das Wimbachtal ziemlich gegenüber vom Jagdschloß. Ein kleiner Jägersteig, kaum mehr als ein Wildwechsel, erleichtert das Auffinden der besten Stellen.

Der nördliche Teil der Westwand wurde zum erstenmal durch Georg Leuchs und den Verfasser am 9. September 1900, ebenfalls im Abstiege, überwunden.[4])

Von der Mittelspitze gingen wir ein Stück auf dem Grat zurück gegen das Hocheck und kletterten sodann in einer anfangs schwach ausgeprägten Rinne über Geröllbänder und Felsstufen zum Wimbachtal hinab, wobei wir zunächst nur mäßige Schwierigkeiten antrafen. Der Hang, der sich zur Schlucht verengt, nimmt allmählich nun einen wilderen Charakter an und es folgt bald (nach ungefähr 160 *m*) ein jäher Abbruch. Dicht unter den lotrechten linken Seitenwänden der Rinne ließ er sich jedoch auf steilen Platten und in einem schmalen Spalte überwinden. Gleich darauf war aber der Weiterweg abgeschnitten, ein hoher überhängender Absturz öffnete sich vor uns. Wir mußten hier auf einem Bande in die nächst südliche Rinne übersteigen und, da diese gleichfalls abbricht, den Quergang fortsetzen. Jenseits fanden wir einen Winkel, in dem wir uns 10 *m* hoch, zum Teil frei, am Seil herablassen konnten. Wahrscheinlich läßt sich die Abseilstelle durch weiteres Queren nach links aufwärts in eine zweite Parallelrinne vermeiden. Nunmehr kehrten wir über Geröll und glatte Felsen in die Fortsetzung der anfangs benutzten Schlucht zurück, in der wir aber nicht lange mehr verbleiben konnten, da sie in blanke Plattenschüsse ausläuft. Es folgte eine sehr verwickelte, mühevolle Kletterarbeit; über Geröllhalden, jähe, grasdurchsetzte Schrofen und Platten, von mächtigen Steilstufen unterbrochen, suchten wir unseren Weg. Wir wurden bald scharf nach links gedrängt, dann — bei einem vom Watzmannmaisgraben aus gut sichtbaren Fenster — wieder nach rechts abwärts und erreichten schließlich die Schutt- und Latschenhänge des Grabens in seinem oberen Drittel (Bei ca. 1820 *m*.) Die Rasten abgerechnet, hatten wir 3½ Stunden vom Gipfel bis hierher gebraucht. Weitere zwei Stunden brachten uns auf den Boden des Wimbachtales.[5]) Wir hatten an diesem Tage zum ersten Male die Mittelspitze allein bestiegen, ohne das Hocheck oder die Schönfeldspitze zu berühren, da wir zum Aufstiege den Weg über die Ostwand vom Gletscher aus,[6]) zum Abstieg die Westwand gewählt hatten.

[1]) Ö. A.-Z. 1892, S. 213. — [2]) Ö. A.-Z. 1895, S. 294, u. 1896, S. 52. — [3]) Die Namen Schindlmaiseck, Schindlmaisgraben und Watzmannmaisgraben sind nach Angaben Kederbachers, Aschauers und anderer Ramsauer Führer die gebräuchlichsten. Die Bezeichnung Rechtturmkandel, die sich auf der Alpenvereinskarte, Bl. Watzmann 1:25000, an der Stelle des Watzmannmaisgrabens findet, kannte keiner der Führer. — In dem oberen Teil des Watzmannmaisgrabens wurde am 23. Oktober 1899 die Leiche des seit dem 13. Juli 1899 vermißten Lehrers Max Sickel aus Ingolstadt gefunden. Der Tod hatte ihn bei dem Versuche, ins Wimbachtal abzusteigen, ereilt. — [4]) VIII. Jahresber. d. A. A.-V. M., S. 68. — [5]) Siehe Bild. Das Schindlmaiseck erscheint als schwarze Pyramide unterhalb der Südspitze. — [6]) Siehe S. 314. Herr Schlagintweit hatte sich auf dem Gipfel von uns getrennt.

Südgrat.

Von der Schönfeldspitze zieht in südöstlicher Richtung ein zackiger, mit seltsam geformten Nadeln besetzter Grat herab. Auf ungefähr 1500 *m* Horizontaldistanz senkt er sich um 700 *m*, bis er in der 2015 *m* hohen Schönfeldscharte[1]) sein Ende findet. Dieser Südgrat des Watzmanns heißt Schönfeldschneid nach dem auf seiner Westseite liegenden Schönfeld, einem von Geröll verschütteten, ehemaligen Weideplatz, über das der Ersteiger der Südspitze vom hinteren Wimbachtal aus seinen Weg nimmt. Vom Standpunkte des Alpinisten aus ist eigentlich die Westflanke, die Geröll und Schrofen in allzu mildem Wechsel zeigt, der wunde Punkt des schönen Grates. Sein prachtvoller Ostabsturz, seine schöngeformten Absätze und kecken Gendarmen würden ihn zu einem Felsgrat stempeln, wie es wenige gibt, wenn nicht die Schrofen und Schutthalden der anderen Seite oft zu nahe an den Fuß der Grattürme heranrückten und dem Überkletterer der Schneide sein Unternehmen töricht erscheinen ließen, da er ja 100 *m* tiefer einen so bequemen Pfad sieht. Jenseits der Schönfeldscharte zieht der Grat, mit drei auffallenden Vorsprüngen geziert, in nach Osten offenem Bogen hinüber zum aussichtsreichen Gipfel der Hirschwiese.

Die ersten Versuche, über die Zähne des Südgrates einen Zugang zum Gipfel des Watzmanns zu finden, wurden von dem unternehmungslustigen Preiß gemacht. Am 16. September 1887 nahm er mit Paul Krebs aus Wien von der Hirschwiese aus die Schneide in Angriff. »Zum großen Teil gelang dieser Versuch, jedoch unter großen Schwierigkeiten; erst nachmittags um 3 Uhr erreichten wir die südliche Spitze nach neunstündigem, äußerst schwerem, teilweise recht gefahrvollem Klettern, da das Gestein sehr mürbe war und bröckelte.«[2])

Die Tour wurde im unteren Drittel des Grates abgebrochen und vor einer großen, plattigen, die Gratflanke durchreißenden Schlucht die Höhe verlassen und auf die gewöhnliche Südwestroute hinabgeklettert.[3]) Im wesentlichen hatte man nur den Grat zwischen Hirschwiese und Schönfeldscharte begangen, während von der eigentlichen Schönfeldschneid nur der unterste Absatz erklommen worden war. Das Problem der Begehbarkeit des eigentlichen Watzmann-Südgrates war noch offen geblieben.

Am 26. Juli 1896 überschritten Otto von Haselberg und der Verfasser den Grat im Abstieg. Nach Erreichen der von den früheren Partien bereits begangenen Strecke wurde wegen Wassermangels die Tour abgebrochen und durch die Ostwand in den obersten Winkel des Eisbachtals abgestiegen, eine Kletterei, welche durch glattgeschliffene, haltlose Abstürze zu einer ziemlich problematischen gestaltet wurde.[4])

Am 25. September 1900 wurde durch Richard von Below und den Verfasser die Tour vervollständigt und auch das unterste Gratstück, ebenfalls im Abstiege, begangen. Der von der Schönfeldscharte östlich herabziehenden Rinne folgend, wurde das Eisbachtal erreicht.[5]) Ich lasse eine kurze Schilderung der Route folgen:

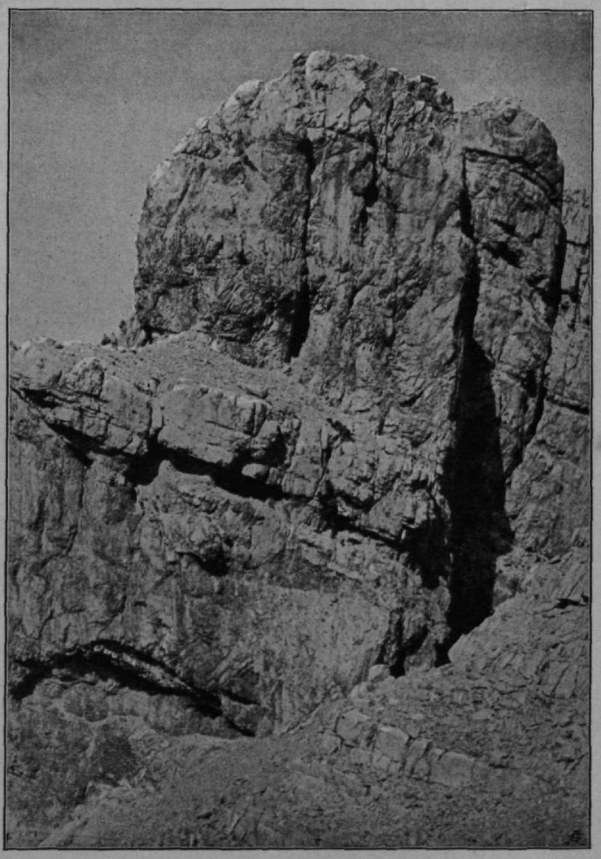
Von der Schönfeldscharte erklettert man über außerordentlich brüchige, weiße Dolomitfelsen den steilen und zersplitterten Aufschwung des Grates; auch kann

---

[1]) Ich schlage diesen Namen für die sonst gänzlich bedeutungslose Scharte vor, um den Beginn des eigentlichen Südgrates kennzeichnen zu können. Als Paß kommt sie gar nicht in Betracht, da ihre Überschreitung viel schwieriger und mühsamer ist, als die einer namenlosen, näher an der Hirschwiese liegenden Einsattelung, von der westlich der Banngraben herabzieht. — [2]) Führerbuch Preiß'. — Am 9. Juni 1889 führte Preiß Otto Fischer und Otto Nafe auf derselben Route zur Schönfeldspitze. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 149, u. Ö. A.-Z. 1889, S. 157. Die Annahme dieser Partie, die erste Begehung des Grates ausgeführt zu haben, beruht demnach auf Irrtum. — [3]) Mündliche Angabe Preiß'. [4]) Siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 200. — [5]) VIII. Jahresbericht des A. A.-V. M., S. 71.

man, etwas absteigend, auf der Ostseite über Platten queren und die Schneide wieder gewinnen. Darauf hat man bei abnehmender Neigung einen Wirrwarr von Zacken zu überschreiten. Man erreicht nun eine Scharte, von der eine durch auffallend glatte Platten begrenzte Schlucht zum Schönfeld hinunterführt, indem man etwas vor dem Einschnitt östlich hinabsteigt. Jenseits hinauf zu einer Reihe von Zähnen, die man zum Teil überklettert. Rechts hat man einen großartigen rötlichen Abbruch ins Eistal. Den letzten, von Norden her sich ungewöhnlich schlank präsentierenden Zahn umgeht man westlich. Nun bessert sich das bis hierher sehr brüchige Gestein etwas.

Der nächste Absatz wird mittels eines schwierigen, 15 *m* hohen, rißartigen Kamins erklommen. Dieser ist etwas gegen die Ostwand vorgeschoben. Der westlicher liegende Kamin ist im Aufstieg unpassierbar. Weiter geht es über Schrofen auf einen stangengekrönten Gratkopf. Es folgt ein großer, rötlicher Turm,[1]) der mittels eines blockgesperrten Kamins von Westen her erklettert wird. Über die luftige, scharfe und zerrissene Grathöhe gelangt man zu einem zweiten kleineren Turm, dessen Scheitel man nach Überwindung einer ausgesetzt über dem imposanten Ostabsturz hängenden Platte betritt. Die nächsten beiden Absätze sind besser passierbar — mehrere schroffe Zähne fordern noch etwas Arbeit — und bald darauf wird die Südspitze erreicht. Die Kletterei von der Schönfeldscharte bis zur Südspitze erfordert ungefähr 5—6 Stunden.



Ein Turm der Schönfeldschneid.

Die Scharte selbst erreicht man vom hinteren Wimbachtal oder von St. Bartholomä aus durch die Schlucht des Eisbachtales. Von beiden Seiten ziehen Rinnen zur Grathöhe hinauf, die allerdings zu Zeiten sehr steingefährlich sein können. Als ich im Oktober 1900 hier ins Wimbachtal abstieg, löste sich unvermutet seitwärts über mir ein kopfgroßer Stein und polterte über die Plattenlagen, in denen ich mich gerade befand, gegen mich herab. Da ich ihn zeitig genug hörte, gelang es mir, rasch zur Seite kletternd, ihm auszuweichen.

Ein dritter Zugang führt über den Grat von der Hirschwiese her. Drei Felsköpfe, steinernen Wächtern gleich, halten ihn besetzt. Die beiden südlichen, aus braunrotem und schwärzlichem Gestein bestehend, werden überklettert, der dritte,

[1]) Siehe obiges Bild.

den blendendweißer Dolomit formt, und an den sich eine nadelartig spitze Säule lehnt, wird in halber Höhe östlich gequert und hierauf über unangenehm lockeres Gestein die Scharte gewonnen.

Mühsam sind die Zugänge zum Südgrat, ob man das lange, öde Wimbachtal oder die wüste Schlucht des Eisbaches hinaufwandert, oder ob man erst den Hirschwieskopf besteigt. Am bequemsten dient er daher zum Abstiege nach St. Bartholomä oder nach Trischübl, wozu man vom Gipfel der Schönfeldspitze vielleicht sieben Stunden rechnen mag. Freilich wirken im Aufstiege die Grattürme und Wände ungleich großartiger, als wenn man sie nur von oben sieht.[1])

Der moderne Kletterer, der nur lotrechte Wände und überhängende, haarfeine Risse seines Schweißes für wert hält, wird allerdings nicht auf seine Kosten kommen, wenn er unseren Grat überschreitet. Wer aber darauf verzichten will, den vergänglichen Lorbeer des kühnsten Turmstürmers der Saison sich auf das Haupt zu drücken, der wird bei manch schöner Kletterstelle seine Freude am Südgrat haben. Vor allen Dingen ist es die landschaftliche Großartigkeit der Scenerie, die den Blick auf dieser Tour gefangen hält. Der Eindruck der riesenhaften Ostwände, über denen man dahinschreitet, ist erhaben. Auf dem schmalen Grate wandelt man völlig weltentrückt, hoch über den gewaltigen Wogen des Steinernen Meeres, das seine erstarrten Fluten über dem Königssee ausbreitet. Auf der Linken gleitet der Blick ab an den Abstürzen der Ostwand; man ist verwundert über den Anblick einer völlig neuen, selbst den Bewanderten unbekannten Kette, der Südwand der Watzmannkinder. Von ihnen sinkt der Blick zu den tief unten liegenden, dunkeln, wogenden Wäldern von St. Bartholomä und dahinter zu dem leuchtenden Stückchen des Königssees. Und dazu rings eine weite Fernsicht, die es einem schwer macht, den Blick fortzuwenden und auf den Weg zu achten. Je tiefer man kommt, desto höher steigen die vordem so unscheinbaren Nachbarberge. Schon liegt der Große Hundstod in gleicher Höhe und verdeckt mit breitem Rücken das Steinerne Meer und die grünen Almen, die zum Pinzgau leiten. Finster abweisend recken die Watzmannkinder ihr Haupt empor — sie, die man von Berchtesgaden kaum bemerken kann, und wenn man nun zurückschaut, so hat sich die Schönfeldspitze zu einer gigantisch lastenden Pyramide erhoben: jede Spur des Weges, den wir genommen, ist verwischt durch die hervortretenden senkrechten Abstürze, endlos weit scheint der Gipfel schon zu sein und noch immer dehnt sich unter uns der Grat, Zacken hinter Zacken, und zur Linken, ins Bartholomätal, noch immer ein gähnender Absturz. —

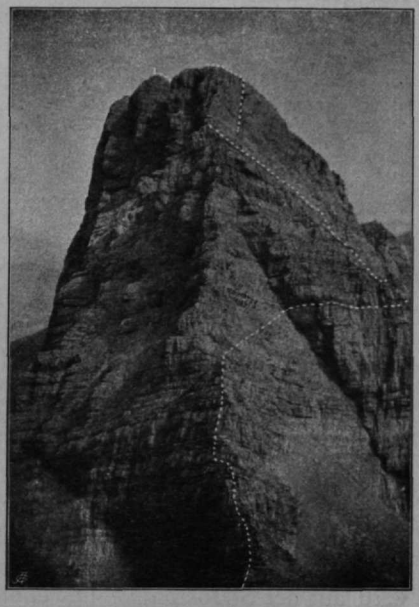
Kleiner Watzmann und Watzmannkinder.

Steiler und trotziger als sein großer Nachbar, vielfach mit grauen Felsplatten gepanzert, blickt der Kleine Watzmann (2304 *m*) nach Norden auf das Berchtesgadener Land hinab. Glatte, senkrechte, von einigen unzugänglichen Absätzen unterbrochene Wände zeigt seine Westseite dem Besteiger des Hochecks und der Mittelspitze. Nach Südsüdwest senkt er einen steilen Grat hinab zu einer Scharte, die ihn vom dritten Watzmannkinde trennt. Vielfach zerklüftet, von Schluchten und Geröllrinnen durchzogen, baut sich seine Südostwand aus dem Königssee über der Halbinsel St. Bartholomä empor. Verschiedene Terrassen, grasbewachsen und mit schwärzlichem Krummholz überzogen, stufen sie steil ab.

[1]) Der Abstieg über den Südgrat wurde wiederholt im Sommer 1901 durch Adolf und Gustav Schulze, vgl. IX. Jahresber. d. A. A.-V. M., S. 44. Ferner findet sich in der Ö. A.-Z. 1902 im Tourenbericht der Mitglieder für 1901 aufgeführt: Dr. H. Pfannl, Watzmann, Westgrat, erste Begehung im Aufstieg. Gemeint ist offenbar der Südgrat. Dr. V. Wessely, Gr. Watzmann, Südgrat, Süd- und Hauptgipfel.

Die größte dieser die grauen Felsen unterbrechenden Oasen trägt den Namen Watzmannlaubl. Häufig kann man hier ziemlich starke Gemsrudel äsen und ruhen sehen. Ein findiger Kopf hat sich das zunutze gemacht, um daraus Kapital zu schlagen. Seit einigen Jahren ist in St. Bartholomä ein großes Fernrohr aufgestellt, über dem die Inschrift prangt: »Hier sind Gemsen zu sehen für 10 Pfg.« Der gute Mann ist eigentlich recht billig, denn es wird sich schwer ein anderer, so niedrig gelegener Punkt finden lassen, von dem aus man so bequem die scheuen Gemsen »in Freiheit dressiert« beobachten kann. Die besten Geschäfte macht der Mann mit dem Fernrohr jedenfalls, wenn es ihm glückt, mit seinem Glase eine Partie in den Felsen aufzufinden, die von der Eiskapelle aufsteigt. Dann hat er eine reiche Ernte.

Gegen Osten schiebt der Kleine Watzmann noch einen schulterartigen Ausläufer vor, den Mooslahnerkopf (1815 *m*); dieser kehrt dem Königssee eine kahle Felsenmauer zu, in deren Spalten sich nur hie und da Pflanzenwuchs zu halten vermag. Sie wird als Echowand benützt und muß sich dazu bequemen, die aus plumper Holzpistole abgefeuerten Schüsse langnachhallend zurückzuwerfen.



Kleiner Watzmann von der Scharte zwischen ihm und dem dritten Watzmannkinde.

Wann der Kleine Watzmann zum ersten Male bestiegen worden ist, kann nicht mehr festgestellt werden. Ein »Fremdenführer« erzählte 1868 Hermann von Barth,[1]) daß dieser Berg ganz und gar unersteiglich sei und schon mehrere Führer bei dem Versuch, einen Steig hinaufzufinden, herabgestürzt wären.

Seit den sechziger Jahren befindet sich ein trigonometrisches Signal oben und sicherlich ist der Gipfel schon weit früher bei Jagden erreicht worden.[2])

Der übliche Anstieg erfolgt von Norden her über die Kante, welche den Westabsturz von dem Nordabhang trennt. Man erreicht diesen Grat am besten von dem die Falzalm mit der Kühroitalm verbindenden Steig aus über einen mit Lärchen bestandenen steilen Hang. Da auch die Nordseite unten in riesige Platten ausläuft, ist man zunächst auf die Gratkante angewiesen, durch deren Latschengestrüpp ein Wildwechsel führt und die nur einmal ein Hindernis in Gestalt eines Felskopfes bietet. Höher oben hält man sich mehr auf der Nordostseite, den Gipfel von Osten erreichend, wenn man es nicht vorzieht, die schrägen von Absätzen unterbrochenen Platten direkt zu erklettern. Weiter östlich aus dem »Schneeloch« anzusteigen und den Grat, der zum Mooslahnerkopf herunterzieht, zu benutzen, ist schwieriger und unpraktisch.

Auch von der Watzmannscharte her ist der Gipfel zugänglich. Die ersten, die sich hier Bahn brachen, waren wiederum Kederbacher und Preiß. 1852 oder 53 fanden sie gelegentlich einer Jagd einen Abstieg an diesen schroffen Felsen. Sie führten diese Tour unabhängig von einander aus, und es läßt sich nicht mehr

[1]) Aus den nördl. Kalkalpen, S. 21. — [2]) Preiß und Kederbacher erzählten mir, daß sie schon 1852 auf dem Kleinen Watzmann waren, und zwar als Treiber bei den Hofjagden. Dagegen berichtet Purtscheller in der Erschließung der Ostalpen I., S. 294, daß der Gipfel 1861 zum erstenmal durch die Führer Grafl, Holzeis und Walch erstiegen worden sei.

feststellen, wem die Priorität gebührt. Wenn man die damalige, verhältnismäßig geringe Kenntnis des Hochgebirgs in Betracht zieht, so muß man diese tüchtige Leistung der jungen Burschen bewundern. Diese Tour ist jahrelang der Vergessenheit anheimgefallen und erst in neuerer Zeit einige Male wiederholt worden.[1]) Der mühsame Zugang zu dem mit wüsten Geröllmassen erfüllten Kar der Watzmannscharte macht diese Route mehr für den Abstieg geeignet.

Man steigt ungefähr in der Fallinie unter der Scharte zwischen Kleinem Watzmann und drittem Watzmannkind in die Felsen, verfolgt ein nach Süden ansteigendes Schichtenband und erreicht die Grathöhe durch einen geeigneten Einriß. Auf dem Band findet sich ein Drahtseil zur Sicherung der Treiber bei den Jagden. Von der Scharte aus ersteigt man den Südgrat des Kleinen Watzmanns, bis dieser sich steiler erhebt, und wendet sich dann einer weiter südöstlich aus dem Körper des Berges hervortretenden Rippe zu, welche von der Flanke des Grates durch einen Riß getrennt ist. Durch die Wand dieser Rippe führt ein Band, kenntlich durch einen aus der Rippe herausragenden Felszahn, auf den es zuführt. Das besonders anfangs sehr schmale Band wird vielfach von der hereinhängenden Wand überwölbt und ist sehr lang und ausgesetzt. Man verfolgt es, bis es in besserem Terrain endet, und erreicht über dieses gerade ansteigend den Gipfel.[2])

Dies ist der alte, vor einem halben Jahrhundert durch Preiß und Kederbacher aufgefundene Weg. Von einigen der genannten Partien ist auch der Südgrat in seiner ganzen Ausdehnung begangen worden, wobei mehrere Male das Seil in Verwendung kam. Doch sollen diese Stellen auch im Aufstiege zu erklettern sein.

Die dritte Zugangslinie führt über die ausgedehnten Südostabstürze und hat St. Bartholomä zum Ausgangspunkt. Zum erstenmal von einem Touristen, vielleicht überhaupt zum erstenmal vollständig wurde diese Route begangen durch Paul Krebs aus Wien mit Franz Pfnür am 23. September 1886 und zwar im Abstiege.[3])

Von St. Bartholomä steigt man über den Binderschlegelsteig zum Watzmannlaubl auf und sucht die Rinne zu erreichen, welche aus dem Schuttkar unter der Scharte zwischen Kleinem Watzmann und drittem Watzmannkind herabzieht. Diese Rinne ist von dem Kar durch eine Plattenstufe geschieden; man verläßt sie deshalb nach rechts (nordöstlich) und benutzt höher oben eine andere Rinne, die von dem erwähnten Geröllkar durch einen Felsrücken getrennt ist. Man verfolgt diese und hält sich, wenn man den Gipfelkörper erreicht hat, etwas rechts. Der letzte Teil der Besteigung wird auf der Südostflanke des Gipfels, beziehungsweise auf dem gut zu passierenden Schluß des Südgrates zurückgelegt.

Bisher hat man fünf **Watzmannkinder** gezählt und diese mit den Punkten 2244, 2165, 2220, 2260 und 2100 des Blattes Watzmann 1:25000 der Alpenvereinskarte identifiziert. Es scheint hier ein Irrtum vorzuliegen. Punkt 2165 kann nicht richtig gemessen sein, wenn sein kleiner, ganz unbedeutender Nachbar mit 2220 *m* bezeichnet wird, also ihn um 55 *m* überragen soll. Vielleicht sind die beiden Höhenangaben verwechselt worden, denn in umgekehrter Reihenfolge scheinen sie den Verhältnissen zu entsprechen. Man könnte sich mit drei Watzmannkindern begnügen. Es wären dies die mit 2244, 2165 (?) und 2260 *m* gemessenen.[4]) Die beiden anderen sind offenbar im Embryostadium ihrer Entwicklung stehen

---

[1]) Wilhelm Teufel im Sommer 1895, A. v. Palocsay mit P. Schwaiger, 3. Juli 1897, Hugo Schramm mit J. Grill jun., 28. Oktober 1898, Norman L. Sheldon mit Schwaiger, 23. Juni 1899, O. Schlagintweit mit Genossen im Sommer 1900, Georg Leuchs und der Verfasser, 11. September 1900, Adolf und Gustav Schulze, Sommer 1901. — [2]) Siehe Bild S. 325. — [3]) Führerbuch Pfnürs. Dieser Weg wird jetzt von den Berchtesgadener Führern häufig zum Abstieg benutzt. — [4]) Die bayerische Generalstabskarte 1:25000, Blatt St. Bartholomä 879, gibt die Höhe dieser drei Watzmannkinder mit 2244,2 *m*, 2230,5 *m* und 2269,6 *m* an.

geblieben und haben keinen Anspruch auf die Rechte von Kindern. Die drei ausgewachsenen Kinder, deren größtes an Höhe der Mutter nicht viel nachgibt, werde ich von Westen nach Osten erstes, zweites und drittes Watzmannkind nennen.

Der Kleine Watzmann, das dritte und das zweite Watzmannkind, stehen, von Westen betrachtet, auf einem gemeinsamen Unterbau, welcher aus den Blockwüsten der Watzmannscharte emporwächst. Dem Schichtenverlauf entsprechend, zeigen sie ihre sanftere Seite im Nordosten, während steile Wände und Abbrüche sich nach Süden und Westen richten. Das erste Kind ist ein langgestrecktes, schmales Felsenriff, mit den Breitseiten im Osten und Westen, so daß es von Norden und Süden als »turmartig steil fundamentierter Zahn«[1]) erscheint. Weit vorspringend teilt es das Amphitheater der Watzmannscharte in eine kleine östliche Geröllbucht und in die westliche größere Mulde, welche den Gletscher beherbergt.

Zu beiden Seiten ist dieses höchste Watzmannkind von je einer Erhebung flankiert. Der anstehende Fels tritt hier aus dem Geröll bezw. aus dem Gletscher heraus und ragt hornartig nach Süden vor. Wunderbar und unvergleichlich ist der Anblick der Kinder von der Hirschwiese oder von dem oberen Eisbachtal aus.

Die Höhe ihrer Südwand beträgt ungefähr 1300 *m*. Es fehlt ihr die ausgeprägte horizontale Schichtung, wodurch sich der Eindruck wilder Unzugänglichkeit steigert. Diese erhabene Mauer wird nun gekrönt durch die ungemein schlank aus ihrem Firste herausgearbeiteten Nadeln der Watzmannkinder. Die Verschmelzung der zierlichen Dolomit-Architektur mit dem wuchtigen Aufbau der Wandmassive ist von einer ganz besonderen Wirkung. Dazu kommt noch die düstere Großartigkeit des Winkels, welcher durch die Vereinigung mit der alles überragenden Wand des Großen Watzmanns entsteht.

Wenn die dunkle Schwere der Nacht sich allmählich aus dem Eisbachtale hebt und plötzlich die Säulen der Watzmannkinder aufleuchten und wie Fackeln in den Morgenhimmel glühen, so offenbart sich ein Anblick von überwältigender Schönheit. Nirgends habe ich in den Bergen ein Bild gesehen oder eine Stimmung empfunden, die sich hiermit vergleichen könnten. —

»Vielleicht findet sich einmal ein Liebhaber für ihn; Interesse bietet er für denjenigen, der auf den beiden Spitzen des Großen und des Kleinen Watzmanns gewesen, wohl nicht.« So schreibt Barth von dem Gipfel des ersten Watzmannkindes.[1]) Erst 1891 fanden sich die Liebhaber; am 7. Juni wurde die Watzmannjungfrau von Heinrich Heß, Adolf Holzhausen und Ludwig Purtscheller erklettert.[2])

Man steigt an der Ostseite in die Felsen, erreicht ein Schichtenband, das nach Süden ansteigt und in dieser Richtung verfolgt wird, bis es in eine Riesenplatte übergeht. Die Platte ist die pièce de résistance der Besteigung. Sie ist deutlich von Berchtesgaden aus sichtbar. Unter einem Winkel von 35° (Purtscheller) ansteigend, fällt sie ziemlich scharf nach außen ab.[3]) Die

Beginn der großen Platte auf dem höchsten Watzmannkinde.

[1]) v. Barth, Aus den nördlichen Kalkalpen, S. 18. – [2]) Ö. A. Z. 1891, S. 143 u. 231. – [3]) Siehe nebenstehendes Bild.

Ausdehnung wechselt, da das obere Ende häufig schneebedeckt ist. Ein kleiner Kamin führt auf den schmalen Grat. Vom höchsten, nach Süden vorgeschobenen Punkt blickt man hinab in den Abgrund des Eisbachtales.[1]) Die Kletterei erfordert ungefähr drei Viertelstunden vom Einstieg.

Das zweite und dritte Watzmannkind bestieg ebenfalls Purtscheller als erster. Das zweite Kind zeigte sich ziemlich hartnäckig. Nachdem verschiedene Versuche, über die Mauern des Sockels die Scharte nordöstlich der Spitze zu erreichen, gescheitert waren, glückte endlich, am 29. Juni 1892, ein Angriff von der Südseite aus. Zerklüftete Absätze leiten zu dem kurzen, nach Süden vorspringenden Gipfelgrat, der noch ein Hindernis, eine am besten durch Hangeln zu passierende Platte, aufweist. (Eine halbe Stunde vom Einstieg.)

Über die bereits erwähnte, zwischen dem Kleinen Watzmann und dem dritten Kind eingeschnittene Scharte wird dieses erstiegen. Der erste war auch hier Purtscheller am 24. Juni 1891. Von der Scharte aus verfolgt man die südwärts ansteigenden Schichtflächen, wobei man kleine Schwierigkeiten nur an den Terrassenabsätzen zwischen den übereinander getürmten Schichten findet.

Späteren Besuchern ist es gelungen, die beiden letztgenannten Watzmannkinder zu überschreiten. Wenn man mit dem Kleinen Watzmann anfängt, so kann man auf diese Weise eine großartige Rundtour über die Gipfel der Umrahmung der Watzmannscharte ausführen. Die erste Überschreitung führte Lothar Patera am 1. September 1895 aus.[2])

Es handelt sich bei dieser Tour nur darum, vom dritten Kind hinabzugelangen in die Scharte gegen Westen. Da der Abbruch des Gipfelkörpers selbst nach dieser Seite sehr jäh ist, so wendet man sich einer Rippe zu, die steil nach Süden hinunterzieht. An deren Ostseite arbeitet man sich durch Risse und Kamine abwärts, bis man auf schmalen Bändern nach rechts (Osten) queren und sich in die Scharte, die ein großer Block krönt, hinabschwingen kann. Sodann verfolgt man die durch Erosion seltsam zerfressenen und zerspaltenen Schichtflächen hinauf zum Gipfel des zweiten Kindes. Patera nennt den Abstieg »kurz, aber hervorragend exponiert«.[3])

Die Südwand der Watzmannkinder, diese Abstürze »von besonderer Großartigkeit und Wildheit«,[4]) blieb lange Zeit unbetreten. Ein Versuch, der eigentlich dem Großen Watzmann galt, war im Jahre 1881 Kederbacher und Preiß mißlungen. Die Frage nach der Möglichkeit einer Durchkletterung blieb offen; es fand sich aber niemand, der nach einer Antwort gesucht hätte. Am 14. September 1900 lösten Georg Leuchs und der Verfasser diese Aufgabe im Abstiege.

Ich war seit Jahren nicht mehr im Gebirge gewesen und hatte mir 1896 zum letzten Male das Problem etwas genauer angesehen. Ich erinnerte mich auch, damals eine Erfolg versprechende Linie gefunden zu haben. Indessen blieb es ein abenteuerliches Unternehmen, sich von oben her mit diesen bösen Klippen einzulassen. Es war Neuschnee gefallen, der jedoch nicht tiefer als 2000 *m* hinabreichte und bald verschwand. Um 11 Uhr machten wir uns an die Arbeit. Acht Stunden später, bei hereingebrochener Dunkelheit war sie beendet. Die Kletterei war sehr schwierig gewesen: öfters bewegte sie sich an freien, ausgesetzten Wänden, deren brüchiges, grasdurchsetztes Gestein ebensosehr den sicheren Tritt des Eisgängers erforderte, wie manche Spalten und Querstellen die Gewandtheit des Dolomitkletterers. Für alle Fälle hatte ich ein neues, 40 *m* langes Seil mitgenommen, das, zwei

[1]) Zweite Ersteigung durch den Verfasser 28. Juni 1894. Am 20. Juni 1895 folgte L. Treptow mit Sepp Innerkofler, welcher die vereiste Riesenplatte vermied und direkt über den Grat anstieg. M. d. D. Ö. A.-V. 1895, S. 220. — [2]) Ö. A.-Z. 1899, S. 157. Eduard Lanner, Wien, folgte mit Johann Grill jun. am 14. August 1896, sodann Normann L. Sheldon mit Peter Schwaiger am 23. Juni 1899, und am 10. September 1900 G. Leuchs und der Verfasser. — [3]) A. a. O. — [4]) Erschließung der Ostalpen I., S. 194.

Tage vorher vom Regen durchnäßt und zu einer steifen Masse zusammengetrocknet, sich hart und gewichtig, wie ein dicker Holzring, um die Brust legte. Wir benutzten das Seil aber überhaupt nur zwei- oder dreimal an diesem Tage.

Im einzelnen verlief die Tour folgendermaßen[1]): Von der Scharte zwischen dem zweiten Watzmannkinde und dem westlich anschließenden Zacken zieht im oberen Teil der Südwände eine bald abbrechende Rinne hinab; ihr konnten wir über leichte Schrofen ungefähr 100 *m* weit folgen, bis der Abbruch uns auf eine Rippe hinausdrängte, welche unsere Rinne von einer weiter östlich gelegenen Parallelschlucht trennt. Die Felsen werden nun schwieriger, es zeigen sich glatte, ausgewaschene Wände, mit spärlichen Graspäckchen gesprenkelt und durch Rasenbänder unterbrochen. Nachdem wir so ungefähr 140 *m* abwärts geklettert waren, zeigte sich die Rinne zu unserer Linken gangbar. Wir benützten sie etwa 40 *m* weit und stiegen dann nach links aus auf einen Felskopf, der einige Krummholzstauden trägt. Er ist von oben her deutlich sichtbar und ihn hatten wir von Anfang an zu erreichen gesucht, in der Hoffnung, dann das ärgste überstanden zu haben. Jetzt saßen wir auf unserem kleinen Erker und sahen uns umringt von wilden Abstürzen und kahlen Wänden; gerade über uns krönt das dritte Watzmannkind die Mauern als schroffe, weit vorspringende Bastion.

Die Fortsetzung des Felskopfes ließ sich noch vielleicht 100 *m* weit begehen, dann nötigte uns ein mächtiger, wohl 100 *m* hoher Abbruch, wieder in die Rinne zurückzukehren, die wir, da sie hier ebenfalls mit einem gewaltigen höhlenartigen Überhang endet, knapp oberhalb des Absturzes überschritten. Jenseits (westlich) ermöglichten brüchige Wandstufen ein weiteres Absteigen, worauf wir, zur Rechten und vor uns nur unpassierbare glatte Wände gewahrend, über eine schwere Querstelle, die sich aber durch Abseilen vermeiden läßt, den Boden der Rinne wieder gewannen. Wir befanden uns jetzt gerade unter der Höhle, unmittelbar über unserem Standpunkte lag — 70 *m* höher —, über dem gewölbten Dach der Höhle, der Ort, an dem wir vorher die Schlucht überschritten hatten.

Die Rinne brach bald wieder ab; wir verließen sie bei einem, von unten wie ein Finger erscheinenden Vorsprung zur Rechten (westlich) und kletterten über steile Grasschrofen schwierig tiefer auf eine geröllbedeckte Terrasse. Von hier aus benutzten wir wieder die rechten Seitenhänge der sich bald zum Spalt verengenden Rinne, bis die zunehmende Glätte und Steilheit der unwegsam werdenden Platten uns zwang, die Kletterschuhe anzulegen und zum Riß zu queren, der sich zum guten Glück als gangbar erwies. In ihm und links von ihm absteigend, landeten wir auf dem westlichen Ende jenes großen Terrassenbandes, das den Sockel der gesamten Südwände der Watzmannkinder von Ost nach West ansteigend durchsetzt. Eine tief eingeschnittene Felsrunse zieht rechts (westlich) von diesem Bande zu Tale; deren Steilstufen überkletternd oder umgehend, kamen wir zu ihrem letzten großen Abbruch. Hier querten wir auf schmalem Bande nach rechts zu einem Latschenkopf und den Geröllströmen, die aus dem innersten Winkel zwischen der großen Ostwand und den Abstürzen der Watzmannkinder zur Eiskapelle hinabfließen.

Es ist unmöglich, die Kalkalpen Berchtesgadens und die Geschichte ihrer Ersteigung näher zu betrachten, ohne der beiden Männer zu gedenken, die so hervorragenden Anteil genommen haben an der Erschließung ihrer heimatlichen Berge,

[1]) Vergl. VIII. Jahresber. d. A. A.-V. M., S. 69.

Johann Grill und Johann Punz, besser bekannt unter den Namen Kederbacher und Preiß. In ihren jungen Jahren haben sie, erfüllt von einem Unternehmungsgeist und einem Wagemut, wie man ihn heute bei dem Nachwuchs der Berchtesgadener Führer nur selten findet, neue Pfade gesucht und für unmöglich Gehaltenes bezwungen. Auf eigne Faust, nicht als Führer irgend eines »Herrn«, gingen sie auf ihre erfolgreichen Fahrten. Ich nenne hier nur die Überschreitung des Kleinen Watzmanns (1852 oder 1853), den Gratübergang von der Watzmann-Mittelspitze zur Südspitze (1868), die Ersteigung des Hochkammerlinghorns (1868).

Kederbacher war der Glücklichere von beiden. Sein Ruf als vollendet sicherer Mann in Eis und Felsen ist so verbreitet, daß es wertlos erscheint, an dieser Stelle sich in ausführlichen Darlegungen zu ergehen. In den Ost- und Westalpen ist er gleichmäßig gut zu Hause und überall hat er das Schwerste unternommen und zu einem guten Ende geführt: Die erste Ersteigung des Watzmanns von der Eiskapelle (1881), die Überschreitung des Weißhorns von Zinal nach Randa mit einem schlimmen Biwak in mehr als 4000 *m* Höhe (1883), die erste vollständige Begehung des Westgrates des Bietschhorns mit Erkletterung des berühmten »roten Turmes« (1885) geben eine kleine Probe von dem, was er geleistet hat. Jetzt sitzt er als Wirt im Watzmannhause und ruht, wenn er nicht aus alter Gewohnheit auf den Watzmann geht. Seine 67 Jahre sieht man ihm nicht an, und sein großer Vollbart ist erst wenig mit Grau vermischt. Noch 1894 hat er die Kleine Zinne und die Croda da Lago, ihm unbekannte Berge, Ende Oktober bei Neuschnee erklettert.

Preiß ist ein ebenbürtiger Gefährte Kederbachers. Jünger an Jahren — er ist 1841 geboren — ist er vom Schicksal weniger begünstigt worden. Jene gerade Treuherzigkeit, ehrliche Gesinnung und Biederkeit, Eigenschaften, die der unkundige und flüchtige Beobachter dem Gebirgsvolke andichtet, finden sich in seinem Charakterbilde. Er hat es nie verstanden, von sich reden zu machen. Er scheute sich, für schwere Touren einen entsprechenden Preis zu fordern, und seine Anspruchslosigkeit war ebenso rührend wie unpraktisch. In harter Frohnarbeit um die Existenz ringend, hat er sich ein schweres Herz- und ein Lungenleiden zugezogen, so daß er seit 1894 den Führerberuf niederlegen und sich auf die Bewirtschaftung seines kleinen Lehens in der Ramsau beschränken mußte. Nicht daß er auf seinen Verdienst als Führer verzichten muß, bekümmert ihn hauptsächlich, am meisten leidet er darunter, daß er nicht mehr auf seine Berge steigen kann, die er wahrhaft liebt.

Purtscheller wußte Preiß zu schätzen; auf mancher Bergfahrt in den Salzburger Alpen und in der Schweiz war er sein Begleiter. Zahlreiche neue Pfade hat er gefunden: der Grat vom Kammerlinghorn zur Hocheisspitze, das Kleine Palflhorn, die Ostwand des Hochkalters sind einige seiner Erstersteigungen in den Bergen seiner Heimat. Viele bedeutende Unternehmungen hat er auch in den großen Gletschergebieten der Ostalpen und der Schweiz ausgeführt.

Preiß und Kederbacher sind nun beide abgetreten von dem friedlichen Kampfplatz in den Alpen, auf dem sie manchen Sieg errungen; ihre Namen werden aber unvergessen bleiben, als die der besten Führer, die Deutschlands Berge hervorgebracht.

Der Fuscherkamm in der Glocknergruppe und seine Nachbarn.

Von

Chales de Beaulieu.

Der Fuscherkamm ist in der »Erschließung der Ostalpen« gleich den ganzen Hohen Tauern von Eduard Richters Meisterhand so vorzüglich dargestellt (Band III Seite 201 ff., 130 ff.), daß es für einen einfachen Touristen gewagt erscheinen muß, ihn vor den Lesern der Zeitschrift nach kaum acht Jahren neu zu behandeln.

Schon damals war seine Erschließung beendet und ich werde dem Hochtouristen nur wenig Neues bieten können. Aber seit jener Zeit hat gerade hier die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse, nicht zum mindesten durch die Tätigkeit des Alpenvereins, einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen, und es gibt zur Zeit wohl kein Hochtal der Alpen, welches dem touristischen Massenverkehr in gleich vorzüglicher Weise eröffnet ist, wie das Fuscher- und Kapruner-Tal. Von den Tausenden, die dorthin wandern, wird ein großer Teil diese Zeitschrift zu Gesicht bekommen und mein Aufsatz hat seinen Zweck erfüllt, wenn er auf die Schönheiten aufmerksam macht, die etwas abseits von der allgemeinen Heerstraße liegen, zum Besuche der Spitzen und Seitentäler verleitet und eine etwas genauere Kenntnis unseres Kammes in weiteren Kreisen verbreitet.

Bücher, die einst viel gelesen wurden, wie Ruthners »Aus den Tauern« 1864; Sonklars »Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern« 1866; Stüdls und Hofmanns Aufsätze im Jahrgang 1870/71 dieser Zeitschrift, dürften heute dem großen Publikum nicht mehr bekannt sein, Löwls Aufsätze in dieser Zeitschrift behandeln mehr den Glocknerkamm und sind wissenschaftlichen Charakters. Sehr lesenswert sind die Arbeiten, welche Dr. Schjerning unter dem Titel »Der Pinzgau« und »Die Pinzgauer« im Jahre 1897 veröffentlicht hat, wegen seiner genauen persönlichen Kenntnis der Gegend und wegen der sorgfältigen Benützung und Beherrschung der gesamten vorhandenen Literatur. Die Menge des vorhandenen Stoffes bot ihm aber möglichste Beschränkung des touristischen Teils und der Schilderung seiner persönlichen Eindrücke und Erlebnisse.

Die »Erschließung der Ostalpen« läßt die bequemeren Touren, die Täler und Flußläufe ganz außer acht, sie schildert Touren als beschwerlich und unbequem, die heute auch dem Durchschnittstouristen ohne besondere Mühe zugänglich sind. Mehr wie je gilt heute Richters Wort, daß man »keine geeignetere Gegend finden wird, sich bequem in die Schönheit der Alpenwelt einzuführen und ihre verschiedenen charakteristischen Typen in vergleichbarer Nähe kennen zu lernen als die Tauern mit den ihnen vorliegenden Kalkalpen«. Und kein Tourist, der diesen bequemen Weg wandelt, darf an dem Fuscherkamm vorübergehen. Ich schreibe nicht für die ältere Generation unserer Vereinsmitglieder, die in ihren Jugendjahren Glockner, Ortler und deren Umgebung mit einigen Reisen abgetan haben, jetzt unbekanntere Gegenden aufsuchen und als Vorbereitung für ihre Reisen hier

beschrieben wünschen, sondern für das neu heranwachsende Heer jüngerer Alpinisten, die zweckmäßig ebendort beginnen, wo der Alpinismus in den Ostalpen seine ersten Erfolge gezeitigt hat und wo auch ein großer Teil der älteren Generation den ersten Einblick in die Schönheiten der Gletscherwelt getan hat.

I. Blick auf die Glocknergruppe von Norden und Osten.

Der Schwarzkopfkamm.

Die Glocknergruppe schließt bekanntlich westlich an die Goldberggruppe an, welche im Jahrgang 1902 dieser Zeitschrift von Hans Gruber mit vollendeter Sachkenntnis geschildert ist. (Seite 249 ff.) Ihre höchsten Erhebungen hat die Gruppe aber nicht wie ihr östlicher Nachbar in dem Hauptkamme, der Wasserscheide zwischen Drau und Salzach, sondern in den Seitenkämmen, die sie nach Süden zum Glockner und nach Norden zum Wiesbachhorne entsendet. Wer von einer der Aussichtswarten der Kitzbüheler Alpen, nach Süden schauend, zum ersten Male die Hohen Tauern erblickt, hat allerdings den Eindruck einer von Ost nach West streichenden, ununterbrochenen Gebirgskette. Die höchsten Spitzen, Ankogel, Wiesbachhorn, Groß-Glockner, Venediger, schließen den Horizont und rücken gewissermaßen in eine Reihe. Die Täler und tiefen Einsattelungen dazwischen verschwinden, wie man auch auf Karten mit großer Verkleinerung nur die Hauptrichtung des Gesamtgebirges angedeutet findet.

Erst wenn man weiter in das Gebirge hineinkommt, löst sich die ungegliederte, unregelmäßige Masse in die einzelnen Gebirgszüge und Gebirgsgruppen auf. So übersieht man unsere Glocknergruppe in ihrer Hauptausdehnung von Nord nach Süd am besten von einem westlich oder östlich gelegenen Standpunkte. Im Osten kann hierzu der Sonnblick empfohlen werden, aber auch die verschiedenen Spitzen des Schwarzkopfkammes gewähren einen wundervollen Blick über den Fuscherkamm und dieses Überblicks wegen kann ich mich nicht entschließen, diesen Kamm für touristisch ohne Bedeutung zu halten[1]), und werde es nie bedauern, daß ich im Juli 1902, von Neuschnee und Nebel aus dem Gebiet des Hochtenns vertrieben, einen schönen Tag benützen konnte, um den Schwarzkopf, 2763 *m*, den höchsten Punkt dieses Bergkammes, zu ersteigen. War dies auch keine touristische Leistung, so vermied ich doch einen unfreiwilligen Ruhetag, und da ich am Abende noch bis zur Mainzerhütte von Ferleiten weiter wanderte, hatte ich immerhin 2600 *m* im Anstiege, 1600 *m* im Abstiege zurückgelegt, was auch ohne besondere Kletterarbeit genügt, um die Beine für weitere Arbeit geschmeidig zu erhalten. Gerade weil Hans Gruber in seinem Aufsatze über den Goldberg diesen auch im Ostalpenwerke nicht berücksichtigten Kamm ganz übergeht, trotzdem er ihn genau kennt und in einem Lokalführer des Bades Fusch[2]) eingehend geschildert hat, möchte ich ihm einige Worte widmen.

In meinem Ausgangspunkte, dem Bade Fusch, welches vom Dorfe Fusch auf einer schönen in den Jahren 1891 — 1893 erbauten Landesstraße erreicht wird, stehen wir auf historischem Boden für die Touristik des Fuscherkammes.[3])

Bereits 1417 wird die Kirche des Ortes, 1422 der Kurort in einer Urkunde erwähnt, am Ende des 18. Jahrhunderts war der Badeort schon von einigen Hundert Personen jährlich besucht und vom Jahre 1829 an wohnte hier regelmäßig Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, Erzbischof von Prag, der für die Erschließung des Fuscherkammes die gleiche Bedeutung hat, wie der Fürstbischof von Gurk, Altgraf

[1]) Wie Gruber Seite 250 der Zeitschrift 1902. — [2]) St. Wolfgang-Bad Fusch und seine Umgebung. Illustrierter Führer von Hans Gruber, Salzburg, Heinrich Dieter 1902. — [3]) Vergl. Klimatischer Höhenkurort St. Wolfgang-Fusch von Dr. Johann Fuchshofer und Dr. Ferdinand Martin, Seite 175 ff.

Salm, für die Erforschung des Glockners. Das einfache Bauernbad wurde durch den Fürsten, der 1836 Erzbischof von Salzburg und 1842 Kardinal geworden war, in einen fürstlichen Sommerhofhalt verwandelt, und wenn auch am 28. Februar 1844 eine gewaltige Schneelawine das Wohnhaus des Fürsten zerstörte und ihm den regelmäßigen Aufenthalt in seinem Lieblingsbade verleidete, so haben doch seine Schöpfungen, die Fürstenquelle, die Parkwäldchen, die einem ehemaligen Diener geschenkten Reste des fürstlichen Besitzes die Grundlage des jetzigen Bade- und Kurhauses abgegeben.

Auf schönem Promenadewege ging es über den Schönanger und durch schattigen Hochwald zur Riegeralpe, wo wir nach 1½ Stunden einen kurzen Halt machten, um einige Becher guten Wassers zu trinken und auf den rauschenden Riegeralpbach hinabzublicken, welcher aus den kleinen Seen südlich des Schwarzkopfes entspringt, die Tagewässer des ganzen Gebirgsstocks aufnimmt und in seinem Bette manche Stein- und Schneelawine zu Tale führt, deren Spuren wir vielfach verfolgen können und die im Frühjahr mehrfach das ganze obere Schönanger-Plateau versandet haben. Der Schüttbach, wie er auch von dieser gefährdenden Tätigkeit heißt, vereinigt sich kurz oberhalb des Bades Fusch mit den von der Weichselbachhöhe kommenden Wassern, um dann in die Fuscherache zu gelangen.

Diesem Quellflusse folgen wir auf seinem linken Ufer bergauf, zunächst über die Rasenhänge der Riegeralpe, dann durch das steinerfüllte Riegerkar, das den gebahnten Weg als besondere Annehmlichkeit erkennen läßt und sich immer mehr zur sogenannten Klamm verengt. Oberhalb derselben haben wir die Blaue Lacke vor uns, welche der alte Weg rechts liegen ließ, um östlich zu der im Hauptkamme gelegenen Blauen Scharte und dann in nordwestlicher Richtung zum Gipfel anzusteigen. Touristen, welche auf einen gutgebahnten und unterhaltenen Weg keinen besonderen Wert legen, mögen diese Route auch heute noch wählen; bequemere Reisende gehen den Weg, der rechts an der Wand des Grünkars ansteigt, und gelangen in drei Stunden zur Grünkarscharte zwischen dem Schwarzkopf östlich und dem Glemmerbrettkopfe, 2557 *m*, westlich, der höchsten Spitze des Grates, der sich weit westlich in das Fuschertal hineinzieht, dort mit dem Embachhorne, 2237 *m*, endigt und das Tal zusammen mit der gegenüberliegenden, vom Hochtenn herabstreichenden Heuwand ganz auffallend einengt.

In etwa einer Stunde erreichten wir von der Scharte den Gipfel des Schwarzkopfes, 2763 *m*, auf einem Pfade, der, dem Grate folgend, durch Zusammenschieben mächtiger Blöcke vorzüglich angelegt ist, wenn er auch zweimal an Höhe verliert und dadurch etwas lang wird. Kurz unter dem Gipfel umgehen wir denselben und steigen das letzte Stück von Norden nach Süden hinan.

Die Aussicht ist, wie schon Sonklar in seinem Werke über die Hohen Tauern anerkennt,[1]) »von hervorragender Bedeutung« und in geographischer Beziehung äußerst lehrreich. Wir übersehen den ganzen Kamm, auf dem wir stehen, und erfassen sofort, daß er im Gegensatz zu seinen Nachbarn vollkommen gletscherfrei ist und namentlich im nördlichen Teile weit mehr dem benachbarten Grasgebirge der Kitzbüheler Alpen als dem Keesgebirge der Hohen Tauern ähnlich sieht. Im Norden überblicken wir die Kitzbüheler Alpen und die Kalkalpen. Vom Salzachtale ist wenig sichtbar, umsomehr überrascht der Blick auf den blauen Spiegel des Zellersees.

Südlich von unserem Standpunkt haben wir die tiefste Einsattelung im Tauernhauptkamme, das Heiligenbluter Hochtor oder den Bluter Tauern, 2573 *m*, die Grenze zwischen der Glocknergruppe und dem Goldberg, die ihrer geographischen Bedeutung entsprechend malerisch wirkt, weil sie einen umfangreichen Durchblick

[1]) § 145, Seite 100.

auf die Gipfel der Schobergruppe und auf die Lienzer Dolomiten gestattet. Weiter links, östlich, hebt sich der Hauptkamm bald wieder zu dem vom Krummelkees und Weißenbachkees umpanzerten Herzog Ernst, welcher die meisten anderen Gipfel der Goldberggruppe deckt und zu dessen vom Neuschnee schimmernden Gletschern die dunkle Felspyramide des Ritterkopfes einen wirksamen Gegensatz bildet. Auch der Ankogel ist deutlich sichtbar, dann folgt im Osten als ungegliedertes Spitzenmeer die Masse der Niederen Tauern.

Unser Kamm zieht sich zunächst als schmaler Grat zur Höllkarscharte hinab, seine südliche Fortsetzung mit dem Durcheckkopfe, 2695 *m*, Mäusekarkopf, 2603 *m*, und Kendlkopf, 2650 *m*[1]), bleibt überall erheblich unter unseren Füßen, so daß wir bequem darüber hinwegsehen und beobachten können, daß er sich mit einer tiefen Einsenkung, dem Fuschertörl, nicht östlich, sondern westlich des Hochtors an die Hauptkette der Tauern anschließt, also nicht zum Goldberg, sondern zur Glocknergruppe gehört und daß nicht die Fuscherache, sondern der Talweg der Rauriserache die Grenze zwischen diesen Gruppen bildet.[2]) Nach Norden hin verbreitert sich der Kamm erheblich.

Zwischen den Quellen des Rieger- und des Weichselbaches folgen das Königsstuhlhorn, 2598 *m*, das Kaserköpfl, 2346 *m*, und die Weichselbachwand, welche den östlichen Abschluß des gleichnamigen Tales bildet und beim Wetterkreuz auf der Weichselbachhöhe, 2217 *m*, den Übergang aus dem Weichselbachtale in die Rauris gestattet. Etwas nördlich erfolgt abermals eine Gabelung beim Breitenebenkopf, 2235 *m*, von wo der Wolfsbach seinen Ursprung nimmt, der nach Norden direkt zur Salzach fließt und von zwei Kämmen begleitet wird, deren östlicher im Hirschkopf, 2259 *m*, unweit Taxenbach endet, während der linke westlich sich an der Salzach in den Drei Brüdern nach Westen wendet. Dieser letztere Kamm entsendet vom Archenkopfe aus, 2257 *m*, als Wasserscheide zwischen Weichselbach und Sulzbach den Zug des Kühkarköpfls, 2264 *m*.

Auch die geologische Zusammensetzung und äußere Erscheinung des Kammes zwingt nicht dazu, ihn der Goldberggruppe zu überweisen. Denn gerade das Gebiet, in dem wir uns bewegen, gibt Beispiele genug dafür, daß die Gesteinsgrenzen mit den geographischen nicht übereinstimmen. Die grasbedeckten Kuppen des nördlichen Kammteiles befinden sich in voller Übereinstimmung mit den nördlich der Salzach befindlichen Phylitzügen und auch die letzten Ausläufer des Fuscherkammes nordöstlich des Imbachhornes zeigen die gleiche Struktur. Die gleichen Kare und Bergseen wie im mittleren Teile der Schwarzkopfgruppe finden wir in dem nördlichen Teile des Fuscherkammes wieder, wo oberhalb der Vegetationsgrenze die Vergletscherung fehlt, so am Brechelboden und in der Umgegend des Brandlsees und am Krapfbrachkopfe. Vom Schwarzkopf übersehen wir den ganzen Talschluß des Ferleitner Beckens. Vom Hauptkamme der Glocknergruppe sind die beiden östlich des Fuscherkammes aufragenden Berggruppen deutlich sichtbar, welche durch die untere Pfandlscharte, 2665 *m*, getrennt werden. Östlich derselben erheben sich Brennkogel, 3024 *m*, Kloben, 2936 *m*, Spielmann, 3028 *m*, westlich der Bärenkopf, 2872 *m*, das Sinabeleck, 3263 *m*, der Fuscherkarkopf, 3326 *m*. Die zwischen der letztgenannten Spitze und dem Breitkopfe, 3154 *m*, vorhandene, recht erhebliche Einsattelung der Fuscherkarscharte erscheint deshalb noch mächtiger, weil dahinter, als besonderer

---

[1]) Vergl. Fuchshofer, Seite 15 ff. — [2]) Karl F. Peters will die Grenze beider Gruppen zwischen dem Fuscher- und dem Rauriser-Tal auf dem Tauernkamm ziehen, also über den Schwarzkopfkamm selbst, eine Einteilung, die zur Zeit nicht mehr üblich ist. Österreich. Revue 1867, 5. Heft, Seite 150. — Schjerning: »Der Pinzgau«, Seite 82, rechnet den Kamm zur Goldberggruppe, indem er Böhms Einteilung der Ostalpen folgt (Seite 140). In dem Abschnitt, der von der Goldberggruppe handelt (Seite 85), wird der Kamm aber nur kurz erwähnt, Seite 86, und seine Schilderung müssen wir bei der Glocknergruppe, Seite 84, 82, suchen.

Kamm scharf abgesetzt, Glockner und Glocknerwand alles überragend erscheinen, und auch der Breitkopf ist nicht hoch genug und trotz seines Namens nicht breit genug, um den Zusammenhang mit dem rechts von ihm erscheinenden Romariswandkopf zu verdecken.

Vielmehr hat man den Eindruck eines ununterbrochenen Kammes, dessen Anschluß an den Hauptkamm allerdings hinter der Hohen Dock verschwindet, die gleich einer schräggestellten langen Truhe sich an den Breitkopf anzuschließen scheint und mit welcher der gewaltige Zug des Fuscherkammes beginnt. Rechts davon erscheint als scharfe Schneespitze der Große Bärenkopf, dann folgt das Große Wiesbachhorn mit seinem nach links überhängenden Schneehorne, als große ungegliederte Wand fallen das Kleine Wiesbachhorn und die Abhänge der beiden Tennspitzen zu Tale und erst nördlich der Schneespitze des Hochtenns gliedert sich der Kamm in verschiedene Grate. Das Bild Seite 352 vergegenwärtigt den geschilderten Steilabfall.

Diesen wundervollen Ausblick auf den Schluß des Ferleitentales und den ganzen Fuscherkamm behalten wir noch lange vor Augen, während wir auf gleichem Pfade wieder zur Grünkarscharte zurück und dann auf dem von der Sektion Fusch angelegten neuen Wege, durch das weite Höllbachkar hindurch, hinabwandeln. Nur der Glockner verschwindet mehr und mehr. Wir bewundern ihn zum letzten Male von der unteren Durcheckalphütte, bei welcher eine Holzbank mit einem Tische davor zur Rast ladet und von welcher an der bisher recht gut gehaltene Weg sich in einen echten Alpentrieb verwandelt, der allerdings meist im Waldesschatten dahinführt. Bei der sogenannten ersten Glockneraussicht biegt man rechts durch ein Gatter und gelangt auf einem gutangelegten, steilen Serpentinenwege unmittelbar zum bekannten Gasthause Lukashansl.

II. Die Glocknergruppe von Westen.

Der Kitzsteinhornkamm.

Um von Westen einen Überblick über die Glocknergruppe zu erlangen, muß man auf den Venediger oder auf die Granatspitze steigen; ein noch deutlicheres Bild erreichte ich im Sommer 1902 durch eine Überschreitung des Hocheisers, dessen schöne Spitze wir Seite 337 dargestellt sehen. Die Wiederholung dieser Wanderung kann ich geübteren Alpinisten dringend anraten, zumal der Berg in der Literatur recht stiefmütterlich behandelt wird. Denn das Ostalpenwerk und ebenso der »Hochtourist« von Heß und Purtscheller erwähnen nur die Erstersteigung des Berges durch Richard Issler am 5. August 1871, welcher vom Wasserfallboden am Grieskogel südlich vorbei auf den Gletschern zum Fuß der Spitze gelangte und in einer Rinne zu dieser hinaufkletterte, während er über den Nordabhang des Wurfbachkeeses und die Geralscharte wieder hinabstieg. Über einen anderen Anstieg vom Kaprunertörl berichtet Dr. Witlaczil aus Wien, welcher auf dem Eiserkees südöstlich des Hocheisers einen Turm umging und dann auf dem Südgrate zur Spitze ankletterte. (Mitteil. 1896, S. 251.)

Am 2. August 1902 brach ich früh um 3½ Uhr vom Moserbodenhotel auf und wanderte mit Führer Plattner auf dem vielbegangenen Touristensteige zum Kaprunertörl, der tiefen Einsattelung, 2635 *m*, mit welcher der Kaprunerkamm an die Hohe Riffl ansetzt, um sich dann in schneidigem Grate über den Kleinen Eiser, 2902 *m*, zum Hocheiser, 3206 *m*, hinanzuziehen. Bevor wir das Törl erreichten, etwa eine halbe Stunde unterhalb desselben, stiegen wir die steilen Grashänge rechts hinan, die hie und da von Edelweiß tragenden Felsen unterbrochen werden, und gelangten über eine ansehnliche Moräne zum Eisergletscher hinunter, den wir ohne

große Mühe in nordwestlicher Richtung überquerten, um zu der tiefsten Einsattelung des Grates zwischen Kleinem und Hocheiser zu gelangen (2843 *m*). Von hier könnte man südwärts ohne große Anstrengung den Kleinen Eiser erreichen, den 1871 der damalige Leutnant Edler von Pelikan gelegentlich der Mappierungsarbeiten als erster erstieg. Wir folgen der nördlichen Fortsetzung des Grates, auf dem es in ziemlich steiler, für das Tauerngebiet ungewohnter Felskletterei mit guten Griffen hinaufgeht. Meist bewegen wir uns auf der Stubacher Seite, hie und da 2 *m* höher auf der Schneide selbst, und nur einige Male steigen wir rechts ein und zwar meist nur, um dem gewaltigen Sturme zu entgehen, der uns von Westen entgegenbraust.

Der Berg wird selten besucht, im Jahre 1902 wohl von mir zum ersten Male. Fußspuren fehlen gänzlich und auch lockere Steine sind reichlich vorhanden, so daß Vorsicht geboten ist. Im letzten Drittel des Anstiegs löste sich unter dem prüfenden Fuße des Führers eine mehrere Zentner schwere, dreieckige Felsplatte, wohl zwei Fuß dick und so groß, daß drei Personen auf ihr hätten stehen können, rutschte einige Meter und sauste dann, ohne die Wand noch einmal zu berühren, mindestens 100 *m* zum Eisergletscher hinab. Einige überhängende Felsen waren mir sehr unbequem, doch wurde ich für meine Anstrengung durch einen nahezu ungetrübten Umblick reichlich belohnt, so daß ich wohl eine Stunde auf dem Gipfel blieb. Dieser ist der höchste des Kaprun-Stubacherkammes und mit 3206 *m* um 2 *m* höher als das Kitzsteinhorn, nach welchem der Kamm hin und wieder benannt wird, weil es am weitesten von Norden her sichtbar ist und früher auch für höher gehalten wurde. Sonklar gibt die Höhe des Großeisers mit 9990 Fuß, des Kitzsteinhorns mit 10106 Fuß an, auch Weidmann hat die letztere Angabe, will aber dem Hochweißfeld, d. i. der Eiser, nur über 9000 Fuß zubilligen. Herrn Dr. Witlaczil, der im Nebel oben war und meint, der Ausblick müsse dem vom Kitzsteinhorn gleich kommen, kann ich erzählen, daß beide Berge sich überhaupt nicht vergleichen lassen. Auf dem Hocheiser fehlt, abgesehen von den beiden Talschlüssen des eisumpanzerten Moserbodens und des Stubachtales mit seinen drei kleinen Seen, die Talaussicht, die beim Kitzsteinhorn den Glanzpunkt bildet, gänzlich.

Der Hocheiser ist gleich dem Johannisberg, wie mein Führer sich recht treffend ausdrückte, ein Spitzenberg, aber es sind die höchsten, mächtigsten und schönsten Spitzen der Hohen Tauern, die wir von ihm in einer Entfernung von nicht mehr als 6—10 *km* und in denkbar malerischer Höhenlage vor uns sehen. Im Westen beherrscht der Großvenediger als der entfernteste dieser Riesen den Blick. Er erscheint mit seinen nächsten Nachbarn als mächtige Eis- und Schneekuppe, die Umgebung weit überragend. Ist er auch 138 *m* niedriger als der Großglockner, so übertrifft er ihn doch jedenfalls an Masse erheblich. Nur links füllen Granatspitze und Sonnblick etwas energischer den Vordergrund.

Nach Norden überblicken wir den ganzen Kaprun-Stubacherkamm, der sich von unserem Standpunkte über den Grieskogel, 3067 *m*, zur Geralscharte, 2773 *m*, hinabzieht und dann als scharfgezackter Grat über den Geralkopf, 2932 *m*, wieder zum Kitzsteinhorn, 3204 *m*, ansteigt. Auch Maurerkogel, 3001 *m*, und Schmiedinger, 2960 *m*, erscheinen links vom Kitzsteinhorn. Von dem gewaltigen Schmiedingerkees, das sonst diese Berggruppe beim Anblick von Norden und Osten so charakteristisch auszeichnet, lugt nur ein kleiner, weißer Fetzen rechts neben dem Hauptgipfel hervor, den wir nur deshalb erkennen, weil wir den gewaltigen Gletscher dort zu finden gewohnt sind.

Nach Süden zu sehen wir die westlichsten Berge des Hauptkammes der Glocknergruppe, die Bärenköpfe, durch die lange Firnschneide des Karlingerkeeses von der Hohen Riffl, 3346 *m*, getrennt, hinter welcher der Johannisberg, 3467 *m*,

Naturaufnahme von F. Benesch. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Großes Wiesbachhorn, Bratschenkopf und Glockerin vom Bauernbrachkopf.

stattlich hoch emporragt, während die tiefe Senkung des Kalser Tauerns, 2512 *m*, sich als Grenze gegen die Granatspitzgruppe bemerkbar macht. Hinter dem Hauptkamme und über der Pasterze wallen Nebel und verbergen den Glocknerkamm.

Dagegen ist mir mein Vorhaben, einen Überblick über den Fuscherkamm zu erhalten, vorzüglich gelungen, insbesondere gilt dies von dem so verwickelten, breiten Ansatz des Kammes an den Hauptkamm. Wir übersehen die ganze Reihe der Bärenköpfe, die mit ihren schneebedeckten Spitzen und Kuppen anscheinend die Fortsetzung des Hauptkammes bilden, und als Schluß erscheint im Hintergrunde über der Gruberscharte sogar die Hohe Dock, die uns hier ihre Stirnseite als dunkle Felspyramide zuwendet und nicht so lang gestreckt ist, wie sie von Osten erscheint.

Nach Norden folgt die Glockerin, dann rechts, vom doppelspitzigen Bratschenkopfe flankiert, das Wiesbachhorn, das uns auch von dieser Seite sein nach Südosten überhängendes Schneehorn deutlich zeigt und den Kaindlgrat als lange Schnee-

Hocheiser vom Krapfbrachkopf.

schneide zum Fochezkopf hinabsendet. Unterhalb des letzteren steht die neue Heinrich Schwaiger-Hütte der Sektion München, zu der sich der neue Weg vom Moserboden in deutlichen Serpentinen hinaufschlängelt, und weiter links oben, wo der Wielinger Gletscher um die Felsen biegt, sehen wir auch die aufgelassene Kaindlhütte. Das vorstehende Vollbild zeigt die Nordwestflanke des Wiesbachhorns mit dem Kaindlgrate, auch Glockerin und Bratschenkopf vorzüglich, aber Benesch stand bei der Aufnahme weiter nordöstlich und gibt uns deshalb die Ansicht des Grates en profil mit hintereinandergeschobenen Coulissen, während wir ihn vom Hocheiser en face sehen und den Kaindlgrat links vom Großen Wiesbachhorn haben. Weiter nördlich unterscheidet man deutlich die sämtlichen Spitzen und Scharten des Grates. Der Kamm erscheint vollständig ungegliedert und recht steil. Abgesehen von dem Abfluß des Wielingerkeeses sendet er nur unbedeutende, kleine Wasserläufe zur Kapruner ache, die als Gräben bezeichnet werden.

Der Hochtenn ist deutlich in seine beiden Spitzen getrennt, zwischen denen der kleine Gletscher vollständig sichtbar ist; als steilabfallende Bratschenwand biegt der Bauernbrachkopf etwas nach Nordwesten vor und über Gamskarl, Krapfbrach-

kopf, Messerfeldkopf, Rettinger fällt der Kamm zum Imbachhorne ab. Die Kämme, welche der Hochtenn nach Nordost und Ost entsendet, bleiben verborgen.

Die ganze Aussicht gegen Osten kann ich beim Abstiege ungestört genießen, da ich auf breiter Schneide in tiefem Schnee am Seile des nachfolgenden Führers gehe und nicht übermäßig auf den Weg zu achten habe. Auch hier finden wir keine Spur davon, daß in letzter Zeit ein menschlich Wesen diesen nordöstlich zum Grieskogel, 3067 *m*, führenden Grat begangen hat. Wir folgen aber der Fährte einer flüchtigen Gemse, vielleicht einer der sechs Stück, die wir auf dem schneebedeckten Eiserkees links unter uns sich bewegen sehen. Die Fährte bleibt gleich uns etwas vom rechten Rande ab, da hier Wächten vorhanden sind. In der Mitte der Schneide, wo deren Steigung sich bricht, ist das flüchtige Wild links auf dem Gletscher hinabgewechselt, während wir dem nunmehr noch weniger steilen Grat weiter folgen und bald am Fuße des Grieskogels stehen, den wir mit kurzer, leichter Felskletterei erreichen, um ungefähr die gleiche Aussicht zu haben wie vom Hocheiser.

Der Grieskogel, 3067 *m*, welcher auf dem Bilde Seite 337 als schwarzer Fels vor dem Hocheiser liegt und kaum als selbständige Spitze erkannt werden kann, ist zum ersten Male von Dr. Hermann Eisler aus Wien im Jahre 1883 von der Geralscharte, 2773 *m*, aus erstiegen worden und wir können von der Spitze auch deutlich sehen, daß es keine besonderen Schwierigkeiten haben kann, über das Obere Eiserkees und das Wurfbachkees zur genannten Scharte zu gelangen. Eine Gratwanderung vom Kaprunertörl bis zur Geralscharte ist demnach recht wohl möglich; sehr viel schwieriger ist die Fortsetzung zum Geralkopf, 2938 *m*, und von dort auf das Kitzsteinhorn, 3204 *m*. Mein Führer behauptete, dieser Anstieg sei noch nie gemacht und unmöglich.

Wir folgten im weiteren Abstiege der Richtung, welche Purtscheller bei der zweiten Ersteigung im Jahre 1884 wählte. Bis zum Kleinen Grieskogel, dessen Spitze, 2665 *m*, wir links liegen ließen, wechseln gut geschichtete Felsplatten mit Schneeschneiden, dann folgen grüne Kuppen, über die eine Pfadspur zur Wasserfallalpe hinabführen soll. Wir hielten uns weiter rechts, um direkt zum Moserboden hinunterzugelangen, und fanden hier den Abstieg mehrfach durch steile Felsabstürze unterbrochen. Da diese nur an wenigen Stellen durchklettert werden können, wäre eine Weganlage oder doch wenigstens eine gute Markierung erforderlich, um den Kleinen Grieskogel zu einem Aussichtsberge für viele Besucher des Moserboden-Hotels zu machen, das wir nach ungefähr neunstündiger Wanderung erreichten.

III. Das Kapruner- und Fuschertal.

Die Täler zu beiden Seiten des Fuscherkammes sind die schönsten und meistbesuchten der ganzen Hohen Tauern. Beide verlaufen nahezu geradlinig von Norden nach Süden, so daß man von der Schmittenhöhe aus einen großen Teil der Sohle des Kaprunertales überblicken kann. Für einen Einblick in das Fuschertal findet man einen gleich günstigen Standpunkt erst im Steinernen Meere beim Riemannhause oder auf dem Breithorn, aber das Tal erscheint dort sehr verkürzt. Beide Täler sind ziemlich gleich lang. Das Fuschertal mißt von seinem Ursprunge, dem Fuscher-Eiskar am Fuße des Großen Bärenkopfes bis zu seiner Mündung, dem Dorfe Bruck an der Salzach, 24 *km*, das Kaprunertal vom Karlingerkees bis zur Mündung beim Dorfe Kaprun 20 *km*. Ganz verschieden sind aber die Steigungsverhältnisse und die Neigungswinkel der Seitenhänge und diese Verschiedenheit macht sich auch im landschaftlichen Bilde bemerkbar.

Das Fuschertal verbindet mit der Mannigfaltigkeit und dem vegetativen Reichtum des tieferen, bevölkerten Landes alle Schönheitselemente der großartigsten Alpen-

natur, offenbart aber nirgends, soweit es von gewöhnlichen Touristen betreten wird, jene rauhe Majestät, die das Kaprunertal auszeichnet. Doch gibt es, wie schon Freiherr von Augustin hervorhebt (Der Pinzgau 1844, Seite 94), wenige Täler, durch die man so bequem und gefahrlos mitten in das Herz der Gletscherwelt einzudringen vermag, als durch das Fuschertal, wo man binnen einigen Stunden alles sehen kann, was ein Tal des höchsten Gebirges bietet. Selbst der Talschluß ist leichter und bequemer zu erreichen als im Kaprunertal, obwohl für die Zugänglichkeit dieses letzteren besonders viel geschehen ist. Das Fuschertal hat nach Sonklar vom Kamme bis zur Mündung ein mittleres Gefälle der Talsohle von 5° 30′; davon entfällt aber auf den letzten Talschluß vom Kamme bis zur Trauneralpe ein Gefälle von 12° 20′, und auf das verhältnismäßig kurze Stück vom Ende des Ferleitner Beckens bis zum Embacher 6° 18′; oberhalb im Ferleitner Becken sind nur 2° 40′ und unterhalb des Embacher gar nur 31 Minuten Gefälle. Den Neigungswinkel des Fuscherkammes berechnet Sonklar auf 28° 20′, des Schwarzkopfkammes auf 21°; und zwar ist der Fuscherkamm in seinen höheren Teilen recht steil, um dann mehr und mehr abzuflachen, je weiter man sich dem Talboden nähert, so daß die unteren Berghänge nicht erheblich steiler sind als diejenigen des Schwarzkopfkammes.

Die Meereshöhe beträgt für die beiden Talstufen, die durch die Stromschnellen der Bärenschlucht von einander geschieden werden, rund 800 und 1150 *m*. Das Tal ist entsprechend breit und gewährt Platz für saftige Wiesen und bis Ferleiten hinauf auch für Getreidebau, dessen Grenze auf 1170 *m* zu suchen ist. Wie im ganzen Pinzgau wird auch hier nur selten ein Stück Land dauernd als Acker benutzt, sondern nur zwei Jahre lang mit Roggen, Weizen oder Hafer bestellt, um dann zwei, drei Jahre wieder als Wiese liegen zu bleiben. Ein Boden, der diese Behandlung gestattet, nicht zu hängig ist, auch genügend felsfreie Ackerkrume hat, um dem nur flach die Grasnarbe abhebenden Pfluge das Eindringen zu ermöglichen, wird doppelt und dreifach so hoch bezahlt als einfacher Wiesenboden. Das Tal ist auch seit langer Zeit weit hinein ständig bewohnt, die Dorfkirche zu Fusch wird schon 1414 erwähnt und hat seit 1567 einen eigenen Seelsorger. Der lebhaft betriebene Bergbau, namentlich auf Gold im Hirzbachtale, welcher erst 1805 wegen mangelnder Rentabilität eingestellt wurde, und das damit verbundene Anwachsen der Bevölkerung, veranlaßte 1713 den Bau des 1881 gänzlich erneuerten Kirchengebäudes.

Die Einwohnerzahl der Gemeinde Fusch beläuft sich auf etwas über 500 Personen, welche von der Viehzucht und dem sommerlichen Fremdenverkehr leben. Industrie ist bis auf einige kleine Holzschneidemühlen nicht vorhanden. Seine leichte Zugänglichkeit hat dem Tale schon früh einen nicht unerheblichen Touristenverkehr zugeführt. Als noch der Goldbergbau blühte, überschritt man das Gebirge auf dem alten Saumpfade über das Fuschertörl, 2409 *m*, und den Heiligenbluter-Tauern, 2572 *m*. Der heilige Briccius soll vor mehr als 1000 Jahren auf diesem Wege hinübergewandert und dort, wo die ihm geweihte Kapelle steht, oberhalb Heiligenblut, von einer Lawine verschüttet worden sein.[1]) Jedenfalls fanden schon im 17. Jahrhundert von Dorf Fusch aus regelmäßige Bittgänge über den Tauern nach Heiligenblut statt. Wie urkundlich nachgewiesen ist, sind am 30. Juni 1683 gelegentlich einer solchen Wallfahrt neun Personen am Hochtor infolge eines Schneesturmes erfroren.

Damals war für diesen Übergang das alte Tauernhaus in Ferleiten der letzte Stützpunkt, dessen Besitzer gleich denen der anderen Tauernhäuser zur Aufnahme von Reisenden verpflichtet war und dafür von alters her 8 Metzen Roggen und 22 Metzen Hafer jährlich erhielt.[2]) Es war damals eine Alphütte wie andere auch

[1]) Fahrten in den Hohen Tauern, Reiseskizzen von J. A. R(ohracher), Innsbruck 1875. — [2]) Schjerning, Die Pinzgauer, Seite 283, 284. — Die Besitzer der Tauernhäuser waren verpflichtet zur »Offenhaltung und Herhaltung der Tauernwege, Aufstellung der Schneestangen und Dauben, Stein-

und ist erst 1889 von seinem Besitzer Georg Bernsteiner in einen den moderneren Verhältnissen entsprechenden Gasthof umgebaut worden, nachdem bereits 1874 das Gasthaus Lukashansl entstanden war.

Seitdem 1½ Stunden weiter oberhalb die Trauneralpe, 1541 *m*, als gut eingerichtetes, freundliches Gasthaus ausgebaut worden ist, von welchem man das Glocknerhaus in etwa 4½ Stunden erreicht, ist das einst so viel besuchte Hochtor verödet und die Hauptmasse der Reisenden bevorzugt den beiderseits vergletscherten Übergang über die Untere Pfandelscharte, 2668 *m*, der ohne erheblichen Höhenverlust direkt zur Pasterze führt, aber auch beim Abstiege dauernd einen Überblick über das ganze Tal und bis zu den Nördlichen Kalkalpen gewährt.

Neuerdings pflegen rüstigere Bergsteiger den Übergang über die Bockkarscharte vorzuziehen. Man hat allerdings etwas höher, bis zu 3046 *m* zu steigen, kann aber bis zur Schwarzenberghütte der Sektion Mainz, 2269 *m*, am Tage vorher gelangen, so daß die am gleichen Tage zu überwindende Höhendifferenz noch geringer wird, als über die Untere Pfandelscharte, circa 800 gegen 1100 *m*, und landschaftlich ist dieser neue Übergang unvergleichlich schöner. Dem großen Publikum ist er allerdings erst dadurch erschlossen, daß der sogenannte Hohe Gang, welcher am Remsköpfl und der Hohen Dock vorüber zum Bockkarkees führt und mit seinen steil zum Käfertal abstürzenden Wänden für nicht ganz trittfeste Steiger eine böse Schwindelprobe bildete, als breiter Fußsteig ausgebaut ist. Auch von der Mainzerhütte überblickt man das ganze Tal und über das Becken von Zell am See hinaus das Steinerne Meer.

Schwarzenberghütte der Sektion Mainz.

Davon konnte ich mich im Sommer 1902 gelegentlich eines Hochgewitters sogar in dunkler Nacht überzeugen. Die ganzen augenblicklichen Bewohner der Hütte, einschließlich der sämtlichen Führer und der beiden Wirtschafterinnen, standen auf dem massiven Vorbau der Hütte über dem soeben angebauten Führerschlafraum und schauten bewundernd zu, wie im Norden an dem pechschwarzen Horizonte die schnell aufeinanderfolgenden Blitze in flammendem, taghellem Lichte die ganze Bergkette des Steinernen Meeres erscheinen ließen. Jede Zacke, jeder Grat war genau erkennbar und verschwand dann wieder im tiefsten Dunkel.

Das Gesamtgefälle der Talsohle im Kaprunertale wird von der Rifflscharte bis Kaprun auf 6° 40′ berechnet, verteilt sich aber viel ungleicher als in der Fusch. Der Talschluß vom Riffltor bis zum Ende des Karlinger Gletschers hat ein Gefälle von 15° 33′, dann folgt in etwa 1900 *m* Höhe über dem Meeresspiegel die oberste Talstufe des Moserbodens, welche nur 55 Minuten geneigt ist, so daß

männer, Offenhalten des Tauernhauses für jeden Fremden, Bekleidung armer Reisender, auch Obdach und Kost an solche, bei Verunglückten Aufsuchen, Rettung, Salbung, Erquickung, Transport der Leiche zur nächsten Pfarre«. Ihre Obliegenheiten decken sich mit denen, welche die Hospize an den Jochstraßen der Schweiz erfüllen und welche in den höheren Regionen der Ostalpen der Alpenverein übernommen hat. Diese Pflichten erfüllten eigene Tauernknechte, die so die ersten berufsmäßigen Führer wurden.

die Gletscherbäche sich in vielfachen Armen und Windungen hindurchschlängeln und den feinen Schlick der Terrasse in Sumpf und Moor verwandeln. Nur auf der südwestlichen Seite des Tales zieht sich ein bequemer Fußweg auf dem linken Ufer der Ache entlang; wer auf deren rechtem Ufer zum Moserboden-Hotel gelangen will, muß manchen Sprung über die Bäche und Rinnsale wagen, die allerdings nicht sehr tief, aber umso breiter durch den Boden ziehen. So ging es mir, als ich beim Abstieg vom Karlingerkees etwas zu weit rechts geraten war. Beim Sprunge über einen der breitesten Bäche bog sich der Bergstock unter meinem Gewichte allzusehr und ein unerwünschtes Bad war die Folge, so daß ich froh war, das neue, 1898 erbaute Hotel bereits fertig zu finden und im guten Bette liegend das Trocknen der Kleider abwarten zu können. Unterhalb des Hotels verlegt als fester Querriegel die Höhenburg dem Flusse den Weg und drängt ihn an die linke Talseite und zugleich aus nordöstlicher in nördliche Richtung, in welcher er mit einem Gefälle von durchschnittlich 10° 40′ zur zweiten, 350 *m* tieferen Terrasse des Wasserfallbodens herabstürzt. Von der Fürteralpe bis zur Limbergeralpe ist diese Terrasse nahezu ebenso lang wie der Moserboden, nämlich 2000 *m* und ebenfalls nahezu eben, das Gefälle beträgt nur 45 Min.

Wieder verengt sich das Tal und in mächtigem, mehrmals abgestuftem Falle (von durchschnittlich 12° 20′ Gefälle) stürzt sich die Ache, zuletzt im Kesselfalle, zur dritten Talstufe, welche sich sehr schmal, aber 7000 *m* lang mit einem Gefälle von 2° senkt. In der tief eingeschnittenen Siegmund Thun-Klamm, deren Sohle noch zu Sonklars Zeiten für das Auge unerreichbar war, jetzt aber durch hölzerne Brücken und Steige auch dem bequemsten Touristen gleich anderen ähnlichen Schaustücken zugänglich gemacht ist, hat sich der Fluß durch das letzte Hindernis, den Birkkogel (früher auch Kesselbühel genannt), hindurch genagt und erreicht so die letzte Terrasse, auf welcher das Dorf Kaprun liegt und welche im Mittel 750 *m* Meereshöhe hat. — Nur auf dieser untersten, recht kurzen Talstufe findet sich einiger Getreidebau, weiter oben ist das Tal zu eng und die oben geschilderten Erweiterungen des Wasserfallbodens und Moserbodens mit 700 *m* und 350 *m* Breite liegen weit über der Höhengrenze, die den Anbau von Feldfrüchten gestattet. Sie sind gleich den Talhängen der Weidewirtschaft gewidmet und auch diese ist viel geringer wie in dem östlichen Nachbartale. Übersteigt doch an beiden Talhängen der Neigungswinkel 34°, so daß die steilen Wände schnell über die Vegetationsgrenze hinauswachsen und außerdem gar manche Stelle für weidendes Rindvieh allzusteil ansteigt. Auch der Raum des Tales ist wegen seiner Enge erheblich kleiner, 1,6 geographische Quadratmeilen gegen 3,1 des Fuschertales. Ein besonderer Schmuck des Tales ist der fiskalische Ebenwald, der unterhalb des Kesselfallhotels weithin die Sohle bedeckt, auch an den Hängen hinansteigt und durch seinen dichten Bestand alter Stämme vorteilhaft gegen die im bäuerlichen Besitz befindlichen Holzungen des Fuschertales absticht.

Dauernd bewohnt ist im ganzen Tale nur das am Eingange gelegene Dörfchen Kaprun, welches immer ein unbedeutender Flecken war und nicht viel über 500 Einwohner zählt, aber eine recht alte Geschichte hat. Schon am Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung (931) wird Chataprunin (der Kotbrunnen, Lehmbrunnen) erwähnt, das Schloß wird 1350 als Turm Kaprun genannt. Im 13. Jahrhundert, bald nachdem König Heinrich durch Urkunde vom 28. August 1228 den Erzbischof von Salzburg mit dem früher im bayerischen Besitz befindlich gewesenen Ober- und Mittelpinzgau belehnt hatte, wurde es Sitz eines Pfleggerichtes, welches erst im 18. Jahrhundert nach Zell am See verlegt wurde. Bis zum 15. Jahrhundert hatten die adeligen Geschlechter der Watnen und Velwer das Land zu Lehen. Georg von Püchheim, der mit der Erbtochter des letzten Velwers das Lehen erhalten hatte,

verkaufte es 1480 an den Erzbischof und es wurde nun von Burggrafen verwaltet, die als Pfleger von Kaprun, Pröbste in der Fusch und Landrichter von Zell am See, einen größeren Bezirk betreuten. In den Bauernkriegen wurde das Schloß 1526 niedergebrannt, 1574 wieder aufgebaut; der Ort verlor aber Zell am See gegenüber immer mehr an Bedeutung. Die kleine, der heiligen Margaretha geweihte Kirche wurde als Filialkirche von Piesendorf seit dem 16. Jahrhundert durch einen Hilfspriester verwaltet und erhielt erst 1825 ein Vikariat, 1862 eine eigene Pfarrei.

Die Eröffnung des Tales für den Massenverkehr ist mit der erhabenen Person Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef eng verknüpft. Sein Besuch im Juli 1893 gab den Anlaß zur Erbauung der nach ihm benannten Straße und ließ die Geldmittel aus öffentlichen und privaten Kassen reichlicher strömen. Das war durchaus nötig, denn die Sektion Zell hat für die Durchführung des ganzen Projektes (Kaiser Franz-Josef-Straße, Fürst Liechtenstein-Weg, Austriaweg, Reitsteig auf die Höhenburg und Reitsteig Kesselfallalpenhaus—Kitzsteinhorn) die Gesamtkosten auf 262,520.88 Kronen berechnet (Mitteil. 1902, S. 49).

Gerade jüngere Touristen, welche dieses gewaltige Werk nur als fertiges Ganzes kennen, werden sich kaum ein Bild davon machen können, wie mühsam ein Besuch des Moserbodens noch vor einem Jahrzehnt war, als man noch nicht in vierspännigen Stellwagen bis zu dem stattlichen Gaßnerschen Kesselfall-Hotel gelangte, um dann auf bequemem Karrenwege zu dem ebenso luxuriös ausgestatteten Moserbodenhause anzusteigen. Spielt sich doch der gewaltige Sommerverkehr dank der Umsicht des Besitzers der genannten großen Hotels so maschinenmäßig glatt ab, daß er auf jahrzehntelange Übung schließen läßt und man gewissermaßen überrascht liest, daß die ganze Herrlichkeit noch kein Jahrzehnt dasteht. Noch Ruthner findet 1877 (Mitteil. 1878, S. 165) den Hochtenn allzu mühsam und beschwerlich, Sonklar (S. 88) nennt 1866 das Kaprunertal allzuwenig bekannt und besucht. In Weidmanns Touristenhandbuch auf Ausflügen und Wanderungen in Salzburg pp. vom Jahre 1845 wird uns erzählt, der Weg aus dem Moserboden über den Rücken des Gletschers zu dem Kaprunertörl sei von der anstrengendsten Art und zum Teil selbst lebensgefährlich, besonders bei frischgefallenem Schnee sei die Ersteigung gänzlich abzuraten und ein verläßlicher, der Örtlichkeit vollkommen kundiger Führer in jedem Falle unerläßlich.

Als ich dies las, mußte ich einer Dame gedenken, die ich vor einigen Jahren ganz allein ohne Führer in dünnsohligen Stiefeletten und Gummischuhen dicht unterhalb des Törls antraf und die auch unversehrt wieder unten im Moserboden-Hotel eintraf, obwohl ich ihre Art, Gletscher zu nehmen, nicht gerade als nachahmenswertes Beispiel empfehlen möchte. Allerdings sind die Gletscher der Gegend ganz erheblich zurückgegangen, wie ich ohne Messung dadurch feststellen konnte, daß ich 1902 beim Wege zum Kaprunertörl eine weite Strecke auf festem Talboden gehen konnte, die fünf Jahre früher vom Gletschereis bedeckt war.

Der benachbarte Karlinger Gletscher hat bald nach Sonklars Messungen im Jahre 1860 seinen Hochstand erreicht und ist dann bis zur Gegenwart immer weiter zurückgegangen, nach Eduard Richter bis zum Jahre 1880 um 275 *m*, bis 1886 um 510 *m*. Auch der Hochtourist, der, einmal vom schlechten Wetter überrascht, tagelang in irgend einer abgelegenen Schutzhütte älterer Bauart, oder gar in einer Alphütte zugebracht hat, wird es angenehm finden, wenn er auf guten Wegen, auch bei Nebel und Schnee, in das Tal hinabsteigen kann, und hier nicht nur Gesellschaft findet, die ihn über die schlechte Wetterzeit hinwegtröstet, sondern vor allem in der Lage ist, sich durch gute Betten und vorzügliche Kost zu neuen Taten zu kräftigen, auch dem Körper und der Wäsche die oft so wohlverdiente gründliche Reinigung angedeihen zu lassen. Wem das Hotelleben nicht paßt, der

findet in den Touristenhäusern eine weniger anspruchsvolle, aber auch etwas billigere Unterkunft, er kann auch an den großen neuen Alpenhäusern ganz vorbeigehen und in den alten Hütten auf dem Wasserfallboden Unterkommen finden, in der 1869 von der Sektion Austria erbauten Rainerhütte, der ältesten Schutzhütte des Alpenvereins, die sich jetzt gleich der daneben stehenden Orglerhütte im Privatbesitz befindet.

Die Schutzhütten ermöglichen es übrigens in neuerer Zeit, das ganze Gebiet zu durchstreifen, ohne die bequemen Talstraßen erheblich zu benutzen. Auf Grund eigener Anschauung, die ich allerdings auf mehreren Reisen erworben habe, kann ich folgende Rundtour empfehlen: Von Bruck-Fusch über das Imbachhorn zur Gleiwitzerhütte, dann über den Brechelboden und die Schneeleiten zum Hochtenn hinan, mit Abstieg über das Hirzbachtörl zum Heinrich Schwaiger-Hause der Sektion München, ein Weg, der sehr viel bequemer werden wird, sobald die von den beiden beteiligten Sektionen geplante Steiganlage zur Ausführung kommt. Dann weiter über das Große Wiesbachhorn zur Schwarzenberghütte der Sektion Mainz, von hier über den Hohen Gang, eventuell über die Hohe Dock oder über die Glockerin und die Bärenköpfe zur Hoffmannshütte, über das Riffltor und den Karlinger Gletscher zum Moserboden oder noch über das Kaprunertörl zur Rudolfshütte, die man auch über die Ödenwinkelscharte direkt erreicht und von der man über das Kaprunertörl und den Hohen Eiser zur Rainerhütte oder dem Moserboden gelangt.

Erstklassige Kletterer können den Rundgang dadurch vervollständigen, daß sie vom Wasserfallboden oder auch direkt vom Hocheiser auf dem Südgrate zum Kitzsteinhorn wandern (ein Weg, den der Besitzer des Moserbodens gleichfalls durch eine allerdings etwas teure Steiganlage zum Gemeingut aller tüchtigen Touristen zu machen wünscht) und dann über die Salzburgerhütte zum Kesselfallhotel oder nach Kaprun absteigen. Sie können ferner den Grat vom Hochtenn zum Großen Wiesbachhorne benutzen.

IV. Der Fusch-Kapruner-Scheidekamm.

A. Bärenköpfe, Hohe Dock.

Wer den Ansatz des Fuscherkammes an die Tauernhauptkette von Süden her zu erreichen sucht, etwa vom Glocknerhause aus, um über die Hoffmannshütte und den Hohen Gang zur Schwarzenberghütte zu gelangen, oder wer, wie ich es seinerzeit bei meinem ersten Besuche jener Gegend tat, vom Glockner über den Hoffmannsweg absteigend, das gleiche Ziel erstrebt, hat den Eindruck eines unendlichen Meeres, erfüllt von Gletschereis, Firn und Schnee, mit Wellen, die durch ihre Höhe allerdings die kühnsten Münchhausiaden alterfahrener Matrosen um ein vielfaches überragen. Und als ich einige Jahre später zum zweiten Male jenes Gebiet quer zu meiner ersten Route durchzog, um vom Glocknerhause zum Riffltor zu gelangen und über den Karlinger Gletscher zum Moserboden abzusteigen, als ich ein anderes Mal vom Wiesbachhorne, von der Hohen Dock über jene Schnee- und Eiswüsten den Blick wandern ließ, da war der Eindruck kein erheblich anderer, wenn ich auch damals die Karte schon etwas besser im Kopfe hatte und mir klar machen konnte, wie die einzelnen Schneegrate und Firnpyramiden sich zu Gebirgsketten zusammengliedern. Wenn ich die Schilderung von Wanderungen durch die endlosen Gletscher des Himalaya las, wenn mir Nordpolfahrer ihre Wanderungen durch das Gletschergebiet Grönlands oder über turmhoch aufeinandergeworfene Eisberge schilderten, habe ich immer dieser Gegend gedacht, um mich einigermaßen in die Lage jener Reisenden zu versetzen, denn Schwierigkeiten sind hier auf den üblichen Wegen nicht zu überwinden, es sei denn, daß Neuschnee den Wanderer weit über das Knie einbrechen läßt.

Auch wer einen flüchtigen Blick auf die Alpenvereinskarte des Glocknergebietes oder gar auf die photographische Wiedergabe des Pelikanschen Glocknerreliefs wirft, hat den Eindruck eines endlosen Firnfeldes, das nur ganz zufällig hier und da durch Felspartien unterbrochen wird. Der Hauptkamm der Tauernkette versinkt stellenweise vollständig unter diesen Firn- und Eismassen. Am auffallendsten ist dies auf der Strecke zwischen der Hohen Riffl und dem Vorderen Bärenkopfe, wo auf unseren Karten die Grenze zwischen Kärnten und Salzburg als eine 750 *m* lange, gerade Linie gezeichnet wird, während die Wasserscheide oder vielmehr Firnschneide zwischen Karlingerkees und Pasterze, das Riffltor, ein ganzes Stück nach Süden ausbiegt. Die beiden Höhenlinien 3100 *m* nördlich und südlich der Schneide sind etwa 200 *m* auseinander, das Riffltor erhebt sich nur 15 *m* darüber, so daß nur eine ganz unerhebliche Steigung von 1 : 15 vorhanden ist, die sich auch auf dem obersten Pasterzenboden nicht wesentlich vergrößert, während der Karlinger Gletscher so schnell auf das steilste abfällt, daß im Jahre 1832, als Erzherzog Johann den Paß begehen wollte, den Führern der Mut zum Abstieg fehlte und man sich zur Umkehr entschloß.

In Schultes Reise auf den Glockner (1804 Band II, Seite 100), dessen Erzählung, man könne hier hinüberreiten, in das Gebiet der Sage verwiesen werden muß, und auch noch zu Zeiten Weidmanns (Touristenhandbuch 1845, Seite 67) heißt dieses ganze Gebiet die Pasterze, deren ungeheure Gletscher sich nach Freiherr von Augustin (Pinzgau 1844, Seite 107) vom Großglockner herabziehen und gleichsam den Ursprung des Kaprunertales bilden. Sogar die Grenze zwischen den hier zusammenstoßenden Kronländern war lange nicht sicher. Die alte Belehnung König Heinrichs vom 28. August 1228 verleiht das Pinzgau prout montes ex utraque parte continent cacumina terminantia comitatum (vergl. Eduard Richters historische Geographie des ehem. Hochst. Salzburg 1885, Seite 92). Bei der Unkenntnis, die bis zu Ruthners Zeiten bezüglich dieses Gebietes herrschte, kann es nicht wunder nehmen, daß man die Firnschneiden, die sich so gar nicht als Gipfel oder Grat abheben, nicht als cacumina montium achtete, sondern glaubte, bis zu der Glocknerkette wandern zu müssen, um im höchsten Punkte die Grenze zu erreichen. Schultes Karte vereinigt die Grenzlinien von Kärnten, Tirol und Salzburg pünktlich auf der Spitze des Glockners (II, Seite 290, und am Schlusse des Bandes).

Nicht ganz so lang, aber nur wenig steiler als das Riffltor liegt östlich der Vorderen Bärenköpfe, der beiden Punkte 3263 und 3307 der Alpenvereinskarte, eine zweite ähnliche Firnwelle, welche zwischen Breitkopf, 3154 *m*, östlich und Eiswandbühel, 3197 *m*, westlich den Namen Untere Bockkarscharte, 3046 *m*, führt, sich aber sanft ansteigend über den Eiswandbühel bis zum Punkte 3307 fortsetzt. Der Übergang ist auf beiden Seiten der Scharte überaus bequem, Steigungen von 10 *m* auf hundert wird man vergeblich suchen. Hier hängt der kreisrunde obere Boden des etwa 400 *ha* großen Bockkarkeeses mit der Pasterze zusammen, während östlich die Fuscherkarscharte, 2818 *m*, zum Fuscherkarkees, dem anderen über 200 *ha* großen rechten Zufluß des Fuscherkeiskars, hinüberleitet. Beide Gletscher vereinigten zur Zeit des Hochstandes ihre Zungen. Sie sind stark zurückgegangen, in den drei Jahren 1884—1887 jeder um etwa 40 *m*, und die so berühmten Wasserfälle des Käfertales haben seitdem erheblich an Wassermasse verloren. Auch diese beiden Gletscher fallen in ihrem mittleren und unteren Teile recht steil zum Käfertale ab, so daß hier die Schwierigkeiten des Übergangs über die beiden Scharten liegen.

Den bequemsten Abstieg über den Hohen Gang, ein horizontales Felsband an den Abhängen der Hohen Dock, soll schon 1841 ein Stubacher Bauernsohn Enzinger benutzt haben. Den gleichen Weg ging am 30. August 1856 Ruthner, der schon damals die Schrecken des Weges nicht gerade hoch anschlägt. Der Anstieg durch die Steilabstürze des Fuscherkarkeeses, den Stüdl und Hoffmann am 10. Septem-

ber 1869 durchführten, wird wohl nicht oft wiederholt worden sein. Der alte Kalser Führer Michael Groder, der mit den genannten beiden Pionieren jener Gegend so viele Erstlingstouren ausgeführt hat, erzählte mir 30 Jahre später, als er mich beim Abstieg vom Glockner über die Bockkarscharte führte, noch mit einem gewissen Schaudern von dieser Tour, so wenig er sonst zu übertreiben pflegte, und behauptete, daß er den Weg nicht noch einmal machen wolle und auch damals nur dem Drängen der beiden Bergsteiger nachgegeben habe. Der bequemere, wenn auch nicht leichte Anstieg zur Fuscherkarscharte führt über die Felsrippe, welche die beiden Teile des Fuschereiskars teilt und zu der man sowohl durch das Innere Bockkar gelangen kann, indem man den Bockkargletscher oberhalb des Steilabsturzes überschreitet, aber auch durch das Äußere Bockkar, indem man rechts von dem großen Wasserfalle vom Käfertale ansteigt. Letzteren Weg wählte im Abstiege am 16. August 1871 Karl Adamek, um nach Überschreitung der Bockkarscharte den Hohen Gang zu vermeiden. Er ging zu diesem Zwecke zuerst von der Bockkarscharte zum Fuß der Hohen Dock hinüber und dann zu der Felsrippe zurück, die die beiden Gletscher trennt. Den gleichen Umweg machte nach der »Erschließung der Ostalpen« F. F. Tucket im Jahre 1866. Er soll bei schlechtem Wetter die Fuscherkarscharte erreicht haben, dann aber zu weit rechts gegangen, zur Bockkarscharte und über diese zum Bockkargletscher gelangt sein und hat dann, um die Scharte selbst zu überschreiten, den Breitkopf vollständig umkreist.

So schwierig es war, einen Weg ins Tal hinab zu finden, ebenso bequem läßt sich der Bockkargletscher in seinen oberen Teilen nach allen Richtungen durchqueren. Man gelangt sowohl vom Hohen Gang wie von der Bockkarscharte leicht zur Oberen Bockkarscharte (Keilscharte 3186 *m*)[1], die den Übergang zu dem äußerst steil abfallenden Bärenkopfgletscher und zum Moserboden bildet, wie zu der unbenannten Scharte 3233 *m* zwischen Hoher Dock und Großem Bärenkopf, die zum Hochgruberkees hinüberleitet.

Das bisher geschilderte Gletschergebiet mißt in der Luftlinie von der Zunge der Pasterze bis zum Ende des Karlinger Gletschers oder bis zum Hinteren Bratschenkopfe, wo der Hochgrubergletscher seinen Ursprung nimmt, etwa 10 *km*.

Wir haben in ihm schon den südlichsten Teil des Fuscherkammes überschritten, welcher am unbenannten Punkte 3367 *m* ansetzt und zunächst nördlich zum Mittleren Bärenkopfe, 3359 *m*, dann östlich über die Keilscharte zum Großen Bärenkopfe mit den beiden Spitzen 3340 und 3406 *m* ansteigt, um einen kleinen aber zunächst höheren Ausläufer zur ebenfalls doppelspitzigen Hohen Dock, 3349 und 3266 *m*, zu entsenden, während der Hauptkamm wieder zu einer flachen Firnschneide zwischen Bärenkopfgletscher und Hochgrubergletscher, der Gruberscharte, 3093 *m*, hinabsinkt, um sich dann über Glockerin, 3425 *m*, und Bratschenköpfe, 3403 und 3416 *m*, zum Wiesbachhorne fortzusetzen und hier bekanntlich seinen höchsten Punkt zu erreichen. Als Stützpunkt für diesen südlichsten Teil des Kammes diente bei den ältesten Touren die Wallnerhütte nordöstlich des Glocknerhauses am Ausgang des Pfandlschartentales, später die Johanneshütte, welche von Erzherzog Johann schon im Jahre 1834 auf der Gamsgrube errichtet, 1870 durch Stüdl und Hoffmann aus eigenen Mitteln vollständig erneuert worden ist und 1871, nachdem C. Hoffmann bei Sedan gefallen war, den Namen Hoffmannshütte erhielt; schließlich die Schwarzenberghütte der Sektion Mainz, von welcher man auf bequemste Weise den Bockkargletscher und damit alle denselben umrahmenden Spitzen erreicht.

Die Sektion München beabsichtigte einen Umbau der der Sektion Prag gehörigen Hoffmannshütte, hat diesen Plan aber nach ihrem Jahresbericht für 1902

[1]) Der gemessene Punkt 3186 *m* der Karte befindet sich oberhalb der Scharte (E. d. O. A. III, S. 206).

aufgegeben. Es wäre dankenswert, wenn der Gedanke von einer anderen tatkräftigen Sektion wieder aufgenommen würde und wenn vielleicht etwas höher oben, auf dem Burgstall oder an den Abhängen des Fuscherkarkopfes, eine moderne Hütte entstände, die einen Ruhepunkt in der endlosen Schneewaterei jenes Gebietes bildet, eine bessere Ausnützung der frühen Morgen- und späten Abendstunden gestattet, eine wundervolle Aussicht gewährt und sich ebenso entfernt hält von dem hotelmäßigen Leben und Treiben des Glocknerhauses, welches Hochasyl nach dem Bau der neuen Fahrstraße noch mehr überfüllt und lauter sein wird als bisher, und von dem Mangel jeglichen Komforts der Hoffmannshütte.

Eigentlich ist sie eine langweilige Gesellschaft, die Schaar der Bärenköpfe, in die man auch die Glockerin und den Bratschenkopf früher einbezog; landschaftlich langweilig, weil sie das Gelände nur wenig, um 100—300 *m*, überragen, keine besonders charakteristischen Formen haben und vielfach schneebedeckt sind, so daß sie sich nur wenig abheben; touristisch langweilig, weil sie keine besonderen Schwierigkeiten und Abwechslungen bieten, sondern einfach von den oben geschilderten Einsattelungen auf ziemlich direktem Wege erreicht werden. Als Zielpunkt für einen selbständigen Anstieg wird heute nur selten einer dieser Gipfel gewählt, nur bei Übergängen wird dieser oder jener mitgenommen, wenn man nicht gar die ganze Kette mit einem Male zu überschreiten sucht.

Auch die touristische Erschließung dieses Gebietes bietet wenig Interessantes, und wenn irgend ein Reisender das gewollte Ziel nicht erreichte, so lag es nicht daran, daß es zu schwer war, sondern daran, daß er die einzelnen Spitzen miteinander verwechselte, eine Folge der gewaltigen Namensverwirrung, die dahin führte, daß z. B. Dr. Viktor Hecht aus Prag bei einem Meinungsaustausch mit H. Heß über dessen am 21. September 1876 erfolgte Überschreitung der Keilscharte schließlich zugab, nicht zu wissen, ob er drei Jahre vorher, am 24. Juli 1873, diese Scharte oder die 2½ *km* entfernte Gruberscharte überschritten habe, und daß beide nicht wußten, daß noch früher, am 21. August 1871, Dr. Steiner den gleichen Weg gegangen war, trotzdem ihnen dessen in der Z. A. V. 1872, Seite 68, veröffentlichte Route bekannt sein mußte.

Ohne die mit großem Scharfsinn von Eduard Richter durchgeführte Lösung dieser Namensverwirrung wären ältere Schilderungen von Reisen in jenem Gebiet einfach unverständlich; das Ergebnis der Forschungen Richters ist aber in alle modernen Karten und Reisehandbücher übernommen worden, so daß jetzt für den dort Reisenden kaum ein Irrtum möglich ist, und auch den Führern der Gegend ist die wissenschaftliche Nomenklatur völlig geläufig.

Den Punkt 3367, an welchem der Fuscherkamm ansetzt, erstieg als erster der bekannte Kartograph des Gebietes, Franz Keil, vom Eiswandbühel, 3197 *m*, ansteigend. Professor Demilius aus Graz machte am 30. August 1865 den gleichen Weg, gelangte aber auf dem Grate weiter bis zum Mittleren Bärenkopfe, 3359 *m*, den die beiden Kapruner Führer Anton und Peter Hetz als die ersten am 15. September 1869 von der Keilscharte erreichten, auf die sie vom Moserboden über das Schwarzköpfl und den Bärenkopfgletscher anstiegen.

Den westlichen Gipfel des Großen Bärenkopfes, 3340 *m*, nahm als erster Dr. Steiner am 21. August 1871 von der Keilscharte aus oder direkt vom Bockkargletscher; den höheren östlichen Gipfel, 3406 *m*, erstiegen Hoffmann und Stüdl von der unbenannten Scharte 3233 *m*, indem sie, vom Wiesbachhorn kommend, am 18. September 1869 über den Hinteren Bratschenkopf, 3416 *m*, und die Glockerin, 3425 *m*, zur Gruberscharte, 3093 *m*, wanderten und sich dann nach links wandten, während neuerdings die beiden Spitzen des Großen Bärenkopfes, 3406 und 3340 *m*, meist nach rechts auf der Kapruner Seite zur Keilscharte umgangen werden.

Fritz Lex aus Gleiwitz, der am 14. Juli 1902 vom Wiesbachhorn zur Hoffmannshütte abstieg, bezeichnet seine Tour als eine instruktive, aber wenig interessante, langwierige und ermüdende Schnee- und Gletscherwanderung, die außerdem nirgends irgendwelche besondere Anforderungen an touristische Technik stellt. Einer freundlichen Privatmitteilung darüber entnehme ich folgendes: Die Ersteigung des Bratschenkopfes, 3416 *m*, von der Wielingerscharte aus erfordert bei schwacher Schneebedeckung des Grates ein längeres Stufenschlagen. Die tiefe Schneemulde, 3306 *m*, zwischen Hinterem Bratschenkopf, 3416 *m*, und Glockerin, 3425 *m*, wird leicht überwunden. Der Gipfel der Glockerin, der nach dem Moserboden zu in furchtbaren Steilwänden senkrecht abfällt, trägt oft eine überhängende Schneewächte, weshalb es nicht ratsam ist, sich dem Rande des Gipfels zu sehr zu nähern. Ein anscheinend zusammenhängendes Schneefeld, das sich von hier aus nach der Gruberscharte, 3093 *m*, tief hinabzieht, ladet den Unkundigen zum Abfahren ein, wird aber in der Mitte des Abhangs durch einen vom Gipfel aus schwer zu entdeckenden, senkrechten Felsabsturz zerrissen, so daß hier nicht nur ein Abfahren von unheilvollster Wirkung wäre, sondern auch jedes Fortkommen unmöglich ist. Man weicht diesem Felsabbruche, der einzigen Felspartie, die auf der langen Schneewanderung auffällt, nach links (östlich) aus, indem man sich beim Abstiege von der Glockerin dicht an die vergletscherte Gratschneide hält, welche das Hochgruberkees gegen die Gruberscharte abschließt. Bei direktem Abstiege zur Mainzer Hütte wandert man von hier über die unbenannte Scharte, 3233 *m*, neben der Hohen Dock, ohne besondere Schwierigkeiten zu finden. Wer zur Hofmannshütte will und kein Interesse an der unschwierigen Besteigung des Großen Bärenkopfes hat, umgeht nach Überschreitung der Gruberscharte diesen Gipfel an seinem nördlichen Abhange und läßt sich über den ziemlich stark geneigten, teilweise mit Geröll bedeckten Abhang zum Oberen Bärenkopfkees hinab. Hier erfordert eine gewöhnlich verdeckte Randspalte besondere Vorsicht. Will man nach der Hoffmannshütte, so läßt man den Mittleren und Vorderen Bärenkopf rechts liegen und steigt auf dem sanft geneigten Boden des Bärenkopfkeeses zur Oberen Bockkar-(Keil)-Scharte empor, durchquert dann, nach Passierung einer gewöhnlich verdeckten, breiten Gletscherspalte an der Scharte, den Abhang des Eiswandbühels, wobei man interessante Blicke in die offenen, klaffenden Gletscherspalten dieses Abhanges werfen kann, und erreicht nach einer halben Stunde eintöniger Schneestampferei die Untere Bockkarscharte. Will man zum Moserboden, so steigt man von der Keilscharte auf den Mittleren, dann auf den Vorderen Bärenkopf und von hier zum Riffltor und Karlingerkees.

Meine Versuche, zum Zwecke dieses Aufsatzes die Reihe der Bärenköpfe einschließlich der Glockerin persönlich kennen zu lernen, sind leider mißglückt, trotzdem ich zu diesem Zwecke dreimal auf der Mainzerhütte war. Dagegen gelang es mir am 27. Juli 1902, den südlichen, niedrigeren Vorgipfel der Hohen Dock, 3266 *m*, zu erreichen. Gleich Purtscheller, der am 19. September 1886 die Hohe Dock erkletterte, stieg ich direkt durch die Ostwand hinan, indem ich den Mainzer Weg etwas unterhalb des Remsschartels an einer Steinbank verließ, mich aber weiter oberhalb mehr links hielt und schließlich die nach Osten hinabziehende Felsrippe benutzte. Ich gebrauchte von der Hütte bis zum Vorgipfel volle fünf Stunden, die Rasten nicht gerechnet, bemerke aber, daß ich an einem heftigen Bronchialkatarrh litt, der mich sehr belästigte, und daß auch sonst äußere Umstände den Anstieg verzögerten. So mußten wir mit dem Einstieg in die Felsen warten und mehrere Partien vorlassen, die zum Hohen Gange wollten, um sie nicht durch losgelöste Steine zu gefährden. Das kostete viel Zeit, weil wir hinter einem ziemlich behäbigen Ehepaare hergingen, welches an sich schon langsam vorwärts kam, aber zum Überfluß noch einen fetten Mops an der Leine mitführte, dem die Schnee- und Eisfelder recht unangenehm waren.

Wenn Purtscheller in sieben Stunden die beiden Spitzen der Hohen Dock, die sämtlichen Bärenköpfe und den Breitkopf erledigt hat, so ist das eine ganz bewundernswerte Leistung, die aber nur unter den allergünstigsten Schnee- und Felsverhältnissen möglich ist. Ich selbst fand die Felsen der Ostwand vielfach gerade an den steilsten und unbequemsten Stellen vom Schmelzwasser des Tags vorher gefallenen Schnees naß und feucht, was selbstverständlich zur Vorsicht mahnte und den Anstieg verlangsamte, zumal Purtscheller selbst erklärt, daß der Anstieg nur bei völlig trockenen Felsen möglich ist. Der ganze Aufstieg ist eine andauernd mäßig schwierige Kletterei durch brüchigen Fels und über große, glatte Platten, welche eigentümlich horizontal geschichtet, etwa mannshoch, bald niedriger, bald höher, die ganze Ostwand durchziehen. Die vielen losen Steine erweisen, daß der Anstieg selten gemacht wird. Die Aussicht ist nicht so umfassend wie vom Wiesbachhorn, aber malerischer; besonders überraschend wirkt es, daß Wiesbachhorn und Groß-Glockner während des ganzen Weges verborgen bleiben und dann plötzlich erscheinen, sobald man die Höhe erreicht. Interessant war mir auch der Einblick von oben in die Firnmulde des Bockkargletschers, von dessen Umrahmung aber nur die nächste Spitze des Großen Bärenkopfes einen einigermaßen imponierenden Eindruck macht; er erscheint als Schneepyramide. Umso gewaltiger präsentiert sich die ganze Umrahmung des Obersten Pasterzenbodens und das Wiesbachhorn mit den vorgebauten Höckern der beiden Bratschenköpfe, von welchen ein Schneegrat zur Glockerin hinüberzieht, und mit dem gewaltigen Hochgruber-Gletscher. Malerisch wirkt auch der Abschluß des Ferleitentales.

Noch zum höheren nördlichen Gipfel anzusteigen, was durch die Ostwand eine Stunde Zeit gekostet haben würde, unterließ ich, weil das Wetter nicht ganz sicher schien und ich auch etwas ermüdet war; ich wandte mich durch die Westwand bergab. Über Schutt und Geröll etwas rechts ausbiegend, aber doch im Wesentlichen gerade hinunter, erreichte ich in etwa 20 Minuten den Bockkargletscher, wobei mein Führer Schranz mich einige Male am Seile über glatte Platten hinabrutschen ließ, um Umwege zu ersparen. Auch auf dem Gletscher kamen wir mit langen Sprungschritten gut vorwärts.

Der übliche Anstieg zum Hauptgipfel erfolgt von der unbenannten Scharte, 3233 *m*. Hier ist Purtscheller abgestiegen, es ist wohl auch die Route, welche der alte Gregor Majer von Bad Fusch gelegentlich einer Gemsjagd einschlug und auf welcher er dann einen Fremden heraufgeführt hat. Hier ging auch Dr. Fuchshofer aus Wien am 5. September 1878 hinauf, während er bereits früher einmal am 11. September 1875 durch die Nordostwand geklettert war, wobei er ebenfalls über schlechte Felsen klagt, obwohl seine Route von derjenigen Purtschellers abweicht, da er vom Hochgruber-Gletscher nach Süden anstieg und den Grat erst 80 *m* unterhalb des niedrigeren Gipfels erreichte.

B. Wiesbachhorn.

Am Montag den 4. August 1902, früh um 4 Uhr, verließ ich das gastliche Moserbodenhotel, in welchem ich einen trüben, regnerischen und nebligen Sonntag in angenehmster Gesellschaft verbracht hatte, um mit Führer Plattner aus Kaprun zum Wiesbachhorn anzusteigen. Hell schimmerten die Sterne, sie verhießen einen schönen Tag, als ich den neuen Serpentinenweg der Sektion München hinaufwanderte, der für die in einigen Tagen bevorstehende Einweihungsfeier neu ausgeputzt war, ein wenig betrübt darüber, daß ich durch den Ablauf meines Urlaubs verhindert war, nicht sowohl die Festlichkeit mitzumachen, als die Herren von der Sektion München kennen zu lernen oder alte Bekanntschaften zu erneuern. Wer

konnte damals ahnen, daß die Feier durch den plötzlichen Tod Heinrich Schwaigers so herb gestört werden sollte! Am 13. August war er bei den letzten Arbeiten zur Einrichtung des Hauses schwer erkrankt und zum Hotel Moserboden herabgeschafft worden, wo er am 15. August verstarb, so daß die Weihe des Hauses mit einer Feldmesse für seinen wackeren Hüttenwart verbunden werden mußte.

Noch im Dunkeln überschritten wir den kleinen Bach, der südlich des Hotels, rechts von der Höhenburg, die Wasser des Glockerinkeeses zum Wielingerbache führt; wir kamen an dem großen Bassin vorbei, in welchem für den Fall eines Feuers im Moserbodenhotel Wasservorrat angesammelt wird, und standen bald nach Tagesanbruch am Endpunkte einer weit nach Norden ausbiegenden Kehre, von wo wir einen Blick über die steilen Wände warfen, die vom Hochtenn und Wiesbachhorn zum Kaprunertale fallen und durch die ich einige Tage vorher gewandert war, um eine Wegverbindung zum Hirzbachtörl und zur Gleiwitzerhütte zu erkunden, die hoffentlich in den nächsten Jahren zur Ausführung gelangen und dann am besten hier, eine halbe Stunde oberhalb des Moserbodens, einmünden wird. Die schwierigste Stelle dieser neuen Verbindung ist nächst dem ersten steilen Abstiege vom Hirzbachtörl der Übergang über den Abfluß des Wielingerkeeses. Wir hatten bei der Begehung eine geraume Zeit gebraucht, um, von Stein zu Stein springend, die vielen Arme des Gletscherabflusses zu überwinden, während weiter oberhalb in der Höhe unseres jetzigen Standpunktes ein Überschreiten des mächtigen Baches überhaupt unmöglich war, so daß hier eine feste Brücke erbaut werden muß, um Höhenverluste zu vermeiden. Wir mußten etwa 250 *m* zu weit hinab, um dann, die Höhenburg rechts lassend, wieder anzusteigen, nachdem wir vorher den alten Anstieg vom Wasserfallboden zur Kaindlhütte gekreuzt hatten, der am linken Ufer des Wielingerbaches und des Gletschers recht steil hinaufführt. Diese alte Kaindlhütte steht 2787 *m* hoch am Nordabhange des Fochezkopfes auf einem Felsvorsprung, der »Majorsnase«, zwischen dem Wielingerkees und einer unbenannten, vom Fochezkopfe hinabziehenden Gletscherzunge, und ist bekanntlich eine der ältesten Schutzhütten. Im Jahre 1871/72 wurde sie von Albert Kaindl aus eigenen Mitteln erbaut und seit 1876 mit verhältnismäßig großen Kosten von der Sektion München unterhalten. Sie hat in der Ersteigungsgeschichte des Wiesbachhorns und des südlichen Teils unseres Kammes eine bedeutende Rolle gespielt, bot aber immer einen ungemütlichen Aufenthalt, weil es niemals recht gelungen ist, sie völlig trocken zu halten, vielmehr Wasser und Schnee in sie eindrang.

Deshalb, und weil auch der Zugang aus dem Tale nicht bequem war, muß es mit Freuden begrüßt werden, daß die Sektion München sich entschlossen hat, den alten Platz zu verlassen und die neue Hütte am Westabhange des Fochezkopfes dicht unter der Spitze desselben, über 2900 *m* hoch, zu errichten. Der Bauplatz liegt auf einem kleinen Felsplateau, der Nähe der Gletscher entrückt und wird deshalb trocken sein, ist aber dafür dem Winde erheblich ausgesetzt, was zur Folge hatte, daß die nahezu fertiggestellte Hütte am 14. Dezember 1900 einem Föhn-

Heinrich Schwaiger-Haus der Sektion München.

sturme zum Opfer fiel und 1901 nochmals aufgebaut werden mußte.[1]) Für den weiteren Bestand des Bauwerks deshalb etwas zu fürchten, liegt kein Anlaß vor, da das Unglück durch eine Reihe zufälliger Umstände verschuldet wurde, die mit der unvollständigen Fertigstellung zusammenhingen und die man in Zukunft auch beim Bau anderer Hütten zu vermeiden wissen wird.

In knappen zwei Stunden hatten wir vor 6 Uhr die noch im Bau befindliche neue Hütte erreicht. Da die Arbeiter zum Sonntage nach dem Moserboden abgestiegen waren und hier die Sonntagsruhe etwas länger ausgedehnt hatten, fand ich die Hütte ganz verlassen und dunkel vor. Sie besteht aus einem schindelbedeckten Holzbau auf massivem Sockel aus Zementmauerwerk, ist mit mehreren Drahtseilen fest verankert und gewährt zur Zeit nach dem »Jahresbericht der Sektion München für 1902« Raum für 22 Personen, einschließlich der Führer.

Gleich hinter der Hütte beginnt etwas Felskletterei in einem durch Drahtseile und Stifte gut versicherten Kamine. Schon hier zeigten sich die Übelstände des Neuschnees, der die Stufen verdeckte und schlüpfrig machte, sowie des Frostes, der Felsen und Drahtseile vereist hatte, Übelstände, die sich auf der ganzen Tour mehrfach wiederholten.

Abwechselnd über Felsen und Neuschneefelder geht es in südöstlicher Richtung zum Fochezkopfe, 3159 *m*, hinauf, den wir um 7½ Uhr erreichten. Hier beginnt der Kaindlgrat, eine haarscharfe Firnschneide, die nach beiden Seiten gleichmäßig steil und tief abfällt; auf ihm stiegen wir langsam weiter, tief in den Neuschnee einsinkend, was eine recht mühsame Arbeit war, uns aber erheblich sichereren Halt gewährte, als wenn der Firn hart vereist ist und der Eispickel Stufen schlagen muß. Ist letzteres, wie im Oktober 1870 bei der Ersteigung durch A. Kaindl, der Fall, dann muß der Anstieg eine ernste Probe auf Schwindelfreiheit und Trittsicherheit sein, und es ist wohl begreiflich, daß Kaindl, als der einzige mitgebrachte Pickel brach, umkehrte und die Tour aufgab, um sie am nächsten Tage mit besserem Erfolge zu wiederholen. Der Grat wurde, obwohl ihm Kaindl den Namen gab, schon früher von anderen begangen, zuerst am 9. September 1867 von den beiden Brüdern Hetz, die am 3. September 1868 Th. Harpprecht als ersten Fremden hinaufführten.

Der Grat zieht sich zunächst rechts (nach Süden) und biegt dann im stumpfen Winkel links nach Südosten, den Ursprung des gewaltigen Wielingerkeeses bildend, das sich hier zwischen dem Fochezkopf und den Wänden des Großen und Kleinen Wiesbachhorns einlagert. Allmählich wird die Firnfläche breiter und bequemer, in der Höhe der Wielingerscharte, 3267 *m*, des tiefsten Punktes zwischen Großem Wiesbachhorn, 3670 *m*, und Hinterem Bratschenkopfe, 3416 *m*, wenden wir uns direkt nach Osten und um 8¾ Uhr haben wir den Fuß der Firnkuppe erreicht, die von glänzendem Neuschnee umhüllt ist. Auf dieser Schneekuppe, die nur von wenigen zur Spitze ziehenden Felsgraten durchbrochen wird, steigen wir weiter hinan. Die Arbeit ist mühsam, denn durch die fußtiefen Spuren des leichteren Führers breche ich immer noch einmal so tief ein, so daß mir das Schritthalten schwer fällt, trotzdem auch Plattner vorsichtig mit gespanntem Seile vorwärts schreitet und sorgfältig ausschaut, um die einzige große Spalte zu entdecken, die hier vorhanden sein soll. Was sein scharfes Auge in der faltenlosen Schneedecke nicht bemerkte, fand mein Körpergewicht und plötzlich hing ich mit dem ganzen Körper in freier Luft an dem quer über die Spalte gelegten Pickel und an dem Seile des Führers. Ein von diesem unterstützter Klimmzug ließ mich indessen mit dem rechten Knie einen Eisvorsprung finden, an dem ich mir hinaufhalf, und ich

[1]) Über die Ursachen dieses Unglücks vergl. Finsterwalder Mitteil. 1901, S. 4, 61. E. Ebert, ebenda, S. 46. Muz, ebenda, S. 23.

war — dank der guten Hilfe Plattners — in weniger als einer Minute aus der gefährlichen Nähe der Spalte entfernt. Weiter oberhalb unterbrechen einige Felsen die lange Schneewanderung, sie werden der Abwechslung und Erleichterung halber gern aufgesucht. Das letzte Stück ist vereist, so daß Plattners Steigeisen gute Dienste tun und um 10 Uhr erst stehen wir auf dem Gipfel, der in einer großen Wächte nach Osten überhängt. Der heftige Sturm ließ uns nur kurz verweilen. Die Nahaussicht auf die Hohen Tauern, besonders auf den Glocknerkamm und die beiden mächtigen, nach Norden ziehenden Kämme der Glocknergruppe, war vorzüglich.

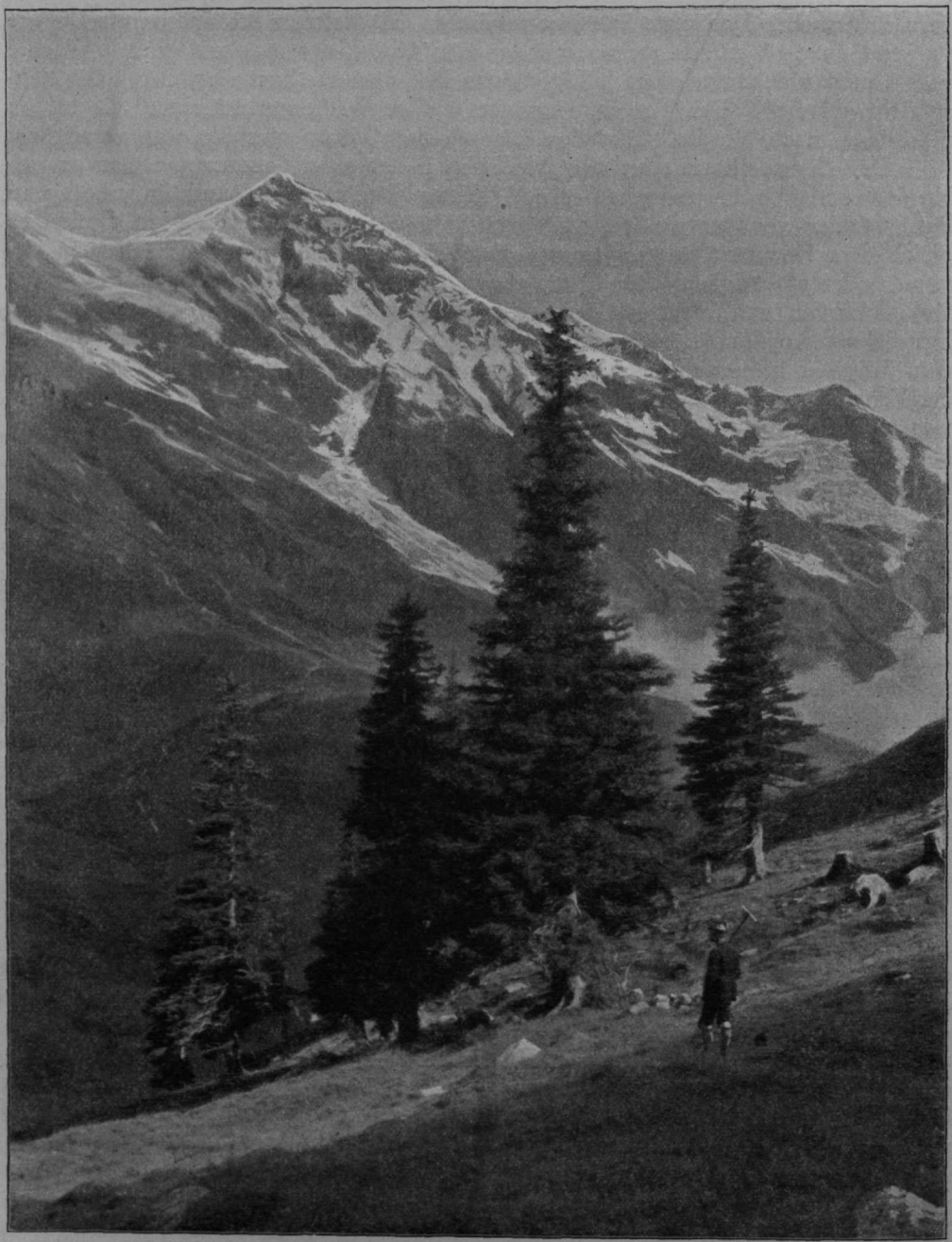
Das Kitzsteinhorn zeigt sich wieder in seiner alten Gestalt, wie man es von Norden und Westen zu sehen pflegt, neben dem runden Schmiedingerkees und links flankiert von der weißen, schlanken Spitze des Hocheisers. Doch verliert es gleich dem Hochtenn wegen unseres überragenden Standpunktes erheblich an imponierender Mächtigkeit. Im Osten ragen Ankogel und Hochalmspitze aus Nebelwolken hervor, gewaltiger erscheint schon die gletscherumpanzerte Sonnblickgruppe. Der Schwarzkopf und sein Kamm markiert sich kaum als besondere Bergkette aus dem Wirrwar grüner und felsiger Kuppen zu unseren Füßen. Überraschend wirkt der Venediger wegen der ihn umgebenden Eis- und Schneemassen. Die Fernsicht war mangelhaft, die Dolomiten waren in dunkle Wolken gehüllt, während die Nördlichen Kalkalpen hier und da über die Nebelschichten hinausragten.

Bergab ging es zunächst bis zu dem Platze, wo wir unter einem Felsen unsere Rucksäcke geborgen hatten, dann bogen wir links nach Südosten ab, gerade auf die Wielingerscharte zu. Ein Versuch, abzufahren, mißglückte vollständig. Denn als ich am Seile den steileren Hang betrat, löste sich unter meinen Füßen der ganze, zwei Fuß tiefe Neuschnee als große, dreieckige Scholle von dem darunter liegenden, harten, glatten Firn und rollte als Lawine polternd in die Tiefe. Wir mußten demnach auf etwas weniger geneigtem Schnee tief hineinstapfend unser Fortkommen suchen. Das ging bergab bis zur Wielingerscharte ganz gut mit großen, gleitenden Sprungschritten; schlechter und langsamer wurde es beim Überschreiten des oberen Teufelsmühlkeeses, über das wir am Hinteren Bratschenkopfe, 3416 *m*, vorüber bis zum Vorderen Bratschenkopfe, 3403 *m*, wieder bergan steigen mußten, um die weiter unten befindlichen, vom Neuschnee trügerisch verdeckten Spalten zu vermeiden. Ich sank regelmäßig weit über die Kniee ein, oft bis an den Bauch, und war deshalb recht froh, als wir gegen 11½ Uhr die Felsen des Bratschenkopfes unterhalb des rechts bleibenden Gipfels erreichten.

Nach diesem Marsche ist mir das Teufelsmühlkees hier in seinem obersten Teile in ebensowenig angenehmer Erinnerung, wie es mir und der Sektion Gleiwitz den Plan zerstört hat, einen hochalpinen Spaziergang von der Gleiwitzer- zur Mainzerhütte zu schaffen. Der Gletscher hat nämlich die Eigentümlichkeit, dauernd Eismassen zu Tal zu schleudern,[1]) die sich einige hundert Meter weiter unterhalb im Bockeneykees zu einem neuen, regenerierten Gletscher wieder vereinigen, und zwingt den Wanderer, der von der Walcheralpe, 1860 *m*, durch die Ostwand des Kammes nach Süden strebt, 200—300 *m* weiter hinab, bevor er den von Ferleiten zur Mainzerhütte ansteigenden Weg erreicht. Meine ursprüngliche Absicht, zu den Bärenköpfen weiterzuwandern, mußte ich der schlechten Schneeverhältnisse wegen leider aufgeben und auf dem gewöhnlichen Wege zur Schwarzenberghütte absteigen. Daß bei günstigen Eis- und Schneeverhältnissen die Fortsetzung der Tour bis zur Hoffmannshütte keine besonderen Schwierigkeiten bietet, ergeben z. B. die Schilderungen Frl. von Erlachs in einem in der Sektion Austria gehaltenen Vortrage »14 Tage in den Hohen Tauern«, Wien 1895.

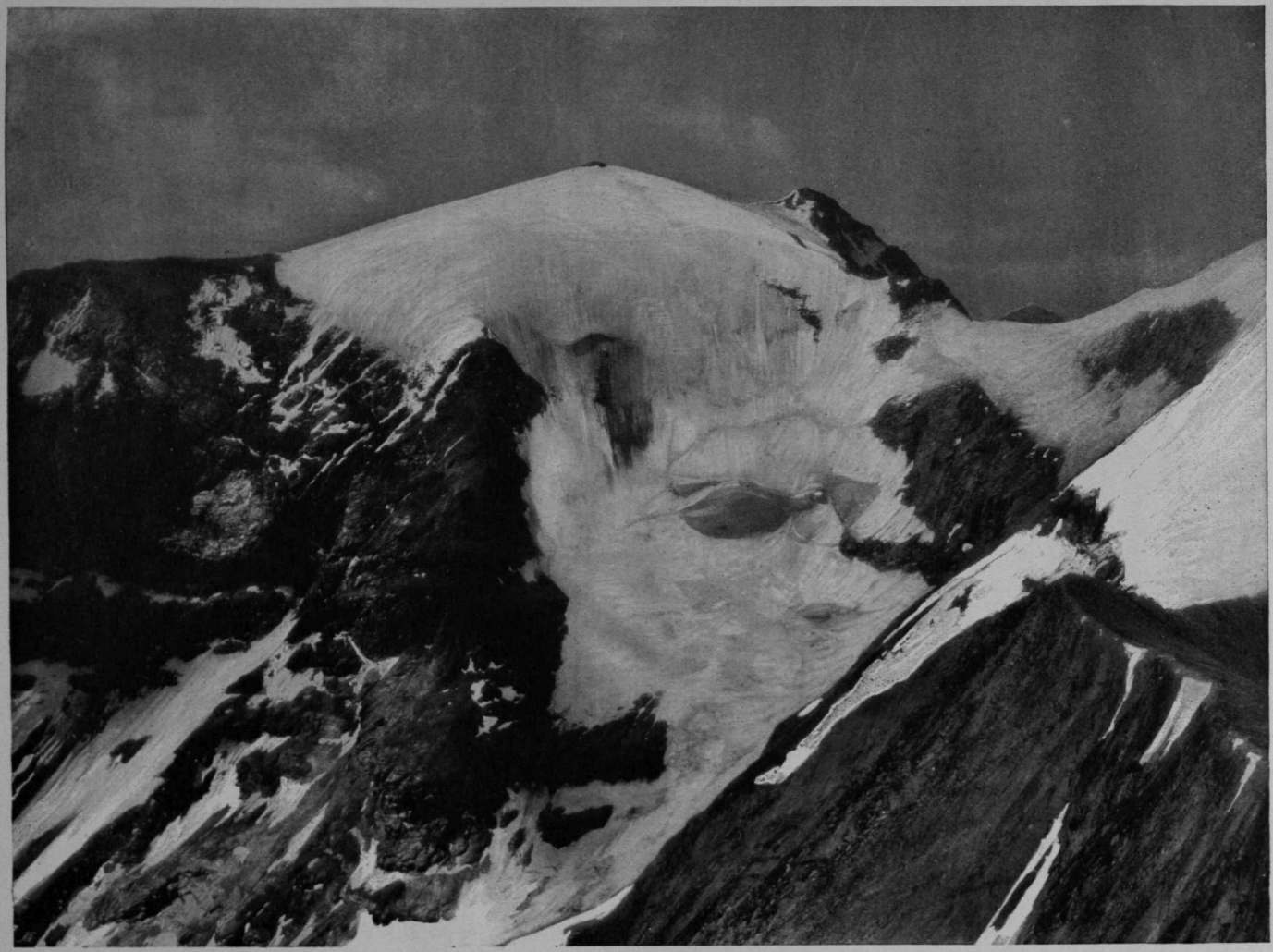
[1]) Schlagintweit zählte in der Stunde elf Abbrüche, doch ist der früher 78 ha große Gletscher in letzter Zeit stark zurückgegangen und es sind seitdem auch die Abbrüche seltener geworden.

Der Abstieg vom Vorderen Bratschenkopfe beginnt auf einem südöstlich ziehenden Grate mit einer langen Seilsicherung. Auch hier waren die Felsstufen



Großes Wiesbachhorn von Osten.

bald, von tiefem Neuschnee verdeckt, nicht zu erkennen, so daß man vorsichtig gehen mußte, um verborgene Felskanten zu vermeiden, bald waren die Felsen übereist und glatt, auch das Drahtseil nicht zu benutzen, weil es tief in den Schnee



Naturaufnahme von F. Benesch.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Hochtenn vom Krapfbrachkopf.

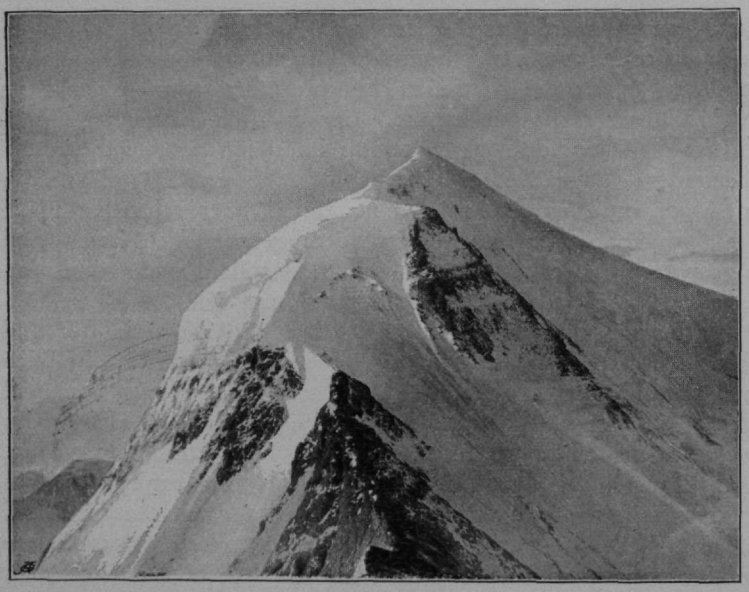
eingefroren war. Weiter unten wurde es besser, man konnte einige Seillängen neben dem Grate im Neuschnee vorwärts kommen, auch der Serpentinenweg, der dann rechts vom Grate durch die Bratschen hinunterführt, war schlecht zu finden, obwohl ihn mein Führer recht gut kannte. Der dadurch entstandene Zeitverlust wurde dadurch ausgeglichen, daß wir zeitweise im tiefen Schnee direkt absteigen und einige besonders lange Kehren abschneiden konnten. Im unteren Teile hörte der Schnee auf, und es ging auf dem guten, aber schmalen Pfade schnell hinab. Über einige recht glatte, vom Gletscher abgeschliffene Platten sind wiederum Drahtseile gespannt. Zwei kleine Holztreppen sollen mehr den Anstieg erleichtern; uns ersparen sie einen kleinen Sprung und wir haben verhältnismäßig schnell den Hochgrubergletscher erreicht, der hier äußerst zerklüftet und zerrissen an den Felsen ansetzt. Wir finden eine mächtige Eisbrücke, die sich festgefügt und nirgends unterbrochen, wenn auch hin und wieder etwas schmal durch die Klüfte windet. Sie erspart es uns, weiter oberhalb durch die Felsen im weiten Umwege dieses Spaltengewirr zu umgehen, und führt zu einer steilen, aperen Eiswand, deren Überwindung eine größere Zahl von Stufen erforderte. Ein schmaler Spalt wird überschritten und wir kommen dann auf aperem Eise und festem Lawinenschnee erheblich schneller vorwärts. Über die zuletzt etwas steilere Gletscherzunge hilft ein lose gespanntes Drahtseil, und wir haben den bequemen Pfad erreicht, der uns um 1½ Uhr zur Mainzerhütte führt. Wir hatten von der Spitze 3½ Stunden gebraucht und waren im ganzen 9½ Stunden unterwegs.

Die Ersteigungsgeschichte des Wiesbachhornes reicht bis in das 18. Jahrhundert zurück. Damals sollen es drei Brüder aus dem Tale von Fusch erstiegen und für die Tour 18 Stunden benötigt haben. Daß Thurwieser, wie in dessen Biographie von Schöpf[1]) nach hinterlassenen Papieren erwähnt wird, im Jahre 1825 oben war, wird von E. Richter[2]) wohl mit Recht bezweifelt. Der erste Fremde, der den Anstieg von Fusch aus machte, war vielmehr kein anderer als Kardinal Fürst Schwarzenberg, welcher im Jahre 1841 von der Judenalpe aus neun Stunden gebrauchte. Dreizehn Jahre später, am 14. August 1854, erfolgte die nächste Ersteigung durch A. v. Ruthner und Graf Andrassy und zwar, da deren Führer Badhans und Roederer auch schon den Erzbischof begleitet hatten, wohl auf dem gleichen Wege, dem bis zur Erbauung der Mainzerhütte gebräuchlichen Fuscher Wege. Man stieg über die Matten und durch die Bratschen zwischen Teufelsmühlkees und Hochgruberkees an, ging aber, sobald er über der Abbruchstelle irgend gangbar wurde, auf den erstgenannten Gletscher über, auf dem man zur Wielingerscharte gelangte, von wo dann der weitere Anstieg mit dem jetzt üblichen, von mir im Abstiege geschilderten, übereinstimmt. Hier treffen auch der geschilderte Weg über den Kaindlgrat und der Weg von der Pasterze her zusammen, den Steiner 1871 als Erster beging, während, wie schon erwähnt, Hoffmann und Stüdl am 18. September 1869 ebenfalls über die Bärenköpfe und den Bockkargletscher abgestiegen waren.

Einen außergewöhnlichen, nicht oft wiederholten Anstieg von Fusch aus wählte Curt Facilides aus Plauen am 17. Juli 1877, indem er von der Vögalalpe aus zum Ende des Sandbodengletschers anstieg und dann den steilen Grat am rechten südlichen Ufer dieses Gletschers hinankletterte, so daß er den Nordgrat nicht weit unterhalb des Gipfels erreichte.

Gleichfalls durch die steilen Ostwände kletterte am 16. Oktober 1898 Dr. G. Loewenbach aus Wien.[3]) Er stieg ebenfalls zwischen Sandbodenkees und Bockenaykees durch die Bratschen hinan über Punkt 2156 der A.-V.-Karte, hielt sich dann aber links, traversierte bei Punkt 2470 das Eisfeld oberhalb des Bockenaykeeses und

[1]) Salzburg 1871. — [2]) Erschl. d. Ost-Alpen III, S. 209. — [3]) Mitt. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 275.



Großes Wiesbachhorn vom Kleinen Wiesbachhorn.

gelangte dann an den Fuß der Wiesbachhornwand. Durch diese ging es in steilen Couloirs unter Benutzung einer nach Ostsüdost heraustretenden Felsrippe in schwieriger Kletterei aufwärts. Die letzte, pralle Schlußwand wurde wächtenfrei angetroffen und über kleine Kamine und Wandln gerade hinauf von Osten nach Westen erklommen. Auch dieser elf Stunden dauernde Anstieg wird nicht viele Nachahmer finden, während die Tour über den Nordgrat neuerlich häufiger bei Gratwanderungen vom Hochtenn zum Wiesbachhorn gemacht worden ist. Zuerst löste Diamantidi am 25. September 1879 dieses Problem, indem er von der Kaindlhütte über den Wielingerkees traversierte, durch eine steile Eisrinne zur Sandbodenscharte, 3308 *m*, zwischen Kleinem und Großem Wiesbachhorn, ankletterte und dann auf dem Grate selbst von Norden zur Spitze anstieg, wobei viele Stufen geschlagen werden mußten. Die Schwierigkeit der Tour liegt aber vor allem in der Überwindung der Eisrinne oberhalb des Wielingerkeeses. Das obige Bild, welches Jenkner vom Kleinen Wiesbachhorn aus aufgenommen hat, zeigt uns diesen Firngrat mit seiner wechselnden Steigung und dem überhängenden Horne.

So verwickelt der Kamm im südlichsten Teile gestaltet ist, so einfach zieht er vom Hinteren Bratschenkopfe, 3416 *m*, ohne besondere Gliederung nach Norden, und es genügt hier beinahe eine Aufzählung der Scharten und Spitzen.

Die Wielingerscharte, 3267 *m*, am Ende des Teufelsmühlkeeses, das Große Wiesbachhorn mit dem Wielingerkees und dem davor gelagerten Fochezkopf, 3159 *m*, sind oben genügend behandelt, desgleichen die Sandbodenscharte, welche vom Wielinger- zum Sandbodenkees hinüberführt. Nördlich derselben folgt das Kleine Wiesbachhorn, welches nördlich des Sandbodenkeeses einen kurzen Grat östlich entsendet, der im Sandbodenkopf, 2904 *m*, und der Heidnischen Kirche, 2538 *m*, zwei benannte Gipfel besitzt und sich dann in eine Anzahl grasbewachsener Kuppen auflöst, die oberhalb Ferleiten die sanftabgedachten Hänge des Fuschertales bilden und auch den Boden der Walcheralpe südlich begrenzen. Über diesen Grat erfolgt im wesentlichen der Anstieg auf das Kleine Wiesbachhorn, wie ihn zuerst einige Einheimische, z. B. Michael Holzner aus Saalfelden, dann am 2. September 1875 die Führer Zembacher und Schernthaner[1]) und als erster Fremder Dr. Fuchshofer aus Wien am 16. September 1877 ausgeführt haben. Letzterer hat die Tour ausführlich beschrieben. Er gelangte von der Walcheralpe, die man auf einem Alpen-

[1]) Erschließung der Ostalpen III., S. 214. Dr. Johann Fuchshofer, St. Wolfgang, Fusch, S. 146.

wege von Ferleiten aus an dem schönen Falle des Ferleitenbaches vorüber erreicht, links abbiegend auf den erwähnten Kamm. Auf diesem ging er zunächst über ein ausgedehntes, ziemlich steiles Weideterrain, zur »Heidnischen Kirche«, einer am Rande einer Schlucht aufragenden, weithin in das Tal sichtbaren, stumpfen Felspyramide. Von hier stieg er durch die Sandbodenbratschen auf den Sandboden, eine mit feinem, weichem Sande bedeckte ebene Fläche, und durch die Wiesbachbratschen zum Ferleitnergletscher oder Walchergletscher. Eine hier vorhandene große Spalte, die zum Betreten des steilen, lawinengefährdeten Osthanges zwang, scheint von späteren Reisenden nicht mehr gefunden worden zu sein. Die Tour ist von Purtscheller am 18. September 1886 wiederholt worden, später von Dr. H. Lorenz aus Wien. Purtscheller stieg zur Sandbodenscharte ab und zum Großen Wiesbachhorn hinüber. Die Aussicht nach Osten und Westen ist nach Fuchshofer überraschend schön, besonders sieht man an der Venedigergruppe vorüber weit nach Tirol hinein. Im Norden und Süden hemmen Hochtenn und Wiesbachhorn den Fernblick, doch gewährt der Anblick des letzteren mit seiner mächtigen Kuppe vollen Ersatz für das Fehlen weiterer Aussicht. — Den Abstieg zur Sandbodenscharte hemmen drei eigentümlich geformte und geschichtete Felstürme, die auf der Schneide des Grates aufsitzen, umgangen werden müssen und deren Silhouette sich scharf gegen die Luft abzuheben pflegt.

Das Kleine Wiesbachhorn bildet nur einen kurzen, schmalen Felsrücken in der unendlich hohen und schmalen Wand, welche den Walcherboden von dem Kaprunertale scheidet. Die Schneide dieser Wand zieht sich nach Norden zur Wiesbachscharte oder dem Wiesbachtörl, 3032 *m*, hinab, welches nach den Erzählungen des Führers A. Hetz, zuerst ein Hirte, dann der Strohhofbauer in Kaprun, dann 1871 A. Hetz allein und schließlich am 25. September 1871 mit A. Kaindl und Kederbacher überschritten hat. Der Übergang wird selten gemacht. 1879 brauchte G. Gröger mit Ch. Ranggetiner von der Kaindlhütte bis zur Scharte 1 St. 10 Min., von dort bis Ferleiten 2 St. 15 Min. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Uberwindung des spaltenreichen Wielinger Gletschers, von welchem man durch eine Schneerinne und einen Felskamin zum Törl anklettert.

C. Hochtenn.

Der vom Großen Wiesbachhorne zum Hochtenn von Süd nach Nord streichende Gebirgszug gliedert sich an der Schneespitze des Hochtenns, 3322 *m*, welche als weithin sichtbares Wahrzeichen über den Zellersee und den ganzen Mitterpinzgau bis zu den nördlichen Kalkbergen hinüberschaut, in zwei mächtige Kämme, welche auf der Schneespitze selbst beginnen und von denen der eine, die nördliche Fortsetzung des Fuscherkammes bildend, sich nur bis zum Hirzbachtörl, 3042 *m*, nach Nordwesten zieht, um sich dann nach Norden zu wenden und über den Bauernbrachkopf, Krapfbrachkopf, Messerfeldkopf und Rettenzinken zum Imbachhorne abzufallen. Der andere Kamm zieht gegen Osten und gabelt sich bald nochmals am Zwingkopf, 3130 *m*, einen Zweig nach Osten entsendend, der als steile Wand nach Norden zu den Schmalzgruben, nach Süden zur Walcheralpe abfällt und von West nach Ost die Namen Schneeleiten (von 3130 *m* bis zu 2816 *m*), Mühlwand (bis 2356 *m*) und Heuwand (bis 2000 *m*) führt, während der andere über das Zwingköpfl[1]) der Vereinskarte, 2741 *m*, zum Bratschenkopfe, 2709 *m*, nördlich

[1]) Der Zwingkopf wird auch Zwingköpfl genannt, z. B. auch in der »Erschließung der Ostalpen«. Dann wäre diese Bezeichnung der Generalstabskarte und der Alpenvereinskarte für den Punkt 2741 *m* unrichtig. Nach Mitteilung des fürstlich Liechtensteinschen Oberjägers Weickl aus Bruck-Fusch, welcher seit langen Jahren den Jagdschutz der Gegend ausübt und deshalb wohl am besten mit deren Topographie vertraut ist, sind aber — wie auch von mir angewandt — beide Namen für verschiedene Punkte

zieht und sich hier nochmals in die Streicheckhöhe und Beilsteinwand teilt, die bis zum Hirzbach reichen und zwischen denen der Brechelboden eingelagert ist. Der Erschließung dieses ganzen Gebietes dient die am 23. Juli 1900 eingeweihte Gleiwitzerhütte[1]) im Hirzbachtale, von welcher aus im Jahre 1902, dem dritten ihres Bestehens, mindestens 64 Personen den Hochtenn besucht haben. Die Hütte liegt in einer Höhe von 2250 *m* an der östlichen Wand des Hauptkammes unterhalb der Scharte zwischen Krapfbrachkopf und Messerfeldkopf, oberhalb der Stelle, wo der zuerst von Süd nach Norden fließende Hirzbach sich nach Osten wendet.

Vom Dorfe Fusch ist sie in 3½ Stunden leicht zu erreichen und zwar auf gut gehaltenem Reitwege, der bis zur Hirzbachalpe (2¼ St.) sogar für kleine Sesselwagen fahrbar ist. Unterhalb des mächtigen Hirzbachfalles überschreitet man auf fester Brücke den Bach und steigt in großen Schlingen, mit dauernd schönem Ausblick über das Fuschertal, über das gegenüberliegende Weichselbachtal und auf Dorf Fusch, die erste Talstufe hinan. Weiden und Wald wechseln miteinander ab, in der tiefen Schlucht rauscht der Bach, wir überschreiten mehrere Nebenbäche, die vom Brechelboden und dem Hochezkopfe, 1905 *m*, dem letzten Ausläufer des Beilsteinkammes, herabkommen. Unmittelbar unterhalb der Alpe überschreiten wir in einer Felsenge den hier mächtige Kaskaden bildenden Bach, sehen links vom Wege einige Mauerreste als letzte Überbleibsel der ehemals hier betriebenen Bergwerke und haben nach etwa hundert Metern weiterer Steigung den fast ebenen, geräumigen Boden erreicht, auf welchem die Hirzbachalphütten, 1708 *m*, stehen. Fußgänger können den Weg einige Minuten abkürzen und einen interessanten Einblick in die sogenannte Hirzbachklamm gewinnen, wenn sie einen neuerdings angelegten Pfad auf dem linken Ufer des Baches (gegen Erlegung von 40 Hellern) benutzen und den Bach oberhalb des untersten Falles überschreiten. — Schon Purtscheller,[2]) der am 16. Juli 1882 bei seiner Ersteigung des Hochtenns früh um 4 Uhr zur Hirzbachalpe gelangte, schildert in begeisterten Worten den Wechsel der Szenerie, der hier den Wanderer überrascht, die grünbematteten Abhänge und felsigen Abstürze, welche das in dichte Schatten gehüllte Tal umgeben, während die blutflammende Morgensonne sich in den Firnpanzern des Hochtenns und Brachkopfes spiegelt und der Hintergrund, ausgefüllt durch das steilabfallende, zerklüftete Hirzbachkees mit den ihn überragenden Gipfelbauten und Kämmen das Bild einer großartigen Hochgebirgslandschaft gewährt. Gerade vor uns, in der Horizontalen nur 1082 *m* entfernt, aber über 500 *m* über uns, liegt am grünen, von Felsen durchbrochenen Abhange unser Ziel, die Gleiwitzerhütte, das wir in 35 Serpentinen auf 3300 *m* langem, bequemem Reitwege erreichen.

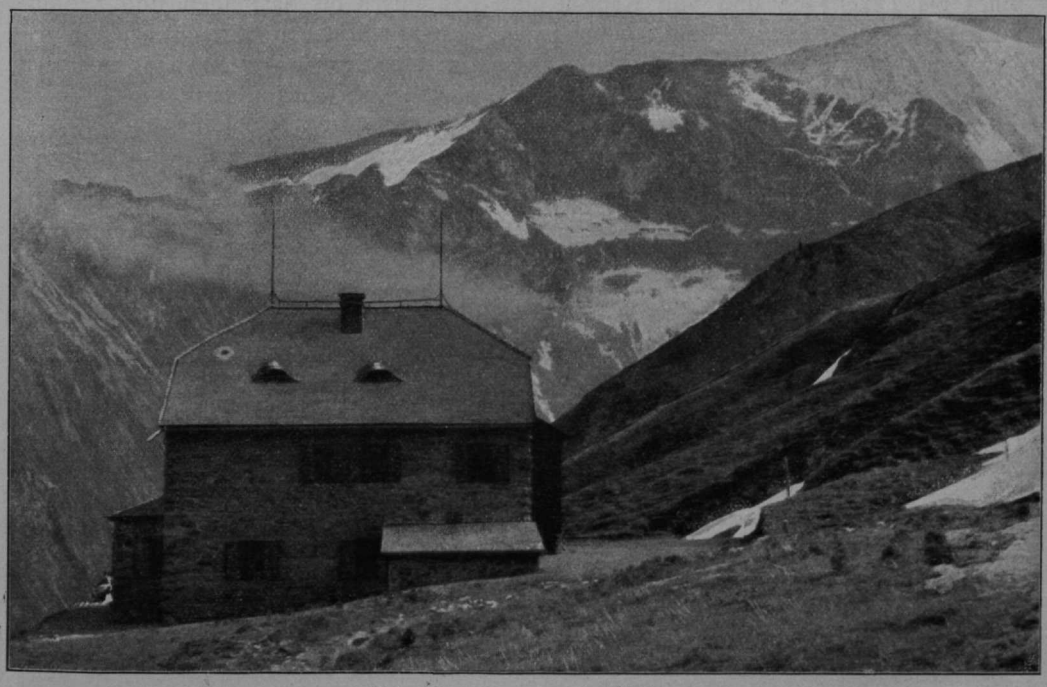
Die Hütte, ein massiver Steinbau, ist im Sommer bewirtschaftet und enthält im Erdgeschoß einen großen Speisesaal, die geräumige Küche und ein großes Gastzimmer, darüber sieben Zimmer mit je zwei Betten, unter dem Dache zwei Schlafräume und eine Dachkammer für die Führer.

Auch der Übergang über die Brandlscharte,[3]) die man in 35 Min. erreichen kann und von der man in drei Stunden zum Kesselfallalpenhause im Karprunertale ab-

---

gebräuchlich, nämlich der Name Zwingkopf für den Kulminationspunkt der Schneeleiten, 3130 *m*, und Zwingköpfl für Punkt 2731 *m* nördlich davon, es sind eben der große und kleine Kopf am Schlusse der Zwing, das ist der hinterste, mit Moränenschutt erfüllte Teil des Hirzbachtales. — [1]) Vergl. meine Aufsätze in den Mitteil. 1900, S. 126, 149, und 1901, S. 213. Tätigkeitsberichte der Sektion Gleiwitz 1899, S. 60 ff., 1900 und 1901. Der Hirzbach soll dem Bergbau seinen Namen verdanken und früher Erzbach geheißen haben. Doch kann ich mich zur Anwendung dieses veralteten Namens ebensowenig entschließen, wie zur Anwendung der Form die Hohe Tenne für Hochtenn. — [2]) Über Fels und Firn. Bergwanderungen von Ludwig Purtscheller, herausgegeben von H. Hess, S. 62 ff. — [3]) Die Schreibart Brendlscharte in einigen Reisehandbüchern und auf dem Panorama vom Imbachhorne, 2472 *m*, ist unrichtig und beruht auf einem Schreibfehler des Verfassers in seinem Aufsatze für die Mitteil. 1900, S. 127.

steigt, ist recht abwechslungsreich; in entgegengesetzter Richtung dürfte er 4½ bis 5 Stunden erfordern. Dicht unterhalb des Hotels verkündet eine Wegtafel rechts von der Fahrstraße den Beginn des Steiges, der zunächst durch Wald, dann über eine Alpe, schließlich durch den fiskalischen Ebenwald schattig ansteigt und bei der Krapfbrachalpe den fürstlich Liechtensteinschen Jagdsteig und die Grenze des geschlossenen Baumwuchses erreicht. Der Jagdsteig wird etwas nach rechts benutzt, dann zeigt ein Wegweiser wieder links aufwärts an einer alten Lärche vorüber, und über die Alpen des Fürsten Liechtenstein hinweg schlängelt sich der Weg mit dauernd wunderschöner Aussicht zur Brandlscharte, 2352 *m*, hinan. In etwa vier Stunden hat man bei ca. 8 *km* Weglänge eine Steigung von ca. 1300 *m* überwunden. In einer halben Stunde kommt man von hier auf gutem Wege zur Hütte, darf es aber



Gleiwitzerhütte gegen den Hochtenn.

nicht verabsäumen, zunächst einen Abstecher zum Imbachhorne, 2472 *m*, zu machen und die überraschend schöne Aussicht zu bewundern, welche meines Dafürhaltens den Rundblick von der Schmittenhöhe bedeutend an Schönheit übertrifft. Sieht man auch den Glockner nicht, so präsentieren sich dafür Hochtenn und Kitzsteinhorn greifbar nahe und der Blick auf die nördlichen Kalkalpen gewinnt durch den grünen Vordergrund der Kitzbüheler Alpen. Sie erscheinen, wie der Geologe P. Peters[1]) sich poetisch ausdrückt, in ganzer Pracht als das jenseitige Ufer eines mächtig gekräuselten Stromes, den die Zwischenzone mit ihren runden Kuppen von Grauwacke darstellt und durch den sich weithin kenntlich die Mulde von Zell am See als behagliche Furt hindurchzieht. Man übersieht ja den ganzen Zug der Kalkalpen vom Dachstein bis zum Karwendelgebirge, aber immer wieder haftet der Blick auf dem blauen Spiegel des Sees mit den Äckern, Wiesen und Häusern, die ihn umgeben, und über die Quermulde hinweg, die der See zum kleinsten Teile ausfüllt,

[1]) Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau, S. 148.

schaut man, wie durch ein mächtiges Sehrohr[1]) auf die blinkenden Wände des Steinernen Meeres. Durch diese Teilung der Landschaft, die sich beim Blick gegen Süden durch das Aufragen des Hochtenns und Kitzsteinhorns wiederholt, wird der Rundblick in mehrere mehr oder minder scharf umrahmte Bilder aufgelöst, gegliedert und dadurch malerischer gestaltet.

Oft schon stand ich auf dieser Aussichtswarte, lange bevor die Gleiwitzerhütte fertig war, und bevor Alfred Baumgartner zu Linz sein Panorama vom Imbachhorn[2]) gezeichnet, hatte mich am 3. August 1899 Landesregierungsrat Hans Stöckl, damals Bezirkshauptmann zu Zell am See, hinaufgeführt und mir sein so wunderschönes, bergerfülltes Amtsgebiet gezeigt. Kann man doch die meisten bewohnten Plätze des Ober- und Mitter-Pinzgaus erblicken. Von Mittersill reicht der Blick bis Taxenbach und von Kaprun und Bad Fusch bis Saalfelden und Schloß Lichtenberg. Und doch fand ich bei jedem späteren Besuche auch ohne einen so berufenen Führer neue Schönheiten. Selbst im Nebel war der Ausblick oftmals schön, wenn die Berge im Norden über das wallende Meer hinausragten. Man kann sich dann darunter statt der üppigen Wiesen, statt der von der regulierten Salzach durchströmten, von der Landstraße und der Bahn durchschnittenen Talmulde den mächtigen Gletscher der Eiszeit denken, der den ganzen Nordabhang des Tauernkammes bedeckte und sich durch die Zeller Mulde nach Norden schob, so daß er als seine Spuren Gletscherschliffe und so viele aus der ganzen Gegend zusammengetragene Gesteinsbrocken zurückließ, daß man zum Beispiel im Tale bei Tumersbach eine vollständige Gesteinssammlung des Glockner- und Venedigergebiets ohne große Mühe zusammenstellen kann.

Von Bruck-Fusch aus kann man auf direktem, rot markiertem Wege das Imbachhorn und damit die Gleiwitzerhütte erreichen.

Während die benachbarten Kämme nach der Salzach zu breit nach beiden Seiten ausladen und einige kürzere Längstäler bilden, die in das Haupttal münden und direkt zum Hauptflusse ihre Wasser entsenden, fällt das Imbachhorn nach Norden steil ab und bildet mit seinen dunklen Felsen für den Blick aus Norden einen wirksamen Gegensatz zu dem saftigen Grün der Matten, dem dunklen Waldesgrün und dem glänzenden Firne der Spitzen. Nur einen kurzen, leicht gewellten Kamm sendet das Imbachhorn nach Norden, der dann nach Westen biegt und schnell bis zur Talsohle abfällt. Wo dieser kurze Kamm die Fuscherache erreicht, verließ ich am 30. Juli 1902, 10 Uhr 45 Min. vormittags noch vor den letzten Häusern des Ortes die Straße ins Fuschertal, um über steile Grashänge mit schöner Aussicht über das weite Tal hinanzusteigen. Es war heiß, aber bald war auch der kühle Wald erreicht und in diesem ging es immer auf dem Kamme weiter, ähnlich den Wegen, die wir aus dem Mittelgebirge, den Beskiden, dem Riesengebirge, gewohnt sind. Bei etwa 1700 *m* Höhe führen mich die roten Marken links von der Kammhöhe etwas hinab, ich umgehe im weiten, nach Südosten offenen Bogen ein kleines Tal, in welchem sich der Wachtbergbach zur Ache hinunterstürzt, und erreiche die Wachtbergalpe, auch Bäckenanderlalpe genannt, 1678 *m*, wo mir zwei freundliche Sennen ein einfaches Mittagsmahl, bestehend aus frischer Milch, Schwarzbrot, Butter und Käse, vorsetzten. Bald oberhalb der Hütte überrascht in dem Kamme hoch über mir ein Felsloch, das die ganze Felswand durchsetzt und den blauen Himmel hindurchscheinen läßt. Das Loch liegt nordöstlich unterhalb des Imbachhornes, hat anscheinend etwa 6 *m* im Durchmesser und ist nach Erzählung Einheimischer 8 *m* lang, also groß genug, um mehreren Personen bei Unwetter sicheren Unterschlupf zu gewähren. Durch dieses Teufels-

[1]) Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau, S. 148. — [2]) Im Selbstverlag der Sektion Gleiwitz erschienen.

loch oder Melkerloch soll der Böse zur Strafe einen Sennen geschleppt haben, welcher die schöne Alpenmilch zum Baden, die Butter aber als weichen Sitz benutzt hatte. Den weiteren Weg soll der Teufel durch ähnliche Öffnungen genommen haben, die sich nach Angabe meines Gewährsmannes in den westlich gelegenen Kämmen befinden.

Als ich oben bei einem kleinen Wassertümpel die Alphütten aus dem Auge verlor, war leider auch die Markierung zu Ende,[1]) und in der Befürchtung, vor dem Imbachhorne zu weit rechts in dessen steilabfallende Nordwände zu geraten, hielt ich mich etwas zu weit links und gelangte auf den Roßkopf, 2152 *m*, der Vereinskarte, von wo aus ich nicht nur die wohlbekannte Umrahmung des Hirzbachtales, sondern auch unsere Hütte erkannte und mich selbstverständlich leicht orientieren konnte.

Blick vom Krapfbrachkopf auf den Zellersee und das Steinerne Meer.

Über grüne Matten ging es wieder nach rechts, um möglichst wenig an Höhe zu verlieren; einige in den Fels tief eingefurchte Rinnsale wurden durchklettert oder auf Brücken von Lawinenschnee vorsichtig überschritten und, den Punkt 2232 wie das Imbachhorn rechts lassend, stand ich bald unterhalb des Gleiwitzer Weges an dem kleinen Brandlsee, 2222 *m*, der mir in sommerlicher Umgebung ganz anders erschien als bei meiner ersten Überschreitung der Brandlscharte am 5. Juli 1898, wo er mit fester Eisdecke versehen war und die Hänge noch 100 *m* unterhalb des Sees eine tiefe Schneedecke trugen, über die wir von der Brandlscharte bis zum See abfahren konnten. — Um mir eine kurze Kletterstrecke zu ersparen, zog ich es vor, zum Wege anzusteigen, den ich dicht unter der Scharte erreichte, und 20 Minuten später saß ich in dem schönen Speisesaale unserer Gleiwitzerhütte.

Das Gratstück von der Brandlscharte südlich über den Rettenzinken, 2514 *m*,

[1]) Die Markierung ist im Jahre 1903 von der Sektion Bruck des Ö. T. K. wieder hergestellt und verbessert worden.

und den Messerfeldkopf, 2442 *m*, läßt sich ebenfalls ohne besondere Schwierigkeiten fast bis zum unbenannten Punkte 2450 der Karte begehen, doch hat eine solche Wanderung keinen besonderen Zweck, weil man hier eines tief eingerissenen Schrundes wegen weit hinab muß und nicht direkt zum Krapfbrachkopfe hinübergelangt. Auch entspricht es einem dringenden Wunsche der fürstlich Liechtensteinschen Jagdverwaltung, wenn dieses Kammstück, namentlich auf der westlichen oder Kapruner Seite, überhaupt nicht begangen wird und wenn auch auf der Strecke weiter südlich, zwischen Krapfbrachkopf und Bauernbrachkopf, so lange dieselbe noch dem Verkehr freigegeben ist, Lärmen, Schreien, Schießen und Hinabwerfen von Steinen unbedingt vermieden wird. Fürst Liechtenstein, welcher im Hirzbachtale pachtweise, auf der Kapruner Seite und im ertraglosen Felsgebiete als Eigentümer die Jagd ausübt, ist den beteiligten Sektionen bei der Erschließung dieses Gebietes ohne Rücksicht auf die sichtliche Abnahme der Jagdergebnisse[1]) so liebenswürdig entgegengekommen, daß ich es für meine Pflicht hielt, dieses Verbot auch hier zur sorgfältigen Beachtung bekannt zu geben.

Über die ersten Besteigungen des Hochtenns von der Fuscher Seite — bis zum Jahre 1869 sollen dem Kardinal Fürsten Schwarzenberg drei weitere Touristen gefolgt sein — ist wenig bekannt. Doch waren bis vor kurzem alle Anstiegsrouten von dieser Seite in ihrem allerletzten Stücke einander gleich. Sie trafen im Zwingkopf, 3130 *m*, miteinander zusammen, welcher »in Form eines seitlich zusammengedrückten massiven Knopfes auf dem Kamme aufsitzt«.[2]) Von hier geht es den steilen Nordostgrat hinan, eine schmale Firnschneide, die aber vollkommen unschwierig ist. Von der Schneespitze kommt man in wenigen Minuten zu der flachgewölbten Mulde hinab, die zwischen den beiden Spitzen liegt. Hier mußte ich, als ich am 18. Juli 1901 den Übergang machte, Steigeisen anlegen, auch wurde, um den Abstieg vorzubereiten, eine Anzahl Stufen in den steilen Firn geschlagen, weil der Grat stellenweise recht schmal ist. Der letzte Anstieg erfolgt auf bequem zu Stufen geschichteten Steinen und bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Der ganze Abstecher ist in einer kleinen Stunde hin und zurück leicht erledigt und der Aussicht wegen äußerst lohnend. Da ich es vermeiden möchte, mich selbst zu wiederholen, will ich hier Purtschellers[3]) Schilderung des Berges einschieben. »Der Berg selbst bildet mit seinem doppelgiebeligen Zeltdache eine der schönsten Spitzen im reichen Bergkranze der Gruppe. Er nimmt unsere Sinne gefangen durch eine grandiose relative Höhe und die wilde Energie seiner Formen. An dem Aussichtsbilde will ich nur das hervorheben, was für dasselbe besonders charakteristisch ist. Zunächst fesselt den Blick das nahe Wiesbachhorn, der prächtigste Gipfelbau in den östlichen Ostalpen. Der Eismantel und die Firnterrassen des Berges schimmern in der kräftigen Sonne wie ein lichtgesättigter Spiegel.

Daran reihen sich der Eisdom der Glockerin, die Gruppe der Bärenköpfe und rückwärts, auf hohen Firnaltären thronend, die Hohe Riffel und der Johannisberg. Nicht minder prächtig ist der Blick auf Glockner und Romariswandkopf. Unter den Gipfeln des Kaprunertales fällt besonders der spitze Kegel des Hohen Eisers auf, eine Berggestalt von hoher Pracht und vollendeter Formschönheit.[4]) Meinem Standpunkte gegenüber präsentiert sich die nackte, von furchtbar steilen Lawinenrunsen durchfurchte Felskehle des Kitzsteinhornes. Ich würde es für unmöglich

[1]) Seit Erschließung des Kapruner- und Hirzbachtales soll sich der Abschuß an Gemsen auf die Hälfte verringert haben. Allerdings hat sich gleichzeitig nach Entscheidung eines Prozesses zwischen den Alpgenossen der Auftrieb von Schafen erheblich vergrößert. Neben etwa 240 Stück Rindvieh nutzen etwa 1400 Schafe die oberen, inneren Teile der Hirzbachalpe, welche daher das Schafelgebirge heißen. — [2]) Fuchshofer, Bad Fusch, S. 148. — [3]) Aus »Über Fels und Firn«, herausgegeben von H. Heß. — [4]) Vergl. das Bild S. 337.

halten, hätte ich es nicht selbst versucht, über diese äußerst abschüssigen Wände hinabzukommen. In der hintersten Talstufe, dem Moserboden, zieht sich der mächtige Karlingergletscher herab, eine Eisterrasse über die andere bauend, hier am Fuße gewaltiger Felstrümmer, dort an den Flanken der Bärenköpfe brandend und von mächtigen Spaltnetzen durchzogen. Von Bergen der weiteren Umgebung zeigen sich besonders schön der Groß-Venediger, einzelne Spitzen der Landeckgruppe, anderseits die Rauriser- und Gasteinerberge, endlich die Kalkalpen Salzburgs und Berchtesgadens. Fast schöner aber als der Blick auf die nahen und ferneren Bergeshäupter ist der Niederblick auf die Täler. In dieser Hinsicht ist der Hohe Tenn vielleicht ohne Rivalen in der Glocknergruppe. Das Fuscher-, Hirzbach- und Kaprunertal, sie alle erfreuen das Auge durch eine Masse schön ausgeprägter Detailbilder und durch den prächtigen Kontrast in den Abstufungen des Grüns, vom düsteren Nadelwalde bis zu den hellfarbigen, leuchtenden Alpenmatten. Weiter draußen fällt der Blick auf das Salzachtal, auf das im Festschmucke der Bodenkultur prangende Land und auf den blauschimmernden Metallschild des Zellersees, den spielende Nebel hie und da neckisch verschleiern.« (Siehe Bild S. 359.)

Purtscheller hat das Hirzbachtal bis zu seinem Schlusse zur Zwing verfolgt und ist dann direkt über brüchige und steingefährliche Felsen zum Zwingkopf angestiegen. Ebenso schwierig ist die von Fuchshofer[1]) am 6. September 1878 zum Abstiege gewählte Route über die steile östliche Felswand, die Walcherbratschen. Sie ist nicht zu empfehlen, weil der Übergang aus den Felsen auf das Walcherkees (Ferleitner Gletscher) nur bei zufälligem Vorhandensein einer festen Eisbrücke möglich, auch der Gletscher selbst äußerst zerklüftet ist.

Sehr leicht und bequem ist der Anstieg von Ferleiten über die Walcheralpe. Von letzterer führt ein allerdings schmaler und der Nachbesserung bedürftiger Steig, der im Jahre 1888 von Bergführern im Auftrage der Sektion Pinzgau hergestellt wurde[2]), direkt nördlich zur Mühlwand hinan und oben auf dem schmalen Grate der Mühlwand und der Schneeleiten zum Zwingkopf, 3130 *m*. Am 29. August 1900 habe ich, gut im Training und bei vorzüglichem Wetter, von der Schneespitze des Hochtenns bis zum Trauner Gasthause in Ferleiten, also für 2220 *m* Höhendifferenz nur drei Stunden gebraucht, während am 18. Juli 1901 zur gleichen Leistung 4¼ Stunden erforderlich waren; noch langsamer kam ich am 12. August 1900 einen Teil dieses Weges von den Schneeleiten zur Walcheralpe hinunter. Es lag reichlich Schnee auf den steilen Grashängen, der schmale Pfad war nicht zu finden; soweit die Schneedecke oben tief genug war und der Abhang nicht zu steil erschien, ging es seitwärts des Kammes im tiefen Schnee mühsam, aber sicher vorwärts, wo der Kamm schmäler und die Abhänge steiler wurden, mußte man aber äußerst vorsichtig gehen, um nicht Schneeschollen abzutreten, und beim Abstiege über die Wand wurden Steigeisen und Seil zu Hilfe genommen, um nicht allzu langsam oder vielleicht allzu schnell unten anzukommen. Es bestätigt das die Erfahrung, daß nasse steile Grashänge besonders unbequem im Abstiege sind.

Auch der Anmarsch über die Schmalzgrubenalpe bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Noch innerhalb der Gehöfte der Ortschaft Fusch verläßt man die Fahrstraße und geht nach rechts westlich auf steilen Vieh- und Hirtensteigen die Wand in die Höhe, welche das Schmalzgrubental südlich begrenzt. Weit nach Süden ausholend, windet sich der Pfad aufwärts und erst in drei Stunden erreichte ich seinerzeit am 12. August 1900 mit Führer Georg Schranz die Schmalzgrubenalpe. Hier nahmen wir, auf großen Steinen vor der Alphütte sitzend, ein opulentes Frühstück in Gesellschaft zahlreicher Pinzgauer Schweine mit ihren

[1]) Bad Fusch, S. 148. — [2]) Mitt. 1889, S. 175.

charakteristischen braunen Flecken, die uns umgrunzten und die zugeworfenen Wurstschalen und Käserinden ebenso gerne nahmen wie zwei kläffende Hunde. Der Senne spendet uns ein Glas schönsten Obers, verbirgt aber vor unseren Augen die hübsche Braut, die am Sonntage zum Besuch heraufgekommen ist. Über steile Matten geht es ohne Weg weiter, auf eine grüne Kuppe hinauf, die sich vor uns aufbaut. Ist diese erstiegen, so erhebt sich eine weitere Terrasse von gleicher Höhe vor uns und das wiederholt sich etwas eintönig vier- bis fünfmal, bis wir, soweit es der Nebel zuläßt, endlich den Talschluß übersehen können. Dann steigen wir an der Nordwand des Tales in die Höhe und immer weiter ansteigend um den ganzen Talschluß herum, dicht unter dem Zwingköpfl, 2741 *m*, vorüber, um schließlich durch tiefen Schnee zu den Schneeleiten anzusteigen und hier die Route von der Walcheralpe zu erreichen. Noch schöner ist der Weg über den Brechelboden, den ich am Tage vorher mit dem gleichen Führer begangen hatte.

Da es früh morgens heftig regnete, kamen wir erst gegen 7 Uhr früh von der Gleiwitzerhütte weg. Von dem Ende des neuen Weges, der nach Süden 1 *km* weit ausgebaut ist, stiegen wir über nasses Gras und Felsen, auch über einige Wasserrisse, ziemlich unbequem zum Talboden hinab, um dann von unten zu bemerken, daß wir einen erheblichen Umweg gemacht hatten und daß man einem alten, jetzt verrasten, aber in seiner Trace noch deutlich sichtbaren Knappenwege folgen kann, der etwas weiter nördlich dicht unter dem neuen Wege beginnt und mit bequemer Neigung zum Talboden führt, in welchem er bei etwa 1900 *m* Höhe ausmündet. Er ist anscheinend dazu benutzt worden, um aus einer großen, noch deutlich sichtbaren Grube eine ockerähnliche Erde zum Zwecke der Farbenbereitung zu gewinnen. Über die vielen Arme des Hirzbaches kommt man auf den vielen Steintrümmern gut hinüber und in einer Stunde ist die andere, östliche Talwand, der Fuß der Streicheckhöhe, erreicht.

Zu deren Ersteigung wurde zunächst ein breites, grasbewachsenes Band benutzt, das in nordöstlicher Richtung langsam ansteigt. Wir sahen bald, daß der am weitesten rechts zwischen Bratschenkopf, 2709 *m*, und der höchsten Spitze der Streicheckhöhe, 2372 *m*, hinaufführende Kamin zu steil und auch erheblich steingefährlich war. Schwieriger war die Wahl zwischen zwei weiter nördlich befindlichen Kaminen, doch stiegen wir schließlich durch den nördlichsten, weil derselbe unten breiter ausmündet, und deshalb ein längeres Ansteigen auf Geröll gestattet, sowie die eigentliche Kletterei erheblich abkürzt. — In etwa zwei Stunden ist vom Talboden aus unterhalb des Punktes 2315 die Kammhöhe erreicht und wir versuchten jetzt auf dem Grate der Streicheckhöhe zum Bratschenkopfe vorwärts zu kommen. Bis zum höchsten Punkte der Streicheckhöhe, 2372 *m*, ging das recht gut, auch noch etwas weiter, dann wurde aber der Kamm durch einen 40—50 *m* tief eingeschnittenen Riß durchbrochen, der erhebliche Kletterarbeit erfordern würde und in den mancher Felsblock vom Bratschenkopfe hinabrasselt. Wir merkten, daß vom Punkte 2315 aus grasbewachsene Bänder allmählich zum Brechelboden hinabziehen, deren System das Hochtal unmittelbar östlich des Punktes 2372 *m* erreicht, und daß wir diesen Abstieg gut hätten benutzen können, während wir jetzt recht steil hinabkletterten und etwa 150 *m* an Höhe verloren. Dann gingen wir in Schutt und losem Geröll an der Wand hinauf, die vom Bratschenkopf nach Nordosten zum Beilstein zieht und auf dieser Seite recht steil abfällt und dolomitenähnliche Zacken und Türme zeigt, während sie sich auf der anderen Seite zum Schmalzgrubentale in runden Rasenpolstern hinabsenkt. Die Kammhöhe erreichten wir am Fuße des Bratschenkopfes bei etwa 2600 *m* und konnten diesen ohne weitere Schwierigkeiten in etwa 20 Minuten ersteigen. Für den Weg zum Hochtenn ist diese Ersteigung ohne Wert, da auch nördlich des Bratschenkopfes zwischen diesem und dem Zwingköpfl,

2741 *m*, eine tiefe Schlucht einschneidet. Deshalb steigt man besser von der Scharte, die wir Brechelscharte nennen wollen, am Bratschenkopfe vorüber und sucht durch den Talschluß das Zwingköpfl, 2741 *m*, oder an demselben vorüber die Einsattelung zwischen Zwingköpfl und Zwingkopf zu erreichen, womit wir wieder auf der früher geschilderten Route angelangt sind.

Der soeben geschilderte Weg ist erheblich mühsamer als die anderen Routen über die Walcheralpe und Schmalzgrubenalpe, aber auch viel interessanter, weil man auf ihm nacheinander vier Seitentäler der Fusch kennen lernt.

Besonders malerisch wirkt der Blick von der Brechelscharte, über das Geröll am Schlusse des Brechelbodens und dessen grasbedeckte Bodenwellen, auf denen

Hochtenn aus dem obersten Hirzbachtal.

wir in der Nähe des kleinen Brechelsees einige Gemsen weiden sehen. Der Zellersee und die Kalkalpen dahinter sind durch die nach Nord und Nordost streichenden Bergzüge gleichsam eingerahmt. Im Südwesten erscheinen aber neben diesem Bilde Nebelmassen und dunkle Gewitterwolken, die uns raten, vom Weitermarsche Abstand zu nehmen, und auf schnellstem Wege einen Unterschlupf zu suchen. So ging es denn in Sprungschritten über das Geröll hinab, dessen Rutschen ja jetzt das Vorwärtskommen beschleunigte. Dann hielten wir uns etwas rechts, nach Norden, stiegen bis zum Brechelsee wieder bergan, überschritten einige der großen, grünen Bodenwellen und standen nach Überwindung einer kleineren Steilterrasse an dem letzten, steilen Absturze, von dem wir zu unseren Füßen die Hirzbachalphütten liegen sahen. Ziemlich unbequem kletterten wir hinab unter Benutzung einiger Wasserrisse, die, vom Gewitterregen gefüllt, einen etwas feuchten Pfad gebildet hätten. Einige Minuten wanderten wir auf dem ebenen Talboden

zum Bache, über den ein Holzbrett gelegt ist, und erreichten um 5¼ Uhr die Hirzbachalphütte in dem Augenblicke, als der erste heftige Regenschauer herunterkam, der sich zu einem zweistündigen Gewitterregen entwickelte.

Der schönste, abwechslungsreichste und bequemste Anstieg zum Hochtenn ist aber jener, den die Wegebauten der Sektion Gleiwitz dem allgemeinen Verkehr eröffnet haben und den ich in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 213 geschildert habe. Die Hauptschwierigkeit des Weges bestand in der Auffindung des Anstiegs zum Krapfbrachkopfe, 3126 *m*, welcher früher schwer zu finden war, und von Bezirkshauptmann Stöckl als erstem Touristen im Spätherbst 1897 begangen worden ist,[1]) aber durch die den Einstieg bezeichnende Markierung und eine im Stöcklkamin angebrachte feste Leiter gut gangbar gemacht wurde. Die Gratwanderung vom Krapfbrachkopf zum Bauernbrachkopf und um diesen rechts westlich herum zum Hirzbachtörl ist für den schwindelfreien Wanderer in Begleitung eines Führers vollständig ungefährlich und durch die dauernd wunderbare Aussicht eine der schönsten in den ganzen Ostalpen. Sie wird künftig etwas kürzer, aber nicht weniger schön werden, weil im Jagdinteresse der Einstieg etwas nach Süden verlegt werden soll. Dann wird der Anstieg über die Jägerscharte oberhalb des als steile Felsnadel aufragenden Spitzbrettls auf die Südseite der Spitzbrettwand und an dieser entlang zur tiefsten Stelle des Hauptgrates führen. Durch diese Änderung wird der Standpunkt, von dem die Bilder S. 337 und 359 durch Benesch aufgenommen sind, dem Verkehr entzogen, doch hat man nach wie vor die gleiche wundervolle Aussicht bei der Umgehung des Bauernbrachkopfes und vom Hirzbachtörl. Angenehm ist die Wanderung auch deshalb, weil man großenteils auf festem Felsen wandert und erst am Hirzbachtörl, 3042 *m*, den ersten, meist fest verfirnten Schnee betritt. Dazu kann man ohne große Mehrleistung den Bauernbrachkopf besuchen, den man vom Törl leicht erreicht. Hier beginnt auch der Nordwestschneegrat, auf dem man zur Schneespitze des Hochtenns ansteigt. Der Kleine Hochtenn, ein Felsturm, der — nach Westen steil abstürzend — auf diesem Grate aufsitzt und auf dem Bilde S. 363 deutlich sichtbar ist, während er auf dem Vollbilde S. 352 sich zu wenig von der Felsspitze abhebt, bot hier früher ein unübersteigliches Hindernis und zwang Purtscheller, als er im Abstiege den Übergang vom Hochtenn zum Bauernbrachkopfe ausführte, zu einem schwierigen Umwege. Er stieg nördlich des Turmes zum Gletscher hinab, traversierte unterhalb des Hirzbachtörls zum Bauernbrachkopfe und kletterte an diesem hinan.

Im Anstiege scheint als erster B. Bricht den Übergang vom Hirzbachtörl zum Hochtenn am 21. Juni 1889 gemacht zu haben.[2]) Er hat den Felsturm westlich, also auf der Kapruner Seite, durchklettert und es sind hier bald darauf von der Sektion Pinzgau einige Klammern und Drähte in einem schmalen Kamine mit teilweise recht unsicheren kleinen Tritten angebracht worden. Diesen Weg benutzte ich am 21. August 1900 und fand dabei bestätigt, was schon seitens der Führer gemeldet war, daß die Sicherungen für den Durchschnittstouristen nicht genügend waren, daß namentlich bei nassen Felsen der Kamin schwer erschien und daß er vor allen Dingen wegen der brüchigen Felsen immer steingefährlich blieb. Deshalb wurde im Auftrage der Sektion Gleiwitz im Frühjahr 1901 ein starkes Drahtseil über den teilweise überhängenden Grat des Kleinen Hochtenns gelegt, welcher früher vollständig ungangbar war. Wie ich mich bei Besichtigung dieser Anlage am 18. Juli 1901 überzeugen konnte, ist sie ganz vorzüglich gelungen, so daß jetzt der Anstieg, den einst sogar Purtscheller als besonders schwierig schilderte, jeder objektiven Gefahr entkleidet ist. Wir waren damals gleichzeitig vier Mitglieder der Sektion Gleiwitz mit drei Führern auf der Schneespitze — wohl die

[1]) Mitteil. 1898, S. 182. — [2]) Mitteil. 1889, S. 172.

größte Zahl Besucher, die der Hochtenn auf einmal bis dahin gehabt hat — und konnten feststellen, daß der weithin sichtbare schwarze Felskopf, der so eigentümlich auf der glitzernden Firnpyramide aufsitzt und der auch auf dem Bilde S. 363 deutlich zu erkennen ist, noch weit mehr Personen Platz gewährt, so daß eine Überfüllung der Spitze auch bei zahlreicherem Besuche nicht zu befürchten ist.

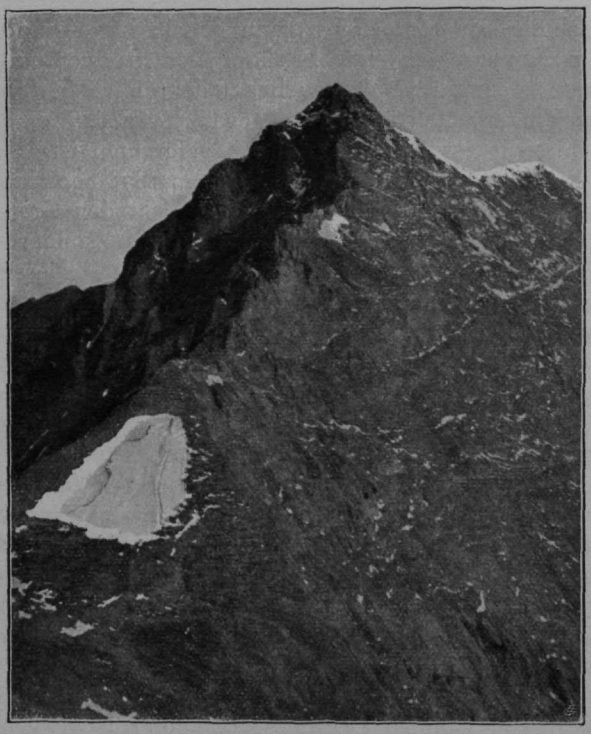
Das Hirzbachtörl wurde als Übergang von Dr. Fuchshofer schon 1878 benutzt; er hat beim Übergang vom Hirzbachtal nach dem Wasserfallboden nicht den Gratweg gemacht, den die Sektion Gleiwitz durch ihre Hütte erschlossen hat, sondern er ist im Hirzbachtale links östlich vom Bauernbrachkopfe angestiegen. Dieser Übergang wurde später oft gemacht, unter erschwerenden Verhältnissen von Dr. Hirschel, Max Langer, Direktor Königsfeld, Rechtsanwalt Epstein aus Gleiwitz und Martin Mühlauer aus Dorf Fusch.[1]) Diese Expedition hatte sich mit Auffindung eines geeigneten Hüttenplatzes im oberen Hirzbachtale zu lange aufgehalten und gelangte deshalb erst um 8 Uhr abends auf das Törl. Nebel und Schneesturm verzögerten den Abstieg durch die steilen Bratschenwände, man mußte deshalb von 11½ bis 1½ Uhr nachts im Freien biwakieren und gelangte erst um 6½ Uhr früh nach 25stündigem Aufenthalt im Freien zur Rainerhütte.

Bei günstigen Wetterverhältnissen ist der Übergang schon jetzt für geübte Steiger unter guter Führung nicht schwierig. Ich selbst brauchte am 1. August 1902 von der Gleiwitzerhütte mit Ersteigung des Bauernbrachkopfes bis zum Moserboden nur acht Stunden, obwohl ich behufs Wegerkundung manchen kleinen Umweg machte. Lex[2]) war zu gleichem Zwecke neun Stunden unterwegs, hatte aber schlechtere Schneeverhältnisse und es war auch meine Route erheblich weniger beschwerlich. Während nämlich Lex den Hochtenn-Anstieg der Sektion Gleiwitz unterhalb der Spitze des Bauernbrachkopfes verließ, um direkt abzusteigen, bin ich bis zum Hirzbachtörl selbst gegangen, und dann etwas schräge zurück abgestiegen. Auch der Übergang über den Wielinger Gletscher mag etwas länger aufgehalten haben, während ich unterhalb des Gletschers über den Bach ging und hierbei einen etwas größeren Höhenverlust mitnahm. Die von den Sektionen München und Gleiwitz geplante Steiganlage wird den Weg vom Wetter unabhängiger machen und es wird dann hoffentlich möglich sein, in etwa sechs Stunden von der Gleiwitzerhütte zum Moserboden zu kommen.

Selbstverständlich ist es möglich, auch von der Kapruner Seite über das Hirzbachtörl zur Schneespitze zu gelangen. A. Kaindl hat es 1871 zweimal vergeblich versucht, vom Bauernbrachkopf hinüber zu kommen, der Kleine Hochtenn dürfte das Hindernis gewesen sein. Auch ein dritter Versuch mißglückte, und erst am 2. Mai 1872 kam er von der Kaindlhütte aus zum Ziele, indem er den sehr zerklüfteten Wielinger Gletscher mit großer Mühe überschritt, durch die Wände des Kleinen Wiesbachhornes zu dem Nordkamme desselben anstieg, zum Wiesbachtörl hinabkletterte und, da der Grat sich als ungangbar erwies, durch die Westwand weiterstieg, wo man eine Schneerinne und dann eine schwere Felsrinne — den sogenannten Kederbacher-Kamin (nach Kaindls Führer benannt) — benutzte. Den gleichen Weg machte von der Rainerhütte ausgehend Paul Riemann am 12. September 1877. Er ist später im Abstiege öfter wiederholt worden, z. B. 1900 von Voigt aus Kattowitz und Ernst Platz aus München, ferner im Jahre 1902 von Werner Wildt aus Berlin, während A. Kühnel und A. Klammer aus Wien das Wiesbachschartl nicht berührten, sondern nördlich desselben direkt zur Rainerhütte abstiegen.

Die Ostwand, in welche P. Riemann vergeblich einzuklettern versuchte, wurde zuerst von H. Lorenz aus Wien am 18. August 1890 zum Anstiege benutzt. Man

[1]) Vgl. Tätigkeitsbericht der Sektion Gleiwitz 1895—1899, Seite 62. — [2]) Vgl. Mitteil. 1902, S. 178.



Hochtenn-Bergspitze vom Kleinen Wiesbachhorn.

verfolgte ein Schuttband hoch oben in den Walcher Bratschen, stieg aber dann direkt zum Gipfel an. — Nach Angabe der Führer ist der Weg durch die Ostwand deshalb günstiger, weil man hier näher dem Grate weiter kommt, aber er ist unpassierbar, wenn Neuschnee liegt und die Felsen vereist sind. Dann bleibt nur die Möglichkeit, durch die Westwand abzusteigen, welche wiederum äußerst brüchiges Gestein hat und in der man bald ziemlich tief bis zur halben Höhe des Wiesbachschartls hinabsteigen muß, um dann nach Süden zu diesem zu traversieren.

Der Abstieg vom Hochtenn zur Wiesbachscharte dürfte der schwerste und mühsamste Teil der Gratwanderung vom Hochtenn zum Großen Wiesbachhorne sein, welche als erste im Jahre 1892 L. Burger und Josef Schattbacher durchgeführt haben, die aber in letzter Zeit einige Male wiederholt worden ist, so im August 1901 von Jenkner aus Hubertushütte, der die Gratwanderung in umgekehrter Richtung ausführte und bis zur Gleiwitzerhütte fortsetzte. Auch er ist vom Wiesbachschartl durch die Ostwand zur Bergspitze gelangt und schildert die Tour als recht schwierig. Noch ausgedehnter war die Gratwanderung, welche Führer Altenhuber zu seiner Information allein am 24. und 25. September 1902 ausführte. Er hatte am 23. September Touristen über den Glockner zur Stüdlhütte geführt und wählte den Rückweg über den Romariswandkopf, Eiskögele und Johannisberg zur Mainzerhütte, von wo er am zweiten Tage über das Große und Kleine Wiesbachhorn und den Hochtenn zur Gleiwitzerhütte sowie nach Dorf Fusch weiterwanderte. Aus eigener Erfahrung kenne ich die Tour leider nicht, nach Jenkners Privatmitteilungen bietet sie aber dauernd einen hervorragend schönen Ausblick und ich halte mich deshalb für verpflichtet, sie tüchtigen Touristen zur Nachahmung zu empfehlen.

Wie ich hoffe, ist es mir gelungen, durch meine kleine Arbeit zu erweisen, daß das in ihr geschilderte Gebiet nicht nur hervorragend schön, sondern auch hervorragend gut erschlossen ist. Ich schrieb diese Zeilen in der Absicht, denjenigen meinen Dank zu betätigen, die sich an dieser Erschließung beteiligt haben, insbesondere den Sektionen Mainz, München und meiner eigenen Sektion Gleiwitz, und würde mich freuen, wenn ein Teil der Leser dieser Zeilen veranlaßt würde, das geschilderte Gebiet in seine Reisepläne aufzunehmen, und wenn dadurch den dort vorhandenen Hütten des Vereins eine Besucherzahl zugeführt würde, die ihrer touristischen Bedeutung und den auf Hütten- und Wegebau verwendeten Geldmitteln entspricht.

Der Nordzug der Palagruppe.

Von

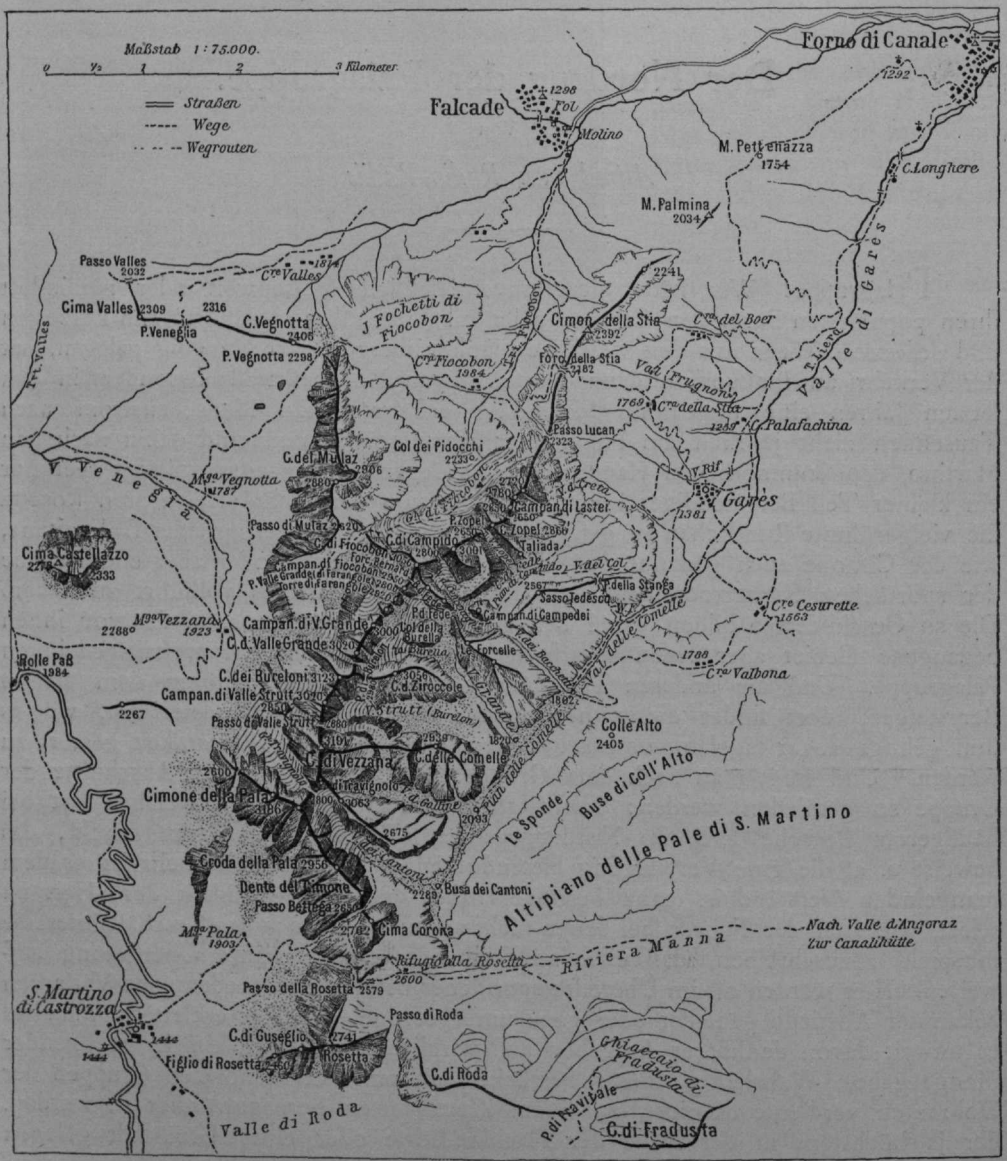
Alfred von Radio-Radiis.

Palagruppe! Wer hätte diese unvergleichliche Felsenwelt oder zumindest ihren populärsten Berg, den Cimone della Pala, nie rühmen gehört! Am kürzesten und schönsten Wege aus den westlichen Dolomitbergen nach Venedig gelegen, hat der Verkehr an ihr vorbei, dank der prächtigen Rollepaßstraße besonders in den letzten Jahren eine ungeahnte Steigerung erfahren. Ein Menschenstrom nach Tausenden zieht jährlich am Fuße jener Bergriesen bewundernd dahin nach San Martino, dem sommerlichen Hauptorte jener Gegend. Von diesen pilgert aber nur ein kleiner Teil Bergfreudiger hinan, teils um von der leicht erreichbaren Rosetta die vielgerühmte Rundschau zu genießen, teils um das »Matterhorn der Dolomiten«, wie der Cimone auch genannt zu werden pflegt, erstiegen, oder aber endlich eine der sportlichen Klettertouren in der Umgebung S. Martinos vollführt zu haben. Die so Geschilderten bilden dabei den Hauptteil der Bergbesucher, das von ihnen begangene Gebiet aber einen verschwindend kleinen Teil der weitausgedehnten Palagruppe. Und die anderen Teile der Gruppe? — Die gehören dem echten Bergsteiger; dort findet dieser heute noch Winkel entzückendster Art, wo es ihm gelingt, sogar tagelang umherzustreifen, ohne in seiner Einsamkeit gestört zu werden. Und fragt man nach dem Grunde, warum diese anderen Abschnitte der Gruppe so gemieden werden: Nicht allein der Hüttenmangel, welcher erst bei häufigerem Besuche z. B. im Nordzuge augenfällig wird, ist daran schuld, das beweist u. a. die gute Verpflegung bietende Val di Canali; weit mehr ist es dem mangelnden Verständnis, ganz besonders aber der Bequemlichkeit der »Herren« selbst, wie auch der Führer (bei denen nicht selten auch noch das Geschäftsinteresse mitspielt) zuzuschreiben, daß einzelne Gruppenteile eine wahre Überflutung aufweisen. Hier werden oft im Übereifer sportlicher Betätigung unbedeutende Varianten bekannter Anstiege gemacht oder ganz untergeordnete Zacken erklettert, während es unweit davon dankbarer Aufgaben auf wirklichen Bergesgipfeln in genügender Menge gäbe. Wahrhaftig, dieser herrliche Teil einer der schönsten Gruppen der Dolomiten verdiente es nicht, zu einem Klettergarten herabgewürdigt zu werden, der ja höchstens in der Nähe der Flachlandsorte oder einer Großstadt gelegen eine gewisse Berechtigung besitzt!

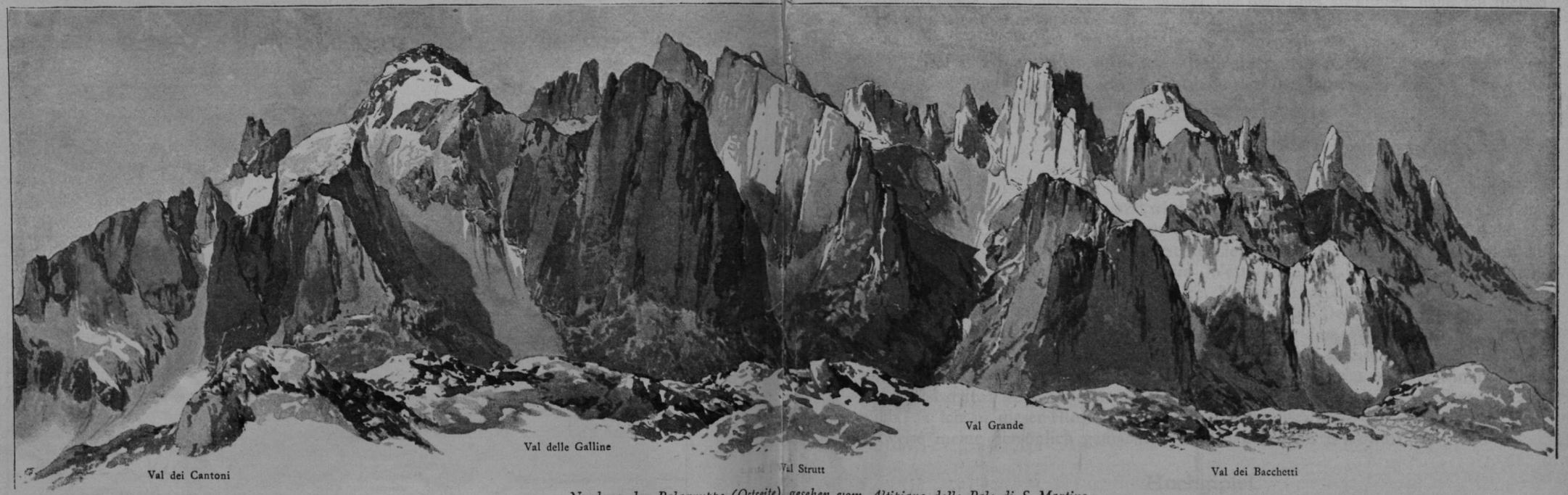
In urgewaltigem Aufbaue und mit schroffen Linien streben die Berge des Nordzuges himmelan. Den Hauptteil derselben gewahrt der Beschauer am bequemsten von den nahen Weideböden oberhalb Rolle, oder von der aussichtsreichen Cima Castellazzo. Dem Wanderer aber, der über den Karersee und Lusiapaß herüberkommt, dem treten dort zuerst die Recken des Nordzuges vor Augen. Und diese schönen Berge — bis auf zwei, nämlich die beiden vom Plateau aus mehr oder minder schwierig, dafür aber verhältnismäßig bequem erreichbaren Gipfel des Cimone

und der Vezzana — waren bis vor kurzem unbekannt und mit geringen Ausnahmen unbestiegen. Wie in so vielen anderen Fällen wies auch bisher hier niemand auf die vornehme Größe und Schönheit jenes Teiles hin, weil ihn niemand näher kannte.

Nach langjährigen Forschungen gelang es mir nun, den Schleier des Unbe-

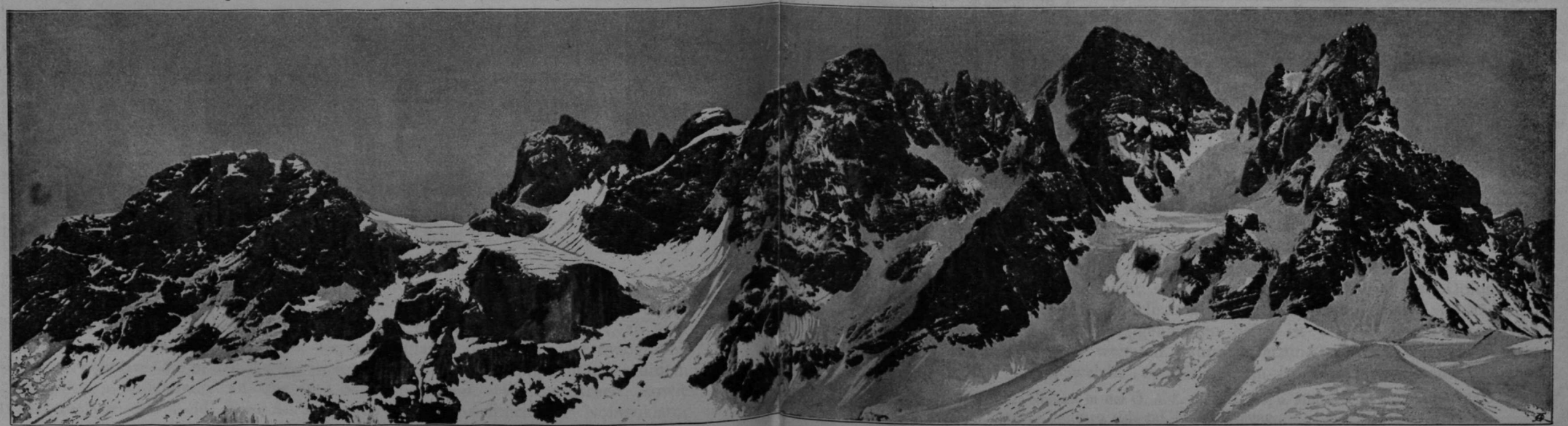


kannten dieser Gruppe zu lüften. Ich habe nicht nur die Haupterhebungen der Gruppe, einzelne sogar öfters und von verschiedenen Seiten her bestiegen, sondern auch den ganzen Gebirgskomplex vielfach kreuz und quer durchwandert, so über jeden einzelnen Abschnitt gründliche Kenntnis erlangt und dabei die topographischen Verhältnisse, die in den Karten meist falsch zur Anschauung gebracht wurden, nach eigenen Aufnahmen an Ort und Stelle berichtigt. Welche Arbeit, sowie Opfer an Zeit und Geld diese Aufklärungen auch hinsichtlich der Nomenklatur



Nordzug der Palagruppe (Ostseite), gesehen vom Altipiano delle Pale di S. Martino.

Nach einer Skizze von A. v. Radio-Radiis gez. von E. T. Compton.



Naturaufnahme von A. v. Radio-Radiis.

Nordzug der Palagruppe (Westseite) von der Cima Castellazzo (Winterbild).

Angerer & Göschl au:., Bruckmann impr.

forderten, kann nur der ermessen, welcher die dortigen Verhältnisse kennt. Wie schwer es war, geeignete Gewährsmänner für derartiges zu finden, habe ich hierbei wieder erfahren müssen.

Nun mögen meine Ergebnisse im nachfolgenden niedergelegt werden.

Die folgenden Zeilen enthalten Allgemeines über unser Gebiet, während von Seite 380 an die wichtigsten meiner ausgeführten Bergfahrten in dieser Gruppe und die Erlebnisse während derselben veranschaulicht sind.

Gebirgsgrenzen.

Der mächtige Nordzug unserer Gruppe entspringt der nordwestlichen Ecke des ausgedehnten Hochplateaus und wird von diesem durch den Rosetta- bezw. Comellepaß geschieden. Im Osten begrenzt den Zug die tief eingerissene Comelleschlucht mit der folgenden Talfurche des Torrente Liera (Val di Gares), dann im Norden die Val Biois, Val und Passo di Valles, im Westen die Val Venegia (Travignolotal), ferner der Rollepaß und jenseits noch ein kleines Stück des Cismonetales.

Das sind die Hauptgrenzen. Im engeren Sinn als Dolomitgebirge endet unser Zug im Norden mit den letzten Lasteispitzen nächst dem Passo Lucan.

Hinsichtlich des geologischen Aufbaues und der Zusammensetzung des Gesteins der Gruppe verweise ich in allem und jedem auf das ausgezeichnete Werk von Mojsisovics: »Die Dolomitriffe von Südtirol und Venetien«. Ich selbst enthalte mich, da ich in dieser Hinsicht Laie bin, wohlweislich jeder Kritik und werde nur fallweise meine persönlich gemachten Wahrnehmungen erwähnen.

Hochgipfel.

(Topographische Verhältnisse, Nomenklatur, Ersteigungsgeschichte.)

Unser Berggebiet umfaßt, wie schon eingangs erwähnt wurde, die höchsten und mit wenigen Ausnahmen (wie Monte Agnér, Pala di S. Martino, Sass Maor und einige andere) vielleicht auch formenschönsten Gipfel der ganzen Palagruppe.

Über ihre Stellung gibt die beifolgende Skizze genügend Aufschluß. Bei Aufzählung der Bergnamen verweise ich jedoch jetzt schon ausdrücklich darauf, daß in Anbetracht der prächtigen und zahlreichen hervorragenden Berggipfel dieser Gruppe lediglich nur die wirklichen Bergindividuen oder sonst bedeutende oder interessante Gipfelbauten verzeichnet und besprochen werden.

Dem Hauptkamme entragen, vom Rosettapasse an gerechnet, vorerst unbedeutende Erhebungen, so gleich hinter der Rosettahütte die leicht ersteigbare Cima Corona, 2762 *m*,[1]) und neben der breitmassigen Croda della Pala, 2956 *m*, noch einige kleinere Zacken wie Dente del Cimone und Campanile Giuseppe; sie alle sind unbedeutend und belanglos neben den übrigen Riesen des Nordzuges.

Der Cimone della Pala, 3186 *m*, ist der südlichste und zweithöchste, zugleich aber populärste Berg des ganzen Zuges. Für den Wanderer, der über den Rollepaß kommt, präsentiert er sich als schlanker, stolzer Turm, mit klotzigem Gipfelaufsatze. Seine kühne Form hat zu dem Vergleiche mit dem Matterhorn angeregt; aus diesem Anlasse wird er nicht selten auch das »Matterhorn der Dolomiten« genannt. Der langgestreckte Gipfelbau des Berges verläuft gratartig von Südosten nach Nordwesten. Auf der erstgenannten Seite ist er nur durch einen steil abstürzenden Turm von der weiteren Kammfortsetzung getrennt, die vom Plateau herüberzieht und durch welche er mit diesem in Verbindung steht. Diesem

[1]) Norman-Nerudas Notizen in der Ö. A.-Z. 1893, S. 206, u. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 176 unter »Cima delle Comelle« beziehen sich auf diese Erhebung.

Verbindungsstücke entragen die vorgenannten Erhebungen. Nach Nordwesten entsendet der Berg einen schneidigen, jäh abfallenden Grat. Die nordöstliche Begrenzungsflanke senkt sich, von Rissen durchfurcht, steil zum zerspaltenen Travignologletscher ab, während der Südwestabsturz, d. i. also die S. Martino zugekehrte Seite unseres Berges, stellenweise sogar senkrecht ist.

Ein Versuch von der Plateauseite her war wohl nahe gelegen und es ist bekannt, daß hier schon Grohmann im Jahre 1869, E. R. Whitwell und F. F. Tuckett 1870, beide jedoch erfolglos angriffen (siehe Erschließung der Ostalpen, Bd. III, S. 404—408). Kurz darauf, am 2. Juni 1870, gelang Whitwell mit Christian Lauener aus Lauterbrunnen und Santo Siorpaës aus Cortina die Ersteigung über die eis- und schneedurchsetzte, sowie auch steingefährliche Nordostflanke unseres Berges (A. J., Bd. V., S. 111—121). In der Geschichte der Erschließung der Ostalpen finden wir lange Zeit hindurch diesen zuerst gemachten Weg als den einzigen auf das wunderbare Felsgerüst des Cimone. Trotz der bekannten Steingefährlichkeit jenes Weges, durch welche so manche Partie in die kritischeste Lage versetzt worden ist, wurde durch volle 19 Jahre kein ernstlicher Versuch auf dem bereits erwähnten, verhältnismäßig nur kurze Kletterei bietenden Ostgrate unternommen. Erst Dr. L. Darmstädter aus Berlin mit Stabeler und Luigi Bernard gelang es am 9. Juli 1889, von der letzten östlichen Scharte weg, bis zu welcher schon Grohmann gelangt war, über eine sehr steile Wand und durch einen Kamin nebst darauffolgender Wand die Höhe des Gipfelgrates, sowie über diesen den Gipfel zu erreichen und dadurch einen neuen, sehr praktischen und vor allem vollkommen steinsicheren Anstieg auf den Cimone zu bewerkstelligen (siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 197). Seit Eröffnung dieses Weges wurde der alte, steingefährliche über den Travignologletscher und die Nordostflanke, soweit bekannt, nie mehr ausgeführt. Von jenem Jahre an hat sich, ganz besonders seit Erstellung der Rosettahütte auf dem Rosettapasse, und seitdem die Einstiegswand durch ein 30 *m* langes Drahtseil versichert wurde, die Anzahl der Besucher des Berges so sehr gesteigert, daß heute von den schönen Sommertagen kaum einer vergeht, da nicht eine oder mehrere Partien zur luftigen Hochwarte hinanklimmen. Die gewaltige Südwand, zwar nicht in der Richtung zum Mittelgipfel, sondern näher gegen die Einstiegsscharte im Ostgrate des gewöhnlichen Weges, durchkletterte zuerst L. Treptow mit Antonio Dimai unter bedeutenden Schwierigkeiten am 26. Juli 1893 (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 238, und Ö. A.-Z. 1894, S. 85, sowie 116—119). Diese Tour wurde seither nur noch ein einziges Mal durch Carl Bernhard, Thomas Maischberger und Dr. Heinrich Pfannl aus Wien am 19. September 1897 bei schlechten Witterungsverhältnissen ausgeführt. Ich kenne aus eigener Anschauung nur den untersten Teil der Südwand und kann daher über die Schwierigkeiten, die hauptsächlich in den oberen Teilen liegen, kein selbständiges Urteil abgeben, doch will ich auf eine Hauptgefahr bei dieser hinweisen — den Steinfall —, welche es gewiß verursachte, daß diese schwierige Tour, obwohl sie direkt von S. Martino aus durchführbar ist, seither auch von keiner Führerpartie mehr wiederholt wurde. Die Südwandroute trachtet bei der versicherten Einstiegswand den Beginn des gewöhnlichen Ostweges zu erreichen. Die ganze Durchkletterung der hohen Wand vollzieht sich also unter dem Absturz der oben befindlichen, gerölligen und vielfach vereisten Einstiegsrinne. Sobald nun der gewöhnliche Weg begangen wird, ist die Gefahr für die unterhalb der Geröllrinne hinanketternde Partie unvermeidlich. Es war ein Zufall, daß damals, als Pfannl und Genossen die Tour wiederholten, schlechtes Wetter herrschte und an jenem Tage nur noch eine Partie, und zwar gleichzeitig, jedoch über den gegenüberliegenden Nordwestgrat, angestiegen sein soll, so daß man von Steinfällen verschont

blieb. — Am 11. August 1893 endlich eröffnete Gilberto Melzi mit G. Zecchini einen neuen Anstieg — den eben erwähnten — über den Nordwestgrat auf unseren Berg (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 21, und Ö. A.-Z. 1893, S. 279). Die »Via« oder »Traversata Zecchini«, wie man diesen neuen Weg auch kurzweg nennt, sollte für die Zukunft von großer Bedeutung werden. Diese prachtvolle Bergfahrt ist in den letzten Jahren so häufig wiederholt worden, daß sie als wahre Modetour von S. Martino gilt. Auch führerlos ist sie meines Wissens bereits zweimal ausgeführt worden: das erste Mal von Hans Barth, Eduard Gams, Ing. Eduard Pichl und Karl Rigele aus Wien am 20. August 1899 und das zweite Mal von Alfred Hofbauer und dem Verfasser am 25. Juli 1901.

Die Cima di Vezzana, 3191 *m*, ist der höchste Gipfel der Gruppe und gliedert sich nördlich an den Cimone, von diesem durch den verfirnten Passo di Travignolo, 2800 *m*, getrennt. Auch diese Berggestalt zählt zufolge des charakteristischen, ungeheueren, fast senkrechten Westabsturzes zu den bekannteren der Palagruppe; ihr Gipfel wird aber seltener als der Cimone della Pala bestiegen. Es gab bisher nur einen bekannten Weg auf die Vezzana und zwar vom Travignolopasse über den Südkamm. Vom Rosettapasse, also durch die Val dei Cantoni und den Travignolopaß ist die Ersteigung bis auf einige steilere Schneepassagen leicht zu nennen; hingegen ist das Erreichen des Travignolopasses von der Westseite über den gleichnamigen Gletscher infolge der ungemein steilen Eishänge meist sehr schwierig. Diesen Weg schlugen erstmals D. W. Freshfield und C. C. Tucker gelegentlich ihrer am 5. September 1872 von Paneveggio aus unternommenen ersten Ersteigung der Vezzana ein.[1]) Wie sehr dieser Anstieg, wie so viele andere Touren in unserer Gruppe, von den Schneeverhältnissen abhängig ist, erhellt aus der Tatsache, daß z. B. die Erstersteiger hier auf den jähen Eishängen beinahe verunglückt wären, während Bettega gelegentlich einer Maifahrt auf die Vezzana in dem wohl ungemein steilen, aber prächtigen Schnee unschwierig zu Tal stieg. Erst im Jahre 1902 am 2. August gelang es meinem Bruder Gaston und mir, einen Abstieg nach Norden ausfindig zu machen und so die erste wirkliche Überschreitung der Vezzana von Süden nach Norden zu vollführen; hiebei gelangten wir jenseits auf einen dem Travignolopasse nicht unähnlichen Firnsattel hinab, der unseren Gipfel von seinem nördlichen mächtigen Nachbar, der Cima dei Bureloni, trennt: es ist dies der Passo di Val Strutt, ca. 2880 *m*. Von dem Sattel zieht ostwärts die wilde Val Strutt hinab zur Comelleschlucht. Tiefernst wirken die schroffen Mauern, die das Tal beiderseits umgeben, auf die ganze erhabene Scenerie. Die südliche Begrenzung des Tales bilden die prallen Wände der einem östlichen Seitenkamme der Vezzana entragenden

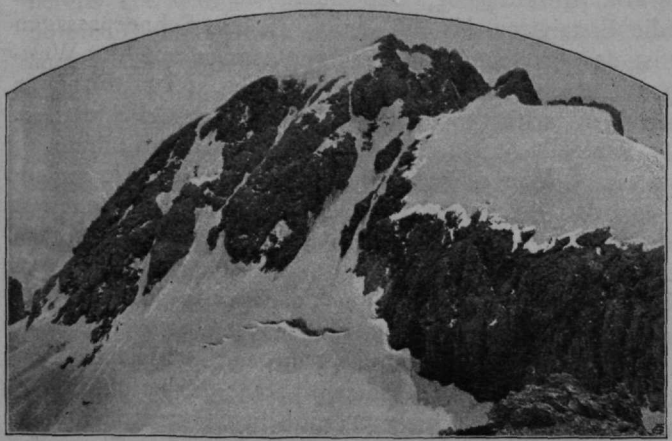
Cima delle Comelle, ca. 2939 *m*. Deren erster Ersteiger dürfte G. Euringer sein, der am 25. August 1885 mit G. Bernard bei dichtem Nebel den Scheitel in der Absicht bestiegen hatte, der Cima di Fiocobon zu Leibe zu rücken (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 266). Euringer, der sich auf dem Gipfel aber überzeugen konnte, daß er von der Cima di Fiocobon noch durch eine Anzahl von Schluchten und Türmen getrennt sei, hatte aber irrtümlich angegeben, den mit 3056 (?) *m* kotierten Punkt, also die gegenüber der tiefeingeschnittenen Val Strutt befindliche Cima delle Ziroccole (im Westkamme der Cima dei Bureloni gelegen) erstiegen zu haben. Wie wir uns aber gelegentlich der ersten Ersteigung überzeugen konnten, war dieser letztere Gipfel bis dahin wirklich noch unbetreten.

Der Campanile di Val Strutt, ca. 3020 *m*, entragt dem Verbindungsgrate von der Vezzana zur Cima dei Bureloni, neben dem gleichnamigen, vorhin erwähnten

[1]) A. J., Bd. VI, S. 97.

Passe am Ende des obersten Kessels der Val Strutt. Dieser Zacken wurde erstmals am 26. Juli 1897 von Dr. W. Theel und F. Oss-Mazzurana mit G. Zecchini und G. Favro erstiegen und bei diesem Anlasse mit dem Namen »Mazzuranaturm« belegt.

Die Cima dei Bureloni, 3123 *m* (fälschlich Pian di Campido benannt), zu der wir zuerst den Übergang von der Vezzana ausgeführt haben, wurde am 26. Juli 1888 zum ersten Male touristisch besucht von Dr. L. Darmstädter und Amtsrichter Dr. R. Kramer mit dem wackeren Stabeler und Luigi Bernard, wobei man, vom Rosettapasse kommend, zuletzt durch eine sehr steile Schneerinne und über den kurzen, leicht erkletterbaren Ostgrat den Gipfel gewann. Über die zweite Ersteigung fehlen nähere Daten. An der dritten Ersteigung am 11. Juli 1889, welche von S. Martino über den Rollepaß und den Passo Val Grande vollführt wurde, nahmen Teil: Frl. L. Bruck, Paul Darmstädter und Dr. Karl Bruck, abermals unter Führung Stabelers und Bernards. Die vierte und fünfte Ersteigung vollführte ich am 17. August 1901, in Gesellschaft Giovanni Dedorigos und am 2. August 1902 mit meinem Bruder Gaston gelegentlich des schon oft erwähnten erstmaligen Überganges von der Vezzana zu unserem Gipfel. Alle die genannten Partien wählten im Abstiege die Nordseite, wo man verhältnismäßig leicht den obersten Firnkessel der malerischen Val Grande gewinnt und nun entweder ostwärts in die Comelleschlucht oder über den Passo Val Grande hinunter ohne Berührung des Passo di Mulaz leicht ins Travignolotal gelangt.



Cima delle Ziroccole von der Cima di Val Grande.

Der von der Cima dei Bureloni östlich abziehende Kamm erhebt sich jenseits einer Einsattlung, dem Passo di Burelon, nochmals zu einer bedeutenden Kulmination, der Cima delle Ziroccole, 3056 *m*. Der mauergleiche Absturz zur Val Strutt ist gewaltig. Auffallenderweise ist die ebenfalls ziemlich steile nördliche, der Val Grande zugekehrte Flanke stark verfirnt, so daß der Beschauer von dieser Seite fast den Eindruck gewinnt, einen Eisgipfel und nicht einen Dolomitberg vor sich zu haben. Die erste Ersteigung vollführten mein Bruder Gaston und ich am 2. August 1902 vom Passo di Burelon her, über den anfänglich sanft ansteigenden, schneebedeckten, sich jedoch bald mit einem kurzen Felsgrat zum Gipfel emporschwingenden Westkamm.

Jenseits der Val Grande erhebt sich in Steilwänden die stolze Cima di Fiocobon, während dem Verbindungskamme zwischen dieser und der eben genannten Cima dei Bureloni eine Anzahl scharf geschnittener, teilweise sogar recht abenteuerlich geformter Spitzen entragen; sie erteilen dem Talschlusse der Val Grande einen eigenartigen, wilden Reiz; touristisch sind es aber nur untergeordnete Erhebungen. Ich führe dieselben nachstehend nur kurz nach der Reihenfolge ihres Verlaufes von Süden gegen Norden an:

Der Cima dei Bureloni zunächst gelegen und von dieser nur durch eine direkt zum Boden der Vezzanaalpe hinabschießende, wilde Eisschlucht getrennt ist die

Cima di Val Grande, ca. 3020 *m*, zu nennen. Ihre Ersteigung ist nicht besonders schwierig. Als Erstersteiger derselben gelten Thomas Oberwalder und Giuseppe Zecchini. Mein Bruder Gaston und ich erreichten die Spitze am 30. Juli 1902 über ein an der Ostseite hinanziehendes Band vom Passo Val Grande her.

Das folgende, mit diesem Bergmassive zusammenhängende, schroffe Felsgerüst ist der Campanile di Val Grande, ca. 3000 *m*. Dr. Oskar Schuster mit Zecchini erstiegen die kühne Warte am 5. August 1899 unter ziemlichen Schwierigkeiten von dem abschüssigen Schneebande der Westseite direkt durch die steile Westflanke.

Den Passo Farangole, wie der Passo di Val Grande auch noch genannt wird, begrenzen südlich die beiden Torre di Farangole, von denen die höhere Spitze, 2920 *m*, wegen der vier Fingern einer Hand gleichenden Gipfelkrone auch die Cima di quattro dita genannt wird. Einen Versuch zur Ersteigung dieses letzteren Zackens unternahm Thomas Oberwalder mit Zecchini im Jahre 1899. Gelang ihm das Gewünschte hier nicht, so hatte er doch am gegenüberliegenden Campanile di Fiocobon, 2970 *m*, welcher den Passo Val Grande nördlich mit seinen drohenden, überhängenden Wänden begrenzt, mehr Glück; ihm gelang es, gleichfalls mit Zecchini, im Juli 1899, nach äußerst schwieriger und gefahrvoller Kletterarbeit von der Forcella Bernard aus den spitzen Scheitel der kühnen Zinne zu betreten.

Nun komme ich zu einem der schönsten und zugleich bedeutendsten Gipfel im nördlichen Teile des Nordzuges, zur

Cima di Fiocobon, 3056 *m* (auch Focobon oder Fuocobon).

Dieser stolzen Hochwarte galt schon vor langem das Sehnen so manches kühnen Bergsteigers und so manchen Angriff wehrte sie ab. Giuseppe d'Anna mit dem braven G. Bernard gelang es am 6. August 1887, den Schleier der Unersteigbarkeit zu lüften. Man stieg in den der Vezzanaalpe zugekehrten Felswänden durch eine Rinne zur Scharte (Forcella Bernard) hinan und gelangte von dort mittels eines sehr schweren Querganges zu einem senkrechten Riß in der Südostflanke des Berges und, diesen durchkletternd, direkt zum Gipfel. Schon gelegentlich der zweiten Ersteigung durch H. H. West und Dr. G. Scriven mit G. Zecchini, am 9. August 1893, wurde nach Verlassen der Scharte eine neue Richtung eingeschlagen, indem nicht mehr der gefährliche Quergang nach rechts in die Südostflanke gemacht, sondern nach Erkletterung der ersten kurzen Wand eine geröllige Rinne gewonnen wurde, durch die man zu einer Scharte hinanklomm; nun befand man sich gerade vor einer Wand, durch welche ein enger Kamin vertikal emporzog. Man wählte diesen zum weiteren Anstieg, gelangte ober demselben in das untere Ende einer kurzen Geröllrinne, welche man wieder bis zu einer Scharte verfolgte, von der man aber gleich darauf rechter Hand über eine Rippe zu einer weiteren Scharte im Südgrate hinanstieg. Über diesen sich steil aufbauenden, dann aber bald verflachenden, scharfen Grat gewann man hierauf den Gipfel. Auf gleichem Wege erreichten Rev. A. G. Raynor und Mr. Aubrey H. Birch Reynardson mit Bettega und Zecchini am 19. August desselben Jahres die Cima di Fiocobon. Die vierte Ersteigung erfolgte durch Beatrice Tomasson mit Bettega, und die fünfte gleichfalls auf dem von Zecchini aufgefundenen Wege durch Dr. Oskar Schuster und Zecchini am 6. August 1899. Erst Thomas Oberwalder, wieder unter Führung Zecchinis, hatte in Erkenntnis der großen Steingefahr, welche die Anstiegsschlucht des gewöhnlichen Weges bietet, am 27. August 1899 einen neuen, völlig steinsicheren Weg von Norden her versucht und wirklich ausgeführt. Die Partie ging vom Rollepaß aus, überstieg den Passo di Mulaz und benützte nun die steile, vom obersten Ende des Fiocobongletschers auf die Scharte zwischen Cima di Fiocobon und der nördlich gelegenen Cima di Campido führenden Schneerinne. Hier vollführte man östlich etwas unterhalb der erreichten Schartenkehle den Einstieg in die Felsen

unseres Gipfels. Über einige schwierige Felspartien unter dem »Cima del Cacciattore» benannten Vorgipfel kletterte man hinan, wobei man direkt dem Hauptgipfel zustrebte und diesen — sechs Stunden nach Verlassen des Rollepasses — betrat. Der Abstieg wurde auf dem gewöhnlichen Wege genommen und so die erste Überschreitung des Gipfels von Norden nach Süden vollzogen. Meine im Verein mit meinem Bruder ausgeführte, zugleich erste führerlose Besteigung des prachtvollen Berges fand am 4. September 1900 statt.

Cima di Campido, 3001 *m*. Die Stellung und Benennung dieses Gipfels gab vielen Anlaß zu kartographischen Unrichtigkeiten. Der Berg hat den Namen nach einer östlich, unterhalb des Gipfels mitten in den wüsten Steinkaren eingebetteten, grünen Oase. Diese Erhebung zählt zu den letzten der wirklichen Hochgipfel unserer Gruppe. Gewaltig ist ihr Westabfall gegen den Fiocobongletscher; auch nach Osten gegen eine breite Terrasse stürzt sie mit einer gelben Wand ab. Die Möglichkeiten, dem Scheitel des Berges beizukommen, sind daher in der Nord- oder Südflanke zu suchen. Mr. Wilfred L. W. Brodie mit Zecchini vollführte, von S. Martino über den Passo di Mulaz kommend, über die Südseite im Jahre 1899 die erste Ersteigung des Berges, während als zweite Herr R. Czertner aus Wien und ich am 17. August 1901 den Gipfel von Norden her gewannen.

Dem Nordgrat unseres Berges, knapp vor seinem Absturz zum folgenden Passo Zopel, entragen zwei nadelscharfe Zacken; der höchste von ihnen, ca. 2900 *m*, fand in Herrn Thomas Oberwalder mit Zecchini am 17. Juli 1899 seinen Bezwinger.

Die Cima Zopel, 2866 *m*, ist ein isoliert dastehender, schroffer Felsturm nördlich des Passo Zopel. L. W. Brodie hat ihn mit Zecchini im Jahre 1899 als erste, mein Bruder Gaston und ich am 29. Juli 1902 als zweite Partie erklettert. Beide Ersteigungen erfolgten durch eine südlich eingeschnittene, direkt zum Gipfel emporleitende Kaminreihe. Diese Spitze wie das folgende dreigipflige Massiv gehören zu der kleinen Gruppe der Lasteispitzen. Die ganzen Gehänge jenes Teiles sind mit dem Namen »I Lastei« (= delle Comelle bezw. = di Gares) belegt. Demnach gebührt den dieselben überragenden Gipfeln berechtigterweise der Name »Lastei-(Kar)-spitzen«. Die südliche dieser Karspitzen ist die Cima Zopel, die den Namen von dem nahegelegenen Pass bekam.

Der Campanile di Lastei, 2850 *m*, ist der höchste der nördlichen drei stufenförmig absetzenden, charakteristischen Lasteitürme. Am 15. Juli 1899 bestieg ihn Thomas Oberwalder mit Zecchini über den bereits genannten Passo Zopel; sie querten hierauf die Ostflanke der Cima Zopel und gelangten dann durch die zwischen dem südlichsten (höchsten) und dem mittleren Turm östlich herabstreichende Schneeschlucht auf die zwischen den beiden Spitzen eingeschnittene Scharte. Von dieser scharf links in die Ostwand einsteigend und diese querend, über ein kleines Band, durch einen Kamin und über eine Felsstufe bis auf den südöstlich abstreichenden kurzen Grat kletternd und längs der Schneide desselben empor bis auf den Gipfel. Oberwalder taufte ihn Campanile di Cencenighe. Die Spitze steht aber zu dem gleichnamigen Orte in gar keiner Beziehung, man sieht ihn auch von der Spitze aus nicht. Ich möchte daher den althergebrachten Namen nicht gerne ohne zwingenden Anlaß gegen den von den Erstersteigern gegebenen vertauschen und daher in der Literatur die drei Türme als: Großen, Mittleren und Kleinsten Campanile di Lastei eingeführt wissen.

Infolge Nebels von dem Irrtume befangen, bereits am Eingange der Rinne zwischen dem mittleren und großen Turme zu stehen, ließen sich mein Freund Alfred Leschetizky, mein Bruder Gaston und ich am 29. Juli 1902 gelegentlich unserer großen Durchquerung der ganzen nördlichen Hälfte des Nordzuges verleiten, durch eine sehr steile Schneeklamm schon zur Scharte zwischen dem mitt-

leren und nördlichen (kleinsten) Turm, welcher sich mit seinen grauen Platten wie aus einem Guß geformt präsentiert, hinanzusteigen. In der Folge erkannten wir doch schließlich den Irrtum und kehrten, da auch die ungemein steile und plattige Nordwand des mittleren Turmes unseren Angriff von dieser Seite abgewehrt hatte, wieder zum Einstieg zurück. Wir mußten aber sowohl auf einen weiteren Versuch auf den mittleren Turm von der Hauptrinne aus, wie auch auf die Ersteigung des Großen Campanile di Lastei zeitmangels halber verzichten. Der plattenbewehrte nördlichste Turm fällt dann nach Norden zum Passo Lucan ab, mit welchem also der von so prächtigen Bergen und kühnen Zacken gekrönte Hauptkamm des Nordzuges seinen Abschluß findet.

Die Cima del Mulaz, 2906 *m*, ist ein nächst dem gleichnamigen Passe dem Hauptkamme nordöstlich vorgeschobenes, äußerst umfangreiches Bergmassiv. Westwärts baut sich der Berg in steilen Mauern aus dem Travignolotale auf. Der Abfall nach allen anderen Seiten ist ein sanfter, besonders gegen Südosten, wo der Berg durch den Passo di Mulaz, nächst der Cima di Fiocobon, mit dem Nordzuge in Verbindung steht. Das ganze Bergmassiv erinnert durch seinen kegelförmigen Aufbau lebhaft an einen Krater, dessen eine Hälfte sich losgelöst hat und eingestürzt ist. Der Berg ist zweifellos schon in ältesten Zeiten von Gemsjägern und anderen Einheimischen bestiegen worden; stellt er doch knapp neben einem Übergange, der heute noch von Schmugglern öfters begangen wird.

Ich kann nur von einigen wenigen Ersteigungen, welche schriftlich auf dem Gipfel festgelegt wurden, berichten: Am 10. Juli 1882 sind ein gewisser Carlo Battista und Costa Domenico als Besucher eingetragen. Anläßlich der Aufstellung eines Gipfelsignales zu Vermessungszwecken erstiegen der (italienische?) Korporal Corte vom zweiten Genie-Regiment und die zugeteilten Soldaten vom neunten Regiment den Gipfel. Im Jahre 1899 ist der Berg touristisch öfters bestiegen worden; so am 16. Juli durch Thomas Oberwalder mit Zecchini, am 7. August durch Oskar Schuster, ebenfalls mit Zecchini, und am 12. August durch Luigi Filippi aus Mailand. Eine Eintragung vom September besagt, daß der Berg in diesem Jahre noch von dem Geistlichen D. Enrico Battisti mit Valentino Moscandini aus Predazzo betreten wurde. Meine einmal in Gesellschaft meines Bruders, das andere Mal mit diesem und meinem Freunde Alfred Leschetizky aus Wien ausgeführten Ersteigungen fanden am 3. September 1900 und 30. Juli 1902 statt.

Von den isoliert stehenden Berggipfeln mit Dolomitauflagerung, die etwa dem Nordzug noch beizuzählen wären, erwähne ich nur die westlich jenseits der Travignoloquellen bis zu einer Höhe von 2333 *m* kastellartig aufstrebende Erhebung der Cima Castellazzo (Ö. A.-Z. 1893, S. 107). Diese wegen ihres Ausblickes auf den ungeheueren Nordzug vielfach besuchte, auch sonst sehr aussichtsreiche Warte hat kaum eine Ersteigungsgeschichte. Schafhüter haben sie wohl von alters her zur Sommerszeit besucht. Sie ist auch wegen einiger botanischen Seltenheiten berühmt. Als Ziel eines Winterausfluges auf Schneeschuhen, dem der Verfasser eines der beiliegenden Bilder verdankt, diente der Berg am 10. April 1902.

Hochpässe.

Von den Hochpässen, welche für unser Gebiet in Betracht kommen, sind in erster Linie erwähnenswert der Passo della Rosetta, 2579 *m*, der von S. Martino, ferner der Passo delle Comelle, der den Ausstieg von Gares durch die Val delle Comelle auf das Plateau zur Rosettahütte vermittelt. Der Übergang von den genannten beiden Orten über diese Pässe wird jetzt zur Sommerszeit oft unternommen. Der folgende, nordwestlich der Cima Corona bereits im Hauptkamme

eingesenkte Passo Bettega, ca. 2650 *m*, bildet für die von Süden kommenden eine Abkürzung des Anstiegsweges auf den Cimone und die Vezzana. Einer der hervorragendsten und bei etwaiger Überschreitung vielleicht auch schwierigsten der Hochpässe unserer Gruppe ist der bereits erwähnte Passo Travignolo, ca. 2800 *m*, zwischen Cimone della Pala und Vezzana gelegen. Nördlich der Vezzana ist der dem Passo Travignolo nicht unähnliche Passo di Val Strutt, 2880 *m*, im Hauptzuge eingeschnitten. Aus dem Comelletal ist der Zugang durch eine tief eingerissene, schneeerfüllte Schlucht leicht, von der Travignoloseite her jedoch gleichfalls schwierig zu nennen. Über die letztere erreichten den Paß zuerst Dr. W. Theel und F. Oss-Mazzurana mit G. Zecchini und G. Favro am 26. Juli 1897, anläßlich der Ersteigung des Campanile di Val Strutt. Mein Bruder Gaston und ich betraten den Paß bei dem Übergange von der Vezzana zur Cima dei Bureloni.

Mit Passo di Burelon bezeichne ich den circa 2980 *m* hoch gelegenen Firnsattel zwischen Cima delle Ziroccole und Cima dei Bureloni. Von ihm senken sich südlich gegen die Val Strutt zwei Schneerinnen, welche die genannten Massive von einander trennen. Westwärts gegen die Vezzanaalpe schießt eine unbegehbare, tief eingeschnittene, wilde Eisschlucht zu Tal, welche südlich von den dunklen Steilmauern der Cima dei Bureloni, nördlich von den senkrecht abfallenden Felsen der Cima di Val Grande eingeschlossen ist.

Der einzige für einen bequemeren Übergang in Betracht kommende, in den Hauptkamm etwa in der Mitte zwischen ungemein kecken Zacken tiefeinschneidende und verhältnismäßig gut passierbare Hochpaß ist der Passo Val Grande, ca. 2800 *m*. Er leitet aus dem obersten Firnkessel zwischen Cima di Fiocobon, Cima del Mulaz und Cima dei Bureloni hinüber in die oben breite, unten sich verengende und in Steilstufen zum Comelletal sich niedersenkende Val Grande. Die Westseite ist verfirnt, in später Jahreszeit nicht selten sogar eisdurchsetzt. Die Ostseite hingegen ist nur bis zum Sommer schneebedeckt; sonst leiten dort Schutthänge, welche von einer kurzen Felsstufe unterbrochen sind, hinab in den Schneekessel der obersten Val Grande. Gemsjägern ist dieser Übergang schon längst bekannt gewesen. Darmstädter erwähnt ihn ohne Namen in der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 304, als die »tiefste Einsenkung im Verbindungskamme«. In die alpine Literatur hat ihn eigentlich erst Dr. Oskar Schuster nach seiner Begehung am 6. August 1899 (in der Ö. A.-Z. 1900, S. 216), eingeführt. Schuster und Zecchini wollten damals einen direkten Abstieg ins Comelletal vollführen; ein Hinabgelangen über den untersten Absturz ist aber nur durch langes südliches Hinqueren unter den Nordostabstürzen der Ausläufer der Cima delle Ziroccole möglich.

Viel bequemer und einfacher ist es, bei einer Überschreitung des Passo Val Grande jenseits knapp unter den Wänden des Campanile di Fiocobon etwas abwärtssteigend gegen jenes auffallende Band hinzusteuern, welches unter den senkrechten Südabstürzen des Fiocobon-Massivs größtenteils unter Überhängen fast eben hinüberführt zu einem Sattel, über welchen man in den jenseitigen schneeerfüllten Hochkessel gelangt.

Banca delle Fede und Passo delle Fede, ca. 2750 *m*. Also ist das südlich unter den Wänden der Cima di Fiocobon in der obersten Val Grande eben hinüberführende Band und der hierauf unter dem jähen Ostabfall befindliche Sattel benannt. Eine Herde Schafe soll einst Hirten im Comelletal durch die Val Grande durchgegangen sein und man konnte sich lange nicht erklären, wohin sie geraten waren. Ein beherzter Älpler stieg nun im Tale hinan bis in den damals noch tief verschneiten, obersten Kessel der Val Grande und fand dort im Schnee die Spuren nach dem genannten Bande hinführen; er verfolgte diese, gelangte über den Sattel in den jenseitigen Schneekessel, umging das eigenartige Zackengebilde des Campanile

di Campidei und gelangte jenseits auf eine ebene, von üppigstem Gras bewachsene Oase in der Schnee- und Eiswüste — den Pian di Campido —, wo er die ganze Herde bei bestem Wohlbefinden antraf, und so wieder in den Besitz derselben gelangte. Das Band und der Paß leiten also aus der Val Grande in den jenseits der Cima di Fiocobon gelegenen Kessel und man kann nun durch die Val dei Bacchetti steil hinab zur Comelleschlucht, oder durch die Val del Col ohne Schwierigkeit direkt nach Gares gelangen. Dieser Weg in Verbindung mit dem von der Vezzanaalpe über den Passo Val Grande führenden, ist den beiden Brüdern Dedorigo aus Forno di Canale als den besten Jagdkennern des ganzen Gebietes bereits seit langer Zeit bekannt. Der Übergang ist auch überaus lohnend und kann bestens angeraten werden.

Zwischen der Cima di Fiocobon und der Cima di Campido ist der Passo del Ghiacciaio di Fiocobon, 2800 *m*, eingeschnitten. Den Namen hat er vom Fiocobongletscher, von welchem eine steile Schneerinne hinanleitet. Auch die ostwärts zum obengenannten Schneekessel absinkende Schneeschlucht (die Val di Cencenighe der Jäger) ist sehr steil; ihre Fortsetzung unterhalb des vorerwähnten Kessels zur Comelleschlucht bildet die Val dei Bacchetti. Den Paß hat erstmals Zecchini mit Oberwalder anläßlich der ersten Ersteigung der Cima di Fiocobon von Norden über die steile Seite vom Gletscher her erreicht. Am 23. Juli 1901 betraten mein Freund Alfred Hofbauer und ich den Paß anläßlich eines leider wegen lang anhaltender Hochgewitter vergeblichen Versuches von Süden auf die Cima di Campido zu gelangen.

Der Passo Zopel, ca. 2650 *m*, ist südlich der Cima Zopel eingeschnitten. Einen praktischen Übergang bildet dieser Paß nicht, da die auf der Westseite vom Gletscher hinaufführende, äußerst steingefährliche und ungemein steile Rinne in manchen Jahren von einer unpassierbaren Kluft durchzogen wird. Nur einmal ist bisher der Anstieg von Westen ausgeführt worden, und zwar durch Thomas Oberwalder mit Zecchini (15. Juli 1899). Von der Ostseite her wird er bei Gemsjagden häufig besucht. Auch ich habe ihn touristisch mehrere Male betreten.

Von den eigentlichen Hochpässen im Hauptkamme des Nordzuges ist dieser der letzte. Ich erwähne nur noch zwei in den nördlichen Ausläufern gelegene Übergänge: den Passo Lucan, 2323 *m*, welcher von der Malga Fiocobon (durch die steile Val Lucan), weil pfadlos, einen etwas mühsamen, und den Passo di Lastei, 2182 *m*, der gleichfalls von der genannten Alpe weg, jedoch einen ganz bequemen Übergang nach Gares gewährt.

In dem von der Cima di Fiocobon zur Cima del Mulaz abziehendem Aste ist zwischen beiden genannten Gipfeln der Passo di Mulaz, 2620 *m*, eingeschnitten. Dieser landschaftlich hervorragend schöne Paß bildet einen Übergang von der Vezzanaalpe zur Val di Fiocobon. Von Einheimischen schon lange begangen, ist er touristisch bisher kaum bekannt gewesen. Auf der Paßhöhe selbst oder auf dem südwestlich von dieser sich anschließenden, kleinen Hochplateau wäre ein geradezu einzig schöner Platz für einen neuen Schutzhausbau. Ich habe schon in einem kurzen Aufsatze über dieses Gebiet in Nr. 3 der »Mitteilungen« unseres Vereines vom Jahre 1902 auf diesen neuen Hüttenplatz verwiesen, aber meine Anregung hat bisher keinen Widerhall gefunden. Vielleicht geben diese Zeilen und die beigegebenen Bilder abermaligen Anlaß, die Frage von neuem zu erwägen. Ein Hüttenbau und ganz besonders ein Wegbau bis zu diesem würden den Besuch der bisher ganz ungerechtfertigterweise vernachlässigten, so prächtigen Gruppe sicherlich fördern.

Westlich der Cima del Mulaz kommt für unser Gebiet eigentlich nur mehr der Passo Vegnotta, 2298 *m* (auf der italienischen Seite auch Passo di Fiocobon genannt, weil er auf den Almboden derselben hinüberführt) in Betracht, der von

der Malga Vegnotta, 1787 *m*, im Tal des Travignolo nordöstlich um den genannten Berg herum auf die obersten Weideböden der Fiocobonalpe leitet.

Ganz bedeutungslos für unsere Gruppe ist der Passo Venegia, 2318 *m*, während der altbekannte, bequem begehbare Passo di Valles als Übergang von Paneveggio nach Falcade und Forno di Canale erwähnenswert ist.

Hydrographische Verhältnisse.

Ganz wesentliche Flußläufe haben ihr Quellgebiet im Nordzuge der Palagruppe. Es ist erwähnenswert der Torrente Cismone mit seinem Ursprunge nächst dem Rollepaßwirtshause; der Rio Travignolo mit seinen Quellen nächst der Vezzanaalpe, sowie zwei Hauptzuflüsse des Torrente Biois, nämlich der Torrente Fiocobon mit seinem Ursprung nächst der Fiocobonalpe und der Torrente Liera, dessen Sammelquellen unter dem Schutt der Comelleschlucht sich befinden.

Der Passo di Mulaz bildet die Wasserscheide zwischen Etsch und Tagliamento. Von diesem Passe senkt sich nach Norden der bis fast an die Böden der Fiocobonalpe reichende Ghiacciajo di Fiocobon — ein spaltenloser Firn. Die Schmelzwasser der Firnmassen, welche südlich des Passo di Mulaz gelegen sind, nehmen ihren Abfluß südwärts, wo eine ebene Mulde mit hohem Bord eingebettet ist — zweifellos das Becken eines einstmaligen Eissees. Ein ähnliches ehemaliges Seebecken ist offenbar auch die vorhin erwähnte grüne Oase des Pian di Campido. Im Comelletale ist der ebene Boden des Pian delle Comelle nichts anderes als gleichfalls ein ehemaliges Seebecken.

Neben der Fradusta und der Pala di S. Martino finden sich in der Palagruppe — ausgenommen ein ganz kleiner Gletscher in den Nordwestabstürzen der Croda Grande — nur noch im Nordzuge größere Firn- und Gletscherbildungen. Der größte wirkliche Gletscher ist der Travignologletscher; er erreicht eine Länge von über 1 *km*. Ihm zunächst an Ausdehnung ist der Ghiacciajo di Fiocobon. Von ewigem Firn bedeckt sind die Mulden auf der Westseite zwischen den beiden genannten Gletschern, sowie auf der Ostseite der oberste Teil der Val dei Cantoni, Val delle Galline und Val Strutt, deren Firne über den Ostrücken der Vezzana zusammenhängen; ferner der oberste Kessel der Val Grande und der Val dei Bacchetti; stark verfirnt ist auch die steile Nordflanke der Cima delle Ziroccole.

Eintrittsstationen, Standquartiere und Unterkunftshäuser.

Bei deren Aufzählung beginne ich mit dem freundlichen, von duftenden Nadelwaldungen umgebenen Paneveggio, 1541 *m*. Von hier ist die Vezzanaalpe leicht in 1½, der Rollepaß in 1¼ Stunden erreichbar. Ein sehr angenehmes Standquartier ist da die Cantoniera auf dem Rollepass, 1984 *m* hoch gelegen. Der Weg von da zur Malga Vezzana nimmt etwa eine Stunde in Anspruch. Bei diesem Anlasse möge nicht unerwähnt bleiben, daß sich diese Alpe selbst nicht zum Übernachten eignet, zumal die Gebäude derselben im Frühjahre 1901 von einer Lawine zerstört wurden. Seither wird von den Sennen nur mehr die um ein bedeutendes vergrößerte Malga Venegotta (Vegnotta), 1787 *m*, bezogen. San Martino, 1444 *m*, bleibt auch für unser Gebiet zweifellos der Hauptort, er ist so bekannt, daß ich mir Eingehenderes über denselben ersparen kann.

Das Rifugio alla Rosetta, ca. 2600 *m*, des S. A. T., nächst dem Rosettapasse auf dem Plateau prächtig gelegen, bietet dank dem überaus zuvorkommenden Bewirtschafter angenehmen Aufenthalt. Besonders bevorzugte Lage besitzt die Hütte für die Besteigung des Cimone und der Vezzana; auch alle übrigen Gipfel

Forno di Canale.

des Nordzuges lassen sich von hier aus erreichen, nur ist man in diesem Falle genötigt, in die Comelleschlucht bis auf etwa 2000 *m* abzusteigen.

Zu den italienischen Ortschaften an der Nordseite übergehend, erwähne ich als zunächst und in reizender Umgebung gelegen, Gares, 1381 *m*, welches zwar dicht an den Berghängen steht, jedoch bis heute mangels eines Gasthofes zum Nächtigen nicht geeignet ist, außer man nimmt mit einem bescheidenen Heulager vorlieb. 1 bis 1½ Stunden flußabwärts, an der Mündungsstelle des aus der Comelleschlucht als Wasserfall herabkommenden Torrente Liera in den Biois, liegt der freundliche Ort Forno di Canale, 978 *m*, mit mehreren guten Gasthöfen; so u. a. Albergho al Gallo und Albergho Cavallino. Ich kenne nur das erstere und war bisher dort sehr zufrieden; die Wirtin stammt aus Cortina und spricht deutsch. Direkt von Wien kommend, habe ich stets den kürzesten und schönsten Weg in die Palagruppe, über Toblach, Cortina, Falzarego oder über den Nuvolau, Caprile, Alleghe, Cencenighe und Forno di Canale genommen, und diese Richtung will ich hier allen Freunden dieser Berge wärmstens empfehlen.

Eine Viertelstunde westlich von Forno di Canale auf der Straße nach Falcade ist das gutgeführte Albergho alla Mora gelegen. In einer weiteren halben Stunde hat man Falcade erreicht; in dem 1142 *m* hohen Piedefalcade sollte im Sommer 1903 ein neuer Gasthof eröffnet werden. Bisher gab's in Falcade und dessen Umgebung keine Unterkunft. Wer aus der Marmolatagruppe kam, mußte sich entweder für S. Pellegrino, 1910 *m*, entscheiden, oder er mußte bis nach Forno di Canale hinauswandern, um ein Nachtquartier zu finden. Auf der Malga Fiocobon, 1894 *m*, wird man ein gutes Heulager sicherlich nicht finden und kann also bestenfalls nur auf ein sehr notdürftiges Nachtlager rechnen.

Wie ganz anders würde es sein, und um wie bedeutender würden sich die Besuchsverhältnisse jener Gegenden erst gestalten, wenn auf dem Passo di Mulaz von seiten des Alpenvereins eine Unterkunftshütte mit zu dieser führenden Weganlagen erstellt würde!

Führer.

Schließlich noch ein Wort über die Führerverhältnisse in diesem Gebiete. Der Führerschaft S. Martinos ist derzeit dieser Gebirgskomplex bis auf Cimone und Vezzana eine terra incognita; nur Bettega kennt die Cima di Fiocobon. Der brave Giuseppe Zecchini war der einzige, welcher fast alle Gipfel des Gebietes kannte, nachdem er hauptsächlich von 1899 an die meisten Erstlingstouren anfänglich mit L. W. Brodie, dann mit Thomas Oberwalder und zuletzt mit Dr. Oskar Schuster ausgeführt hatte. Nach dem Unglücke auf der Croda Grande konnte er keine Touren mehr unternehmen; er hat später auch aus diesem Anlasse seinen Führerberuf niedergelegt. Schade um den braven Mann, der in strenger Erfüllung seiner Führer-

und Gefährtenpflichten das Opfer seines Berufes wurde. An ihm und an seinem herzlichen Charakter möge sich so mancher ein Beispiel nehmen.

Ich bin überzeugt, daß die übrigen guten Führer, welche das Gebiet noch nicht kennen, sich auch hier bewähren werden. Der beste Kenner der ganzen Gruppe ist zweifellos Giovanni Dedorigo aus Forno di Canale. Als eifriger Jäger ist er von Jugend auf in diesen Bergen umhergestiegen und kennt von seinen ungezählten Jagdgängen her jeden Schluf; in jedem Tal, auf jeder Scharte hat er seine aus einem Steinwall bestehenden Pürschstände. Er ist vom Club Alpino Italiano als Führer autorisiert. Nur einige wenige der schwierigeren Gipfel selbst hat er, da kein Anlaß vorlag, bisher noch nicht besucht. Ich kenne seine Eigenschaften als »Führer« im schwierigen Terrain nicht, sondern lediglich von einer einzigen gemeinsam unternommenen Forschungsfahrt her, wo er sich als ausgezeichneter, unerschrockener und angenehmer Begleiter erwies.

Hochtouren.

Cima di Fiocobon, 3056 *m*, und Cima del Mulaz, 2906 *m*.

Von den glühenden Strahlen der sinkenden Sonne schier in lauter Gold getaucht, erscheint der stolze, schöne Wald; weiches Weben in den Wipfeln durchflutet die weihevolle Abendstille. O Wald, o stiller, hehrer Wald, wer wollte dich missen! Nach ermüdender, langer Wagenfahrt auf staubübersäter, von der Sonne durchglühter Landstraße sich an deiner Pracht zu weiden, in dem kühlen Schatten deiner Größe zu wandeln ist ein köstlicher Lohn! Von solchen schwärmerischen Gedanken erfüllt, wanderten mein Bruder Gaston und ich gegen Abend des 2. September 1900 nach fast dreißigstündiger Bahn- und Wagenfahrt schwerbepackt von Paneveggio nach Rolle. Auf den rasch emporleitenden Abkürzungswegen sammelten wir erfrischende Beeren in schwerer Menge; erst auf stolzer Bergesspitze sollten sie uns für heißes Ringen belohnen.

Längst war das Gold vom zarten Geäst der höchsten Wipfel entschwunden, und als wir, aus dem Wald heraustretend, die saftigen Matten der Paßhöhe erreicht hatten, war's schon dämmerig geworden; aus dem Cismonetale aufsteigende, feuchtkalte Nebel aber huschten flugs herauf, uns entgegen und brachten früher als erwünscht Nacht in die Landschaft.

Als wir am folgenden Morgen um 5 Uhr hinaustraten, war auch unsere Wanderlust von neuem erwacht. Inmitten der tückischen Nebelhülle, welche die weiten Flächen noch immer überflutete, leistete uns der Kompaß gute Dienste und bald zeigte uns ebener Boden an, daß wir den höchsten Punkt des grasigen Rückens erreicht hatten. Dichte Nebelschwaden durchwogten auch das Travignolotal, das sich uns nun zu Füßen weitete; heute sahen wir aber weder von ihm noch von seinen majestätischen Bergen die geringste Spur — wir konnten sie nur ahnen.

Einem von vier der mächtigsten Hochgipfel des Nordzuges wollten wir heute zu Leibe rücken; aber welchem? Die Entscheidung fiel zugunsten der Cima dei Bureloni. Schwerer war aber die Antwort auf die Frage nach der Anstiegsrichtung, denn wo sollten wir in der uns bisher ganz fremden Gegend bei dichtem, kaum auf zehn Schritte weit durchsichtigem Nebel den richtigen Einstieg finden! Frohes Wagen ward schon oft köstlich belohnt! Auch mir war schon so manches »Nebelkunststück« gelungen, so vor Jahren im Schneesturm der Übergang über das meinem Freunde Hans Barth und mir ganz unbekannte Palaplateau vom Canali- zum Rosettapaß. Warum sollten wir heute vor bescheidenem Versuch zurückstehen?

Es war mittlerweile heller geworden — soweit es der uns vom jungen Tage

trennende Nebelschleier zu beobachten gestattete — und eilends sprangen wir über den Hang hinab, sorgten uns um das Auffinden der Vezzanaalpe nicht, sondern querten den gerölligen oberen Talboden, um gleich wieder an den jenseitigen Hängen langsam an Höhe zu gewinnen. War zwar das letztere, zu schön erdachte gleichmäßige Ansteigen, mit manchem mühseligen Auf und Ab verbunden, so trafen wir schließlich doch das richtige Schuttfeld, das zu jenem großen Kare emporleitet, welches von der Cima dei Bureloni, Cima di Fiocobon und Cima del Mulaz umstanden ist. Da wir die zum Einstiege geeignete Schneerinne direkt ober uns wähnten, hielten wir uns über den teils lose aufliegenden, teils hart gebackenen Schutthang geradeaus empor, wobei wir gar oft verschnaufen mußten. Endlich betraten wir die steilen Firnlager unter der Nordwestseite der Cima dei Bureloni und wählten in falscher Erkenntnis der uns damals zur Verfügung gestandenen, überdies ganz unklaren Beschreibung der Erstersteiger das »linke von zwei Schneecouloirs«. Daß darunter das große Firnlager, welches linkerhand zum Passo di Mulaz und Passo Val Grande hinüberleitet, gemeint war, konnten wir damals nicht ahnen. Wie nun die Folge lehrte, waren wir dadurch in eine unrichtige Rinne neben jener breiten, knapp nördlich vom Gipfel einschneidenden, auch wohl kaum passierbaren Schlucht geraten, durch die wir nie unser Ziel erreicht hätten.

Anfänglich ging es in der harten Rinne ganz gut aufwärts, dann zeigten sich immer mehr blanke Flächen, die Pickelarbeit forderten. Zu ernsteren Besorgnissen aber gaben die aus dem Nebelschlunde zu uns herabkommenden Steingeschosse Anlaß, die bald als grobe Klötze in wuchtigen Sprüngen auf dem harten Firn über unsere Bahn talab sausten, bald in unsichtbarer, heimtückisch kleiner Gestalt knapp ober oder neben unseren Köpfen vorbeipfiffen. Wie sollte das enden! Als die Nebel in der Rinne sich einen Augenblick lichteten, sah ich ober mir einen schauerlichen Felsschlund herabgähnen, der sich nach oben zu einer ganz senkrechten, furchtbar schmalen Klamm verengte; wo das Auge hinblickte, überall gewahrte es rotbrüchiges Gestein, das jeden Augenblick zum Losbrechen bereit schien. Rasch schmiegten wir uns zur Vorsicht an die schützende Schluchtwand und standen lange beratend da. Wieder hob sich der Nebel, abermals polterte es herab, daß es in der Schlucht vielfach widerhallte. Nun aber hatten wir die Überzeugung gewonnen, daß diese Schlucht nicht die richtige war und daß sie auch niemals ungestraft einen Durchstieg gewähren dürfte. Die andere rechts liegende, gleichfalls bedenkliche Rinne zu versuchen, hatten wir nach dem vergeblichen Versuche, für den Augenblick wenigstens, keine Lust; wir fuhren daher auf dem Schnee soweit hinab, bis wir den ebenen Boden des zwischen der Cima Val Grande und dem Südkamm der Cima del Mulaz eingesenkten, meist schneeerfüllten Beckens betreten konnten.

Auf diese Weise war es 8½ Uhr geworden, und für ein größeres Unternehmen viel zu spät — so dachten wir wenigstens anfänglich. — Wir waren also geschlagen und beschlossen für heute, mit der aussichtreichen Cima del Mulaz uns wenigstens teilweise für Entgangenes zu entschädigen. Bequem wollten wir so den Rest des Tages ausfüllen. — Doch es sollte anders kommen. Nun wollten wir vorerst eine tüchtige Rast halten und gingen zu diesem Zwecke daran, uns einen hübschen Platz hierzu auszuwählen. Wie wir da nun immer höher emporkamen, hellte sich der Himmel allmählich mehr auf, so daß sich auch die Nebel von den Gipfeln lösten und uns schließlich, so weit wir sahen, lauterer Sonnenhimmel umgab.

Links vor uns lag die massige Cima del Mulaz; rechts vom gleichnamigen Passe erhoben sich die dräuenden Wände der Cima di Fiocobon, an deren Südwestfuße tief herabziehende Firnfelder ansetzen. Mit einem Male war unsere Tatenlust wieder erwacht und der Beschluß gefaßt, trotz der vorgerückten Stunde die

Cima di Fiocobon in Angriff zu nehmen. Zwischen unserem Gipfel und dem östlich anschließenden Campanile schneidet eine tiefe Scharte ein, von welcher in der Richtung gegen die Vezzanaalpe ein ungemein steiler Riß herabzieht; er ist meist eiserfüllt und seine Überwindung bietet wohl das gefährlichste Stück der ganzen Tour. Sehr steil ist auch die Firnzunge, die zum Einstiege leitet. Da derselbe tief herab ausgeapert war und die Felsen hier senkrecht abfallen, so hatten wir gleich schwere Arbeit zu leisten. Ich konnte diese Stelle beim Einstiege erst überwinden, als ich auf die Schultern meines Bruders gestiegen war, um so die nötigen Griffe und Tritte zu erreichen.

Die Felsrinne, die wir danach betreten, besteht aus glatt gescheuertem Gestein und ist mit feinem Geröllgries bedeckt. Wir klettern über zwei Steilstufen in derselben empor und wenden uns, da sie oben überhängend schließt, über plattige Felsen einem links davon befindlichen Kamine zu, mit dessen Hilfe wir ein Band unter den Fiocobonwänden erreichen. Hier gewinnen wir schon Einblick in den obersten Schluchtteil, welcher von schwarzgrauem Eis erfüllt ist und stellenweise eine Neigung bis 70 Grad erreicht. Bald verengt sich die Rinne und die gegenüberliegenden Wände treten bis auf kaum 2 *m* Entfernung zusammen. An dieser Stelle ist auch ein von oben herabgefallener Block derart verkeilt, daß der Durchgang wie ein Tunnel erscheint. Die Rinne ist nunmehr ganz von Eis erfüllt; unter dem eingeklemmten Block an der rechten Wandseite löst sich eine Platte von der glatten Mauer ab. In dem dadurch gebildeten, schmalen Spalt hält sich mein Bruder versteckt, während ich an zwei zusammengeknüpften Seilen an die Überwindung jener bösen Stelle gehe. Knapp neben der Wand arbeite ich mich empor, wobei mir die Steigeisen in dem äußerst brüchigen Gestein, das vielfach auf dem blanken Eise aufliegt, vorzügliche Dienste leisten. Ungeheuere Blöcke stürzen durch die enge Klamm zur Tiefe, ohne aber dem Nachfolgenden im sicheren Verstecke gefährlich werden zu können. Ganz bis zur Scharte reicht das Seil nicht, aber ich habe nun guten Stand zur Versicherung für den Nachkommenden.

Nebel steigen wieder, ungeahnt rasch, aus der Schlucht empor, und als wir um 1 Uhr die Scharte betreten, umgibt uns dämmriges Grau. Das war eine arge Enttäuschung! Anstatt hier nach den Mühen Rast halten zu können, treibt uns die Sorge um das Wetter gleich wieder gipfelwärts weiter. Nun leistet uns Schusters kurze, aber treffliche Notiz über diesen Anstieg unschätzbare Dienste, denn die berüchtigten »dicken« Nebel unserer Berge lassen die Umgebung wahrhaftig kaum auf fünf Schritte erkennen. Nach Hinterlegung alles überflüssigen Gepäckes klettern wir nördlich aus der Scharte über eine kurze, steile Wand, queren oberhalb nach rechts zu einer schutterfüllten Rinne, verfolgen diese nach aufwärts und erreichen bald die Scharte am oberen Ende derselben. Uns der rechten Wand zuhaltend, gewahren wir wenige Schritte vor ihr im Nebel einen engen, zur Höhe führenden Riss. Hätte es uns die Beschreibung nicht gelehrt, wir hätten in dem schmalen dunklen Strich wirklich nicht jenen engen Kamin vermutet, der uns fast 15 *m* hoch über die Wand, die sich vertikal vor uns aufbaut, emporbringen sollte. Aller überflüssigen Kleidung bar, klimme ich in dem idealen Kamin empor und gewinne bei gutem Gestein rasch an Höhe; auch der überhängende Abschluß fehlt nicht und zwingt zu rechtsseitigem, ausgesetztem Anstieg. Mein Bruder, den ich von hier oben infolge des Nebels gar nicht mehr sehen kann, arbeitet sich ebenso rasch herauf und taucht bald neben mir aus dem Schlunde hervor.

Der eben durchkletterte, senkrechte Riß bildet den Absturz einer oben ansetzenden breiten Geröllrinne, durch welche wir bald auf eine zweite Scharte gelangen. Uns nach rechts wendend, betreten wir über eine kurze Nebenrippe bei einer Scharte bald den steilen Südgrat, über dessen plattige Felsen wir jubelnd zum Gipfel hinan-

stürmen. Wir gelangen hierbei vorerst auf die nur etwas niedrigere südliche Kulmination und hierauf über den scharfschneidigen, sanft in Hufeisenform geschwungenen Gipfelgrat mit hübscher Kletterei auf die Nordspitze.

Über Wetterglück konnten wir heute kaum Betrachtungen anstellen, denn der sich rasch erhebende Sturmwind trieb die undurchdringlichen Wolkenschwaden wild durcheinander. Ehe wir uns versahen, wirbelten dichte Schneeflocken durch die Luft. In Eile nur konnte ich den Steinmann durchsuchen, die Ersteigungen feststellen und schon waren unsere Kleider und die Felsen schneebedeckt. Der sofort hierauf angetretene Abstieg über die steilen Felsen glich einer wilden Jagd und war der herrschenden Nässe und Glätte wegen nichts weniger als ungefährlich.

Erst unterhalb des Kamines kamen wir aus dem Bereich des Nordsturmes und konnten uns nun bei dem eiligen Abklettern wieder etwas erwärmen. Schwere Sorge bereitete uns noch die Eisrinne. Doch es mußte sein! Ohne Zögern vertrauten wir uns ihr an und gelangten auch dank der nötigen Vorsicht ohne Zwischenfall hinab auf die steile, von unserer Tätigkeit in der Rinne Zeugnis gebende, nun schuttbedeckte Firnzunge. In toller Abfahrt glitten wir hierauf in wenigen Minuten die langen Firnhänge zu Tal und standen nach kurzem Anstiege gegen 5 Uhr nachmittags auf der weiten Einsattlung des Passo di Mulaz.

Wie mit einem Zauberschlage war jetzt das böse Wetter vom wütenden Nordsturm vertrieben und das Firmament ober uns rein gefegt, so daß die Sonnenstrahlen wieder mit aller Macht herableuchteten und uns durchwärmten.

Da wir seit Verlassen des Rollewirtshauses — seit nunmehr zwölf Stunden — anfänglich im Eifer, später in Sorge wegen des schlechten Wetters, weder eine Frühstücksrast noch eine Rast in der Scharte oder auf dem Gipfel halten konnten, so fielen wir nun mit Heißhunger über unseren Proviant her. In Kürze waren die mit leichtem Neuschnee bedeckten Berggipfel, deren Riesenmauern vom abrinnenden Wasser im Sonnenscheine blinkten, vom fesselnden Nebel befreit, so daß der Recken stolze Schar in den wunderbar klaren Äther emporstarrte. Jetzt zu Tal zu ziehen, hätten wir wahrhaft als Verbrechen betrachtet. Um die Zeit tüchtig auszunützen, machte ich meinem Bruder den Vorschlag, noch die nahegelegene Cima del Mulaz zu besteigen. Nach halbstündiger Rast schon machten wir uns aus diesem Grunde wieder auf die Beine.

Von der Paßhöhe über Geröll und rasendurchsetzte Felsen nach links gegen den südwärts ziehenden Hauptgrat ansteigend, gewannen wir in der Nähe einer auffallenden Scharte in demselben ein nach rechts führendes, breites Geröllband, das ganz nach rechts zu verfolgen ist und so leicht von Osten auf die zwischen Nord- und Südgipfel gelegene Einsattlung und weiter über den Verbindungsgrat zu dem Nord-Hauptgipfel bringt. Wir aber benützten jetzt das Band nur ganz kurze Zeit und kletterten dann durch eine schöne Kaminreihe über die südlichen Gipfelfelsen auf den niedrigeren Südgipfel und über den hufeisenförmig gewundenen Felsrücken zum vorerwähnten Hauptgipfel. Beim Steinmanne ließen wir uns um 6 Uhr abends nieder. Zum ersten Male genoß ich jetzt von einem Gipfel der Palagruppe eine Fernsicht. Wir hatten es nun wirklich gut getroffen, denn nur selten ist in diesen Bergen solch klarer Ausblick wie damals gegönnt. Wären nicht noch in einzelnen tiefgelegenen Tälern leichte Nebel umhergeirrt, so hätte bei dem jetzt unbegrenzt klaren Firmament niemand vermutet, daß zwei Stunden vordem solch ein Unwetter die weite Landschaft heimgesucht hatte.

Der Gipfel ist zum Einblick in den Aufbau des Nordzuges wie geschaffen: Vom letzten Turme bis zum Cimone — ausgenommen die hinter der Cima dei Bureloni etwas zurücktretende Vezzana — reiht sich Spitze an Spitze in deutlicher Folge, dazwischen senken sich steile Eis- und Schneerinnen zu den mächtigen, den

Fuß der Felsenfesten umspannenden Firnlagern. Links, auf italienischem Boden, liegt zu Füßen die ausgedehnte Häusergruppe von Falcade, während rechts das prächtige, wasserdurchrauschte Travignolotal und hinter der Südspitze unseres Berges die grünen Weideböden der Vezzana aus mächtiger Tiefe heraufgrüßen.

Von dem reichen Dolomitenkranze fehlt in der Rundschau wohl kein Hauptglied. Auch die Eisberge des Nordens, wie die Tauern, Zillertaler und Ötztaler Berge erscheinen in stattlicher Zahl im Gesichtskreise des Beschauers. Doch der Glanzpunkt der Fernsicht ruht heute in den westlich des Etschtales aufragenden Gebirgen. Eben geht die Sonne hinter ihnen zur Rüste; gleich flammender Lohe erglüht der Horizont und Purpurröte wiederstrahlt von den farbenreichen Gipfelwänden der stolzen Berge von Primör. Blicken wir abermals gegen Westen, von dem wir uns eben wie geblendet abwenden mußten, so gewahren wir jetzt in dunklen Umrissen die idealen Berggestalten des langgestreckten Ortlerzuges und weiter südwärts die Firngipfel der Adamellogruppe und der Brenta; jeder Turm, jede Scharte zeichnet sich in scharfgeschnittenen Linien vom lichtvollen Hintergrunde ab.

Die Abenddämmerung bricht von Osten rasch herein. In den weiten Fernen ist's schon Nacht; wir selbst sind in Halbdunkel gehüllt, während die Feuerglut im Westen zusehends verblaßt. — Es ist 7 Uhr; nun haben wir höchste Eile, zu Tal zu gelangen. Wir steigen zur früher erwähnten Einschartung zwischen beiden Gipfeln zurück und stürmen über das breite Band und die anschließenden steilen Gehänge zum Passo di Mulaz zurück, wo wir unsere Sachen hinterlegt hatten. Gleich geht's wieder im unsicheren Lichte der einbrechenden Nacht weiter; über Schutt kommen wir zum Schnee und über denselben abfahrend sind wir bald im Travignolotal. Noch müssen wir im nächtlichen Dunkel mühselig über ein breites Trümmermeer hinwegstolpern, dann aber treten wir wie zur Erlösung hinaus auf die weichen, taufrischen Matten der Vezzanaalpe, über die der bisher unseren Blicken hinter dem Cimone verborgen gebliebene Mond sein mildes Licht ergießt. Wir sind von dem gewaltigen Zauber so sehr überwältigt, daß wir entzückt am glitzernden Bache verweilen. Und wie hoch oben die Gipfelwände im fahlen Scheine leuchten und die Matten einem glänzenden Perlentuch gleich uns nun blendend umgeben, da senken sich nach so herrlichem Erschauten sanft die müden Augenlider. — —

Bald müssen wir fort aus diesem sinnberückenden Bannkreis und wir betreten dann die rauchgeschwärzte Hütte der Vezzanaalpe. Um ein lustiges Feuer sitzt beim Polentatopfe eine frohe Älplerschar, welche uns, da wir sie in ihrer Heimatssprache anreden, gleich einladet, an dem bescheidenen Male teilzunehmen. Wir haben aber noch einen weiten Weg nach Hause und lehnen dankend ab. Erst lange nach 8 Uhr abends treten wir nach kurzer Stärkung den Heimweg an, der sich infolge der Müdigkeit, und da wir noch nahezu 200 *m* bergansteigen müssen, recht hart anläßt. Um 9½ Uhr abends war die Straße nächst der Paßhöhe erreicht. — Es war ein wechselvoller Tag gewesen, der für uns schöner geendet, als er begonnen hatte.

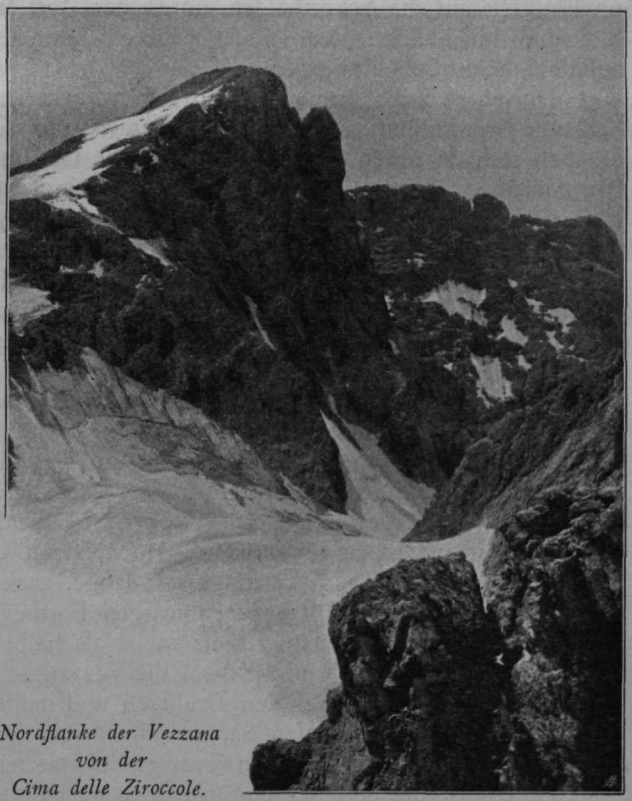
Cimone della Pala, 3186 *m*, Cima di Vezzana, 3191 *m*.

Rosettahütte, 5. September, 4 Uhr morgens: Die Quecksilbersäule ist während der Nacht auf drei Teilstriche unter den Gefrierpunkt gesunken. Draußen kaltklares, sternenübersätes Firmament. Im Westen geht der Mond schon zur Rüste, und nur mattes Licht dringt noch von dort zu uns herüber. Als wir um 5 Uhr die Hütte verlassen und uns gegen die Cima Corona wenden, dämmert es bereits im Osten. Anstatt in der Comelleschlucht in der Richtung gegen den Eingang des vom Travignolopasse herabziehenden Tales hinabzusteigen, benützen wir das seit diesem Jahre angelegte Steiglein, das uns fast eben unter der Corona durch

Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Cima di Fiocobon und Cima di Campido vom Nordwestrande des Altipiano delle Pale di San Martino.

zum Bettagapasse leitet. Wir eilen, um uns zu erwärmen, und sind nach 25 Minuten schon auf dem genannten Sattel. Auf bekanntem Wege geht's hinab ins schneeerfüllte Val dei Cantoni. Die Firnmulde, welche zwischen Cimone und Vezzana herabzieht, verengt sich an einer Stelle zu einer steilen Rinne. Heute ist blankes Eis darinnen, und um uns Arbeit zu ersparen, durchklettern wir die steilen, aber gut gestuften Felshänge zur Linken und erreichen so die oben auf breiter Schuttterrasse vom Travignolopasse herüberführende Steigspur. Vor dem Felseinstiege finden wir den üblichen Rastplatz der Cimone-Ersteiger, gekennzeichnet durch das Umherliegen von mehr denn hundert leeren Flaschen, deren teilweise noch leserliche Aufschriften die mehr oder mindere Güte des ehemaligen Inhaltes verraten. Uns widert es an, hier auf dem so unpoetischen Frühstücksschlachtplatze zu verweilen, und wir suchen uns deshalb einen höhergelegenen, unberührteren Ort, wo wir dann zehn Minuten ausruhen und unser überflüssiges Gepäck hinterlassen. Nun übersteigen wir eine Scharte und queren, drüben etwas absteigend, auf einem Felsbande in die schneeerfüllte Schlucht hinein; durch das bekannte tunnelartige Loch hindurchkriechend, erreichen wir in ihr emporsteigend in weiteren zehn Minuten die steile Einstiegswand mit dem 30 *m* langen Drahtseil, welchem der Cimone seine vielen Ersteigungen verdankt. Unserem Begriffe nach geht es spielend über die Mauer empor, dann links zum kleinen Kamin, der, da wir ihn gleich richtig anpacken, mit wenigen Schritten überwunden ist. Viel mehr Achtsamkeit erfordert hingegen, besonders beim Abstiege, die folgende kurze, aber senkrecht abfallende Wandstufe und die sich daranschließende, zur ersten Gratscharte emporführende Nebenrippe, welche unvermittelt gegen den Südabsturz abfällt. Von dieser Scharte nach links über steile Felsen ankletternd, betreten wir nun den langen, zerzackten Gipfelgrat des Cimone und erreichen nach kurzer Kletterei einen ebenen, mit feinem, rotem Schutt bedeckten Sattel. Es ist das einzige halbwegs breitere Plätzchen auf dem ganzen, langgestreckten Cimone. Wer weiß, wie lange noch sein Bestand währt; der zernagte Pfeiler, der es trägt, kann über Nacht zur Tiefe stürzen. Über die folgende schmale Schneide geht nun ein lustiges Klettern an, bald rechts, bald links ausweichend, dann wieder die entgegentretenden Klötze direkt übersteigend, gelangen wir knapp vor dem Hauptgipfel zu einer von der



Nordflanke der Vezzana von der Cima delle Ziroccole.

Felskante losgelösten Platte, von der man sich vorneigend wie über eine Brüstung unvermittelt auf die Schutthalden unter der dort fast senkrecht niederstürzenden Südwand hinabblickt. Nur noch wenige Klimmzüge und wir sind nach 8 Uhr auf dem höchsten Gratblocke.

Dorten, wo die grünen Fluren sich weiten, ist der Rollepass, und in weißen Schlangenwindungen zieht die Straße talwärts. Gleich einem Kinderspielzeuge erheben sich da unten in bunten Farben die Gasthofbauten und das Kirchlein von San Martino. Harmonischer Glockenklang dringt herauf von den üppigen Weideflächen der Palaalpe und der jenseits gelegenen Malga Vezzana, welche gleich einer Oase neben den weißblinkenden Schuttströmen heraufleuchtet. Welch ein Gegensatz jener lieblichen Gegend zu den steilen Eis- und Firnhängen, sowie den wilden Felsmauern der nächsten Umgebung! Die Rundschau ist überwältigend schön, dazu jene klare, reine Luft, die den Blick in weiteste Fernen dringen läßt.

Die Breitseite uns zuwendend, ragt sie gewaltig empor die Beherrscherin der Palagruppe: die Vezzana. Ihre ungeheuere Westwand — ein noch ungelöstes, vielleicht nicht ganz hoffnungsloses Problem — fußt im Eise des Travignoloferners. Im Süden reckt der neben dem Cimone an Geschichte reichste Berg, die Pala di San Martino, ihr Haupt mächtig zur Höhe. Weißem Hermelin gleich wallt der ausgedehnteste Ferner der Gruppe vom Scheitel der Fradusta herab und bringt Abwechslung in das vegetationslose Hochplateau des mächtigen Gebirgsstockes; einen harmonischen Abschluß bildet der lange, zackenreiche Zug der Croda Grande in den Bergen des Nordzuges ebenbürtigen Formen.

Im regen Umherblicken ist die mehr als halbstündige Rast ungemein schnell vergangen; jetzt wollen wir noch auf die Vezzana. Um 1/210 Uhr sind wir wieder unter dem langen, baumelnden Drahtseil und halten erst hier hinter dem Loche bei unseren zurückgelassenen Sachen eine eigentliche Frühstücksrast, so daß wir erst um 10 Uhr den Weg zum Travignolopasse einschlagen. Die Beschaffenheit des Schnees ist die denkbar ungünstigste, weshalb wir gezwungen sind, beim Abstiege zum Pass sowie beim Anstiege auf die Vezzana viele Stufen in den vereisten Firn zu schlagen. Trotz des uns dadurch erwachsenen Aufenthaltes erreichen wir auf dem klar vorgezeichneten Weg den kurzen Grat und über diesen, fünf Viertelstunden nach Verlassen des Rastplatzes, den prächtigen Gipfel der Vezzana.

Die Aussicht ist der vom Cimone ähnlich, doch fehlt der dort so überaus anmutende Blick in das freundliche Cismonetal. Überwältigend ist der ungeheure Westabsturz mit dem Niederblick zur Vezzanaalpe, deren saftige Matten auch jetzt wieder unser Auge erfreuen.

Bis 12 Uhr halten wir uns auf den sonnendurchwärmten Gipfelfelsen auf, und wollen nunmehr den Abstieg nach Norden versuchen, doch verhindern uns die blanken Eishänge daran. Ungenützt wollen wir aber den schönen Tag nicht verstreichen lassen und so beschließen wir heute noch den Scheitel der Fradusta zu betreten. Dort leuchtet ihr Gipfelfirn in der Mittagssonne, noch nahezu 6 *km* in der Luftlinie von uns entfernt, und da heißt es eilen, wollen wir nächtlicherweile ein gastliches Obdach besitzen. Da die Tour nicht mehr in den Bereich hier zu schildernder Bergfahrten gehört, flotte Geher aber z. B. nach dem Cimone dieselbe leicht mit dem Übergange zur Pravitalehütte verbinden können, mag sie kurz Erwähnung finden.

Im Abstiege von der Vezzana können wir auch jetzt nicht die flotte Abfahrt vom Travignolopasse genießen, sondern müssen vorerst wieder ansteigend jenen Felsriegel im Süden erreichen und über ihn hinabklettern, so daß wir hierauf, den Bettegapaß abermals überschreitend, um 2 Uhr in der Rosettahütte eintreffen, woselbst wir während fünf Viertelstunden Rast halten.

Von 5½ Uhr nachmittags bis zum Sonnenuntergang (6 Uhr 15 Min.) sind wir auf dem aussichtsreichen Gipfel der Fradusta, kommen beim Abstiege auf dem Passo di Pravitale bereits in die Nacht, verlieren im Moränenschutt den schlecht gekennzeichneten Weg, arbeiten uns durch groben Schutt weiter über steile Abbrüche, wobei manche elende Kletterstelle überwunden werden muß, dem Tale zu, stolpern da über Riesenblöcke, geraten endlich bei tiefer Finsternis auf sumpfigen Boden und bemerken erst, als unsere Füße im Wasser plätschern, daß wir im Pravitalesee stehen. Die Freude war groß, denn jetzt wußten wir, daß die Hütte nahe ist; aber wohin nun im undurchdringlichen Dunkel? Doch eben — wie auf Wunsch — geht der Mond hinter den phantastischen Coulissen der Cima di Canali auf und leuchtet uns müden Wanderern auf dem Weg zum gastlichen Rifugio di Pravitale.

Ausblick von der Vezzana nach Norden.

Eine Ersteigung des Cimone delle Pala, 3186 *m*, über den Nordwestgrat.

Strömender Regen hat unsere Forschungsfahrten in den nördlichen Bergen der Palagruppe vereitelt und uns auch von dem liebgewonnenen Biwakplatz am Passo del Mulaz vertrieben. Jetzt sitzen wir wieder in San Martino. Selten nur lugt der Cimone aus den Wolken hervor, die allzuoft während des Tages die Erde mit ihrem Überfluß an Feuchtigkeit beschenken.

In den ersten Morgenstunden des 25. Juli 1901 ist am sternendurchfunkelten Firmament nirgends ein Wölkchen zu erspähen. »Heut geht's über den Nordwestgrat auf den Cimone«, so haben wir's rasch beschlossen, kriechen flugs in unsere alpine Rüstung, schultern den Rucksack und schon eilen wir die Treppe des Hotels, in dem alles noch in tiefem Schlafe liegt, hinab.

Als wir auf dem Rosettawege im schönen Walde einsam emporwandern, bricht die Morgendämmerung langsam herein. Knapp vor der Malga Pala, bevor der Weg sich rechts zu wendet, streben wir nach links über die »Via Cacciatore«, die wir nur kurz bis zur Waldlichtung verfolgen. Auf den rasch zur Höhe leitenden Rasenhängen gelangen wir in die Nähe der Felsen, an welchen sich der begrünte, nach Westen abbrechende, eben verlassene Almboden der Palaalpe ansetzt, und erreichen zuletzt, eine lange Strecke jener braunen, vom Rollepass gesehenen Schichten westlich querend, das charakteristische Band — in Wirklichkeit eine steile, teils schutterfüllte Plattenrinne —, welches zu jenem markanten Absatz im unteren Dritteil des Nordwestgrates emporführt. Man muß sich in der Mitte der Schlucht ganz links gegen einen glatten Riß halten, da man sonst nur zu leicht in ernste Schwierigkeiten gerät. Wir durchsteigen die Rinne in einer Stunde und erreichen so den eigentlichen Einstieg in die Gratfelsen.

Man unterlasse nicht, die wenigen Schritte zu tun, welche zum Ende eines in die Travignoloseite hinausragenden Felsspornes führen, denn der Einblick in die wilden Scenerien unseres Berges auf dieser Seite und der benachbarten Vezzana ist von großer Schönheit. Insbesondere wirken die schnee- und eisdurchzogenen Wände, in denen das Aufschlagen fallender Steine vielfach widerhallt, im schroffen Gegensatze zu den sanften Formen der im Süden sich weitenden Gebirge. Überwältigend wirkt schon von hier der senkrecht abfallende Vorgipfel des nahezu noch 600 *m* über uns sich aufbauenden Cimone. In wechselvollen Farben leuchten in der Morgensonne die sagenumwobenen Gipfel des Rosengartens. Die Felsburg des Langkofels, die Geislerspitzen, Sella und Marmolata grüßen als alte Bekannte herüber. Drüben, knapp unter dem Passo di Mulaz erkennen wir wieder die Stelle, wo wir vorgestern nächtlicherweile unseren Lagerplatz aufgeschlagen hatten, und zur Linken erhebt sich, mit mächtigem Westabsturze zur Val Venegia, der Gipfel der Cima del Mulaz, von der mein Bruder und ich ein Jahr vordem so köstliche Rundschau genossen hatten. Wohin ich den Blick auch fliegen lasse, überall trifft er Bekanntes, das, in mir Erinnerung weckend, mich an manche Stunden ernster Arbeit, aber auch an Zeiten hehren Genusses und scherzender Fröhlichkeit gemahnt.

Wie schön wär's wohl, hier auf dem sonnendurchwärmten Plätzchen lange zu verweilen; aber in dem Drange nach dem hohen Ziele treibt es uns gleich wieder von hinnen, denn talwärts blickend gewahren wir mit Bangen eben wieder die aus Südwesten durch das Cismonetal sich rasch bergwärts wälzenden Wolkenmassen.

Gegen 8 Uhr beginnen wir daher in einer flachen Verschneidung rechts vom Hauptgrate anzuklettern, wobei die Neigung der Felsen stets zunimmt. Einem scheinbar guten Bande, das von einer mit einem Steinmanne markierten Scharte nach rechts hinausführt, dürfen wir nicht folgen und so müssen wir durch einen Riß auf eine höhere Scharte knapp vor der hier nahezu senkrechten Wand empor.

Die Nebel bestreichen schon die eben verlassenen Einstiegsfelsen. An eine Frühstücksrast, wie wir sie zu halten uns prächtig ausgemalt hatten, denkt jetzt keiner von uns mehr; selbst mein Freund, der sich sonst in dieser Hinsicht kaum durch irgend etwas beeinflussen läßt, zeigt für das Bevorstehende so großes Interesse, daß er kein Wort davon erwähnt. Da der Weiterweg anderswo ausgeschlossen erscheint, so müssen wir über die vor uns befindliche, fast vertikale Wand hinauf. Es geht besser als wir gedacht, denn zum Glück finden sich, wenn auch manchmal nur winzig kleine, so doch allseits feste Griffe und Tritte. Nach 25 *m* nimmt die Neigung wieder etwas ab, wir erreichen den nun ebenen Grat und halten uns rechts längs desselben, bis wir genötigt sind, in die Scharte vor dem großen Gratturm abzusteigen. In Schartenhöhe queren wir, etwas an Höhe aufgebend, hinüber auf ein Schuttband der Südseite, dessen sich verschmälernde Fortsetzung nach abwärts führt.

So umgehen wir den Turm auf aussichtsreichem Gesimse und können bald wieder rechts von der herabziehenden Hauptrinne über sehr plattige, glatte Felsen zur nächsten und letzten Scharte emporklettern.

Es ist 1/2 10 Uhr vormittags und erst etwa der dritte Teil der gesamten Höhe zum Gipfel überwunden. Die Nebelmassen haben uns lange überholt und streichen jetzt schon hie und da über den Gipfelgrat hinweg. Der Cimone selbst hemmt noch mit seinem mächtigen Körper das Vordringen der Wolkenmassen gegen Norden, so daß wir noch deutlich auf den sonnenbeschienenen, stark zerklüfteten Gletscher und auf die Weideböden der Vezzanaalpe hinabblicken. Erdrückend wirkt der wie aus einem Guß geformte, furchtbar steilgestellte Plattenkamm und schier dämonisch blickt, sich scheinbar vorneigend, der dräuende Vorgipfel aus dem sich noch manchmal für kurze Augenblicke lösenden Nebel herab.

Bald macht sich mein Freund, der hier vorangeht, an die Arbeit und ungefähr 40 *m* geht es ungemein steil, hier wie am ganzen Weiterweg geradezu furchtbar ausgesetzt, in anfänglich nicht ganz verläßlichem Gestein aufwärts; dann folgt eine kurze, etwas überhängende, ziemlich griffarme Stelle, welche ich für die schwerste der ganzen Tour halte. Von der Steilheit des unteren Plattenabsatzes kann man sich vielleicht einen Begriff machen, wenn ich hier der im Rucksacke meines Freundes während des Kletterns sich entleerenden Wasserflasche gedenke, deren Inhalt durch den »wasserdichten« Rucksack während des ganzen Anstieges tropfenweise auf mein Haupt träufelte. Ein besonders gütiger Zufall will es, daß sich gerade ober der überhängenden Stelle eine muschelartige Vertiefung mit ebenem Boden im Grate vorfindet, von welcher aus eine prächtige Versicherung des Nachkommenden und später des Vorankletternden möglich ist.

Diese kleine Höhlung in dem aufstrebenden Felskörper ist ein wunderschönes, für uns beide gerade genügend Raum bietendes Plätzchen, und auch der einzige Ruhepunkt im ganzen Plattenschusse. Wir hinterlegen hier unsere Karten und klettern bald weiter. Wieder nimmt die Neigung zu und mit ihr auch die Schärfe des Grates. Die Schneide selbst ist vom festen Fels losgesprengt und baut sich auf eine kurze Strecke nur mehr ganz lose längs des festen Plattengefüges auf. Diese Stelle ist in ihrer Eigenart eine der eindrucksvollsten, die ich je in den Bergen getroffen habe: Links schwindelnder Blick in ungeheuere Tiefen zum Gletscher — rechts in fürchterlicher Glätte ein viele hundert Meter tiefer, fast senkrechter Absturz. Bald die lockere Kante unter dem linken Arm, den Körper an die Platte geschmiegt, sich auf kaum handbreiter, steil ansteigender Leiste emporarbeitend, bald aber halb reitend über die scharfe Schneide selbst sich emporschiebend, so gelangen wir in die allmählich breiter werdende und leichter begehbare Plattenzone.

Immer dichter werden die Nebel, wir aber eilen immer rascher empor, direkt los gegen die überhängenden Wände des Piccol Cimone. Gerade eine Stunde hat uns der Anstieg aus der Scharte über die grauen Platten bis hierher gekostet, von wo wir, über gleichfalls sehr steile und besonders haltlose Platten emporsteigend, nach links in die Travignoloseite queren. Da wir hier an der Nordseite sowohl noch vielfach Eis und Schnee, als auch lose Felstrümmer zu betreten haben, legen wir die Nagelschuhe wieder an und steigen in dichtestem Nebel auf emporleitendem langem Bande nördlich unter dem Vorgipfel durch, bis wir nahe der Grathöhe desselben angelangt sind. Anstatt das Band, das jetzt rißartig ganz zur Höhe führt, zu verfolgen, steigen wir etwas ab und gewinnen abermals ein kurzes, fast eben hinziehendes Band. Vom Ende desselben könnte man durch einen Riß die letzte, tiefeinschneidende Gratscharte und über eine sehr steile Wand das Westende des Hauptgipfelgrates selbst erreichen. In Unkenntnis dieser Variante schlagen wir bei beginnendem leichtem Regen im dichten Nebel einen Ausweg suchend, zufällig den

Nordostflanke des Cimone della Pala von der Vezzana.

gewöhnlich benützten Weg ein, auf dem wir absteigend zu einer jäh abstürzenden Rinne gelangen, die gequert wird und uns nun durch einen kurzen, vereisten Kamin auf die bröckligen Hänge des alten Weges leitet. Nach kurzem Umherforschen in den schnee- und eisdurchwirkten Flanken gelangen wir an das untere Ende der steilen Ausstiegsrinne, deren Durchsteigen bei dem brüchigen Gestein wegen des Nachkletternden peinlichste Achtsamkeit erfordert. Daß wir nunmehr auf dem richtigen Wege und zwar schon in nächster Nähe des Gipfels sind, das verraten die vielfach umherliegenden, offenbar vom Winde herabgebrachten Ersteigungsnotizen, die ich behufs Hinterlegung auf dem ihnen bestimmt gewesenen Platze wieder einsammle. Wenige Minuten nach 12 Uhr tauchen wir mit einem Juchzer aus dämmrig gähnendem Schlunde westlich neben dem höchsten Blocke auf dem Gipfelgrate empor. Anstatt hellen Sonnenscheins umgibt uns auch hier dichter Nebel und nur hie und da scheint es, als wollte ober uns die Sonne die Dunstmassen durchdringen; doch sie unterliegt stets wieder im heftigen Kampfe. An der geschützten Nordseite rasten wir längere Zeit, vergeblich auf Besserung wartend. Knapp ober uns am Grate braust der Wind. Wenn wir uns über die Kante emporneigen und in das endlose Nebelgrau hinabstarren, ahnten wir heute wahrhaftig nicht jene unter uns sich auftuenden Tiefen, triebe nicht ein kräftiger Luftstrom hie und da die grauen Nebelschwaden etwas mehr zur Höhe, so daß wir in düsteren Tönen die Gegend von S. Martino und die Matten der Palaalpe für Augenblicke erschauen.

Der Rückweg ist mir nun schon aus dem Vorjahre her bekannt, wir sind darob außer Sorge; doch der durchdringende kalte Wind und der abermals einsetzende Regen vertreiben uns schließlich nach einstündigem Verweilen vom Gipfel. Das Drahtseil ist schon etwas bereift und deshalb ziemlich schlüpfrig, aber uns ist das gleichgültig. In der Schlucht am Fuße der Wand treffen wir noch ziemlich viel

Eis an und müssen, da keine Spuren vorhergegangener Partien aufzufinden sind, etliche Stufen schlagen. Jetzt regnet es heftig und wir eilen durch das Felsloch, um jenseits der Felsen zur Abfahrt zu kommen. Ich krieche durch den engen Schluf, hole beide Rucksäcke ein, dann kommt mein Freund gleich einem Wurme nachgekrochen. Flugs bin ich wieder auf den Beinen und will eben über den eiserfüllten Höhlenboden absteigen, als von oben plötzlich der Ruf herabdringt: »Halt ihn, halt ihn!« Im selben Augenblick kollert der Rucksack meines Freundes an mir vorbei. Meinerseits ein rascher Sprung, ein Pickelstoß gegen den Flüchtling — aber rascher als ich hemmend eingreifen kann, hat er seine Talfahrt angetreten. Hoffnungslos blicken wir ihm nach, gleich ist er entschwunden, schlägt dann noch einmal dumpf auf Felsen und — ward nie mehr gesehen. Darob große Bestürzung: Mein Freund beklagte sein ganzes kostbares Inventar, ich die für die folgende Rast vorbereiteten Marmeladen und den ganzen übrigen Proviant. Meinem Freunde ging der erlittene Verlust sehr nahe und, tiefen Groll im Busen, ging er auf steilem Schneehange »so für sich hin«, meinen Spuren nach. Plötzlich ein Fehltritt, und eine kurze unfreiwillige, aber noch im letzten Augenblick zum Stillstand gebrachte Rutschfahrt belehrte ihn, daß es besser war, der Rucksack hatte eine längere Fahrt getan, als er selbst.

Der Regen wird immer heftiger und der Nebel immer dicker. Schlecht wäre der nun daran, der jetzt den Weg nicht kennte. Uber den hart gefrorenen Firn vom Travignolopasse weg müssen wir vorsichtig absteigen und können erst tief unten abfahren. Über den Bettegapaß geht's im strömenden Regen nach S. Martino. Aber vorher wandern wir noch auf kurze Stärkung zur Rosettahütte.

Um 7 Uhr abends hatten wir unser alpines Aussehen schon gänzlich abgestreift; wir saßen mit geröteten Wangen an der langen Table-d'hôte des Hôtels Panzer und vertilgten solche Unmengen von den uns vorgetragenen Gerichten, daß unsere schöne Nachbarin zur Rechten ein heimliches Lächeln nicht verbergen konnte. Daß wir aber schon seit dem Morgengrauen bei dem elenden Wetter unterwegs waren, wußte sie noch nicht, und unsere Mitteilung versetzte sie in großes Staunen.

Cima di Campido, 3001 *m*, Cima dei Bureloni, 3123 *m*.

Zu später Nachtstunde hatten Herr Rudolf Czertner und ich — genau 24 Stunden nach Verlassen Wiens — in Eilfahrten und Eilmärschen, anfänglich in drückender Schwüle, dann bei einbrechendem furchtbarem Hochgewitter das gastliche Obdach auf dem Nuvolaugipfel erreicht. Am Morgen des 16. August 1901 ist das sommerliche Landschaftsbild gegen den Vorabend mit einem Schlage ein verändertes. Während der ganzen Nacht tobte heftiger Schneesturm und, als wir erwachen, ist, soweit der Blick im Nebel reicht, alles weiß. Die Wanderung zu unseren südlichen Bergen wird uns durch den im Tale herrschenden Regen arg verleidet. Als wir jedoch zu früher Nachmittagsstunde (1 Uhr) Forno di Canale erreichen, beginnt sich der Himmel langsam aber stetig zu lichten. Uns war diese Wendung zum Besseren sehr willkommen, denn die bald durchdringende Sonne hatte doch noch Kraft, einen Teil des eben gefallenen Neuschnees wieder wegzunehmen. Diesmal galt's, einen direkten Anstieg zum Pian di Campido (Campo delle Fede), jener grünen Oase zwischen den öden Fels- und Schneekaren des Fiocobon und des Sasso Tedesco ausfindig zu machen, dessen Spuren wir bei unserer ersten Aufklärungstour einen Monat vorher vom Passo Val Grande her über Banca und Passo delle Fede verfolgt und später im Schnee und Nebel verloren hatten.

Ich habe schon eingangs meines Aufsatzes erwähnt, daß es mir an der Hand von Skizzen bisher nicht gelungen war, Aufklärung über die einzelnen schwankenden Berg- und Talnamen zu erhalten, und ich war mir klar geworden, daß dies nur

auf Grund einer Besprechung mit berufenen Einheimischen an Ort und Stelle gelingen könne. Diesem Zwecke sollte in Verbindung mit Gipfelersteigungen unsere diesmalige Reise in jenes Berggebiet gelten. Als beste Kenner der Gruppe wurden mir die beiden Brüder Dedorigo aus Forno di Canale empfohlen; ganz besonders aber Giovanni, der gleich seinem älteren Bruder Jäger ist. Zur Sommerszeit »führte« er auch als autorisierter Führer des C. A. I. auf Cimone und Vezzana. Einer solchen Verpflichtung oblag er auch heute und kehrte erst spät abends heim, wodurch sich unsere Abreise bis zum kommenden Morgen verzögerte.

Am folgenden Tage, 18. August, 3 Uhr früh, waren wir marschbereit und wanderten zu dreien auf der Straße in 1½ Stunden nach Gares, dem letzten Ort jenes Tales, knapp unter dem Ende der Comelleschlucht.

Es gibt hier zwei Möglichkeiten, auf den Pian di Campido zu gelangen. Man wandert entweder bis zur Malga Lastia hinan und wendet sich dann nach links empor zu einem Sattel unter der steilabsetzenden Wand der Taliada, von wo man fast eben in den grünen Kessel hineingelangt. Oder man geht, wie wir, den kürzeren Weg: Durch Gares selbst wanderten wir in der Richtung gegen den Passo di Lastia, zogen aber knapp hinter dem Orte auf sanft ansteigendem Wege links hinüber gegen die Wände und durchstiegen diese auf schwach ausgeprägter Steigspur, bis ein zweiter Weg von rechts über den Graben zu uns herüberkommt. Hier wendet sich der Pfad energisch nach links und wir gewinnen, ihn verfolgend, eine begrünte Terrasse, auf welcher das Steiglein sich bald nach rechts aufwärts wendet. So erreichen wir das untere Ende des gegen den Gareskessel in Steilwänden absetzenden Höchtälchens — die Val del Col. Dort, wo im links befindlichen Begrenzungskamme unser Pfad über eine markante Scharte — den Passo della Stanga — in die Comelleschlucht (schon oberhalb des Absturzes derselben) hinüberleitet, wandern wir durch Gestrüpp und Schutt, schließlich über Schnee in dem prächtigen Hochtale weiter. Der vorhin genannte Übergang in das Comelletal wurde seinerzeit vor Errichtung der Holzbrücke in der Klamm fast ausschließlich benützt. Hier dürften sich auch Zsigmondy und Purtscheller gelegentlich der Ersteigung der Pala di S. Martino verschlagen haben, so daß sie trotz nicht allzu späten Aufbruches von Gares schon in den Wänden der Comelleschlucht nächtigen mußten.

Kehren wir zu unserem Wege zurück: Wir befinden uns jetzt am Ende des Tales im Hochkessel von S. Giovanni. Anstatt geradeaus über einen plattigen Absatz, klimmen wir rechts durch eine steile Schlucht zu einer Scharte und hinter dem dieselbe linker Hand flankierenden Zacken herum, und gelangen so um 7 Uhr morgens auf den grünen Boden des Campo delle Fede.

Rechts, westlich des Sattels, setzt der von der Cima Zopel südöstlich abziehende Kamm mit einer vertikalen gelben Wand, »Taliada« oder »Tajola« genannt, nieder. Von hier sehen wir nun schon die dem Hauptzuge entragende Cima di Campido, dahinter die Cima di Fiocobon; östlich von uns in einem Auslaufe den unbedeutenden Sasso Tedesco. Die von den Genannten gebildete Mulde füllt der grüne Boden des Campo delle Fede, der südlich durch einen kecken Turm (Sasso delle Fede oder Campanile di Campidei) von einem höhergelegenen, schneeerfüllten Kessel getrennt ist. Wenn wir den grünen Campo südlich überschreiten, dann links um den Turm herum zum oberen Boden ansteigen, so gewinnen wir bald ein Gemssteiglein, welches uns über den Schutt unterhalb der gelbroten Abbrüche der östlichen Ausläufer der Cima di Fiocobon auf den Passo delle Fede und über die fast eben unter den Überhängen hinführende Banca delle Fede in die oberste Val Grande und zum gleichnamigen Paß hinüberleitet.

Wir wollen aber vorerst der Cima di Campido einen Besuch abstatten und klettern daher durch die rechter Hand emporziehende, mäßig steile Schlucht der Val

Zopel auf den nördlich des Gipfels einschneidenden Passo Zopel (7 Uhr 45 Min.). Eine steingefährliche Schneerinne von ganz bedeutender Neigung schießt jenseits zum Fiocobongletscher nieder. Von ihr gilt dasselbe wie von den übrigen Schneerinnen dieses Gebietes: Im Frühjahre, wenn tiefer Schnee in ihr lagert, mag die Begehung verhältnismäßig ungefährlich sein; wenn aber harter Firn dieselbe erfüllt oder im Spätsommer sogar die Eisflächen ausapern und die Randkluft selbst unpassierbar wird, dann möge man einen Versuch, hier durchzukommen, unterlassen, denn die Steingefahr ist besonders infolge der umgebenden brüchigen Felsen eine geradezu erschreckende.

Von der Scharte weg führt nördlich ein schmales Felsband — welches jedoch schon wenige Meter oberhalb von einer vorspringenden Rippe für einen Augenblick ganz unterbrochen wird — auf die Einsattlung zwischen Cima Zopel und der Kulmination der Taliada. Von dort aus läßt sich sowohl ein Anstieg auf den genannten Gipfel, als auch der Überstieg zum Passo Lucan ausführen. Dieser Seite unseres Zuges kehren wir aber heute den Rücken und wenden uns dem Nordgrate der Cima di Campido zu, dem nächst dem Passe zwei nadelscharfe Zacken entragen. Der höhere der beiden wurde, wie schon erwähnt, am 17. Juli 1899 unter bedeutenden Schwierigkeiten von Thomas Oberwalder mit Giuseppe Zecchini bezwungen. Diese beiden Zacken umgehen wir also östlich an ihrem Fuße und gewinnen bald ein markantes Plattenband, welches die Nordostflanke des Massivs etwas oberhalb der Schartenhöhe durchzieht und auf eine geneigte breite Schutterrasse in die Ostflanke des Berges hinüberleitet. In der Fallinie nördlich des Gipfels halten wir bei

Auf der Terrasse in der Nordflanke der Cima di Campido.

wasserüberronnenen Platten, ober welchen ein Schneefeld ansetzt, kurze Rast. Ohne Dedorigo und das überflüssige Gepäck schreiten wir gleich an die Besteigung.

Etwa halbwegs zwischen dem nadelscharfen Doppelturm und unserem Gipfel zieht vom Nordgrate eine meist schneeerfüllte Rinne zu dem genannten Schneefelde herab. Den Einstieg in die Felsen vollführen wir hier zur Linken der Rinne. Immer knapp neben dieser verbleibend, klettern wir vorerst zu einer markanten Scharte im Nordgrate hinan und dann über diesen selbst weiter empor zur Höhe. Rechts fliegt der Blick fast senkrecht zur Tiefe auf die weißen Gefilde des Fiocobongletschers. Das Klettern auf der luftigen Kante ist eine wahre Lust, es ist nirgends sehr schwierig, aber stets anregend. In flottem Tempo kommen wir rasch in die Höhe. Erst das letzte Stück ist wieder ziemlich steil und der Fels weist etwas plattigen Charakter auf; dabei ist der Anstieg ziemlich ausgesetzt und wegen des Neuschnees, der auf der Nordseite noch Halt gefunden hat, ist hier größere Vorsicht am Platze. Nach wenigen Minuten heiklen Kletterns erreichen wir dann den westöstlich verlaufenden Gipfelgrat am höchsten Punkte neben dem Steinmanne. Längs des schön verschneiten, zierlich schmalen Felskammes gehen wir noch zum zweiten, weiter östlich gelegenen Steinmanne hinüber und lassen uns angesichts der überaus klaren Fernschau, wie sie nur nach solch heftigem Wettersturze dem Wanderer beschieden sein kann, zu kurzer Rast nieder. Die Luft ist von solcher Durchsichtigkeit und dadurch die Fernschau von solcher Reinheit, daß ich mit Bestimmtheit vermute, durch den Einschnitt westlich der Fradusta das blauende Meer zu erblicken. Die Dolomiten, die Tauern, wie die Ausläufer der Westalpen, erscheinen dem Auge so nahe gerückt, daß man fast zu Täuschungen veranlaßt wird. In der Tiefe erblicken wir Gares und jenseits die Häuser von Falcade. Der Gipfel nimmt im Nordzuge zweifellos einen ganz prächtigen Platz ein und deshalb ist es schade, daß er gar nicht besucht wird. Im Steinmanne finden wir die Karte des ersten Ersteigers Mr. Wilfred L. W. Brodie, der mit Zecchini von Süden her aus der Val di Cencenighe den Gipfel erreichte — einen Anstieg, welchen Freund Alfred Hofbauer und ich am 23. Juli 1901 durchführen wollten, leider aber des schlechten Wetters wegen mitten in der Kletterei aufgeben mußten.

Wir waren damals etwas unterhalb der Paßhöhe aus der Val di Cencenighe in die Felsen eingestiegen und wollten eben um eine schwierige Ecke herum in einen Riß hineinklettern, als ein mit heftigem Hagelschlag hereinbrechendes Gewitter uns zwang, unter den nächsten Felsen in einer kleinen Grotte Schutz vor den im Nu über die Felsen wildbachartig herabschießenden Wassermassen zu suchen. In äußerst kritischer Lage, ohne mit den Füßen festen, bequemen Stand fassen zu können, waren wir hier gezwungen, einer ober dem anderen in der flachen, steilen Nische verkeilt, über vier Stunden zuzubringen, und nur der Umstand, daß inzwischen die Felsspalten im Inneren der Grotte derart durchlässig wurden, daß sich aus allen Rissen ganze Sturzbäche über uns ergossen, veranlaßte uns zum unbedingten Verlassen des Schlupfwinkels. Wir mußten dabei über gar nicht so leichte Felsen, durch einen förmlichen Wasserfall hindurchklettern. Nun folgte unter Blitz und Donner eine Eilfahrt über den steilen Firn des Tales, und erst der lange Weg hinüber zum Passo di Val Grande und hinab zu unserem damaligen Biwakplatze am Passo di Mulaz vermochte unseren von der Kälte und Nässe, sowie von der unangenehmen gleichförmigen Lage schon steif gewordenen Gliedern etwas Gelenkigkeit zu verschaffen und den fröstelnden Körper zu erwärmen. Da auch unsere Schlafsäcke voll Wasser standen, so hätten wir, zumal in dem nassen Zustande, in dem wir uns befanden, ein zweites Biwak auf dem Passe nicht mehr ausgehalten; wir zogen deshalb damals hinab nach Rolle.

Nach halbstündigem Aufenthalt verlassen wir heute mit großer Genugtuung

den Gipfel und erreichen nach einer weiteren halben Stunde, auf dem Anstiegswege abkletternd, wieder das Band bei den wasserüberronnenen Platten, wo Dedorigo unser harrte. Oben haben wir nur dem Auge Genuß verschafft, jetzt aber gibt's hier auch leibliche Erquickung, der wir selbstverständlich tüchtig zusprechen. Um 11 Uhr 15 Min. machen wir uns auf den Weiterweg. Wir verfolgen das Band, das noch über einige Platten breit und bequem weiterleitet, bis wir um die Nordostkante des Berges auf die Ostflanke umbiegen. Vorerst queren wir etwas absteigend auf Gemsfährten eine kleine brüchige Rinne und gelangen dann auf die große Schutterrasse unter der gelben Ostwand der Cima di Campido. Die Terrasse senkt sich gegen das untere Ende der Val di Cencenighe so tief herab, daß hier eigentlich der niedrigste Durchstieg zu derselben zu suchen wäre, aber nirgends zeigen da die Felsen eine Möglichkeit hiezu. Vom Passo delle Fede aus gesehen, zieht etwa in der Mitte des die Terrasse tragenden Felswalles ein schwarzer, scheinbar überhängender Plattenriß empor — und gerade dieser ist es, der den Durchstieg, so wenig einladend er beim ersten Anblick erscheint, ermöglicht. Auf der Terrasse abwärts steigend (von mir errichtete Steinmänner weisen den Pfad) gelangen wir bald an diese, von oben gesehen etwas unheimliche Stelle. Aber nur kaltes Blut! Ein geübtes Auge erkennt sofort, daß es sich hier mehr um eine eindrucksvolle als schwierige Passage handelt. Am sichersten wird man wohl ohne Nagelschuhe hinwegkommen. Vorerst heißt es, so weit wie möglich an den östlich sich unvermittelt aufschließenden Abgrund heranzutreten, den Körper langsam auf die nächste, meist wasserüberronnene und ziemlich glatte Plattenstufe hinabzulassen, dabei den rucksackbeladenen Oberkörper etwas nach dem Abgrunde zu neigen, um nicht vom überhängenden Felsen abgedrängt zu werden, dann noch ein Schritt, ein zweiter, und ein sicherer Stand ist erreicht. Von hier kann man links die Plattenrunse bis hinab verfolgen, oder, wie ich es tat, über eine glatte Platte mit wenigen, aber festen Tritten rechts heraus auf die Schrofen und dann über den Schutt hinab zum Schnee am Ausgange der Val di Cencenighe gelangen. Wir halten uns diesmal hier nicht mehr auf, sondern überschreiten gleich darauf den Schnee und steigen auf dem Gemssteiglein, das von hier etwa 80 *m* zum Passo delle Fede führt, auf diesen hinan, wo wir eine Stunde seit Verlassen des Rastplatzes eintreffen, kurze Zeit verweilen und dann direkt gegen den Passo Val Grande hinüberwandern.

Da uns heute noch genügend Zeit zur Verfügung steht und mich überdies die Nomenklatur und Topographie sehr interessiert, beschließe ich noch die Cima dei Bureloni anzugehen. Der Anstieg von dieser Seite ist nach Schilderung der ersten Ersteiger nicht schwierig; diese gleiche Meinung gewinnt man auch sofort beim bloßen Ansehen des Berges von den nordöstlichen Karen. Mein Genosse Czertner zeigt wenig Lust, an der Ersteigung teilzunehmen und schlägt vor, mich lieber hier am Fuße des Campanile di Fiocobon zu erwarten. Eine beiläufige Schätzung für den erforderlichen Zeitaufwand ergibt angesichts des am Firne massenhaft lagernden Neuschnees für den Hin- und Rückweg drei bis vier Stunden. Nachträglich stellte es sich jedoch zu unserem und unseres wartenden Begleiters Erstaunen heraus, daß wir uns darin um Gewaltiges zu unseren Gunsten täuschten.

Nur mit dem Allernotwendigsten bepackt, beginnen wir um 1 Uhr 10 Min. den tiefverschneiten Firnhang, der vom oben eingebetteten kleinen Gletscherbecken nordöstlich gegen die obere Val Grande herabzieht, anzusteigen. Die fast lastenfreien Schultern lassen eine ungemein schnelle Gangart zu, so daß wir schon in 30 Minuten den weniger geneigten Teil des Anstieges und bald die Scharte vor unserem Gipfel erreichen, von der die unheimliche Eisrinne in grauenerregender Tiefe zu den Schutthalden der Vezzanaalpe hinabzieht. Knapp am Rande dieser Schlucht müssen wir nun linker Hand noch ein kurzes Stück emporsteigen, um

den flachen Sattel des Passo di Bureloni, zwischen Cima dei Bureloni und Cima delle Ziroccole zu gewinnen. Über blankes, von etwas Pulverschnee überdecktes Eis müssen wir hier ziemlich steil, dabei stufenschlagend hinan, bis wir die beschneiten Felsen betreten können. Bald sind wir oben. Links liegt die, wie erwähnt, noch unbestiegene Cima delle Ziroccole, von welcher ein steiler Eishang gegen die Val Grande herabzieht. Gegen die Südseite — die Val Strutt — stürzt das Massiv gleich dem der Cima dei Bureloni in mächtigen Wänden ab, und nur eine oben gegabelte Rinne, welche aber heute von blankem Eis erfüllt ist, bietet die Möglichkeit eines Anstieges aus diesem wilden Kessel. Durch diese Rinne haben Dr. Darmstädter und Amtsrichter Dr. Kramer mit ihren Führern am 26. Juli 1888 die erste Ersteigung der Cima dei Bureloni aus der Val delle Comelle her ausgeführt.

Ohne Aufenthalt steigen wir rechts über Schnee, dann über mäßig steile Schrofen längs des westlich zum Gipfel hinanführenden Grates in einer Stunde vom Passo Val Grande zum höchsten Punkte empor. Hier sehen wir, daß noch eine zweite, durch eine ganz seichte Einsenkung erreichbare Spitze weit gegen das Travignolotal vorspringt. Der ganz leicht auszuführende Übergang auf dem plateauartigen Rücken dorthin bietet linker Hand eine Fülle überwältigender Bilder. Unter diesen ist in erster Linie erwähnenswert der Tiefblick über die senkrechten Abstürze der Südwand. Ein schrecklich wilder Kessel öffnet sich zu Füßen der gelben Mauern. Felsgebilde kühnster Art, deren höchstes der von Oss-Mazzurana erstiegene Zacken ist, bilden die südliche Fortsetzung unseres Bergmassivs und die östliche Begrenzung des genannten Felskessels, von welchem sich westlich steile Firnhänge zu den Geröllströmen der Vezzanaalpe hinabsenken. Von Süden direkt gegen Angriffe durch pralle Mauern geschützt, von Norden aus der wilden Eisschlucht in vertikalen Wänden aufgebaut, ragt der Gipfel weit gegen Westen vor. Dort hinab sendet er einen an tausend Meter messenden, wuchtigen Strebepfeiler, der gleichsam in den saftigen Matten der Vezzanaalpe fußt.

Die Aussicht! Was soll ich von ihr Neues sagen! Cimone, Vezzana, Cima dei Bureloni und Cima di Fiocobon bieten nach der Ferne hin fast gleichen Ausblick, je nach der Reinheit der Luft mehr oder minder weitreichend, unter günstigen Verhältnissen aber schier unermeßlich — überall ist er großartig. Und erst der Einblick von hier in unsere Gruppe! Dort die wilden Wände des Cimone und da die eisgepanzerten Hänge mit dem scharf zugespitzten Gipfelhorn und den furchtbaren Westabstürzen der Vezzana, hier wieder die schlanke Cima di Fiocobon mit ihren zierlichen Trabanten und überall Tiefblicke, wie sie schöner kaum denkbar. — —

Dunkle Wolkenballen steigen im Norden auf, bald fassen sie in den Wänden der Civetta Halt und öffnen dort gleich darauf alle ihre Schleusen. Obwohl rasch wieder eine Bewegung in die grauen Massen kommt, so halten wir es doch für angezeigt, sobald wie möglich den Abstieg anzutreten. Auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, eilen wir hinab — die wenigen Eisstufen werden flink überschritten und nun durch den tiefen Pulverschnee hinabgestürmt. Einmal brach ich bis zu den Hüften in einer Kluft des harmlosen Firnes ein, konnte mich aber rasch wieder herausarbeiten, so daß keine Verzögerung eintrat und wir schon nach 13/4 Stunden seit unserem Aufbruche wieder bei unserem Begleiter eintrafen. Nachdem mein Genosse auch hier keine Lust zeigte, ein Freilager in nächster Nähe zu beziehen, wodurch es uns möglich gewesen wäre, auch am folgenden Tage noch ohne allzugroße Anstrengung eine Tour zu unternehmen, so zogen wir abermals über den Passo Val Grande hinab gegen das Travignolotal. Welch gewaltige Neuschneemassen hier lagerten, bewies eine durch einen Abfahrtsversuch am jenseitigen Hange des Passes losgelöste Lawine, welche gewaltige Dimension annahm. Hinterdrein fuhren wir über den nun vom Neuschnee reingefegten Hang in flinker Fahrt hinab.

Auf dem Passo di Mulaz trennten wir uns von Dedorigo. Er zog gleich über den Fiocobongletscher weiter, wir aber erst nach einer zweistündigen Rast über den Schutt in der Richtung der Vezzanaalpe zu Tal. Die Alpe, auf der früher so reges Leben herrschte, fanden wir heuer nur mehr als Ruine vor, denn das Dach der Hütte war im Frühjahre durch eine Schneelawine gänzlich abgetragen und das Gemäuer teilweise erdrückt worden, so daß eine Instandsetzung unterblieb und eine Neuherstellung der Hütten auf dem sicheren Boden der Venegiaalpe erforderlich wurde. Nun ist der schöne Platz verödet. Mit Wehmut gedenke ich der alten Gemütlichkeit, deren wir uns hier vor einem Jahre in Gesellschaft der Sennen erfreuten. — Nach abermaligem Ansteigen erreichen wir nach mehr als achtzehnstündigem Marsche bei dunkler Nacht die gastliche Cantoniera auf dem Rollepaß.

Cima Zopel, 2866 *m.*

(Eine Durchquerung der nördlichen Hälfte des Nordzuges.)

Als ich im Jahre 1901 zum vierten Male der herrlichen Palagruppe den Rücken kehrte, hoffte ich nunmehr in jeder Hinsicht genügendes Material gesammelt zu haben. Aber kaum war ich ihrem Weichbilde entschwunden, da stiegen mir schon wieder Zweifel über dies und jenes auf; bald war wieder ein reger Briefwechsel mit meinen Gewährsmännern dortselbst angebahnt und das Ergebnis desselben war, daß meine Zweifel sich bewahrheiteten. So endlich faßte ich den Beschluß, noch einmal in die geliebten Berge zu ziehen: Endgültige Aufklärung in der verworrenen Nomenklatur zu erhalten, sowie neuerliche topographische Studien, die durch photographische Aufnahmen unterstützt werden sollten, bildeten das Hauptprogramm und überdies interessierten mich einige bisher noch nicht unternommene Bergfahrten ganz besonders.

Am 27. Juli 1902 traf unsere Gesellschaft, bestehend aus meinem Bruder Gaston, meinem Freunde A. Leschetizky und mir, aus allen möglichen Weltgegenden ankommend, gegen Mittag auf dem Toblacher Bahnhof zusammen. Auf dem gewohnten Wege über Cortina erreichten wir noch am selben Abend schwerbeladen das Hospiz auf dem Falzaregopasse und am nächsten Mittag schon saßen wir bei einer dampfenden Risottoschüssel im gastlichen Albergho all' Gallo in Forno di Canale. Bis hierher konnten wir uns wahrlich ehrlicher Arbeit rühmen, wenn man bedenkt, daß mein Freund Leschetizky ungefähr 12, mein Bruder etwa 16 und ich weit über 20 *kg* Gepäck zu tragen gehabt hatten. Ein ausgiebiges Mittagsmahl stärkte uns wieder tüchtig; mittlerweile ward aber der Kriegsplan zusammengestellt: Wir wollten noch heute einen hochgelegenen Biwakplatz, wenn möglich auf dem Passo di Mulaz beziehen. Da aber noch die gewaltige Höhe von nahezu 1700 *m* bis dahin zu bewältigen war, so sollte uns Dedorigo beim Transport unseres Gepäckes behilflich sein.

Um 3 Uhr nachmittags des 28. Juli verließen wir Forno di Canale, durcheilten schon um 3 Uhr 45 Min. die Ortschaft Falcade und wanderten nun die malerische Val di Fiocobon empor. Knapp bevor man den ebenen Boden der Fiocobonalpe betritt, hat man eine Schlucht zu queren, in welcher sich bis spät in den Sommer der Lawinenschnee erhält. Eben als wir diese Stelle passierten, brach ein furchtbares Hochgewitter los und unversehens prasselte der Hagel erbarmungslos auf uns hernieder. Mein Bruder und ich krochen im schon durchnäßten Zustand in eine Schneekluft, welche bald ein mächtiger Bach durchfloß; Freund Leschetizky und Dedorigo konnten sich oberhalb unter Felsen bergen.

Bis das Unwetter nachgelassen hatte, war es selbstverständlich zu spät geworden, den Anstieg bis zum Paß zu bewerkstelligen, und so beschlossen wir, unweit oberhalb der Alm unter Felsen unser Zelt aufzuschlagen. Wir hatten diesen

Entschluß gewiß nicht zu bereuen, denn am Abend begann es noch öfter und heftig zu regnen und dabei hingen die Nebel an den Steilwänden unserer Berge so tief herab, daß wir an diesem Tag gar keinen Ausblick auf dieselben mehr gewannen. Mich freute es im Grunde genommen, daß uns das Wetter hier zurückgehalten hatte, denn dadurch wurden wir plötzlich gezwungen, unser Programm nach einer mir mehr zusagenden Richtung hin abzuändern. Rasch war bei mir der Entschluß gefaßt, morgen eine Durchquerung der ganzen nördlichen Hälfte des Nordzuges bis zum Passo Val Grande zu vollführen und dann zum Passo di Mulaz abzusteigen. Dedorigo sollte uns vorher das große Gepäck mit dem Zelt auf dem gewöhnlichen Wege über den Gletscher dahintragen und an einer ge-

Die Fiocobongruppe von den oberen Weideböden der Fiocobonalpe.

meinsam verabredeten Stelle hinterlegen. Den Abend verbrachten wir in munterem Geplauder bei den Sennen und teilten mit ihnen die heimische Älplerkost: Polenta, Käs und Milch. In kurzer Zeit war unser Zeltlager unter einem schützenden Felsblock aufgeschlagen, so daß uns der ziemlich heftige Regen nun nichts mehr anhaben konnte. In der Nacht ließ derselbe wieder etwas nach und sogar die Wolken begannen sich zu zerteilen. Hoffnungsfreudig gingen wir unter unserem Dache zur Ruhe und lagen bald in stärkendem Schlaf.

Früher als die Sennen unten auf der Alm, waren wir erwacht; rasch war unser Lager transportbereit, dann eilten wir flugs hinab zur Hütte. Umgeben vom hungrigen, oft zudringlichen Almvieh, schlürften wir unsere Frühstücksmilch, einer nach dem anderen aus der gleichen Holzschüssel, mit einem Behagen, als säßen wir bei feingedecktem Tische. Unsere Abrechnung für Abendessen, Morgenimbiß und etlichen Biwakproviant für unser Hochlager am Passe zeigte, daß wir in ein

sehr billiges Gasthaus geraten waren. Von unseren Freunden, den Sennen, uns dann herzlichst verabschiedend, traten wir vorläufig gemeinsam mit Dedorigo um 6 Uhr morgens den Weg zur Höhe an.

Am Nordfuße der wilden Lasteispitzen, wo der Dolomitaufsatz und mit diesem der eigentliche Nordzug der Palagruppe endet, um sich dann als begrünter Felskamm fortzusetzen, schneidet ein mäßig eingesenkter Sattel ein, von welchem die gleichnamige Val Lucan gegen den saftigen Boden der Fiocobonalpe herabzieht. Das steile Tälchen bildet unseren Anstieg. Bald zieht links ein Steig ab, der zum weiter südlich gelegenen, in dem geschilderten Kamme am tiefsten einschneidenden Passo Lastia, von dort zur Casera Lastia und weiter nach Gares leitet; wir aber hielten die Richtung im Tale geradeaus bei. Höher oben endlich querten wir einige steile Schneefelder und gelangten zu der Steigspur, die rechts zum Fiocobongletscher hinanführt, über welche wir im Vorjahre in Nacht und Nebel zum Passo di Mulaz emporgezogen waren. Heute mußte Dedorigo hier hinaufwandern und unser Gepäck auf dem Passe hinterlegen, weshalb wir uns nun von ihm trennten. Unser Anstieg vollzog sich von hier ab ungemein rasch, so daß wir über die steilen Rasen und Felsstufen schon um 7 Uhr 30 Min. die Höhe des Sattels betraten.

Heller Sonnenschein empfing uns hier oben. Hinter uns senkte sich die eben durchstiegene, steile Val Lucan zu der reizenden Fiocobonalm nieder, deren grüne Weideflächen von einem herrlichen Gebirgskranze umrahmt sind, welcher sich in voller Pracht vom Latemar bis zur Marmolata vor den Augen weitet — und drüben auf der Garesseite ziehen vielfach begrünte, durchaus nicht abschreckende Gehänge talwärts. Unser Paß, zu dem die letzten bizarren Zacken des Nordzuges in steilen Plattenmauern niederstürzen, bildet — wie schon erwähnt — in geologischer Hinsicht das nördliche Ende des Dolomitriffes von Primör. Obwohl die den Unterbau bildende Gesteinslage sich noch gratartig über die Forcella di Lastia, über den Cimon di Lastia bis zur Taleinsenkung des Torrente Biois hinzieht, so bieten die dazwischen liegenden Berge allesamt neben den kühnen, sie um ganz bedeutendes überragenden Felsbastionen des Nordzuges gar kein touristisches Interesse.

Vom Passe weg nach rechts über Felsstufen ansteigend, hielten wir uns auf breiten Terrassen, stets unter den Steilabstürzen der Lasteispitzen, denn unsere Absicht war es, heute zweien derselben einen Besuch abzustatten. Nördlich der Cima di Campido sind es hauptsächlich zwei fast gleichhohe Felsgestalten, die den Bergsteiger infolge ihres kühnen Aufbaues herausfordern; es ist dies die neben dem gleichnamigen Passe sich erhebende Cima Zopel und der höchste der stufenartig aufgebauten, von einander durch tiefe Scharten getrennten Cime di Lastei.

Obwohl des Morgens die Berge in vollster Klarheit im hellen Rot vor uns standen, so waren heute die in dieser Gruppe unvermeidlichen Nebel besonders früh heraufgestiegen. Wir erreichten auch deshalb den Campanile di Lastei nicht. Dichter Nebel umlagerte bald auch unsere Spitzen. Ich glaubte nach längerem Quergang auf den Terrassen schon den Ausgang der ersten zwei Schluchten gequert und vermutete in der rechts emporziehenden Rinne die richtige gefunden zu haben. Trotzdem ich doch noch einige Zweifel hegte, machten wir uns an die Arbeit. Der Schnee war noch ziemlich hart, deshalb zog es mein Bruder, der nun mit Freund Leschetizky am Seile ging, vor, den steilen Felssporn linker Hand zu benützen, während ich diesen von der Schneerinne her erst hoch oben erreichte. Über eine steile Felsstufe betraten wir dann bald die breite, schneeerfüllte Schartenkehle. Die Felswand zur Linken sah nicht vielversprechend aus und ich konnte es nicht glauben, daß über dieselbe Oberwalder mit Zecchini seinerzeit einen Anstieg auf diesen Gipfel erzwungen hatte. Dadurch wurde auch meine Anschauung, daß dies nicht die richtige Scharte und die Spitze zur Linken nicht der Hauptturm sei, nur bestärkt.

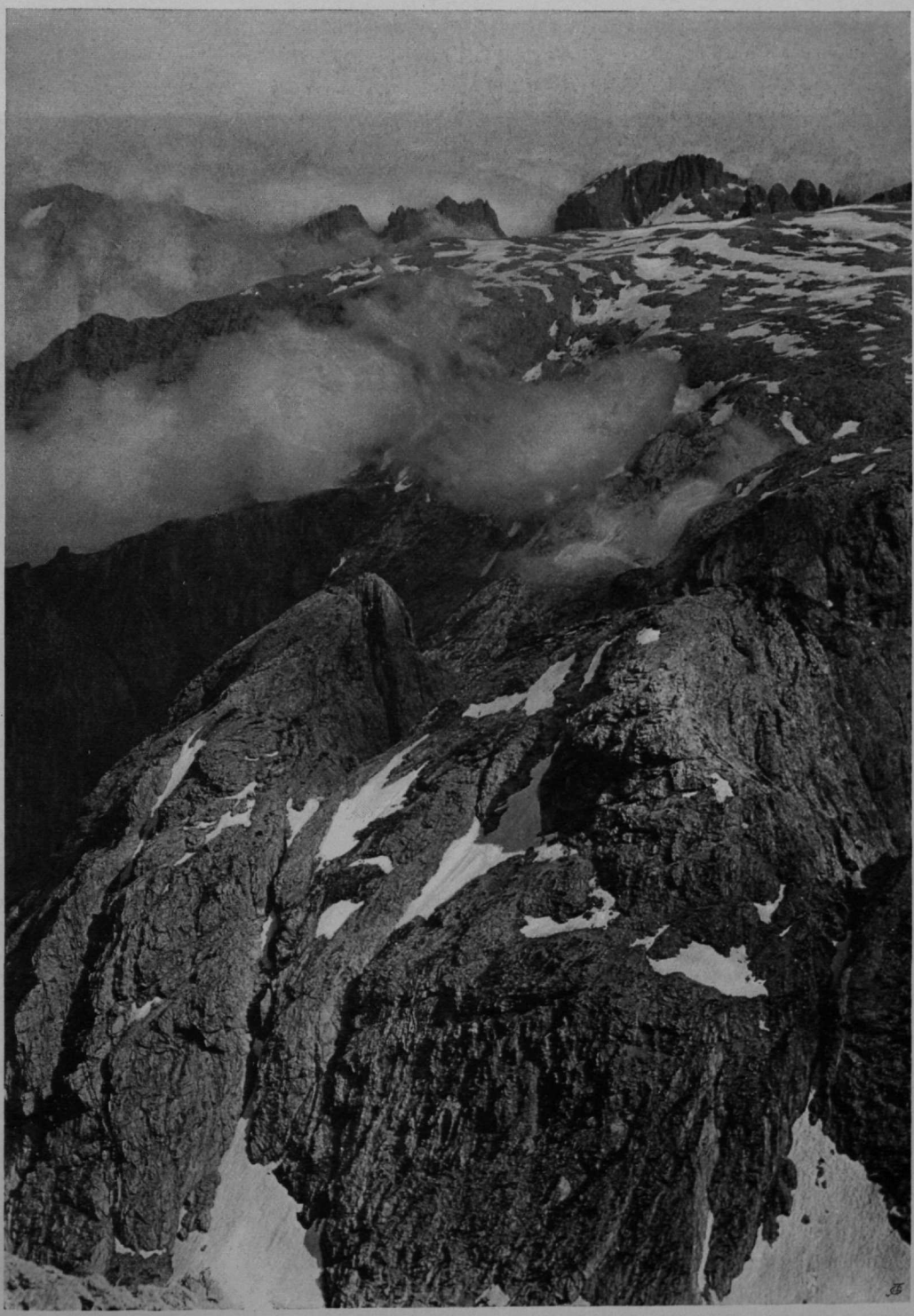
Scharte zwischen dem mittleren und kleinsten Campanile di Lastei gegen das Palaplateau.

Die Scharte, beiderseits von prallen Mauern flankiert, ist für sich allein schon sehenswert: Westwärts bricht die an 10 *m* dicke Schneedecke plötzlich ab, und man blickt durch den sich öffnenden Riesenschlund fast senkrecht hinab auf die grünen Böden der Fiocobonalpe. Erkerartig weit über den Schlund hinausragend, ist nochmals eine Verbindung beider Felswände durch einen natürlichen, scheinbar die Decke des Schlotes bildenden Felsbogen hergestellt. Wir wollten noch von dieser luftigen Brücke einen Einstieg in die glatte Wand zur Linken versuchen und stiegen daher durch eine Randkluft, dann über ein äußerst brüchiges, durch lauter loses, mit hartem Schutt vermischtes Blockwerk der Wand entlang hinüber — aber auch an dieser Stelle blieb ein Versuch erfolglos. Wir können uns wohl rühmen, hier als erste Menschen gestanden zu sein. In einem Steinmanne hinterlegten wir unsere Karten, hielten noch den Blick über die Schartenkehle hinweg zum Palaplateau auf dem hier vorgeführten Lichtbilde fest und kletterten dann wieder hinüber zum sicheren Schneesattel. Der Widerhall, welchen die durch bloße leichte Berührung aus dem Gleichgewicht gebrachten und nun durch den unheimlichen Schlund mit furchtbarem Getöse hinabstürzenden Blöcke in der engen Klamm verursachten, war unbeschreiblich; es schien, als würde der ganze Riesenbau zur Tiefe niedergehen. Wir blickten den fallenden Trümmern nach, sahen, wie sie auf den plattigen Vorbau am Fuße des Massivs aufschlugen und dann gleich Sprenggeschossen in ungezählte Stücke zerschellten.

Bald waren wir wieder unten am Ende des Couloirs bei unseren Sachen und benützten die Nebellichtung dazu, uns über die Lage der eben durchstiegenen Rinne zu überzeugen — richtig, als wir den Fuß der Felswand umgangen hatten und nun wieder emporstiegen, sahen wir jenseits abermals eine, jedoch zu einer höheren Scharte emporführende Rinne. Die in den Nebel tauchende Spitze links von ihr war also erst der höchste Gipfel der Lasteispitzen und der plattenbewehrte hellgraue Turm rechts davon war der mittlere, den wir irrtümlich von der jenseitigen Scharte aus besteigen wollten.

Der Versuch hatte uns ziemlich viel Zeit gekostet und nun war es schon 11 Uhr, unser Weg zum Passo di Mulaz aber voraussichtlich noch von bedeutender Länge und noch nicht ganz gekannten Schwierigkeiten, so daß wir auf zwei Gipfelersteigungen, wie wir sie uns erdacht hatten, verzichten und uns mit einer begnügen mußten. Welchen Gipfel wir nunmehr wählen sollten, darüber waren wir gleich einig, denn der Weg auf den Campanile war, soviel wir sahen, klar vorgezeichnet und Oberwalders Beschreibung, der den Berg zum ersten Male bestiegen hatte, schien sich mit unserem gedachten Anstiege zu decken.

Anders lag dies bei der Cima Zopel. Zecchini hatte sie, so behauptete er einmal, seinerzeit mit L. W. Brodie erstiegen und damals irrtümlich mit Cima Sidonie getauft. Von welcher Seite er aber hinauf gelangt war, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Wir kehrten also dem dreigipfeligen Massive endgültig den Rücken und wandten uns nun der Cima Zopel zu.



Naturaufnahme von A. v. Radio-Radiis. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Croda Grande-Gruppe und Altipiano delle Pale di San Martino von der Cima Zopel.

Von der Scharte zwischen der Spitze und dem Campanile di Lastei ließe sich ein gegen den Fiocobongletscher hinausragender Vorbau wohl ganz leicht über Schutt und Schrofen erreichen, aber zu diesem setzt der Gipfel mit einer wahrscheinlich unüberwindbaren Wand nieder. Wir gaben also, ohne es erst zu versuchen, den Gedanken auf, von hier aus die Gipfelschneide zu gewinnen. Der Gipfelaufbau verläuft gratähnlich von West nach Ost. Sein Ostgrat gleicht einer schmalen, fein geschwungenen Schneide. Sie zieht gegen einen Sattel nieder, jenseits welchem in östlicher Richtung sich die Cima Taliada anschließt, welche mit der bekannten gelben Mauer östlich absolut senkrecht niederstürzt. Diese Wand fällt schon vom Garestale auf und sie ist keine andere als die von Jägern als Tajola oder Taliada (die Abgeschnittene) benannte. Wir haben sie im Vorjahre bei unserem Anstieg durch die Val del Col am Fuße nach links umgangen, als wir zum Passo Zopel emporgestiegen waren. Auf dem oben erwähnten Sattel mußten wir vorläufig den weiteren Anstieg vollziehen. Zu diesem Zwecke hatten wir rasch drei Möglichkeiten ausgekundschaftet: Stiegen wir direkt durch die Wand empor, so wären wir vielleicht höher als erwünscht herausgekommen. Ein etwas unterhalb der Scharte ziehendes Band mündet quer durch die vom Sattel niedersetzende Mauer in einen Riß, welcher geradeaus in diese gewünschte Einsattelung emporleitet. Leichter schien die letztere über einen nördlich von der Taliada herabstreichenden, schneebedeckten Sporn erreichbar, doch hätten wir, um diesen zu gewinnen, von unserem Standpunkte zu tief absteigen müssen. Wir wählten daher den goldenen Mittelweg — das Band. Dieses setzt mit einer etwas aus der Wand vorragenden Plattform an, welche überhängt; dabei war der Schnee weit vom Felsen abstehend und die dazwischen gelegene Kluft so tief, daß man sich ihr nicht anvertrauen durfte. Ich turnte zuerst, von einem im Schnee eingerammten Pickel unterstützt, empor, dann halfen wir unserem Freund herauf und zum Schlusse folgte mein Bruder. Rasch kletterte ich das ausgesetzt an der Wand dahinziehende Band entlang voraus, und bald bestätigte ein Ruf meinen Begleitern, daß ich einen Durchstieg vom Bande zum Sattel gefunden hatte. Lustig stieg ich die Felsrinne empor und lag bald im warmen Sonnenschein auf dem Schneesattel zwischen der Taliada und der von hier aus gesehen ungemein schneidig aufgebauten Cima Zopel. Nun war alle Sorge um den künftigen Weg entschwunden, denn nur ein kurzes Stück trennte uns noch von der Zopelscharte und von dieser war mir der Weg schon vom Vorjahre her bekannt. Durch die tief einschneidende, zum Fuß der Taliadawand und zum Campo delle Fede hinabziehende Val Zopel getrennt, erhebt sich in steilem Aufbau die ebenfalls im Vorjahre von mir erstiegene Cima di Campido. Die auf der Höhe liegenden Schneemassen senden unter dem Einfluß der wärmenden Sonne mächtige Schmelzwasser zu Tal, welche über die Steilwände plätschernd herabstürzen. In halber Wandhöhe ist drüben wieder das Plattenband sichtbar, welches um eine Ecke herum auf die breite Terrasse unter der gelben Ostwand der Cima di Campido hinüberleitet. Überall, wohin ich nun Umschau hielt, lag Bekanntes vor mir. Es war ein so wohliger Augenblick, daß ich nicht umhin konnte, mich auf den angewärmten Felsen zu kurzer Rast hinzustrecken. Immer näher an mein Ohr dringende Stimmen verrieten mir, daß auch meine beiden Gefährten schon nahe waren; bald darauf tauchten auch sie wohlbehalten zur sonnigen Höhe empor.

Zwischen dem östlichen Grat und einem kurzen, südlich zur Zopelscharte abstürzenden Pfeiler durchzieht das Gipfelmassiv eine Kaminreihe, die — wie wir sofort sahen — den besten Anstieg vermittelt. Fast eben konnten wir auf der Schutterrasse zum Ausgange der Felsrinne hinüberwandern. Am unteren Ende der Kamine, ober dem Abbruche zum Passo Zopel, hinterlassen wir unsere Sachen

und machen uns, während unser Freund einige Skizzen anfertigt, an die Ersteigung der Cima Zopel. Der Weg liegt so einfach vor uns, daß ein Irren nicht möglich ist. Von zwei Rissen, die emporziehen, wählen wir anfänglich den linken, klettern oben, wo dieser in der Nähe einer Scharte endigt, nach rechts und gelangen so in den direkt zum Gipfel emporführenden Kamin. Frei von der schweren Last der Rucksäcke können wir nun über die griffigen, wenn auch sehr steilen Felsen zum Gipfel förmlich hinauflaufen. Zwanzig Minuten von unserem Rastplatz weg war die schmale Gipfelschneide gewonnen. Ein zerfallener Steinmann mit der Karte L. W. Brodies steht dort; als zweite Besucher der Warte bergen wir unsere Karten darin. Aus voller Brust jubeln wir hinaus in die Ferne und unser Ruf widerhallte von Spitze zu Spitze, von Wand zu Wand — von Berg zu Tal. Welche Bergidylle: Unten reges Treiben; auf den saftigen Matten von Fiocobon weiden Herden buntgescheckter Kühe — daneben fließen die rauschenden Wässer zu Tal. Hier oben aber ist alles Leben scheinbar dahin. Auch wir schweigen nun und genießen die kurzen Augenblicke der stillen Erhabenheit mit vollen Zügen. Erst ein Zuruf der Sennen von der Fiocobonalm, die uns jetzt auf dem Gipfel gewahren, unterbricht die Ruhe und wieder schallt ein froher Berggruß von der Warte durch die Wände. Wir gedenken auch unseres Kameraden, der da unten unser harrt: Armer Freund, schade, daß du nicht mit uns herauf stiegst! —

Von allem, was uns lieb und wert ist, ist Trennung schwer, aber wir reißen uns rasch von den Bergträumen los und tollen noch flinker, als wir aufgestiegen waren, die Steilwände hinab. Kaum eine Stunde nach Verlassen unseres Rastplatzes sind wir drei Freunde wieder vereinigt und weiter geht unser Weg.

Um zur Scharte hinabzugelangen, müssen wir auf der Terrasse ganz hart bis an den Absturz hinabsteigen, von wo aus dann eine schmale Felsleiste, welche knapp von der Scharte durch eine hervortretende Rippe unterbrochen wird, direkt zum Passo Zopel hinableitet. Hier stehen wir nun auf bekanntem Boden und brauchen uns um den weiteren Weg nicht mehr zu sorgen. Aber unerbittlich und mit Riesenschritten schreitet die Zeit weiter und so gerne wir hier oder auf dem jenseitigen Bande eine größere Rast halten möchten, so müssen wir doch schon nach ganz kurzem Aufenthalt wieder weiter.

Den Weg, den wir damals nach Ersteigung der Cima di Campido auf den Bändern und Terrassen ihrer Nord- beziehungsweise Ostseite genommen hatten, schlagen wir auch heute ein und gelangen solcher Art wieder zu jener plattigen Felsstufe, die den Abstieg durch den umgebenden Wandgürtel auf die nächste Terrasse ermöglicht. Auch heute, da wir wieder Rucksäcke schwerster Güte mit uns führen, und die Platten ebenfalls wasserüberronnen sind, erscheint mir dies Stückchen Kletterei wieder in seiner nicht zu unterschätzenden Schwierigkeit. Mit wenigen Schritten sind wir unten, können nun über den Schutt hinablaufen und stehen bald auf dem Schnee am Fuße des teuflischen Zackens des Campanile di Campidei. Wieder fesselt uns der Anblick jenes sich aus dem Schnee erhebenden Felsklotzes, der sich wie ein zusammengekauertes menschliches Wesen — wir nannten ihn den »Juden« — plötzlich vor uns in Riesengröße aufbaut.

Abermals ansteigend, gewinnen wir rasch den Sattel — Passo delle Fede —, auf welchem wir uns kurze Zeit aufhalten, und dann über das von gewaltigen Überhängen gedeckte Band hinüber und über steilen Schnee zum Passo Val Grande emporwandern. Der kleine Kamin in der Felsstufe der zum Passe emporführenden Rinne ist noch ganz verschneit, so daß wir, ohne einen Felsen zu berühren, den jähen Hang stufentretend emporstampfen. Nebel streichen jenseits aus dem Travignolotal in dichten Schwaden über die Schneefelder zu uns herauf, die wir nun in lustiger Fahrt an den noch prächtig verschneiten Firnhängen hinabgleiten. Es war

ein merkwürdiges Bild, wie die von der Höhe aus dem Nebel plötzlich in Überlebensgröße Auftauchenden gespenstig über den Hang herabsausten und im nächsten Augenblick schon in ihrer wirklichen Gestalt bei mir standen.

Campanile di Campidei vom Passo delle Fede
(teilweise von der Cima di Campido beschattet).

Um 1/2 8 Uhr abends langten wir in dichtem, nässenden Nebel auf dem Passo di Mulaz an und fanden glücklicherweise gleich zu Beginn des unterhalb der Paßhöhe befindlichen großen Überhanges unser von Dedorigo hinterlegtes Gepäck. Rasch mußte am geneigten Schutthange mit allen erdenklichen Mitteln und allen noch zur Verfügung stehenden Kräften ein ebener Platz für unser Zeltlager geschaffen werden, dann wurde flugs wieder unser geräumiges Schlafhaus aufgestellt und in Kürze das »Hotel Radio«, wie wir es scherzhaft nannten, feierlichst eröffnet und gleich bezogen. Unser heutiges Heim war entschieden besser und auch günstiger gelegen als unser vorjähriger dachloser Schlafplatz, der sich etwa 100 *m* weiter drüben befand. In tiefer Finsternis am Passe angekommen, konnten wir damals nicht lange wählen und mußten uns durch mühseliges, stundenlanges Zusammentragen und Übereinandertürmen von großen Felsstücken einen Schutzwall und dadurch einen halbwegs sicheren Platz schaffen. Heute hatten wir's bequemer. In Ruhe verzehrten wir unser Mahl und kümmerten uns wenig um das Aussehen des Himmels, denn hier waren wir wohl vor Wind und Wetter geschützt. Zum Schlafengehen zogen wir, im Gegensatze zu der im Tale gebräuchlichen Art, alles zur Verfügung Stehende an und versuchten einen wohlverdienten Schlaf zu tun, der aber des kalten und furchtbar harten Lagers wegen weniger gut ausfiel.

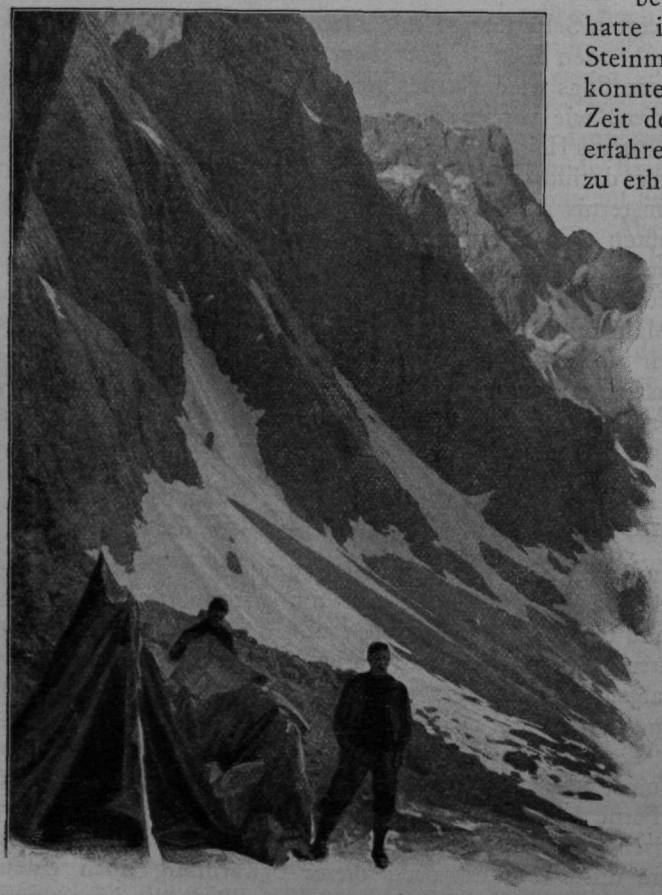
Cima di Val Grande, 3020 *m*, Cima del Mulaz, 2906 *m*.

Es mochte wohl ein ähnlicher, aber gewiß weniger anmutender Trieb gewesen sein, der uns zur selben Zeit, da im Tale der Hahn zum ersten Male kräht, aus scheinbarem Schlafe lockte und uns ganz und gar die rauhe Wirklichkeit zur wahren Erkenntnis brachte. Ich versuchte es zwar noch einige Male, mich über Viertelstunden hinwegzutäuschen, aber es half nichts; unter diesen Verhältnissen hielt ich es nicht mehr länger aus und kroch um 3 1/2 Uhr morgens zum Zeltloche heraus, es meiner Gefährten wegen hinter mir wieder wohlverschließend. Brr, war das eine Kälte! Sternübersäet und kaltklar war das Firmament und nur schwacher Mondschein drang aus der Ferne herüber. Rasch von mir zubereiteter heißer Tee mit vorzüglicher Sahne vermischt, war von wohltuendem Einfluß auf unsere vor Kälte zitternden Glieder. Während unser Freund nach dieser Erwärmung noch einen kurzen Schlaf tat, stiegen wir die wenigen Schritte ganz zur Paßhöhe hinan und erwarteten den jungen Tag.

Das Travignolo- und Fleimstal erfüllten dichte Morgennebel, die, noch von den mächtigen Bergen gedeckt, regungslos wie ein glatter Meeresspiegel sich über die nachtumwobene Landschaft breiteten. Aber während ihr Bewohner da unten euch noch im Banne der Nacht befindet, haben wir bei uns oben in der Höhe schon Anzeichen des erwachenden Tages. Dämmerlicht dringt schon von Westen herüber und immer röter färbt sich der kurz vorher noch blasse Horizont. Bald flammt es wie ein Feuermeer hinter der Civetta auf, die ersten wärmenden Sonnenstrahlen fliegen zu uns her und bringen wieder neues, frisches Leben in uns. Gar wohlig strecken wir uns jetzt auf den von der Morgensonne durchwärmten Platten der Paßhöhe hin. Die zarten Kristalle des über Nacht durch und durch gefrorenen Firnes blitzen auf und ergleißen unter den noch schrägen Strahlen der Sonne. Die Eishäupter der mächtigen Ortler-, Adamello- und Presanellagruppe, die kühnen Mauern der fernen Brentadolomiten, die Ötztaler Riesen und all die stolzen Berge der umgebenden Ferne beginnen in der Folge zu erglühen und ringsum leuchten die Höhen im blendenden Glanze des jungen Tages! Wir freuen uns des lachenden Morgens, der voll lauterer Reinheit hereinbricht. —

Heute wollten wir den höchsten der Gipfel, welcher zwischen der Cima dei Bureloni und der Cima di Fiocobon gelegen ist — die Cima Val Grande — besteigen. Auf seiner Spitze hatte ich schon im Vorjahre einen Steinmann wahrgenommen, doch konnte ich über den Erbauer und die Zeit der Errichtung im Tale nichts erfahren. Um Gewißheit darüber zu erhalten, mußte ich nun selber einmal den Bergscheitel betreten.

Nordwestgrat der Cima dei Bureloni
Cimone della Pala



Unser Lagerplatz vom Jahre 1902 am Passo di Mulaz gegen den Cimone della Pala.

Vom Passo di Mulaz bieten sich zwei Möglichkeiten zur Ersteigung: Die breite, in später Jahreszeit meist von Eis überzogene Schneeterrasse, welche die Westflanke des Campanile di Val Grande umzieht und zur Vereinigungsstelle mit dem zweiten Anstiegswege — d. i. ein ähnliches, aus der Val Grande die Ostflanke durchziehendes Schichtband — zum Südfuße des genannten Campanile hinaufführt. Da der Firn über Nacht eisartig gefroren war, so entschlossen wir uns, die erweichende Wirkung der immer höher steigenden Sonne abzuwarten und dann erst den Anstieg zu

beginnen, denn wir hätten sonst in dem steilen Firn zum Passo Val Grande Stufen herstellen müssen.

Erst gegen 9 Uhr nahmen wir Abschied von unserem Zelthotel, zu dessen Bewachung sich unser Freund erbötig machte. Wir verfolgten das Band am Fuße der gelben Wand unterhalb unseres Zeltes weiter, dann traten wir auf steile Schneehänge, die uns, den Einstieg zur Cima di Fiocobon linker Hand lassend, geradeaus auf den Passo Val Grande leiteten. — 10 Uhr. — Die steile, von vertikalen Wänden eingeschlossene Rinne, welche zur Val Grande hinabführt (sie ist im Spätsommer schutterfüllt), und welche wir gestern bei weichstem Schnee emporgestiegen waren, war jetzt von hart gefrorenem Schnee erfüllt. Da nützten uns die alten, entgegengesetzt gerichteten Spuren auch nichts und wir mußten, wollten wir sicher hinabgelangen, mit Seilversicherung Stufe um Stufe der spröden Hülle abgewinnen.

Am Ende der Schlucht, um die Felsecke zur Rechten einbiegend, gelangten wir auf das teils auch unter Überhängen emporführende Band. Die erste Verengung leitet noch ganz bequem zur Fortsetzung, hingegen war die folgende Unterbrechung unter den gegebenen Verhältnissen durchaus nicht so einfach zu bewältigen. Den plattigen, griffiosen Abbruch direkt zu erklimmen, schien nicht ratsam. Wir verbanden uns daher durch das Seil; mein Bruder hatte in einer Nische Stand gefaßt und ich begann nun eine firn-, dann eiserfüllte Rinne zu queren, bis ich in die jenseits gelegenen, plattigen Felsen einsteigen konnte. Die glatten, vielfach wasserüberronnenen Platten erforderten ungeheure Achtsamkeit. Sind die Felsen frei von Eis, so mag die Sache ganz einfach sein. Mein Bruder folgte rasch nach und bald kamen wir über Schnee und Schutt auf die breitere Fortsetzung des Bandes. Im Nu hatten wir den Sattel, wo der weitaus kürzere Weg über die Schneeterrasse der Westseite heraufleitet, erreicht und stiegen von dort aus über gelb gefärbten, erdigen Schutt direkt auf den höchsten, plattigen Kopf, der aber nur ein Vorgipfel des Berges ist. Diesen übersteigend, gelangten wir jenseits in eine enge Scharte, über die nur eine ganz schmale, äußerst luftige Firnschneide an die gegenüberliegende Wand leitete. Linker Hand zog eine von weichstem Schnee bedeckte Rinne hinab, rechts schoß eine mit graublauem Eis erfüllte, fast senkrecht abstürzende, enge Klamm zur Tiefe. In dieser erkannten wir jene Schlucht, an deren unterem Ende wir zwei Jahre vordem irrtümlich infolge Nebels eingestiegen waren, in der Absicht, die Cima dei Bureloni zu gewinnen. Die feuchtkalten Dünste, die wie in einem Schornsteine von der warmen Luft zur Höhe getrieben, emporstiegen, zerstäubten hier oben im Sonnenglanze und benetzten kühlend unsere heißen Wangen.

Durch einen Riß und brüchige Schrofen, sowie über einen bequemen, von einem zartgeschwungenen Schneekamme umsäumten Schutthang erreichten wir um 12 Uhr mittags die Spitze. Obwohl wir den Steinmann sofort gründlich untersuchten, fanden wir keine wie immer gearteten Aufschreibungen vor. Die Gipfelrast wurde gründlich ausgenützt: es wurde photographiert, topographische Skizzen wurden angefertigt, ferner auch die Höhen der umgebenden Gipfel beobachtet, mit den Höhenmaßen der Karte verglichen und einzelne fehlende eingezeichnet. Der Aussicht wegen den Berg zu besteigen, empfehle ich kaum, auch die Tour als solche lohnt den Aufwand an Mühe im Vergleiche zu der benachbarten, weit interessanteren Cima dei Bureloni gar nicht, denn diese ist's, die auch den Ausblick nach Süden ganz verdeckt. Anders stellt sich die Sache für den Kenner, der die Gruppe systematisch durchwandert.

Warm schien die Sonne herab und ließ doch noch ein echtes »Gipfelgefühl« so recht zum Durchbruche kommen. Was vor allem überwältigt, das ist der Blick auf die grünende Tiefe der Vezzanaalpe; so oft wir auch durch die wolkenlose,

Umgebung des Passo di Mulaz von der Cima del Mulaz.

durchsichtige Ferne unser Auge herumlenkten, immer wieder bannten es die weiten Halden und die saftigen Matten zu unseren Füßen.

Eine Stunde benötigten wir zum Abstiege bis in die obere Val Grande, in weiteren sechs Minuten erreichten wir, gleichwie am Vortage, über den nunmehr bequem passierbaren Schnee den gleichnamigen Paß und in abermals zehn Minuten waren wir, über den Firn hinabsausend, bei unserem Zelte. Unser Freund, der inzwischen am Passo di Mulaz weitere Skizzen verfertigt hatte und dem wir vom Passo Val Grande aus zugerufen hatten, er möge gleich zum Zelt herabkommen, war über unser Eiltempo, mit welchem wir die Strecke vom Passe bis hierher zurückgelegt hatten, geradezu verblüfft.

Zu später Nachmittagsstunde wollte ich photographischer Aufnahmen wegen — einer zu diesem Zwecke günstigen Zeit — auf die Cima del Mulaz. Wir drei machten uns um 5 Uhr dahin auf den Weg, aber je höher wir kamen, desto dichtere Nebel umhüllten uns. Wieder schlugen wir, wie vor zwei Jahren, den direkten, schöne Kletterei bietenden Aufstieg durch die Südflanke des mächtigen Berges zum südlichen Gipfel ein und überschritten dann den ganzen hufeisenförmigen Grat bis zum höchsten Punkte. Umgeben von einem undurchdringlichen Nebelschleier, saßen wir fröstelnd über eine Stunde auf der Höhe. So sehnsüchtig ich mit meiner jederzeit zum Abklappen bereitstehenden Kamera eine, wenn auch nur ganz kurze Lichtung erflehte, so hartnäckig blieb sie aus, und nur immer von neuem wälzten sich Wolkenballen und Nebelmassen aus den tiefen Schluchten über des Berges breites Haupt. Um 7 Uhr zogen wir wieder hinab, mein Freund verdrossen, daß er keinen Ausblick gehabt hatte, ich aber ärgerlich darüber, daß gerade um diese Zeit die Nebel, von denen wir sonst den ganzen Tag über verschont geblieben waren, mir jetzt solche Possen gespielt hatten.

Wie am Tage zuvor bezogen wir mit Einbruch der Dunkelheit unser luftiges Haus. Alles, was wir von den wenigen warmen Sachen anziehen konnten, benützten wir, um uns vor dem starken Nachtfrost zu schützen; auch der in den vorigen Nächten als Kopfpolster benützte Rucksack wurde zum Warmhalten der

Füße benützt, die beiden Seile wurden, in Windungen gelegt, als Unterlage aufgebreitet, so daß uns zuletzt als Stütze für das müde Haupt nur mehr die mit scharfen Nägeln bewehrten Bergstiefel überblieben, deren Härte wir durch einen darüber gelegten wollenen Fäustling zu lindern suchten. — Angenehme Aussichten für die Nachtruhe! — — Der Schlaf kam heute leider nicht so wie in den früheren Nächten über uns. Bald begann unser Gefährte über unglaubliche Kälte, bald über die unerhörte Härte des Lagers zu jammern und zu fluchen und ließ dadurch auch uns zu keiner Ruhe kommen, die wir uns in einer gewiß ebensowenig beneidenswerten Lage befanden, besonders mit Rücksicht auf die Knoten der Seile, die wir dem Gaste zu Ehren auf uns genommen hatten und die uns beim Liegen drückten. Es war eine wahre Leidensnacht, so daß wir froh waren, als wir laut gemeinsamer Beratung kurz nach 2 Uhr nachts beschlossen, die elende Liegerei aufzugeben, den Kochapparat hereinzuholen und uns im Zelte nun rasch ein warmes Getränk zuzubereiten, wodurch die Temperatur im Innenraume unter Mitwirkung des Kerzenlichtes doch etwas erträglicher wurde. Rauchend und plaudernd, dann wieder über die dumme nächtliche Geschichte scherzend, vertrieben wir uns die Zeit bis zum Anbruch der Dämmerung. Wie am Vortage gingen wir dann hinauf zu den Platten auf der Paßhöhe und ließen uns von der bald aufgehenden Sonne bescheinen.

Einen einzigen Menschen sahen wir seit vielen Tagen jetzt hier auf der Höhe; es war ein Schmuggler, der mit Zucker und Tabak über den Passo Lucan hinüber nach Gares wanderte. Obwohl er anfänglich bei meinem und des Zeltes Anblick sehr erschrocken schien, so legte sich doch gar bald seine Angst, besonders als ich ihm erklärte, daß wir nur Bergsteiger seien und ihm ja nichts anhaben wollten. Einen Gruß an Dedorigo mit der Mitteilung, daß wir wohlauf seien, hat er, wie ich später erfuhr, pünktlich ausgerichtet.

Es war die letzte Nacht gewesen, die wir nun hier verbrachten. Zu einem größeren Unternehmen, wie ich es geplant hatte — dem Übergang zur Vezzana — fühlten wir uns nach nunmehr fünf ziemlich schlaflosen Nächten nicht kräftig genug, und so beschlossen wir, abends nach S. Martino abzusteigen und, erst wieder gekräftigt, die gedachte Tour in umgekehrter Richtung zu versuchen.

Der vierte Tag unseres Freilagers sollte uns auf dem Passe mit verschiedenen Streifzügen, insbesondere in den Wänden der Cima del Mulaz beschäftigt finden. Von hier wurden noch einige schöne Bilder photographisch festgehalten und die Arbeiten an meiner hier beigegebenen Kartenskizze vollendet. — Um 11 Uhr vormittags brachen wir unser, trotz der vielen Nachteile liebgewonnenes Zeltlager ab und es tat uns fast weh, als unser »Hotel«, der Sicherungsseile beraubt, plötzlich in sich selbst einstürzte und bald hierauf der Platz unseres wechselvollen Beisammenseins so verödet wie zuvor dalag. Nur eine Grube im Schutte unter der Wand gibt heute Zeugnis unserer Anwesenheit. — Jeder mit einem schier zum Platzen angefüllten Rucksack, der einem bei dem geringsten Fehltritte das Gleichgewicht benahm, zogen wir drei Einsiedler über den steilen Schnee und die Schuttlager hinab zur Malga Vezzana. Unten am weichen Almboden, dessen grüne Flächen dem Auge nach so langer Entbehrung so wohl taten, ließen wir uns nieder. Unter einem Blocke rastend, grüßten wir nochmals alle unsere lieben Berge und schritten dann über die Matten, die wahrhaft einem goldigen Blumenbeete glichen, hinüber zum Rollepaß.

Von der Cima di Vezzana, 3191 *m*, zur Cima dei Bureloni, 3123 *m*, und Cima delle Ziroccole, 3056 *m*.

(Eine Durchquerung der südlichen Hälfte des Nordzuges.)

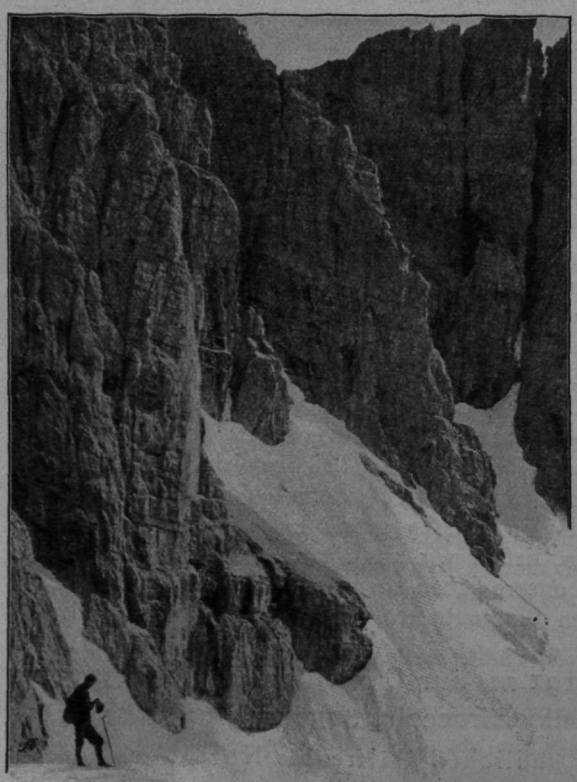
»Sollten wir hier nicht ein wenig das Nachlassen des Regens abwarten?« So fragte ich meinen Bruder, als uns am Wege zur Rosettahütte über der Palaalpe

plötzlich ein Regenschauer überraschte. »Ich meine, wir halten uns lieber jetzt hier nicht auf, denn sieh', im fernen Westen ziehen hinter der vermeintlichen Lichtung greuliche Wolkenhaufen auf, das gibt ein tüchtiges Wetter. Ob wir dann rechtzeitig die gelben Überhänge erreichen — und wer weiß, wie lange es währt!« Also beschlossen wir einen beschleunigten Schritt.

Eine Nacht hatten wir nunmehr nach unseren vieltägigen Strapazen und Freilagern in S. Martinos prächtigen Betten selig verträumt und uns nachher von unserem Freunde getrennt. Er mußte über Rolle heimwärts ziehen, während wir in den letzten Nachmittagsstunden bergwärts wanderten. Unser Ziel war vorläufig die Rosettahütte und am nächsten Morgen wollten wir endlich unser ältestes Projekt versuchen — den Übergang von der Vezzana zur Cima dei Bureloni.

Nun müssen wir eilen, wollen wir der Wut des herannahenden Wetters entfliehen. Wir laufen mit ihm bergwärts zur Wette — und gewinnen. In die gastliche Hütte eintretend, können wir zwei liebe Wiener Bekannte auf das herzlichste begrüßen. Auch unserem freundlichen Hüttenwirtschafter sowie Dedorigo reichen wir als alte Bekannte die Hände.

Während wir plaudern, verfinstert sich plötzlich der Himmel, grelle Blitze durchzucken ringsum die Landschaft und das gefürchtete Wetter setzt mit einem tüchtigen Hagelschlag ein. Lange währte es, ehe sich die Wut der Elemente legte. — — — Als wir hernach einen Spaziergang auf die Rosetta unternahmen, widerhallte das Donnergrollen des über die Croda Grande ostwärts ziehenden Gewitters noch oft und oft in den prallen Felswänden unserer Berge, über die sich beim Auflösen des Nebels ein zarter weißer Schleier aus Hagel- und Graupenkörnern breitete. Die bald folgende Abenddämmerung bot ein wirkungsvolles Farbenspiel, welches durch das nunmehr dahinziehende Gewitterdunkel im Osten und einzelne bedrohliche Wolkenbänke im Westen erhöhten Reiz erhielt.



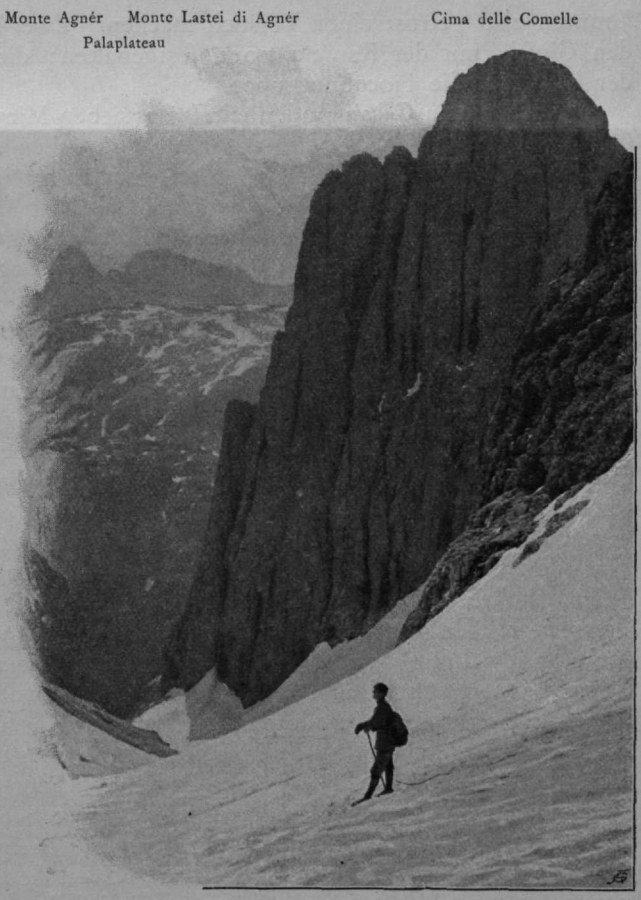
Nördliche Begrenzung der Val Strutt vom Passo di Val Strutt.

Als wir nach einer gutverbrachten Nacht um 4 Uhr morgens erwachten, tobte draußen ein wütender Sturm. Unser erster Gedanke galt der geplanten Tour: wie wird es uns heute dort oben wohl ergehen? — — —

Als Zweifler zogen wir, nachdem wir Abschied genommen hatten, den uns wohlbekannten Weg unter der Corona dahin, gegen den Passo Bettega. Oft mußten wir uns mit aller Kraft gegen den Wind stellen, um der Gewalt widerstehen zu können, oft wieder im Wandern innehalten, um mit dem Rücken gegen

ihn Atem zu schöpfen, da einem dieser oft ganz benommen wurde. Der Weg jenseits über den Sattel hinab und empor zum Travignolopaß bot uns nichts Neues mehr.

Wir wählten diesmal die steile Schneeschlucht durchaus zum Anstiege bis zum Passe. Eben als wir uns auf den noch hart gefrorenen, jäh abschießenden Hängen befanden und im harten, teils vereisten Firne Stand für Stand mühsam errangen, blies der heftige Südwestwind alles, was tags zuvor an Hagel und Graupen auf Felsen und Hänge gefallen war, auf uns Arme herab. Im Nu waren wir über und über mit dem eisigen Weiß bedeckt, dabei schmerzten die mit aller Wucht herabgefegten, gefrorenen Körnchen wie Nadelstiche. Mit Hilfe der Schneehaube und des über den Kopf gezogenen Rucksackes konnten wir der Wucht manches solchen Anpralles widerstehen. Umkehrgedanken tauchten auf, wurden aber bei jedesmaligem Nachlassen des Sturmes wieder aufgegeben. So kamen wir immer mehr zur Höhe. Zusehends ließ nun das Wehen nach, bis wir am Travignolopasse selbst ganz in den Windschatten des Cimone kamen. Wohl vernahmen wir das noch ungeschwächte Tosen des Sturmes in den jähen Wänden und dachten dabei vorläufig daran, nur die Vezzana selbst zu besteigen. Den Gedanken, unsere große Tour auszuführen, wagten wir unter diesen Verhältnissen kaum zu fassen. Auf dem Kamme überraschte uns abermals ein derartiger Windstoß, daß wir uns an die Felsen drücken mußten, um nicht hinabgeworfen zu werden. Mit größter Vorsicht stiegen wir dann ganz zum Gipfel empor, den wir trotz der Hindernisse um 8 Uhr 7 Min., also im ganzen nach nur etwas mehr als 2¼ Stunden von der Hütte weg erreichten. Dieses Ergebnis wirkte ermunternd, zudem schienen wir heute trotz der Widerwärtigkeiten und der Laune des Wetters gut in Form zu sein.



Blick vom Passo di Val Strutt durch die Val Strutt gegen Osten.

Ich musterte sofort die jenseits emporziehende Schneerinne: sie schien gut. Ist es möglich, sie, bevor die Sonne hineinleuchtet, zu erreichen, so haben wir wohl keinen Steinfall zu fürchten — nun hängt die Tour bloß von den Verhältnissen der Nordgehänge der Vezzana ab. Liegt dort blankes Eis wie im Vorjahre, so mag der direkte Abstieg allerdings manche harte Arbeit bieten. So weit wir aber sahen, war die Schneedecke noch hoch und außerdem auffallend weich; wir

konnten also getrost einen Versuch machen. Zwei Bilder wurden im »Fluge über den Gipfel« mit der Kamera noch festgehalten: die Nordflanke des Cimone und der Blick auf die Fiocobongruppe.

Nach einem Gesamtaufenthalte von sieben Minuten ging es vom Gipfel nordöstlich hinab. An dieser Seite dacht ein Firnrücken ab, der nach Norden mit einer Wand niedersetzt; diesen Wandgürtel nun an geeigneter, womöglich niedrigster Stelle zu durchklettern, ist die Hauptaufgabe. Wir fanden nach etwa zehn Minuten einen, wenn auch sehr steilgestuften, so doch ganz guten Durchschlupf und standen bald unten am steilen Firn. Mit einem großen Bogen nach rechts umgingen wir eine Stelle blanken Eises und gelangten abfahrend bis an einen gewaltigen Steilabsturz gegen die Val Strutt. Ober diesem zogen wir am Fuße des eben verlassenen Firnhanges auf aperem Felsbande westlich hinüber bis zu einer niederen, aber brüchigen Wandstufe. Vorsichtig abkletternd, standen wir in kürzester Zeit unter derselben auf dem steilen Schnee. Mit dem Seile uns gegenseitig versichernd, dringen wir nunmehr auf dem Gehänge rasch vor und betreten bald jubelnd die weite Schartenkehle nördlich der Vezzana. In unseren Freudenruf mischt sich das nun wieder vernehmbare Sturmestosen und -Brausen in den hohen Felswänden der Vezzana. Die steilen Mauern zittern scheinbar unter der Wucht des heulenden Sturmes.

Von himmelhohen Wänden, bizarren Türmen, Eis- und Schneemassen umgeben, stehen wir hier auf der Scharte inmitten einer wunderbaren Bergwelt. Diesseits blicken wir über die steilen Gehänge auf die lachenden, grünen Matten von Rolle, während wir jenseits zwischen Felswänden hindurch über der Tiefe der Comelleschlucht das Haupt des Monte Agnèr gewahren.

Die Felsmauern zu unserer Linken im Norden werden von zwei großen Schneerinnen durchfurcht, deren letzte, zugleich gangbarste, direkt auf die tiefste Einsattlung (den Passo di Burelon) zwischen Cima dei Bureloni und Cima delle Ziroccole leitet. Um zum unteren Ende dieser Schneeklamm zu gelangen, ist es notwendig, noch ein gutes Stück auf dem stark geneigten Firn hinabzusteigen; dann gilt's einen markanten Felssporn, der die beiden benachbarten Rinnen voneinander trennt, zu umgehen, und nun können wir in die steile Rinne einsteigen.

Seillängenweise arbeiten wir uns in ihr empor, bald ziehen wir wegen einzelner, in Riesensprüngen verdächtig zu uns herabtanzender Steinchen gegen die rechte Begrenzungsflanke, und klettern in der oft überhängenden Randkluft, nur hie und da auf den steilen Hang hinaustretend, empor. Hoch oben gabelt sich die Rinne und wir wählen als die bessere den rechter Hand abziehenden Ast. Blankes Eis tritt leider auch hier schon unter der unverläßlichen, steilen Schneedecke zutage, dabei erreicht die Rinne hier eine Neigung von gewiß über 70 Graden. Die Wände treten gegen das Ende immer enger zusammen, bis sie im letzten Teil des Anstieges nur mehr höchstens $1^1/_2\,m$ Entfernung voneinander erreichen. Der Vorangehende erscheint hier wahrhaftig schon, als stände er fallrecht ober einem.

Immer steiler wird der Schnee; schon leuchtet zwischen den schroffen Mauern über dem scharfen, sonnenbeleuchteten, weißen Schneerand das Blau des Himmels herab — man glaubt den Rand schon erfassen zu können — aber noch eine Seillänge trennt uns von ihm: der senkrechte Abbruch einer Schneewächte beim Ausstiege gibt uns noch tüchtig zu schaffen — dann aber eine Schwungstemme —, wir liegen auf dem sanften Firn des Sattels und blicken hinüber in den liebgewonnenen, sonnigen Kessel der Val Grande. — Dem steilen Schlunde entronnen zu sein, die so lang geplante Tour nun der Hauptsache nach zu Ende geführt und nun wieder bekannten Boden betreten zu haben, das waren Momente, geeignet, in unserem freudig bewegten Inneren ein wahres, echtes Hochgefühl wachzurufen. Es war nicht eine ununterbrochene Kette von Gefahren großer Art, durch die wir uns heute

zum ersehnten Ziele hindurchgearbeitet hatten, nein vielmehr eine Reihe erhabenster Scenerien und eindrucksvollster Gänge über Firn, von dessen jeweiliger Beschaffenheit die Schwierigkeit dieses Weges abhängt.

Der Anstieg auf den linker Hand gelegenen Gipfel der Cima dei Bureloni war mir von hier aus schon bekannt, nicht so jener auf den von Norden gesehen schön geformten Eisgipfel, den man in diesen Bergen nicht vermutet und bei dessen Anblick man beinahe einen Hochgipfel der Zentralalpen vor sich zu haben wähnt. Nach Euringers Beschreibung war ich im Zweifel, ob die von ihm bestiegene und benannte Cima delle Comelle dieser Berg, oder jener zwar untergeordnete, aber formenschöne und mit prallen Wänden zur Valle Strutt abstürzende Gipfel sei, der

Nordzug der Palagruppe aus der Gegend des Passo Venegia.

dem nordöstlich absinkenden Kamme der Vezzana entragt. Auch da mußte Klarheit geschaffen werden.

Der Aufbau war so verlockend, daß wir schon nach kurzer Rast uns an das Erklimmen seines Scheitels machten. Der sanft geneigte Schnee hätte wohl anfangs ein bequemes Ansteigen gestattet, wären die Massen durch die Wirkung der Sonne nicht gar so erweicht gewesen, daß wir oft bis über die Knie einsanken. Unter einem Felssporn, den wir im weiteren Verlaufe umgehen mußten, trafen wir Eis und darunter zog unvermittelt ein langer, blinkender Eishang zu einer weit geöffneten, bläulich schillernden Randkluft. Bald standen wir in der Scharte hinter dem Turm. Eben als wir um die Ecke bogen und die Gipfelfelsen zu erklettern begannen, brauste der Sturmwind, vor dem wir sowohl in der Rinne wie am Kamme bis nun geschützt waren, daher und drückte uns unsanft an die Felsen.

Nach kurzem luftigem Klettern standen wir auf dem Scheitel des Berges; aber keiner der losen Steine verriet seine etwaige, einstige Zugehörigkeit zu einem Steinmale.

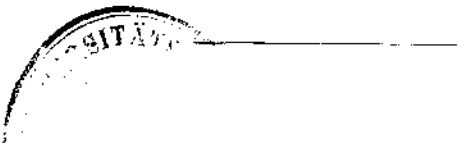
Ein abermaliger heftiger Windanprall bringt uns darauf nicht Gefaßte beinahe zu Fall. Eilends treten wir nun auf gleichem Wege den Abstieg zur Scharte an und erreichen, nunmehr den Felszahn direkt überkletternd, bald den Sattel. Ohne Aufenthalt zu nehmen, stürmen wir jenseits gleich darauf auf bereits bekannter Fährte dem Gipfel der Cima dei Bureloni zu. Doch auch hier werden wir vom wütenden Sturme rasch vertrieben und lagern bald wieder, behaglich dahingestreckt, auf dem Firnsattel beim Ausstiege aus jener, nunmehr einem lebhaften Steinfall ausgesetzten Schlucht, die wir zwei Stunden vorher verlassen haben. Die Neigung des obersten Teiles der Rinne ist eine so bedeutende, daß wir, hätten nicht unsere Spuren durch sie emporgeleitet, fast nicht glaubten, hier herauf gekommen zu sein.

Über Eis und späterhin über sehr weichen Schnee ziehen wir hinab in die Val Grande, über den wohlbekannten Passo Val Grande und dann in wenigen Minuten hinab in die Gegend unseres liebgewonnenen Biwakplatzes am Passo di Mulaz. Wie aber auffallend rasch der heftige Wind ganz zu toben aufgehört hat, da tauchen auch schon Nebel dickster Art aus den Taltiefen herauf zu den Bergeshöhen. Von undurchdringlichen Schleiern umgeben, fahren wir über den Fiocobongletscher hinab, und erst als wir uns auf den Lawinenresten den grünen Böden der Fiocobonalpe nähern, treten wir aus der den Sehkreis hemmenden Hülle hinaus auf die lachenden, sonnenbeschienenen Matten. Und wie vor fünf Tagen beim Aufstiege, machen wir jetzt in der Alm bei unseren Sennerfreunden eine lange Rast.

Daß man auch in der Palagruppe langandauernde Schnee- und Eiswanderungen vollführen kann, das bewies unsere heutige Bergfahrt, während welcher wir bis fast zur Alm hinab von der Rosettahütte weg ungefähr acht Stunden — die wenigen Kletterstellen ausgenommen — fast ausschließlich über Firn gewandert waren.

San Pellegrino, unser ursprünglich erwähltes Endziel des heutigen Tages, war auf diesem Wege doch zu weit für uns, und so blieb nichts übrig, als gegen Paneveggio abzusteigen. Mit einem frohen Lebewohl zogen wir über die grünen Hänge jenseits wieder empor gegen den Passo Venegia. Die Nebel, die immer noch auf den Gipfeln hafteten, lösen sich immer mehr und zerfließen bald ganz im Glanze der goldigen Nachmittagssonne. Über die sanft geneigten Matten wandern wir wie auf einem Blumenteppich dahin und oft strecken wir uns zu längerer Rast auf das Blütenfeld. Je mehr wir an Höhe gewinnen, desto stolzer bauen sich unsere Gipfel in den blauen Äther auf. — Noch ein Gruß und wir übersteigen die Paßhöhe, queren auf schmalem Steiglein eine brüchige Rinne und überschreiten abermals eine Einsattlung, um dann die weiten Hänge, die sich sanft zum Travignolotal hinabsenken, zu betreten.

Im Abendrot leuchten zum Abschiede die stolzen Häupter des Nordzuges. Stolz ragen sie auf, die Ziele jahrelanger Sehnsucht — herrlicher Träume —; und jetzt, da wir sie kennen, jeden Gipfel, jede Scharte, jedes Tal, jetzt sind sie uns lieber denn je. Schwermut erfaßt uns bei dem Gedanken des Abschiedes! Doch wir müssen fort. Wir wandern zu Tal, durch stämmigen Hochwald, längs rauschender Wässer, die uns stets wieder ein Lebewohl zurufen. Nicht mit dem Bewußtsein von Siegern, sondern das Herz von Wehmut erfüllt um verlassene Freunde, wandern wir still hinaus aus der liebgewordenen, sehnsuchterweckenden Bergeinsamkeit zu den Menschen — zur Alltäglichkeit! — —



KARTE DER ADAMELLO- UND PR

1 : 50000.

Beilage zur Zeitschrift des D. & Ö. A. V. 1903.

KARTE DER ADAMELLO-UND PRESANELLA-GRUPPE.

1 : 50000

-UND PRESANELLA-GRUPPE.

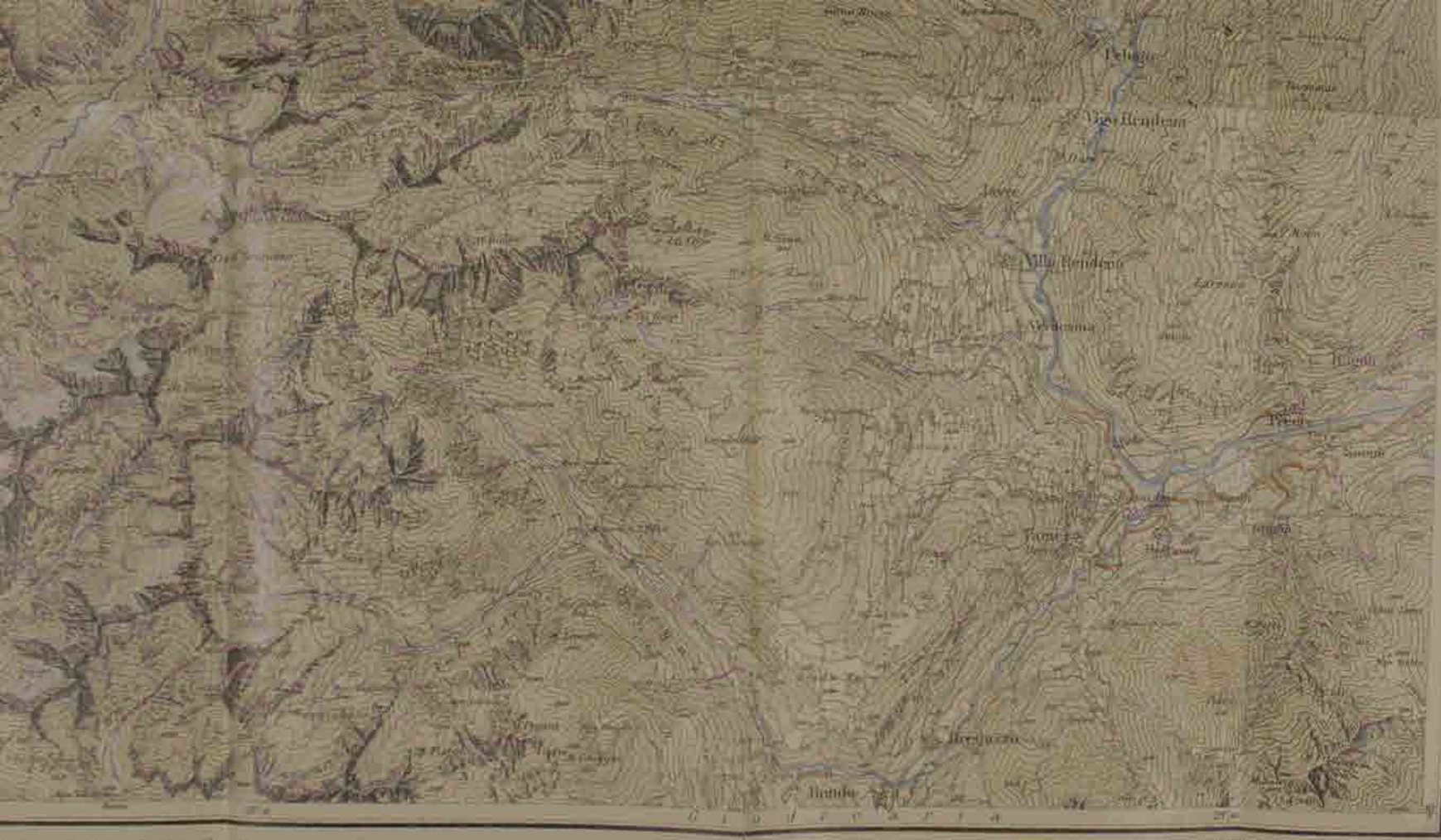
1 : 50000.

Stich u. Druck v. GIESECKE & DEVRIENT Leipzig u. Berlin.

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen
1883

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein

1903



...chen d. Oesterreichischen Alpen Vereins

1903.

Nach den Aufnahmen des k.u.k. Generalstabes und des militärischen MILITÄR GEOGRAPHISCHEN INSTITUTES
bearbeitet unter Leitung von Prof. F. HEGER.
Schraffirung und Terrainzeichnung von L. Kasper
Schriftvorlage v. M. R. Schenk v. T. F. Salmon

G. Freytag's Übersichtskarte der Dolomiten. Maßstab 1 : 100.000.

G. Freytag's Übersichtskarte der Dolomiten. Maßstab 1 : 100.000